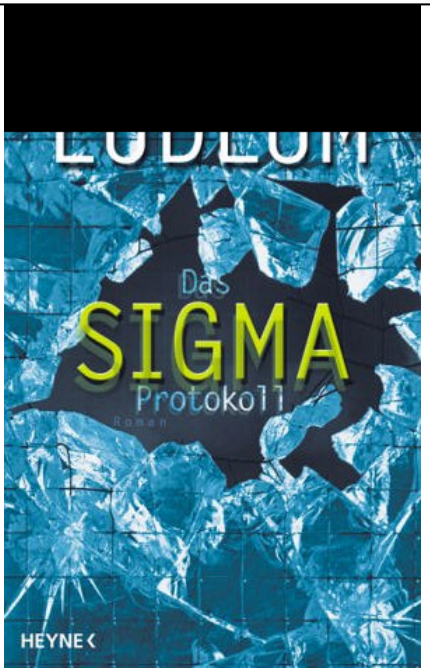

Robert Ludlum

Das Sigma Protokoll

scanned by Ute77
corrected by AnyBody

Eine fast vergessene hochbrisante Geheimdienstakte ist das Bindeglied für eine brutale Mordserie in Europa.
Als der Investmentbanker Ben Hartman in Zürich nur knapp einem ähnlichen Anschlag entgeht, folgt er gemeinsam mit der US-Agentin Anna Navarro den Spuren des Falls und sie geraten in den lebensgefährlichen Sog einer weltweiten Verschwörung.

ISBN 3-453-86837-4
Originalausgabe The Sigma Protocol
Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Müller
2003 Wilhelm Heyne Verlag

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

1. KAPITEL

Zürich

»Darf ich Ihnen inzwischen etwas zu trinken bringen?«

Der Hotelpage war ein gedrungener junger Mann, auf dessen grüner Lodenuniform das Namensschild aus Messing glänzte.

»Nein, danke,« sagte Ben Hartman mit einem schwachen Lächeln.

»Vielleicht einen Tee? Oder einen Kaffee oder ein Glas Mineralwasser?« Der Page schaute zu ihm hoch. Er strahlte ihn mit den erwartungsvollen Augen eines Menschen an, dem nur noch wenige Minuten blieben, das Trinkgeld in die Höhe zu treiben. »Tut mir furchtbar Leid, dass der Wagen noch nicht da ist.«

»Kein Problem.«

Ben stand in der Lobby des Hotels St. Gotthard, eines eleganten Etablissements aus dem 19. Jahrhundert, dessen Spezialität die Betreuung des gut betuchten, internationalen Geschäftsmannes war. *Und das,* dachte Ben boshaft, *bin ich ja wohl.* Nachdem er ohnehin schon ausgecheckt hatte, spielte er flüchtig mit dem Gedanken, dem Pagen ein Trinkgeld dafür zu geben, dass er ihm *nicht* die Taschen hinterhertrug, dass er ihm *nicht* wie eine Klette am Bein hing, dass er sich *nicht* unaufhörlich dafür entschuldigte, dass der Wagen, der ihn zum Flugplatz bringen sollte, noch nicht da war. Überall auf der Welt bildeten sich Luxushotels auf dieses Herumscharwenzeln etwas ein. Ben war ziemlich oft auf Reisen und hatte das schon immer als höchst aufdringliches Ärgernis empfunden. Wie viel Zeit hatte er schon darauf verwendet, sich aus diesem Kokon zu befreien. Doch die Fesseln aus uralten, ritualisierten Privilegien waren dann doch stärker gewesen. Der Hotelpage hatte ihn

durchschaut, na schön. Für ihn war er nur einer von vielen reichen, verwöhnten Amerikanern.

Ben Hartman war sechsunddreißig, fühlte sich aber heute wesentlich älter. Und das lag nicht nur am Jetlag - er war gestern aus New York gekommen und stand immer noch etwas neben sich. Es hing damit zusammen, wieder in der Schweiz zu sein. In glücklicheren Tagen hatte er viel Zeit hier verbracht: immer auf der Überholspur, ob auf Skiern oder im Wagen. Unter den gesetzestreuen Bürgern mit ihren versteinerten Gesichtern hatte er sich gefühlt wie ein wilder Freigeist. Er wünschte, dieses Feuer wieder entfachen zu können. Doch er konnte nicht. In der Schweiz war er nicht mehr gewesen, seit hier sein eineiiger Zwillingsbruder Peter - der engste Freund, den er je gehabt hatte - vor vier Jahren umgekommen war. Ben erkannte jetzt, dass es ein Fehler gewesen war, zurückzukommen. Er hatte zwar damit gerechnet, dass die Reise Erinnerungen aufwühlen würde, allerdings nicht solche. Seit er auf dem Flugplatz Kloten gelandet war, war er völlig durcheinander, wurde er hin- und hergerissen zwischen Zorn, Kummer und Einsamkeit.

Aber er hütete sich davor, seine Gefühle offen zu zeigen. Gestern Nachmittag hatte er ein paar kleinere geschäftliche Dinge erledigt, und heute Morgen hatte er sich zu einem zwanglosen Gespräch mit Rolf Grendelmeier von der Union Bank of Switzerland getroffen. Zwar ohne besonderen Grund, aber man musste seine Kunden bei Laune halten; Höflichkeitsbesuche gehörten zum Geschäft. Um ehrlich zu sein, sie waren das Geschäft. Manchmal verspürte er einen leichten Stich, wenn er daran dachte, wie leicht er in die Rolle des einzigen überlebenden Sohnes des legendären Max Hartman geschlüpft war. Er war der mutmaßliche Erbe des Familienvermögens und des Chefsessels von Hartman Capital Management, des von seinem Vater gegründeten milliardenschweren Unternehmens.

Inzwischen beherrschte Ben alle Tricks des internationalen

Finanzgeschäfts. In seinen Schränken hingen Anzüge von Brioni und Kiton, er verfügte über das unbeschwerte Lächeln, den festen Händedruck und - das vor allem - den nüchternen, ruhigen und interessierten Blick, der zwar Vertrauenswürdigkeit, Zuverlässigkeit und Scharfsinn signalisierte, aber häufig nur schreckliche Langeweile verbarg.

Aber er war nicht in erster Linie aus beruflichen Gründen in die Schweiz gekommen. Von Kloten würde ihn ein kleines Flugzeug zum Skifahren nach St. Moritz bringen, und zwar zu einem alten und äußerst wohlhabenden Kunden, zu dessen Frau und dessen angeblich wunderschöner Enkelin. Der Mann setzte ihm hartnäckig, wenn auch auf humorvolle Weise zu. Ben war sich darüber im Klaren, dass er verkuppelt werden sollte. Das war eines der Risiken für einen vorzeigbaren, gut situierten und kreditwürdigen Single aus Manhattan: Seine Kunden versuchten permanent, ihn mit ihren Töchtern, Nichten und Kusinen zu verbandeln. Höflich nein zu sagen war ziemlich schwierig. Aber gelegentlich war tatsächlich eine Frau dabei, in deren Gesellschaft er sich außerordentlich wohl fühlte. Man konnte nie wissen. Wie auch immer, Max wollte Enkel.

Max Hartman - Philanthrop, Kotzbrocken und Gründer von Hartman Capital Management. Der aus Nazideutschland geflohene Selfmademan mit den sprichwörtlichen zehn Dollar in der Tasche, der direkt nach dem Krieg eine Investmentgesellschaft gegründet und daraus mit eisernem Willen das heutige Multimilliardendollar-Unternehmen gemacht hatte. ›Old Max‹ war inzwischen über achtzig und lebte in prunkvoller Einsamkeit in Bedford, New York. Noch immer führte er das Unternehmen und sorgte dafür, dass das auch niemand vergaß.

Es ist nie einfach, für seinen Vater zu arbeiten, aber richtig hart wird es erst, wenn man für Investmentbanking, Portefeuille-Strukturierung, Risikomanagement und ähnlich nervtötende Dinge nur herzlich wenig Interesse aufbringt.

Oder wenn man sich absolut nicht für Geld interessierte. Ben war natürlich klar, dass das ein Luxus war, dem vornehmlich die frönten, die zu viel Geld hatten. Wie die Hartmans mit ihren Treuhandvermögen und Privatschulen und dem gewaltigen Landsitz in Westchester County. Ganz zu schweigen von dem achttausend Hektar umfassenden Besitz am Greenbriar River und was die Familie sonst noch so hatte.

Bis Peters Flugzeug abstürzte, hatte Ben das tun können, was ihm wirklich Spaß machte: unterrichten. Und zwar Kinder, die ihre Mitmenschen schon abgeschrieben hatten. In einer knallharten Schule in Brooklyn - in einer Gegend, die man East New York nannte - hatte er Fünftklässler unterrichtet. Die meisten machten wirklich Ärger. Er hatte es zu tun mit Jugendgangs und abgestumpften Zehnjährigen, die besser bewaffnet waren als kolumbianische Drogenbarone. Aber sie brauchten einen Lehrer, der sich um sie kümmerte. Ben kümmerte sich. Und gelegentlich konnte er tatsächlich in des einen oder anderen Leben etwas bewirken.

Nach Peters Tod hatte man ihn fast gezwungen, in die Firma einzutreten. Seinen Freunden hatte er erzählt, dass er damit einem Wunsch seiner Mutter auf dem Sterbebett nachgekommen sei - was wohl auch stimmte. Krebs hin oder her, er hatte seiner Mutter ohnehin nie einen Wunsch abschlagen können. Nur zu gut erinnerte er sich noch an ihr abgespanntes Gesicht. Die Haut war von der letzten Chemotherapie aschfahl, die rötlichen Flecken unter den Augen sahen aus wie Blutergüsse. Da sie fast zwanzig Jahre jünger als sein Vater gewesen war, hatte sich der nie vorstellen können, dass sie als Erste sterben würde. *»Arbeite, denn es kommt die Nacht«,* hatte sie gesagt und ihn dabei tapfer angelächelt. Das war alles, den Rest brauchte sie gar nicht auszusprechen. Max Hartman hatte Dachau überlebt und dann erleben müssen, wie sein Sohn starb. Und nun starb auch seine Frau. Wie viel konnte ein noch so starker Mann ertragen?

»Hat er dich auch verloren?«, hatte sie geflüstert. Zu jener

Zeit hatte er ein paar Straßen von der Schule entfernt gewohnt, im fünften Stock eines baufälligen Mietshauses ohne Aufzug. In den Gängen stank es nach Katzenpisse, und der Linoleumboden warf Blasen. Aus Prinzip lehnte er es ab, von seinen Eltern Geld anzunehmen.

»Verstehst du, worum ich dich bitte, Ben?«

»Die Kinder in der Schule«, hatte Ben mit einer Stimme gesagt, in der die Niederlage schon durchklang. »Die brauchen mich.«

»*Er* braucht dich«, hatte sie ganz leise geantwortet. Und damit war die Diskussion beendet.

Jetzt gab er den großen Privatkunden beim Lunch das Gefühl, bedeutend und umsorgt zu sein. Sie fühlten sich geschmeichelt durch die Tatsache, dass ihnen der Sohn des Firmengründers um den Bart ging. Nebenher und heimlich etwas ehrenamtliche Tätigkeit in einem Zentrum für »gefährdete Jugendliche«, die sich im Vergleich zu seinen Fünftklässlern wie Chorknaben ausnahmen. Und - wann immer es ging - Reisen, Ski fahren, Parasailing, Snowboarden, Bergsteigen. Und Frauen, wobei er peinlich darauf achtete, sich mit keiner näher einzulassen.

›Old Max‹ musste sich noch etwas gedulden.

Plötzlich hatte Ben das Gefühl, dass ihn die mit rosaroten Damaststoffen und schweren dunklen Wiener Möbeln ausstaffierte Lobby erdrückte. »Ich warte draußen auf den Wagen«, sagte er zu dem Pagen.

Der Mann in der grünen Lodenuniform lächelte ihn affektiert an. »Natürlich, Sir, wie Sie wünschen.«

Ben trat in die grelle Mittagssonne und betrachtete blinzelnd die Fußgänger in der vornehmen Bahnhofstraße. Linden, teure Geschäfte, Cafés und reihenweise Finanzinstitute in herrschaftlichen Kalksteingebäuden säumten die Prachtavenue. Der Page hastete mit dem Gepäck hinter ihm her und wuselte so lange herum, bis Ben einen Fünfzig-Franken-Schein zückte und

ihm mit einer Handbewegung bedeutete, dass er jetzt gehen könne.

»Herzlichsten Dank, Sir«, sagte der Page und mimte den Überraschten.

Einer der Portiers würde ihm schon Bescheid sagen, wenn der Wagen in der gepflasterten Einfahrt an der linken Seite des Hotels auftauchte. Ben hatte es nicht eilig. Nach Stunden in stickigen und überhitzten Räumen, in denen der Duft von Kaffee und ganz leicht, aber unverkennbar - Zigarrenqualm in der Luft hing, genoss er die erfrischende Brise vom Zürichsee.

Ben lehnte seine nagelneuen Volant-Ti-Super-Skier neben seine Taschen an eine der korinthischen Säulen und beobachtete die Passanten in der belebten Fußgängerzone. Ein zwielichtig aussehender junger Geschäftsmann, der in sein Handy brüllte. Eine fette Frau in einem roten Parka, die einen Kinderwagen vor sich herschob. Japanische Touristen, die aufgeregt aufeinander einschwatzten. Ein großer Mann mittleren Alters, der einen gedeckten Anzug trug und sich das ergrauende Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Ein Bote in der unverwechselbaren orangeschwarzen Uniform der gehobenen Floristenkette *Blümchengalerie* - unter dem Arm einen Karton Lilien. Eine auffällige, teuer gekleidete junge Blondine mit einer Festina-Einkaufstasche, die vage in Bens Richtung schaute, dann mit kurz aufblitzendem Interesse noch mal genauer hinschaute, bevor sie die Augen abwendete. *Hätten wir nur Raum genug und Zeit*, dachte Ben. Er ließ den Blick wieder schweifen. Der Verkehrslärm aus der etwa einhundert Meter entfernten Löwenstraße drang gedämpft an sein Ohr. Das aufgeregte Jaulen eines Hundes war zu hören. Ein Mann um die fünfzig ging vorbei, dessen purpurroter Blazer für Zürich ein bisschen zu schrill war. Und dann sah Ben einen Mann, der ungefähr in seinem Alter war und gerade mit zielstrebigen Schritten an der Konditorei Koss vorbeiging. Er kam ihm irgendwie bekannt vor.

Sehr bekannt sogar.

Ben konnte es erst nicht glauben. Er musste zweimal hinschauen. War das etwa...? Tatsächlich, das war Jimmy Cavanaugh, sein alter Collegekumpel. Ein spöttisches Lächeln erschien auf Bens Gesicht.

Jimmy Cavanaugh, den er in seinem zweiten Jahr in Princeton kennen gelernt hatte. Jimmy, der eine sturmfreie Bude außerhalb des Campus bewohnte, der Filterlose rauchte, an denen jeder gewöhnliche Sterbliche erstickt wäre, und der buchstäblich jeden - inklusive den einschlägig bekannten Ben - unter den Tisch gesoffen hatte. Jimmy stammte aus dem Nordwesten des Staates New York, aus einem Ort namens Homer, der Stoff für jede Menge guter Geschichten lieferte. Eines Abends brachte Jimmy ihm nicht nur die Feinheiten des Kurz-Lang-Saufens - Tequila und Bier - bei, sondern erzählte ihm auch vom letzten Schrei aus Homer. Ben wäre vor Lachen fast erstickt, als er hörte, dass die Landjugend gerade auf »Kühe-Kippen« stand. Jimmy war schlaksig, schlau und liebte das Leben. Sein Repertoire an Scherzen war gewaltig, er war ein Schlitzohr und redete wie ein Wasserfall. Aber vor allem schien er einfach *lebendiger* zu sein als all die anderen Studenten, die Ben kannte: die Hosenscheißer, die über nichts anderes redeten als die Zulassungsprüfungen für die juristische oder wirtschaftswissenschaftliche Fakultät; die Romanistensnobs mit ihren Gewürznelkenzigaretten und schwarzen Schals; die trübsinnigen Schlaffis, die sich schon für Revoluzzer hielten, wenn sie sich die Haare grün färbten. Jimmy hatte mit all dem nichts zu tun. Ben beneidete ihn um seine lockere Art und freute sich darüber, ja fühlte sich geschmeichelt, dass Jimmy sein Freund war. Wie so viele andere verloren auch sie sich nach dem College aus den Augen. Jimmy nahm in Washington D. C. irgendeinen Job an der Georgetown School of Foreign Service an, während Ben in New York blieb. Keiner von beiden war der nostalgische Typ, sodass schließlich Entfernung und Zeit das Übrige taten.

Dennoch, dachte Ben, war Jimmy Cavanaugh wahrscheinlich einer der wenigen Menschen, mit dem er sich jetzt gern unterhalten würde.

Er war inzwischen so nah, dass es keinen Zweifel mehr gab: Es war Jimmy Cavanaugh. Er trug einen teuren Anzug unter dem lohfarbenen Trenchcoat und rauchte eine Zigarette. Sein Körperbau hatte sich verändert: Um die Schultern war er jetzt breiter. Aber es war Cavanaugh.

»Wahnsinn«, sagte Ben laut. Er wollte sich gerade in Bewegung setzen, als ihm seine neuen Skier einfielen, die er lieber nicht unbewacht stehen lassen wollte, Portier hin oder her. Er wuchtete sich die Skier über die Schulter und ging auf Jimmy Cavanaugh zu. Sein Haar war nicht mehr ganz so rot, die Stirn war etwas höher, und das früher sommersprossige Gesicht hatte ein paar Falten bekommen. Er trug einen Zweitausend-Dollar-Anzug von Armani. Was zum Teufel hatte er ausgerechnet in Zürich zu tun? Plötzlich trafen sich ihre Blicke.

Jimmys Mund verzog sich zu einem breiten Grinsen. Er kam mit großen Schritten auf Ben zu. Eine Hand war ausgestreckt, die andere steckte in der Manteltasche.

»Hartman, du Ratte!«, rief Jimmy ihm aus ein paar Metern Entfernung zu. »Wie geht's, alter Kumpel?«

»Ich kann's einfach nicht glauben!«, schrie Ben. In diesem Augenblick sah er ein Metallrohr, das sich langsam aus Jimmys Manteltasche hob. Ein Schalldämpfer. Die Mündung war aufwärts gerichtet und zeigte aus Hüfthöhe direkt in seine Richtung.

Das musste irgendeiner von Jimmys abgedrehten Scherzen sein. Doch als Ben zum Spaß beide Arme in die Höhe riss und sich zur Seite wegduckte, um der imaginären Kugel auszuweichen, sah er, wie Jimmy Cavanaugh die rechte Hand ganz leicht bewegte - wie jemand, der den Abzug einer Pistole betätigt...

Obwohl sich das Folgende binnen einer Sekunde abspielte, schien sich die Zeit zu verlangsamen und schließlich fast zum Stillstand zu kommen. Reflexartig riss Ben die Skier von der rechten Schulter, schwang sie nach vorn in Richtung Pistole, erwischte dabei aber mit voller Wucht Jimmys Nacken.

In der nächsten Sekunde - oder war es noch dieselbe? - hörte er den Knall und spürte, wie sich feine Splitter in seinen Nacken bohrten. Die sehr reale Kugel war einen Meter neben ihm in die Fensterscheibe eines Ladens eingeschlagen.

Das ist nur ein Traum!

Jimmy heulte vor Schmerz auf und stürzte zu Boden, wobei er mit einer Hand nach den Skiern griff. Mit einer Hand. Der linken. Ben hatte ein Gefühl im Hals, als hätte er Eis verschluckt. Wenn man stolpert und fällt, will man sich instinktiv irgendwo festhalten: Man sucht mit beiden Händen nach Halt, man lässt die Aktentasche fallen, den Kugelschreiber, die Zeitung. Es gab nur wenige Dinge, die man nicht fallen lassen, die man auch bei einem Sturz fest umklammern würde.

Die Pistole war echt.

Ben hörte das Klappern der Skier auf dem Gehweg, sah Blut auf Jimmys Backe, sah, wie er versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Ben taumelte vorwärts und rannte dann, so schnell er konnte, die Bahnhofstraße hinunter.

Die Pistole war echt. Und Jimmy hatte damit auf ihn geschossen.

Kauflustige und Geschäftsleute auf dem Weg zum Mittagessen versperrten Ben den Weg. Er rannte mehrere Menschen um, die ihm wütend hinterherschrien. Er rannte im Zickzack durch die Menschenmenge und hoffte so, ein schlechtes Ziel abzugeben.

Was *zum Teufel ging hier vor? Das war doch Wahnsinn, der pure Wahnsinn!*

Dann beging er den Fehler, sich im Laufen umzudrehen. Er lief automatisch langsamer und wandte zudem sein Gesicht wie ein blinkender Leuchtturm seinem Ex-Freund zu, der ihn aus unerfindlichen Gründen töten wollte. Plötzlich zerplatzte nur einen halben Meter neben ihm die Stirn einer jungen Frau in einer roten Wolke.

Ben starrte die Frau an. Er keuchte.

Mein Gott! Das passierte nicht wirklich! Das war nicht die Realität! Das musste irgendein kranker Albtraum sein!

Als er an einem Bürogebäude vorbeilief, riss direkt neben ihm eine Kugel kleine Steinsplitter aus der Marmorfassade. Cavanaugh war wieder auf den Beinen und folgte ihm in etwa fünfzehn Metern Entfernung. Auch wenn Cavanaugh im Laufen schießen musste, so gab Ben dennoch ein beunruhigend gutes Ziel ab.

Er will mich töten. Nein, er wird mich töten.

Noch einmal täuschte Ben rechts an, schlug dann einen Linkshaken und erhöhte das Tempo. Er lief jetzt auf Hochtouren. Im Leichtathletikteam von Princeton war er auf die Achthundert-Meter-Strecke spezialisiert gewesen. Jetzt, fünfzehn Jahre später, hatte er nur dann eine Überlebenschance, wenn er irgendeine Kraftquelle in seinem Innern aktivieren konnte. Seine Schuhe waren nicht gerade ideal zum Laufen. Er brauchte eine Richtung, ein klares Ziel, einen Endpunkt: Das war immer der Schlüssel. *Denk nach, verdammt!* Und dann machte es klick: Er war etwa eine Straße entfernt vom größten unterirdischen Einkaufszentrum Europas, einem protzigen Konsumtempel namens Shop-Ville, der teilweise unter dem Hauptbahnhof lag. Vor seinem geistigen Auge sah er die Reihe von Rolltreppen, die am Bahnhofplatz in den Untergrund führten; der unterirdische Weg war immer schneller als der durch die Menschenmassen auf den Straßen. Im Gewirr der Passagen konnte er untertauchen. Nur ein Verrückter würde

versuchen, ihm da unten zu folgen. Ben lief mit hochgezogenen Knien, mit langen, geschmeidigen Schritten. Er fühlte sich wie früher, wenn er einen von seinen heiß geliebten scharfen Zwischenspurts einlegte und nur noch den Wind in seinem Gesicht wahrnahm. Hatte er Cavanaugh abgehängt? Er hörte zwar dessen Schritte nicht mehr, wollte sich aber nicht auf Mutmaßungen verlassen. Zielstrebig und verbissen lief er weiter.

Die blonde Frau mit der Festina-Tasche klappte das winzige Handy zusammen und steckte es in eine Tasche ihres azurblauen Chanel-Kostüms. Verärgert presste sie die matt glänzenden Lippen aufeinander. Zuerst hatte alles wie am Schnürchen geklappt. In Sekundenschnelle hatte sie entschieden, dass die Beschreibung auf den Mann vor dem St. Gotthard genau passte. Er war eindeutig um die Mitte dreißig, hatte ein knochiges Gesicht mit einem kräftigen Kinn, lockiges braunes Haar mit einigen grauen Strähnen und braune Augen. Ein ansprechender, sogar ausgesprochen attraktiver Bursche; allerdings nicht so unverwechselbar, dass sie ihn hätte aus der Entfernung zweifelsfrei identifizieren können. Aber das spielte keine Rolle. Der Schütze, den sie ausgewählt hatten, konnte die Identifizierung vornehmen; dafür hatten sie gesorgt.

Inzwischen schien die Angelegenheit allerdings etwas außer Kontrolle geraten zu sein. Das Ziel war ein Amateur; er hatte kaum eine Chance, die Begegnung mit einem Profi zu überleben. Trotzdem: Bei Amateuren hatte sie immer ein ungutes Gefühl. Sie machten zwar Fehler, aber die waren - wie die Ausweichmanöver des Objekts gezeigt hatten - unberechenbar. Sein wirrer, noch andauernder Fluchtversuch würde das Unvermeidliche nur hinauszögern. Aber es beanspruchte Zeit - das Einzige, was sie nicht hatten. Sigma I würde nicht erfreut sein. Sie warf einen Blick auf ihre kleine juwelenbesetzte Armbanduhr, holte wieder das Handy heraus und tätigte einen weiteren Anruf.

Ben Hartmans ausgelaugte Muskeln schrien nach Sauerstoff. Keuchend stand er vor den Rolltreppen und musste im Bruchteil einer Sekunde eine Entscheidung fällen. Über seinem Kopf hing ein blaues Schild mit der Aufschrift 1. UNTERGESCHOSS SHOP-VILLE. Schaufensterbummler und Käufer mit Taschen verstopften die Rolltreppe nach unten - also auf die andere, die im Augenblick nur von wenigen benutzt wurde. Er rannte die Stufen gegen die Laufrichtung hinunter und stieß dabei ein Händchen haltendes Pärchen zur Seite, das ihm den Weg versperrte, registrierte die verwirrten Blicke, aus denen Verärgerung und Spott sprachen.

Jetzt rannte er über den schwarzen Bodenbelag durch die Haupthalle des unterirdischen Einkaufszentrums. Hatte er eben noch einen Funken Hoffnung verspürt, so wurde ihm bald klar, dass er einen Fehler gemacht hatte. Überall schrien und kreischten Menschen. Cavanaugh war ihm auf den Fersen geblieben und befand sich jetzt ebenfalls in dem abgeschlossenen Raum. In der Spiegelwand eines Juwelengeschäfts sah er gelbweiß aufblitzendes Mündungsfeuer. Im selben Augenblick riss die Kugel in einem Reisebuchladen die Wandverkleidung aus poliertem Mahagoni auf, sodass darunter die billige Spanplatte zum Vorschein kam. Es war ein Inferno. Ein alter Mann in einem ausgebeulten Anzug umklammerte seinen Hals und schwankte hin und her wie ein Bowlingkegel. Blut tropfte ihm aufs Hemd.

Ben sprang hinter einen Informationsstand. An der rechteckigen, etwa eins fünfzig breiten Konstruktion aus Beton und Glas war eine Tafel befestigt, auf der in eleganten schwarzen Lettern auf weißem Untergrund in drei Sprachen alle Geschäfte verzeichnet waren. Ein dumpfer Knall und zersplitterndes Glas sagten ihm, dass sein Versteck einen Treffer abbekommen hatte. Fast im selben Augenblick hörte er ein scharfes Knacken, ein Stück Beton brach ab und krachte nur wenige Zentimeter neben ihm auf den Boden.

Ein anderer Mann - groß, kräftig, Kamelhaarmantel, lässige graue Kappe - stolperte ein paar Schritte an Ben vorbei und brach dann tot zusammen. Er war in die Brust getroffen worden.

Cavanaughs Schritte waren in dem lärmenden Chaos nicht mehr zu hören, aber das Mündungsfeuer spiegelte sich in den Schaufensterscheiben, sodass Ben ungefähr die Position seines Gegners abschätzen konnte. Keine Minute mehr, dann hätte er Ben aufgestöbert. Er richtete sich hinter seiner Betoninsel auf und schaute sich hektisch nach einem anderen Fluchtpunkt um.

In der Zwischenzeit war das Geschrei lauter geworden. Die Menschen kreischten hysterisch oder kauerten mit den Armen über den Köpfen auf dem Boden.

Gut sechs Meter vor Ben befanden sich die Rolltreppen, die hinunter ins zweite Untergeschoss führten. Sechs Meter musste er schaffen, ohne sich eine Kugel einzufangen. Vielleicht verließ ihn jetzt das Glück. Schlimmer konnte es nicht mehr werden, dachte er. Als er jedoch die sich immer weiter ausbreitende Blutlache sah, die nur einen halben Meter von ihm entfernt unter dem Mann in dem Kamelhaarmantel hervorkroch, änderte er seine Meinung. *Verdammt, streng dein Hirn an!* Er gab sich keine Chance, *es* bis zur Rolltreppe zu schaffen. Es sei denn...

Er packte den Arm des toten Mannes und zog ihn zu sich heran. Es blieben ihm nur noch wenige Sekunden. Während er dem Toten den lohfarbenen Mantel herunterzerrte und die graue Kappe abnahm, spürte er die hasserfüllten Blicke der Menschen, die vor der Western-Union-Filiale kauerten. Er hatte jetzt keine Zeit für Gefühlsduseleien, zog sich den weiten Mantel über die Schultern und die Kappe tief ins Gesicht. Wenn er überleben wollte, musste er dem Drang widerstehen, wie ein Kugelblitz auf die Rolltreppe zuzuschießen. Er war oft genug zur Jagd gegangen, um zu wissen, dass ein Jäger mit einem nervösen Abzugfinger bei jeder ruckartigen Bewegung sofort abdrückte. Also erhob er sich langsam und schlurfte in gebückter Haltung los, schwankend wie ein Verletzter. Cavanaugh konnte ihn jetzt

sehen. Der Bluff musste bis zur Rolltreppe funktionieren, zehn Sekunden vielleicht. So lange Cavanaugh ihn für einen verletzten Passanten hielt, würde er keine seiner Patronen verschwenden.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, jede Faser seines Körpers wollte nichts anderes als lossprinten. *Noch nicht!* Gebückt, mit zusammengezogenen Schultern, stolperte er weiter - mit kleinen Schritten, um keinen Verdacht zu erwecken. Noch fünf Sekunden. Vier Sekunden. Drei.

Der Mann mit dem blutverschmierten Kamelhaarmantel trat auf die erste Stufe der leeren Rolltreppe und glitt langsam aus dem Blickfeld.

Jetzt!

Die Untätigkeit war genauso anstrengend gewesen wie die körperlichen Strapazen. Jeder Nerv in Bens Körper zuckte. So raumgreifend wie möglich rannte er die Stufen hinunter.

Cavanaugh musste den Informationsstand inzwischen erreicht haben. Jeden Moment würde er die Rolltreppe hinunterstürzen. Es kam auf jede Sekunde an.

Ben rannte wieder los. Das zweite Untergeschoss war ein wahres Labyrinth. Es gab keinen geraden Weg zur anderen Seite des Bahnhofplatzes. Nur zahllose Gänge mit Verkaufsständen aus Holz und Glas, die Handys, Zigarren, Uhren und Poster anboten.

Für den gemütlich herumbummelnden Kunden waren sie Inseln der Verlockung, für ihn Hindernisse.

Immerhin boten sie Sichtschutz. Sie verringerten die Gefahr, aus größerer Entfernung erschossen zu werden. Was Ben Zeit gab. Vielleicht genügend Zeit, um das zu finden, wonach er suchte: einen Schutzschild.

Er rannte an Läden vorbei: *Foto Video Ganz, Restseller Buchhandlung, Präsente Stichler, Microspot.* Eine

Kinderboutique, in deren grün und weiß lackierten Schaufensterrahmen Efeuranken eingeschnitzt waren, voll gestopft mit flauschigen Plüschtieren. Das Chrom und Plastik einer Swisscom-Filiale. Alle priesen Waren und Dienstleistungen an, die Ben im Moment sehr wertlos erschienen. Dann sah er - rechts vor sich, neben einer Filiale der Credit Suisse/Volksbank - ein Koffergeschäft. Im Fenster stapelten sich weiche Lederkoffer - für ihn nutzlos. Was er brauchte, entdeckte er im Verkaufsraum: einen großen Aktenkoffer aus gebürstetem Stahl. Das würde reichen, auch wenn die Stahlverkleidung sicher mehr Schein als Sein war. Es musste reichen. Er lief in den Laden, riss den Koffer vom Bord und rannte wieder nach draußen, während der blasse und schwitzende Besitzer hysterisch in Schweizerdeutsch ins Telefon plapperte. Keiner kümmerte sich um Ben, keiner wollte mit dem Wahnsinn etwas zu tun haben.

Ben hatte sein Schutzschild, aber er hatte auch wertvolle Zeit verloren. Als er den Laden verließ, sah er gerade noch das wunderschöne Spinnennetz, das sich über die Schaufensterscheibe ausbreitete, bevor sie zu einem Haufen Glassplitter zusammenfiel. Cavanaugh war ihm dicht auf den Fersen. So dicht, dass Ben sich nicht umzudrehen wagte, um nach ihm Ausschau zu halten. Stattdessen tauchte er in eine Menschentraube ein, die gerade aus dem Franscati kam, einem großen Laden, der an einem Ende des kreuzförmigen Einkaufszentrums lag. Mit dem Aktenkoffer vor der Brust wühlte er sich durch den Pulk, wobei er jemandem auf den Fuß trat, dadurch kurz aus dem Gleichgewicht geriet und ein paar wertvolle Sekunden verlor.

Ein Knall, nur Zentimeter von seinem Kopf entfernt: das Geräusch eines Geschosses, das auf Stahl trifft. Der Aktenkoffer zitterte, teils von der Wucht des Aufpralls, teils von seinen eigenen Muskelzuckungen. Als hätte man von innen mit einem kleinen Hammer eine Beule in den Koffer geschlagen, spürte

Ben auf seiner Brust eine kleine Ausbuchtung. Die Vorderseite war von der Kugel durchschlagen worden, die Rückseite hatte ihr standgehalten. Der Schild hatte ihm das Leben gerettet, wenn auch nur hauchdünn.

Obwohl er seine Umgebung nur noch verschwommen wahrnahm, wusste er, dass er gerade in die vor Menschen wimmelnde *Halle Landesmuseum* lief. Er wusste auch, dass ihm der Tod immer noch auf den Fersen war.

Die Menschen rannten schreiend auseinander, duckten sich und kauerten sich auf den Boden, während der Horror, die Schüsse, das Blutvergießen immer näher kamen.

Ben stürzte sich in die Menge und wurde von ihr verschluckt. Kurz schien es so, als hätte das Schießen aufgehört. Er warf den Aktenkoffer auf den Boden. Er hatte seinen Zweck erfüllt, außerdem würde das glänzende Metall jetzt eine zu gute Zielscheibe abgeben.

War alles vorbei? War Cavanaugh die Munition ausgegangen? Oder lud er nur nach?

Ziellos drängelte sich Ben durch das Labyrinth der Passagen und suchte nach einem Ausgang. *Vielleicht habe ich ihn abgehängt*, dachte Ben. Trotzdem wagte er nicht, sich umzuschauen. Er hastete weiter.

In dem Gang, der zum Franscati führte, entdeckte er ein auf rustikal getrimmtes dunkles Holzschild, auf dem in goldenen Buchstaben *Katzkeller-Bierhalle* stand. Es hing über einem Gewölbebogen. Auf einem kleineren Schild stand *Geschlossen.*

Im Schutz der hektisch vorwärts drängenden Menschen ließ Ben sich bis zu dem Restaurant treiben und drückte sich dann durch den nachgemacht mittelalterlichen Torbogen in den riesigen leeren Saal. Von der Decke hingen an gusseisernen Ketten riesige Kronleuchter aus Holz. Hellebarden und Kupferstiche von Adeligen aus dem Mittelalter zierten die Wände. Die grob gezimmerten, massiven runden Tische

vervollständigten das Bild, das sich der Architekt von einem Zeughaus aus dem 15. Jahrhundert gemacht hatte.

Ben duckte sich hinter die lange Bar, die sich rechts an der Wand befand. So sehr er sich dagegen wehrte, er konnte das laute Keuchen nicht unterdrücken. Seine Kleidung war bis auf die Haut durchgeschwitzt, das Herz raste, und in der Brust spürte er einen stechenden Schmerz.

Er klopfte leicht an die Verkleidung der Theke. Es klang hohl. Anscheinend furnierte Gipsplatten - nichts, was eine Kugel aufhalten würde. Er kroch die Theke entlang, dann um eine Ecke und gelangte in eine aus Stein gemauerte Nische, in der er sich aufrichten und verschnaufen konnte. Als er sich mit dem Rücken an einen Pfeiler lehnte, stieß er mit dem Kopf an eine schmiedeeiserne Laterne, die oben auf den Pfeiler montiert war. Er stöhnte auf, drehte sich um und untersuchte die Laterne. Man konnte die ganze Apparatur - den schweren schwarzen Eisenarm und die verschnörkelte Fassung samt Birne - aus der Halterung nehmen.

Knirschend löste sich der Arm. Er umfasste die Laterne mit beiden Händen und drückte sie gegen die Brust.

Und dann wartete er. Langsam beruhigte sich sein Herzschlag. Warten konnte er. Er erinnerte sich noch gut an all die Thanksgivingfeiertage am Greenbriar. Max Hartman hatte darauf bestanden, dass seine Söhne Jagen lernten und dafür Hank McGee angeheuert, einen grauhaarigen Alten aus White Sulfur Springs. *Was soll daran schon schwer sein?,* hatte er damals gedacht. Er war ein As im Skeetschießen gewesen, und das Zusammenspiel seiner Hände und Augen war perfekt. Er hatte das McGee gegenüber anklingen lassen, worauf dieser ihn nur finster angeschaut hatte. *Du glaubst also, dass es hauptsächlich ums Schießen geht? Ich sag dir was: das Warten, darum geht's.* Wobei er ihn zornig angefunkelt hatte. McGee hatte natürlich Recht gehabt: Das Warten war das Entscheidende und gleichzeitig das, wofür er vom Temperament her am

wenigsten geeignet war.

Bei Hank McGee hatte er gelernt, auf die Beute zu warten.

Jetzt war er selbst die Beute.

Es sei denn, er könnte den Spieß irgendwie umdrehen.

Ein paar Sekunden später hörte Ben lauter werdende Schritte. Jimmy Cavanaugh betrat zögernd den Saal und schaute hastig nach links und rechts. Sein zerrissener Hemdkragen war schmutzig und mit Blutflecken besudelt. Links am Hals klaffte eine Wunde. Der Trenchcoat war dreckig. In dem roten Gesicht funkelten zu allem entschlossene Augen.

War das wirklich mal sein Freund gewesen? Was war in den letzten fünfzehn Jahren passiert? Was hatte ihn in einen Killer verwandelt?

Was war der Grund für das alles?

In der rechten Hand hielt Cavanaugh die blauschwarz schimmernde Pistole. Auf dem Lauf steckte der fünfundzwanzig Zentimeter lange Schalldämpfer. Ben erinnerte sich an seine Schießübungen vor zwanzig Jahren. Was Cavanaugh da in der Hand hielt, war eine Walther PPK Kaliber 32.

Ben hielt die Luft an. Er hatte Angst, sein Schnaufen könnte ihn verraten. Er zog sich in das Dunkel der Nische zurück und umklammerte fest die eiserne Laterne, während Cavanaugh den Saal inspizierte und langsam näher kam. Plötzlich riss Ben den Arm hoch und schleuderte Cavanaugh die eiserne Laterne mit voller Wucht an den Schädel.

Jimmy Cavanaughs gellender, schmerzerfüllter Schrei glich dem Heulen eines Tieres. Während seine Knie nachgaben, drückte er ab.

Ben spürte den Hitzestrahl, der an seinem Ohr vorbeischoss. Anstatt zurückzuweichen oder zu fliehen, stürzte Ben vorwärts, rammte seinen Körper in den seines Gegners und riss ihn zu Boden. Cavanaughs Schädel krachte auf den Steinboden.

Obwohl er schon übel zugerichtet war, verfügte Cavanaugh immer noch über Bärenkräfte. Ein pestilenzartiger Schweißgestank umhüllte seinen Körper. Während Ben verzweifelt die Hand mit der Pistole abzuwehren versuchte, bäumte Cavanaugh sich auf, schlang den anderen Arm um Bens Hals und presste ihm wie in einem Schraubstock die Halsschlagader ab. Plötzlich hörte Ben ein ploppendes Geräusch - der Griff um seinen Hals löste sich, und Cavanaughs Körper sackte in sich zusammen. Zwischen den Augenbrauen klaffte ein dunkelrotes drittes Auge. Mit einer Mischung aus Abscheu und Erleichterung schaute er seinen ehemaligen Collegefreund an. Er wusste, dass von nun an nichts mehr so sein würde wie früher.

2. KAPITEL

Halifax, Nova Scotia, Kanada

Obwohl noch früh am Abend, war es schon dunkel. Ein eisiger Wind pfiff durch die steile, enge Gasse, die zum tosenden Atlantik hinunterführte. Nebel lag wie eine Decke über den grauen Straßen der kleinen Hafenstadt. Ein ekliger Nieselregen fiel, und die Luft schmeckte nach Salz.

Die Lampe tauchte die vergammelte Vorderveranda und die ausgetretenen Stufen des Hauses in ein milchig gelbes Licht. Die dunkle Gestalt, die unter der Lampe stand, trug eine Öljacke mit Kapuze. Immer wieder drückte sie auf den Klingelknopf neben der Haustür. Schließlich hörte man das Klicken der Sicherheitsriegel. Langsam öffnete sich die verwitterte Tür.

Die ärgerlichen Augen eines sehr alten Mannes lugten nach draußen. Über seinem zerknitterten weißen Pyjama trug er einen schmutzigen blassblauen Morgenmantel. Der Mund war eingefallen, die schlaffe Gesichtshaut bleich, und die grauen Augen blinzelten wässerig.

»Ja?«, sagte der Alte mit hoher, krächzender Stimme. »Was wollen Sie?« Er sprach mit dem bretonischem Akzent seiner akadisch-französischen Vorfahren, die an der Küste Nova Scotias als Fischer gelebt hatten.

»Sie müssen mir helfen«, sagte der Mann mit flehender Stimme. Aufgeregt trat er von einem Bein auf das andere. »Bitte, helfen Sie mir!«

Der Alte schaute ihn verwirrt an. Der Besucher war zwar groß gewachsen, schien aber noch ein halber Teenager zu sein. »Wovon reden Sie?«, fragte er. »Wer sind Sie?«

»Wir haben einen schrecklichen Unfall gehabt. Oh, mein

Gott, ich glaube, mein Vater ist tot.«

Der alte Mann presste die schmalen Lippen zusammen. »Und was soll ich jetzt tun?«

Der Fremde streckte die Hand nach dem Griff der Sturmtür aus, ließ sie aber gleich wieder sinken. »Ich muss telefonieren. Wir brauchen einen Krankenwagen. Meine Schwester... sie ist schwer verletzt. Mein Vater ist gefahren. Der Wagen... Totalschaden. Oh, mein Gott...« Er konnte nicht weitersprechen und ähnelte jetzt mehr einem Kind als einem Halbwüchsigen. »O Gott, ich glaube, mein Vater ist tot.«

Der Blick des Alten wurde jetzt weicher. Langsam öffnete er die Sturmtür, um den Fremden hereinzulassen. »Also gut«, sagte er. »Kommen Sie rein.«

»Danke«, sagte der Bursche und trat durch die Tür. »Es dauert nicht lange. Nochmals vielen Dank.«

Der Alte drehte sich um, ging in das schäbige Wohnzimmer und knipste das Licht an. Als er sich wieder zu dem Burschen umdrehte, kam dieser auf ihn zu und umfasste mit beiden Händen die rechte Hand des Alten, als wollte er ihm auf diese etwas unbeholfene Art danken. Vom Ärmel der gelben Öljacke tropfte Wasser auf den Morgenmantel. Dann machte der Bursche eine ruckartige Bewegung. Die Hand des Alten zuckte zurück, dann sackte er auf dem Boden zusammen.

Ein paar Sekunden schaute der Bursche auf den zusammengekrümmten Körper hinunter. Dann löste er die kleine Vorrichtung, an der die Spritze mit der winzigen versenkbaren Injektionsnadel befestigt war, von seinem Handgelenk und steckte sie in die Innentasche seiner Öljacke.

Er schaute sich im Raum um und schaltete den altertümlichen Fernseher ein. Es lief ein alter Schwarzweißfilm. Sofort machte er sich mit der Routine eines erfahrenen Mannes an die Arbeit.

Er ging zurück zu dem Körper, zog ihn zu einem speckigen orangefarbenen Sessel und hob ihn hinein. Die Arme legte er auf

die Lehnen und drehte den Kopf in Richtung Bildschirm. Es sah aus, als sei der Alte vor dem Fernseher eingeschlafen.

Dann zog er eine Kleenex-Rolle aus seiner Öljacke, wischte das Wasser auf, das auf den breiten Kiefernbohlen kleine Pfützen gebildet hatte, und ging zu der immer noch offenen Tür. Er schaute kurz hinaus, trat auf die Veranda und schloss die Tür hinter sich.

Die österreichischen Alpen

Der silberfarbene Mercedes S430 schlängelte sich die steile Bergstraße hinauf und hielt vor dem Kliniktor. Der Wachmann kam aus seinem Häuschen, sah, wer im Wagen saß, und sagte unterwürfig: »Willkommen, Herr Direktor.« Er verlangte keinen Ausweis. Der Klinikchef legte Wert darauf, nicht unnötig aufgehalten zu werden. Der Wagen fuhr die kreisförmige Auffahrt hinauf. Das gepflegte Gras und die gestutzten Kiefern auf der leicht ansteigenden Rasenfläche kontrastierten mit den unregelmäßigen Flecken Pulverschnee. In der Ferne erhoben sich die majestätischen weißen Felsspitzen und Flanken des Schneebergs. Der Wagen umkurvte eine kleine Gruppe hoher Eiben und näherte sich einem zweiten, von außen nicht sichtbaren Wachhäuschen. Der Wachmann, der schon über die Ankunft des Direktors informiert worden war, drückte gleichzeitig einen Knopf und legte einen Schalter um. Die Stahlschranke hob sich, und die eisernen Spikes quer über der Fahrbahn verschwanden im Teer.

Die lange, schmale Straße, die der Mercedes hinauffuhr, führte nur zu einem einzigen Ort: einer alten Uhrenfabrik, die in einem zweihundert Jahre alten Schloss untergebracht war. Mit einem verschlüsselten Funksignal wurde ein elektrisches Tor geöffnet, und der Wagen rollte auf seinen reservierten Parkplatz. Der Fahrer sprang heraus und öffnete die Wagentür. Der Direktor stieg aus und ging schnell in das Gebäude, wo ihm

hinter einer kugelsicheren Scheibe ein dritter Wachmann lächelnd zunickte.

Er betrat den Fahrstuhl, der in dem altertümlichen Gebäude wie ein Anachronismus wirkte, schob die digital kodierte Ausweiskarte in den Schlitz und fuhr ins zweite, oberste Stockwerk. Durch drei Türen, die sich alle nur mit einer elektronischen Chipkarte öffnen ließen, gelangte er in den Konferenzraum. Die anderen hatten schon an dem langen polierten Mahagonitisch Platz genommen.

»Meine Herren, es ist so weit«, sagte er. »Nur noch wenige Tage trennen uns von dem immer wieder verschobenen Augenblick, in dem sich unser Traum erfüllt. Der lange Prozess der Reifung ist fast vorüber, und so darf ich Ihnen mitteilen, dass Ihre Geduld nun belohnt wird. Und zwar in einem Ausmaß, das die kühnsten Erwartungen unserer Gründerväter übertrifft.«

Dankbar nahm er die Beifallsbekundungen der Anwesenden zur Kenntnis und fuhr dann fort. »Was die Sicherheitsfrage betrifft, so hat man mir versichert, dass nur noch sehr wenige *angeli rebelli* verblieben sind. Schon bald wird es auch diese nicht mehr geben. Allerdings gibt es da noch ein kleines Problem.«

Zürich

Ben versuchte aufzustehen, doch die Beine versagten ihm den Dienst, und er sackte wieder zusammen. Er schien wirklich am Ende zu sein, schwitzte und fror gleichzeitig. In seinen Ohren rauschte das Blut. Wie ein Eiszapfen bohrte sich die Angst in seinen Magen.

Was war überhaupt passiert?, fragte er sich. Warum zum Teufel hatte Jimmy Cavanaugh versucht, ihn zu töten? Was hatte dieser Wahnsinn zu bedeuten? War der Kerl durchgedreht? Hatte Bens plötzliches Auftauchen nach fünfzehn Jahren irgendetwas in seinem kranken Hirn ausgelöst, irgendeine

verquere Erinnerung an die Oberfläche gespült, die ihn dazu getrieben hatte, ihn umbringen zu wollen?

Er schmeckte eine faulig metallische Flüssigkeit und berührte seine Lippen. Blut lief ihm aus der Nase. Das musste beim Kampf passiert sein. Er hatte eine blutige Nase abbekommen - und Jimmy Cavanaugh eine Kugel ins Hirn.

Der Lärm aus den Einkaufspassagen wurde leiser. Man hörte noch, wie gelegentlich jemand rief oder entsetzt aufschrie, aber das Chaos beruhigte sich. Ben stützte sich auf die Hände und versuchte aufzustehen. Ihm war schwindelig. Blut hatte er nicht viel verloren, da war er sich sicher. Er stand ganz einfach unter Schock.

Ben zwang sich dazu, Cavanaugh anzuschauen. Er hatte sich inzwischen so weit beruhigt, dass er wieder einigermaßen denken konnte.

Ein Mensch, den ich mit einundzwanzig zum letzten Mal gesehen habe, taucht in Zürich auf, dreht durch und versucht mich umzubringen. Und jetzt liegt er tot vor mir, in einem schäbigen, auf Mittelalter getrimmten Restaurant. Kein Schimmer, was das alles soll. Ich habe keinerlei Erklärung dafür. Vielleicht wird es nie eine geben.

Er achtete darauf, dass er der Blutlache um Cavanaughs Kopf nicht zu nahe kam, als er die Taschen durchsuchte, fand aber nichts, weder in der Jacke noch in der Hose oder im Trenchcoat. Keinen Ausweis, keine Kreditkarten. Seltsam. Cavanaugh schien vorher seine Taschen ausgeleert zu haben. Als hätte er sich auf die Tat vorbereitet.

Eine vorsätzliche Tat. Eine geplante.

Sein Blick fiel auf die blauschwarze, von Cavanaughs Fingern fest umschlossene Walther PPK. Er überlegte, ob er das Magazin überprüfen, ob er die Waffe einstecken und mitnehmen sollte. Was, wenn Cavanaugh nicht allein gewesen war?

Was, *wenn da draußen noch andere lauerten?*

Er zögerte. Schließlich befand er sich an einem Tatort. Das Beste war, nichts zu verändern. Wer weiß, welche juristischen Verwicklungen das noch nach sich zog.

Langsam rappelte er sich auf und ging zurück in das Einkaufszentrum. Die Haupthalle war bis auf ein paar Krankenwagenteams, die sich um die Verletzten kümmerten, fast ausgestorben. Einer wurde gerade auf einer Trage nach oben transportiert.

Ben musste einen Polizisten finden.

Die beiden Polizisten schauten ihn zweifelnd an. Einer war offensichtlich noch neu im Job, der andere schien in mittlerem Alter. Sie standen gleich bei der Lebensmittelabteilung an einem Bijoux-Suisse-Kiosk, auffällig in ihren marineblauen Pullovern mit roten Schulterklappen, auf denen *Stadtpolizei Zürich* eingestickt war. Beide trugen Walkie-Talkies und Pistolen am Gürtel.

»Dürfte ich bitte Ihren Ausweis sehen?«, sagte der jüngere Polizist, nachdem Ben ein paar Minuten geredet hatte. Der Ältere hielt den Mund und hörte zu.

»Herrgott noch mal«, sagte Ben erregt. »Man hat Menschen umgebracht, und da unten in dem Restaurant liegt ein Toter, der versucht hat...«

»Ihren Pass, bitte«, sagte der Jüngere mit fester Stimme. »Können Sie sich ausweisen?«

»Natürlich«, sagte Ben, zog seine Brieftasche aus der Jacke und nahm den Pass heraus.

Der Polizist begutachtete den Pass misstrauisch, reichte ihn an seinen älteren Kollegen weiter, der nur einen flüchtigen Blick darauf warf und ihn Ben zurückgab.

»Wo waren Sie, als das alles anfing?«, fragte der Jüngere.

»Ich habe vor dem Hotel St. Gotthard auf den Wagen

gewartet, der mich zum Flughafen bringen sollte.«

Der Polizist machte einen Schritt nach vorn und stand jetzt unangenehm dicht vor ihm. Sein bislang neutraler Gesichtsausdruck strahlte jetzt offenes Misstrauen aus. »Sie wollten zum Flughafen?«

»Ich wollte nach St. Moritz.«

»Und plötzlich hat dieser Mann auf Sie geschossen?«

»Er ist ein alter Freund. Oder besser, er war ein alter Freund.«

Der Polizist hob eine Augenbraue.

»Ich hatte ihn fünfzehn Jahre nicht gesehen«, fuhr Ben fort. »Er hat mich erkannt und ist auf mich zugegangen... Erweckte den Anschein, als freute er sich, mich zu sehen. Und dann zog er plötzlich die Pistole aus der Tasche.«

»Hatten Sie einen Streit?«

»Wir haben kein einziges Wort gewechselt!«

Die Augen des jüngeren Polizisten verengten sich. »Waren Sie verabredet?«

»Nein, wir haben uns rein zufällig getroffen.«

»Und trotzdem hat er eine geladene Pistole bei sich.« Der Jüngere schaute seinen Kollegen an und wandte sich dann wieder an Ben. »Und Sie sagen, dass die Pistole einen Schalldämpfer hatte? Dann muss er gewusst haben, dass er Ihnen dort begegnen kann.«

Ben schüttelte verärgert den Kopf. »Ich hatte seit Jahren nicht mehr ihm gesprochen. Er konnte unmöglich wissen, dass ich hier bin.«

»Aber Sie werden mir doch zugeben, dass Menschen nicht so einfach Pistolen mit Schalldämpfern spazieren tragen. Außer, wenn sie sie benutzen wollen.«

Ben zögerte. »Schätze, das stimmt wohl.«

Der ältere Polizist räusperte sich und ergriff zum ersten Mal

das Wort. »Was für eine Pistole hatten Sie denn bei sich?«, fragte er.

»Was meinen Sie?«, fragte Ben entrüstet. Seine Stimme wurde lauter. »Ich hatte überhaupt keine Pistole dabei.«

»Entschuldigen Sie, aber jetzt bin ich ein wenig verwirrt. Sie sagen, dass Ihr Freund eine Pistole hatte und Sie keine. Warum ist dann er tot und nicht Sie?«

Gute Frage. Ben schüttelte nur den Kopf. Seine Gedanken kehrten zu dem Augenblick zurück, als Jimmy Cavanaugh vor dem Hotel die Pistole auf ihn gerichtet hatte. Der rationale Teil in ihm hatte das für einen Scherz gehalten. Ein anderer Teil aber offenbar nicht: Er hatte sofort und schnell reagiert. Warum? Er sah die Szene wieder vor sich. Jimmy kam auf ihn zu, mit federnden Schritten, mit einem breiten Grinsen... und mit kalt blickenden Augen. Die wachsamen Augen hatten nicht ganz zu seinem Grinsen gepasst. Ein kleiner, dissonanter Aspekt, der seinem Unterbewusstsein aufgefallen sein musste.

»Dann schauen wir uns die Leiche des Attentäters mal an«, sagte der ältere Polizist und legte eine Hand auf Bens Schulter. Eine Geste, die ganz und gar nicht freundlich gemeint war, sondern vielmehr zum Ausdruck brachte, dass Ben ab sofort kein freier Mann mehr war.

Ben führte die beiden Beamten quer durch das Einkaufszentrum, in dem es inzwischen von Polizisten und fotografierenden Reportern nur so wimmelte. Sie fuhren die Rolltreppe ins zweite Untergeschoss hinunter und betraten den *Katzkeller*. Ben ging voraus und zeigte auf die Nische.

»Und?«, sagte der Jüngere verärgert.

Sprachlos starrte Ben auf die Stelle, wo die Leiche gelegen hatte. Der Schock machte ihn ganz benommen. Da war nichts.

Keine Blutlache, keine Leiche, keine Pistole. Der Laternenarm saß wieder an seinem angestammten Platz, der Fußboden war sauber.

Es sah aus, als wäre nichts passiert.

»Mein Gott«, sagte Ben leise. War er verrückt geworden, hatte er den Kontakt zur Realität verloren? Er spürte den festen Boden unter den Füßen, er sah die Theke, die Tische.

Und wenn das nur eine gigantische Inszenierung...? Nein.

Irgendwie war er da in eine vertrackte, grauenhafte Geschichte hineingestolpert.

Die Polizisten schauten ihn mit wieder erwachtem Interesse an.

»Hören Sie«, sagte Ben, dessen krächzendes Flüstern kaum noch zu hören war. »Ich habe keine Erklärung dafür. Ich war hier, und er war auch hier.«

Der ältere Polizist sprach hastig in sein Walkie-Talkie, und kurz darauf tauchte ein weiterer Polizist auf, ein tumber Kerl mit einem gewaltigen Brustkasten. »Helfen Sie mir auf die Sprünge, vielleicht bring ich da ja was durcheinander. Sie laufen durch eine belebte Straße und dann durch das Einkaufszentrum hier, wo überall um sie herum auf Leute geschossen wird. Sie behaupten, dass ein Wahnsinniger hinter Ihnen her ist. Sie versprechen, dass Sie ihn uns zeigen, diesen Amerikaner. Aber da ist kein Wahnsinniger, da sind nur Sie. Ein seltsamer Amerikaner, der Märchen erzählt.«

»Was ich Ihnen erzählt habe, ist wahr, verdammt noch mal.«

»Sie sagen, dass ein Verrückter, den Sie von früher kennen, für das Blutbad verantwortlich ist«, warf der Jüngere der beiden mit ruhiger, harter Stimme ein. »Ich sehe hier nur *einen* Verrückten.«

Der ältere Polizist unterhielt sich auf Schweizerdeutsch mit seinem muskelbepackten Kollegen. »Sie haben doch im St. Gotthard gewohnt, oder?«, sagte er schließlich. »Schauen wir doch da mal vorbei.«

Ben und die drei Polizisten machten sich auf den Weg. Der Muskelmann ging hinter ihm, der Jüngere vor ihm, der Ältere an seiner Seite. Sie gingen durch das Einkaufszentrum, fuhren mit der Rolltreppe nach oben und gingen durch die Bahnhofstraße Richtung Hotel. Man hatte ihm zwar keine Handschellen angelegt, aber ihm war klar, dass das nur noch eine Formalität sein würde.

Vor dem Hotel wartete eine Polizistin, die sicher von seinen Begleitern hierher beordert worden war, und bewachte sein Gepäck. Das kurze braune Haar war fast wie bei einem Mann geschnitten, und ihr Gesichtsausdruck wirkte wie versteinert.

Hinter den Fensterscheiben der Lobby erkannte Ben den schmierigen Hotelpagen. Als sich ihre Blicke trafen, wandte er sich so ruckartig ab, als sei ihm gerade aufgegangen, dass er die Koffer von Lee Harvey Oswald geschleppt hätte.

»Das ist Ihr Gepäck, oder?«, fragte der jüngere Polizist.

»Ja«, sagte Ben. »Was ist damit?«

Die Polizistin öffnete die braune Lederreisetasche. Ihre Kollegen schauten hinein und wandten sich dann an Ben. »Gehört die Tasche Ihnen?«, fragte der Jüngere.

»Das habe ich Ihnen doch schon gesagt«, antwortete Ben.

Der ältere Polizist zog ein Taschentuch aus seiner Hosentasche, griff in Bens Tasche und holte etwas heraus. Es war Cavanaughs Walther PPK.

3. KAPITEL

Washington, D.C.

Eine junge, ernst dreinblickende Frau eilte zielstrebig durch den Hauptkorridor des vierten Stocks des Justizministeriums der Vereinigten Staaten von Amerika. Sie hatte dunkelbraunes glänzendes Haar, karamellbraune Augen und eine spitze Nase. Auf den ersten Blick eignete ihr etwas Asiatisches oder Südamerikanisches an. Sie trug einen lohfarbenen Trenchcoat, hatte eine lederne Aktentasche unter dem Arm und sah aus wie eine Anwältin, Lobbyistin oder Karrierebeamtin.

Die Frau hieß Anna Navarro, war dreiunddreißig Jahre alt und arbeitete in einer kaum bekannten Abteilung des Justizministeriums, dem für Sonderermittlungen zuständigen Office of Special Investigations (OSI).

Als sie den stickigen Konferenzraum betrat, hatte die Besprechung schon begonnen. Arliss Dupree, der neben einer Staffelei mit einer weißen Schautafel stand, hörte mitten im Satz zu sprechen auf und drehte sich zu ihr um. Sie spürte die Blicke und dass sie leicht errötete - was zweifellos in Duprees Absicht gelegen hatte. Hastig nahm sie den erstbesten freien Stuhl. Ein Sonnenstrahl blendete sie.

»Da sind Sie ja. Wie schön, dass Sie noch hergefunden haben«, sagte Dupree. Sogar seine Sticheleien waren vorhersehbar. Anna war fest entschlossen, sich nicht provozieren zu lassen, und nickte bloß. Er hatte ihr gesagt, dass die Besprechung um Viertel nach acht beginne. Offensichtlich war sie für acht angesetzt gewesen, und er würde sicher abstreiten, ihr jemals eine andere Zeit genannt zu haben. Die mickrige Bürokratenart, einem das Leben schwer zu machen. Außer ihnen beiden wusste keiner, warum sie zu spät

gekommen war.

Bevor Dupree die Leitung des Office of Special Investigations übernommen hatte, waren Besprechungen nur selten angesetzt gewesen. Inzwischen gab es jede Woche eine - damit er seine Autorität demonstrieren konnte. Dupree war etwa Mitte vierzig, hatte die kleine, stämmige Figur eines Gewichthebers und trug einen seiner drei etwas knapp sitzenden hellgrauen Kaufhausanzüge, die er der Reihe nach durchwechselte. Obwohl Anna am anderen Ende des Raumes saß, roch sie sein billiges Rasierwasser. Sein rötliches Mondgesicht sah aus wie verklumpter Haferflockenbrei.

Früher war es ihr tatsächlich wichtig gewesen, was Männer wie Arliss Dupree über sie dachten, und sie hatte versucht, sie auf ihre Seite zu ziehen. Inzwischen war ihr das scheißegal. Sie hatte ihre Freunde, und Dupree gehörte nicht dazu. Von der anderen Tischseite warf ihr David Denneen, ein Mann mit kantigem Gesicht und rotblondem Haar, einen freundlichen Blick zu.

»Einigen von Ihnen ist vielleicht schon zu Ohren gekommen, dass die Internal Compliance um vorübergehende Abstellung unserer Kollegin gebeten hat.« Dupree schaute sie mit harten Augen an. »Angesichts der hier noch unerledigten Arbeit, Agent Navarro, würde ich es als wenig verantwortungsbewusst erachten, wenn Sie der Abordnung an eine andere Abteilung zustimmten. Oder haben Sie sich etwa selbst darum bemüht? Sie können uns das ruhig mitteilen.«

»Ich höre zum ersten Mal davon«, erwiderte sie wahrheitsgemäß.

»Ach? Nun ja, vielleicht war ich da mit meinen Schlüssen etwas voreilig«, sagte er mit etwas sanfterer Stimme.

»Gut möglich«, meinte sie trocken.

»Ich war der Annahme, dass man Sie für einen bestimmten Auftrag anfordert. Aber vielleicht sind Sie ja selbst der

Auftrag.«

»Wie bitte?«

»Vielleicht sind Sie ja das Objekt der Untersuchung«, erklärte Dupree mit jetzt butterweicher Stimme. Es war offensichtlich, dass ihm der Gedanke gefiel. »Würde mich nicht überraschen. Sie sind ein ganz stilles Wasser, Agent Navarro.« Duprees Saufkumpane lachten.

Sie rutschte mit dem Stuhl etwas zur Seite, damit das Licht sie nicht mehr blendete.

Seit sie im Holiday Inn in Detroit Zimmer im selben Stock bewohnt hatten und sie seine alkoholseligen, unmissverständlichen Avancen abgelehnt hatte (höflich, ihrer Meinung nach), hatte er in die von ihr vorgetragenen Beurteilungen immer wieder kleine herablassende Bemerkungen eingestreut - wie Fliegenschisse:... *kann man im günstigsten Fall mit ihrem offensichtlich begrenzten Interesse entschuldigen... Fehleinschätzungen, die weniger auf Inkompetenz als auf Nachlässigkeit zurückzuführen sind...*

Später hatte sie gehört, dass er sie gegenüber einem männlichen Kollegen als »latente Klagedrohung wegen sexueller Belästigung« bezeichnet hatte. Außerdem war ihr von ihm das vernichtendste Etikett angeklebt worden, das man sich in der Abteilung einhandeln konnte: *Sie ist kein Teamspieler.* Kein Teamspieler zu sein hieß, dass sie mit den Jungs, einschließlich Dupree, nicht um die Häuser zog, dass sie ihr Privatleben für sich behielt. Außerdem bepflasterte er ihre Berichte mit Notizen über Fehler, die sie gemacht hatte - kleinere verfahrenstechnische Versäumnisse, nichts Wichtiges. Einmal, bei der Jagd auf einen Rauschgiftfahnder, der sich von einem Drogenbaron hatte umdrehen lassen und dann in mehrere Mordfälle verwickelt war, hatte sie es versäumt, binnen der vorgeschriebenen sieben Tage das Formular FD-460 einzureichen.

Die besten Agenten machen Fehler. Sie war davon überzeugt, dass gerade den besten mehr kleinere Schnitzer unterliefen als dem Durchschnitt, weil sie sich nämlich mehr auf ihre eigentliche Aufgabe konzentrierten als auf die Einhaltung jeder in den Lehrbüchern vorgeschriebenen Regel. Man konnte sklavisch jede lächerliche Regel befolgen und nie einen Fall knacken.

Sie spürte, dass er sie anschaute, hob den Kopf und hielt seinem Blick stand.

»Im Moment müssen wir uns mit außergewöhnlich vielen Fällen beschäftigen«, sagte Dupree. »Wenn einer seine Arbeit nicht erledigt, bedeutet das mehr Arbeit für die anderen. Wir haben einen höheren Finanzbeamten, der verdächtigt wird, ein paar ziemlich komplizierte Steuerhinterziehungen organisiert zu haben. Wir haben einen üblen FBI-Typen, der seinen Job dazu missbraucht, eine private Vendetta durchzuziehen. Und wir haben ein Arschloch vom Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms, das Waffen und Munition aus der Asservatenkammer verscheuert.« Das war eine typische Palette von Fällen, mit denen es das OSI gewöhnlich zu tun hatte: Fehlverhalten zu untersuchen, in die Mitglieder anderer Bundesbehörden verwickelt waren - in etwa die gleiche Arbeit, die die Abteilung Innere Angelegenheiten erledigte, nur auf Bundesebene.

»Vielleicht ist das alles ein bisschen zu viel für Sie«, sagte Dupree drohend. »Geht's darum, Agent Navarro?«

Sie tat so, als machte sie sich eine Notiz, und sagte nichts. Ihr Gesicht glühte. Kontrolliert atmete sie langsam ein und aus und versuchte, ihre Wut zu bezähmen. Sie weigerte sich, den Köder zu schlucken. Schließlich sagte sie: »Wenn Ihnen die Anforderung ungelegen kommt, warum lehnen Sie sie dann nicht ab?« Annas Frage war keineswegs so unverfänglich, wie es der nüchterne Ton ihrer Stimme vermuten lassen konnte. Es lag nicht in Duprees Kompetenz, Anfragen der höchst verschwiegenen und einflussreichen Internal Compliance Unit

(ICU) anzuzweifeln. Und jeder Hinweis auf die Grenzen seiner Kompetenz brachte ihn zur Raserei.

Duprees kleine Ohren röteten sich. »Ich erwarte zumindest, dass man mich konsultiert. Wenn die Schnüffler von der ICU so viel wüssten, wie sie immer vorgeben, dann müsste denen klar sein, dass Sie für diese Art von Arbeit nicht gerade die Idealbesetzung sind.«

Er warf ihr einen verächtlichen Blick zu.

Anna liebte ihre Arbeit. Sie wusste, dass sie gut war. Lob hatte sie nicht nötig. Aber sie wollte auch keine Zeit und Energie damit verschwenden, sich mit aller Gewalt an ihren Job zu klammern. Wieder setzte sie ein neutrales Gesicht auf. Wobei sie spürte, wie ihr die Spannung auf den Magen schlug. »Ich bin sicher, dass Sie das haben durchblicken lassen.«

Ein paar Sekunden herrschte Stille. Anna konnte sehen, dass Dupree krampfhaft nach einer Antwort suchte. Dann drehte er sich um und wandte sich dem nächsten Tagesordnungspunkt auf seiner geliebten weißen Schautafel zu. »Sie werden uns fehlen«, sagte er.

Gleich nach der Besprechung kam David Denneen in ihr winziges Kabuff von Büro. »Die ICU will dich haben, weil du die Beste bist«, sagte er. »Das ist dir doch klar, oder?«

Anna schüttelte müde den Kopf. »Ich war überrascht, dass du an der Besprechung teilgenommen hast. Du bist doch jetzt bei der Einsatzüberwachung. Und nach allem, was man so hört, mit großem Erfolg.« Es hieß, dass er mit Riesenschritten auf einen Posten beim Generalstaatsanwalt zumarschierte.

»Das habe ich dir zu verdanken«, sagte Denneen. »Ich war als Vertreter meiner Abteilung da. Wir wechseln uns ab. Sollte mal ein Auge auf die Budgetzahlen werfen. Und auf dich.« Sanft drückte er ihre Hand. Anna sah in seinen Augen, dass er sich über etwas Sorgen machte.

»War schön, dich zu sehen«, sagte Anna. »Grüß mir Ramón.«

»Mache ich«, sagte er. »Du solltest mal wieder auf eine Paella zu uns kommen.«

»Aber du hast doch noch was anderes auf dem Herzen, oder?«

Denneen schaute sie weiter an. »Hör zu, Anna. Ich weiß nicht, worum es bei dieser Abstellung geht, ich weiß nur, es ist kein Job wie jeder andere. Es stimmt, was die Leute hier sagen. Für uns Sterbliche sind die Wege des Gespenstes unergründlich.« Ein alter Scherz, den er mit ernstem Gesicht zitierte. Gespenst war der interne Spitzname für Alan Bartlett, den langjährigen Direktor der Internal Compliance Unit. In den Siebzigern hatte ihn der stellvertretende Generalbundesanwalt während einer geheimen Anhörung vor dem Senatsunterausschuss für die Nachrichtendienste scherzhaft »das Gespenst im Getriebe« genannt - ein Ehrentitel, der ihm bis heute geblieben war. Bartlett war zwar kein Gespenst, aber eine nur schwer zu definierende legendäre Gestalt. Ein brillanter Kopf, den man nur selten zu Gesicht bekam. Er herrschte über exklusive, höchst geheime Informationen. Mit seiner eigenen zurückgezogenen Lebensweise war er das Sinnbild seiner im Verborgenen operierenden Abteilung.

Anna zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Hab ihn nie getroffen. Und ich kenne auch keinen, der jemals mit ihm gesprochen hat. Unwissenheit produziert Gerüchte, Dave. Keiner weiß das besser als du.«

»Dann hör auf den Rat eines Unwissenden, der sich Sorgen um dich macht«, sagte er. »Ich weiß nicht, worum es bei dieser ICU-Sache geht. Aber sei vorsichtig. Okay?«

»Was meinst du mit ›vorsichtig‹?«

Denneen schüttelte besorgt den Kopf. »Das ist eine andere Welt bei denen«, sagte er.

Später am selben Morgen marschierte Anna in die gewaltige Marmorlobby eines Bürogebäudes in der M Street. Sie hatte einen Termin bei der Internal Compliance Unit. Worin die

konkrete Arbeit der Abteilung bestand, war selbst innerhalb der Behörde unklar. Bestimmte Senatoren wiesen gelegentlich darauf hin, dass das operative Tätigkeitsfeld gefährlich unpräzise definiert sei. *Das ist eine andere Welt bei denen.* Es schien ganz so, als hätte Denneen Recht.

Die ICU befand sich im neunten Stock eines modernen Bürogebäudekomplexes und war von den anderen Behörden Washingtons so isoliert, dass allein dieser Umstand zwangsläufig die Neugier Außenstehender auf sich zog. Anna versuchte, nicht zu offensichtlich den sprudelnden Springbrunnen und die Böden und Wände aus grünem Marmor anzustarren. Sie dachte: *Was ist das für eine Regierungsbehörde, die sich eine derartige Ausstattung leisten darf?* Kopfschüttelnd betrat sie den Lift. Sogar der war mit Marmor herausgeputzt.

Mit ihr im Lift stand ein etwas zu attraktiver Mann, der ungefähr in ihrem Alter war und einen etwas zu teuren Anzug trug. Ihr Tipp: Anwalt - wie fast jeder in der Stadt.

Im Spiegel sah sie, dass er sie mit diesem speziellen Blick begutachtete. Wenn sie ihn anschaute, würde er lächeln, einen guten Morgen wünschen und eine banale Liftunterhaltung anfangen. Obwohl er zweifellos harmlos war und wahrscheinlich nur etwas flirten wollte, war Anna leicht verärgert. Genauso wenig konnte sie es ausstehen, wenn ein Mann fragte, warum eine wunderschöne Frau wie sie als Ermittlungsbeamtin für die Regierung arbeitete. Als ob ihr Beruf für graue Mäuse reserviert sei.

Normalerweise spielte sie die Ahnungslose. Diesmal jedoch warf sie dem Mann einen finsteren Blick zu, worauf er schnell den Kopf abwandte.

Was immer die ICU von ihr wollte, der Zeitpunkt war denkbar ungünstig; da hatte Dupree Recht. *Vielleicht sind Sie ja selbst der Auftrag,* hatte er gesagt. Anna hatte zwar versucht, das

mit einem Schulterzucken abzutun, aber absurderweise machte ihr die Bemerkung dennoch zu schaffen. Was zum Teufel hatte er damit gemeint? Sicher saß Arliss Dupree jetzt bester Laune in seinem Büro und zerriss sich mit seinen Saufkumpanen das Maul über sie.

Als sich die Fahrstuhltür öffnete, blickte Anna in einen Raum mit Marmorwänden und luxuriöser Einrichtung. Sie hätte sich auch in der Vorstandsetage einer noblen Anwaltskanzlei befinden können. Rechter Hand hing das Wappen des Justizministeriums an der Wand. Eine kleine Tafel forderte sie auf, den Summer zu betätigen. Sie drückte auf den Knopf. Es war 11 Uhr 25, fünf Minuten vor der Zeit. Anna hielt sich viel auf ihre Pünktlichkeit zugute.

Eine weibliche Stimme fragte nach ihrem Namen. Dann ertönte der Summer, und sie trat durch eine Tür. Die Frau am Empfang war attraktiv, dunkelhäutig und trug einen Pagenhaarschnitt. Vielleicht ein bisschen zu modisch für einen Behördenjob, dachte Anna. Die Frau taxierte sie kühl und bot ihr einen Stuhl an. Anna meinte, aus ihrer Stimme den Hauch eines jamaikanischen Akzents herauszuhören.

Das protzige Äußere wich im Innern der Büroräume penibelster Sterilität. Der blassgraue Teppichboden war so makellos sauber, wie sie es noch in keinem Regierungsgebäude gesehen hatte. Die Besucherecke wurde von einer Reihe greller Halogenlampen erleuchtet. Die Stühle und der Couchtisch bestanden aus hartem hellem Holz. In lackierten Stahlrahmen hingen Fotos vom Präsidenten und Justizminister. Alles sah nagelneu aus. Als sei es gerade erst ausgepackt und noch von keiner Menschenhand beschmutzt worden.

Sie sah, dass Faxgerät und Telefon, der Empfangsdame Hologrammaufkleber der Regierung zierten. Das bedeutete, dass die Leitungen mit Verschlüsselungsprogrammen gesichert waren.

Regelmäßig summte das Telefon, und die Frau sprach mit leiser Stimme in ihr Kopfhörermikro. Bei den beiden ersten Anrufen sprach sie englisch, beim dritten französisch. Bei zwei weiteren in Englisch entlockte sie dem Anrufer geschickt ein paar Informationen. Das nächste Telefonat führte sie in einer schnalzenden, zischenden Sprache, die Anna nicht sofort identifizieren konnte. Sie blickte wieder auf ihre Armbanduhr, rutschte nervös auf ihrem harten Stuhl herum und schaute dann die Empfangsdame an. »Das war baskisch, oder?«, fragte sie. Es war zwar mehr als ein Schuss ins Blaue, aber sicher war sie sich auch nicht.

Die Frau antwortete mit einem andeutungsweisen Nicken und einem affektierten Lächeln. »Es dauert nicht mehr lange, Miss Navarro«, sagte sie.

Jetzt erregte eine Art Holzkabinett, das sich hinter der Empfangsdame an der Wand befand, Annas Aufmerksamkeit. Als ihr das Notausgangzeichen über der Holzkonstruktion auffiel, begriff sie, dass sich dahinter eine Tür zum Treppenhaus versteckte. ICU-Agenten oder ihre Gäste konnten kommen und gehen, ohne von offiziellen Besuchern gesehen zu werden. Was sollte das alles?

Weitere fünf Minuten verstrichen.

»Weiß Mr. Bartlett, dass ich hier bin?«, fragte Anna.

Die Empfangsdame blickte sie kühl an. »Es ist noch jemand bei ihm. Er ist gleich so weit.«

Anna wünschte, dass sie sich etwas zum Lesen mitgenommen hätte. Sie hatte nicht mal die *Washington Post* dabei, und der jungfräuliche Empfangsbereich war natürlich nicht mit Lesestoff befleckt worden. Ungeduldig kramte sie einen Auszahlungsbeleg vom Geldautomaten und einen Stift aus ihrer Handtasche und notierte sich ein paar Dinge, die sie heute noch erledigen musste.

Die Empfangsdame hob den Zeigefinger ans Ohr, lauschte

kurz und nickte. »Mr. Bartlett hat jetzt Zeit für Sie.« Sie kam hinter ihrem Schreibtisch hervor und führte Anna durch einen Flur. Neben den Türen sah sie keine Namensschilder, nur Nummern. Neben der letzten Tür befand sich ein Schild mit der Aufschrift DIREKTOR. Das Büro dahinter war das ordentlichste, das Anna je gesehen hatte. Selbst die Abstände zwischen den Papierstößen, die auf einem Tisch aufgestapelt waren, schienen exakt gleich groß.

Ein kleiner weißhaariger Mann, der einen förmlichen marineblauen Anzug trug, kam hinter einem riesigen Walnussschreibtisch hervor und streckte ihr seine schmale, zierliche Hand entgegen. Anna fielen die blassrosa Möndchen an den perfekt manikürten Fingernägeln auf. Sein Händedruck war überraschend kräftig. Bis auf ein paar grüne Aktenordner und ein schwarzglänzendes Telefon war der Schreibtisch leer; an der Wand dahinter hing eine mit Samt ausgeschlagene Vitrine, in der zwei alte Taschenuhren lagen. Sie waren das einzig Außergewöhnliche in dem Raum.

»Tut mir furchtbar Leid, dass ich Sie habe warten lassen«, sagte er. Sein Alter war schwer zu schätzen, Anna tippte auf Anfang sechzig. Wie eine Eule schaute er sie durch die großen, runden Gläser seiner fleischfarbenen Brille an. »Mit ist klar, dass Sie sehr beschäftigt sind. Deshalb weiß ich es umso mehr zu schätzen, dass sie vorbeikommen konnten.« Er sprach leise. So leise, dass Anna sich anstrengen musste, um ihn durch das Brummen der Klimaanlage verstehen zu können. »Wir sind Ihnen sehr dankbar, dass sie es einrichten konnten.«

»Wenn ich offen sein darf... Ich wusste nicht, dass man die Wahl hat, wenn die ICU ruft«, entgegnete sie scharf.

Er lächelte, als hätte sie einen Scherz gemacht. »Bitte, nehmen Sie doch Platz.«

Anna setzte sich auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. »Um ehrlich zu sein, Mr. Bartlett, bin ich ziemlich gespannt, warum

Sie mich herbestellt haben.«

»Ich hoffe, das hat Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereitet«, sagte Bartlett und verschränkte seine schmalen Finger wie zum Gebet.

»Ganz und gar nicht«, erwiderte Anna und fuhr mit kräftiger Stimme fort: »Ich beantworte gern jede Ihrer Fragen.«

Bartlett nickte erwartungsvoll. »Darauf hatte ich gehofft. Nur fürchte ich, dass das nicht so leicht sein wird. Vielmehr ist es sogar so, dass wir schon viel geschafft hätten, wenn es uns nur möglich wäre, die Fragen zu formulieren. Können Sie mir folgen?«

»Ich möchte zu meiner eigenen Frage zurückkommen«, sagte Anna, die ihre Verärgerung nur mühsam unterdrücken konnte. »Weshalb bin ich hier?«

»Entschuldigen Sie bitte. Mein elliptischer Redefluss muss Sie ja verrückt machen. Natürlich haben Sie Recht, verzeihen Sie mir. Berufskrankheit. Immer nur Akten und nochmals Akten. Man muss gänzlich ohne den erfrischenden Wind der Praxis auskommen. Aber genau das Letztere wird Ihre Aufgabe sein. Lassen Sie mich Ihnen eine Frage stellen, Miss Navarro. Wissen Sie, was wir hier tun?«

»Die ICU? Ungefähr, ja. Nachforschungen innerhalb von Regierungsbehörden - allerdings nur die geheimen.« Anna hielt es für besser, sich bei der Beantwortung der Frage zurückzuhalten; etwas mehr wusste sie schon. Internal Compliance Unit. Hinter dem schlichten Namen verbarg sich eine verschwiegene, mächtige und mit weitreichenden Kompetenzen ausgestattete Ermittlungsbehörde, die man mit geheimen Ermittlungen in anderen Regierungsbehörden betraute, wobei es um hochsensible Sachverhalte ging, die von den betroffenen Behörden nicht selbst untersucht werden konnten. Es hieß, dass ICU-Beamte intensiv mit dem CIA-Fiasko um Aldrich Ames, der Iran-Contra-Affäre aus der

Regierungszeit von Ronald Reagan und zahlreichen Skandalen aus dem Verteidigungsministerium im Zusammenhang mit Waffenbeschaffungen befasst gewesen waren. Hinter vorgehaltener Hand erzählte man sich, dass es die ICU gewesen sei, die als Erste die verdächtigen Aktivitäten des bei der Spionageabwehr tätigen FBI-Agenten Robert Philip Hanssen aufgedeckt hätte. Es hielten sich sogar immer noch Gerüchte, dass es sich bei »Deep Throat«, der undichten Stelle, von der Richard Nixons Niedergang ausging, um die ICU gehandelt hatte.

Bartlett schaute wie abwesend im Raum umher. »Die Untersuchungsmethoden sind im Wesentlichen überall auf der Welt die gleichen«, sagte er schließlich. »Was sich unterscheidet, ist der Aufgabenbereich. Der unsere betrifft die nationale Sicherheit.«

»Dafür fehlt mit die nötige Unbedenklichkeitsbescheinigung«, warf Anna schnell ein.

»Nun ja...« Bartlett erlaubte sich den Anflug eines Lächelns. »Die haben Sie inzwischen.«

Hatte man sie ohne ihr Wissen überprüft? »Abgesehen davon - das ist nicht mein Gebiet.«

»Das entspricht nicht ganz der Wahrheit«, sagte Bartlett. »Wie war das mit dem Angestellten vom Nationalen Sicherheitsrat, dem Sie letztes Jahr eine Code-33 -Behandlung zukommen ließen?«

»Woher zum Teufel wissen Sie das?«, platzte es aus Anna heraus. Sie umklammerte die Armlehnen ihres Stuhls. »Entschuldigung. Aber... der Auftrag kam direkt vom Justizminister. Es gibt keinerlei Unterlagen darüber.«

»Bei Ihnen vielleicht nicht. Wir haben unsere eigene Methoden, uns auf dem Laufenden zu halten. Joseph Nesbett, oder? War am Harvard Center for Economic Development beschäftigt. Ist auf einen hohen Posten im Außenministerium

berufen worden und hat danach den Job beim Nationalen Sicherheitsrat bekommen. Eigentlich kein schlechter Start, wie? Schätze, dass er allein bestens zurechtgekommen wäre. Aber seine junge Frau war wohl ein klein wenig verschwenderisch. Ein ziemlich zupackender Charakter, wie man hört. Hatte für einen Regierungsangestellten ein paar kostspielige Vorlieben. Was dann zu dieser beklagenswerten Geschichte mit den Off-Shore-Konten und der Abzweigung von Geldern geführt hat.«

»Hätte eine verheerende Wirkung gehabt, wenn das rausgekommen wäre«, sagte Anna. »Und wäre für unsere außenpolitischen Beziehungen in einer ohnehin kritischen Phase sehr schädlich gewesen.«

»Ganz zu schweigen von der Peinlichkeit für die Regierung.«

»Das war allerdings keine vordringliche Überlegung«, erwiderte Anna scharf. »Wenn Sie glauben, dass das meine Auffassung von Politik ist, dann haben Sie sich in mir getäuscht.«

»Sie und ihre Kollegen, Miss Navarro, haben genau richtig gehandelt. Kompliment, sehr gute Arbeit. Gekonnt. Sehr gekonnt.«

»Danke«, sagte Anna. »Aber wenn Sie schon so gut Bescheid wissen, dann wissen Sie auch, dass Derartiges eigentlich nicht zu meinen Aufgaben gehört.«

»Was nichts an meiner Einschätzung ändert. Sie haben eine äußerst heikle Aufgabe mit größtmöglicher Diskretion gelöst. Natürlich weiß ich, woraus normalerweise Ihr Alltag besteht. Ein Finanzbeamter, der Geld unterschlägt. Ein FBI-Agent, der aus dem Ruder läuft. Diese unerquickliche Zeugenschutzgeschichte - das war übrigens eine interessante kleine Übung. Ihr Background als Expertin für die gerichtsmedizinischen Aspekte eines Mordfalles war da von unschätzbarem Wert. Ein Zeuge in einem Mafia-Fall wird getötet, und Sie beweisen auf eigene Faust, dass der mit dem

Fall betraute Beamte aus dem Justizministerium in die Sache verwickelt ist.«

»Glückstreffer«, sagte Anna gleichmütig.

»Glück erarbeitet man sich, Miss Navarro«, entgegnete er und blickte sie nüchtern an. »Wir wissen einiges über Sie. Mehr, als Sie sich vorstellen können. Wir kennen die Zahlen auf dem Bankbeleg, auf dem Sie vorhin herumgekritzelt haben. Wir wissen, wer Ihre Freunde sind und wann Sie zuletzt zu Hause angerufen haben. Wir wissen, dass Sie noch nie Ihre Reisekostenabrechnung frisiert haben - was die meisten sicher nicht von sich behaupten können.« Er hielt inne und musterte sie eingehend. »Tut mir Leid, wenn ich Sie damit beunruhigt haben sollte, aber schließlich wussten Sie beim Eintritt in die OSI, dass Sie damit Ihr Recht auf Privatsphäre verlieren. Sie haben die einschlägigen Verzichtserklärungen und Vereinbarungen unterzeichnet. Nun ja, das ist nicht so wichtig. Wichtig ist, dass Ihre Arbeit ausnahmslos von hoher, wenn nicht von außergewöhnlich hoher Qualität gewesen ist.«

Sie hob eine Augenbraue, sagte aber nichts.

»Sie scheinen überrascht zu sein. Wie gesagt, wir haben unsere eigenen Methoden, uns auf dem Laufenden zu halten. Und, Miss Navarro, wir erstellen selbst Eignungsberichte. Was den Ihren sofort von anderen unterscheidet, ist die spezielle Kombination von Fähigkeiten. Ihr Spektrum umfasst nicht nur die gängigen Ermittlungsmethoden, sondern auch Kenntnisse auf dem Gebiet der Morduntersuchung. Das macht Sie für uns - das kann man durchaus so sagen - einzigartig. Doch nun zur Sache. Sie sollten wissen, dass wir Sie und Ihr Umfeld so gründlich wie irgend möglich überprüft haben. Alles, was ich Ihnen jetzt gleich erzählen werde - jede Feststellung, Behauptung, Mutmaßung oder Andeutung - unterliegt der höchsten Geheimhaltungsstufe. Haben wir uns verstanden?«

Anna nickte. »Ich höre.«

»Sehr gut, Miss Navarro.« Bartlett gab ihr ein Blatt Papier mit einer Liste von Namen sowie den dazugehörigen Geburtsdaten und Aufenthaltsländern.

»Ich kann nicht ganz folgen. Soll ich diese Personen kontaktieren?«

»Wenn Sie auch noch über spiritistische Talente verfügen, bitte. Alle elf aufgeführten Personen sind tot. Alle haben dieses Jammertal in den letzten zwei Monaten verlassen. Einige, wie Sie sehen, in den Vereinigten Staaten, andere in der Schweiz, in England, Italien, Spanien, Schweden und Griechenland. Offenbar sind alle eines natürlichen Todes gestorben.«

Anna ging die Liste durch. Von zwei der elf Personen hatte sie schon gehört. Einer gehörte zur Lancaster-Familie, die einst die meisten Stahlwerke im Land besessen hatte und jetzt vor allem für ihre Stiftungsstipendien und andere philanthropische Aktivitäten bekannt war. Anna hatte angenommen, dass Philip Lancaster schon vor langer Zeit gestorben war. Der andere hieß Nico Xenakis, vermutlich ein Mitglied der bekannten griechischen Reederfamilie. Eigentlich kannte sie den Namen nur wegen eines anderen Familiensprosses, der in den Sechzigern als Playboy durch die Boulevardpresse gegeistert war, weil er reihenweise Hollywoodsternchen abgeschleppt hatte. Die anderen Namen waren ihr unbekannt. Sie überflog die Geburtsdaten. Alle waren sehr alt gewesen - zwischen Ende siebzig und Ende achtzig.

»Vielleicht ist das ja noch nicht durchgedrungen bis zu den Überfliegern vom ICU«, sagte sie. »Wenn man mal die Siebzig übersprungen hat, dann... na ja, lebend kommt keiner davon.«

»Ich fürchte, dass es uns nicht möglich sein wird, die Leichen zu exhumieren«, fuhr Bartlett ungerührt fort. »Vielleicht haben Sie ja Recht. Alte Männer sterben nun mal. Auf jeden Fall können wir nicht das Gegenteil beweisen. Pro forma haben wir ein paar Namen auf eine von diesen internationalen

Überwachungslisten setzen lassen, von denen sonst anscheinend keiner Notiz nimmt. Und vor ein paar Tagen haben wir tatsächlich einen Glückstreffer gelandet. Der letzte Tote war ein Rentner aus Nova Scotia, Kanada. Unsere kanadischen Freunde sind etwas pingelig, wenn es um korrekte Dienstwege geht, deshalb haben wir rechtzeitig davon Wind bekommen. Diesmal haben wir eine Leiche, die wir uns anschauen können. Das heißt, *Sie* werden sie sich anschauen.«

»Etwas haben Sie noch nicht erwähnt. Was haben die Männer miteinander zu tun?«

»Auf jede Frage gibt es eine oberflächliche Antwort und eine, die etwas tiefer geht. Ich kann nur mit der oberflächlichen dienen, weil es die einzige ist, die ich habe. Vor ein paar Jahren wurde bei der CIA eine interne Überprüfung uralter Aktenbestände durchgeführt. Nehmen wir an, dass sie einem Tipp nachgegangen sind. Keine Akten, in denen es um Operationen, Agenten oder Kontaktleute ging. Es handelte sich um Unbedenklichkeitsbescheinigungen. Jede trug den Aufdruck ›Sigma‹ - vermutlich das Codewort für eine Operation. Nur dass nirgendwo bei der CIA ein Hinweis auf eine solche Operation zu finden war. Wir wissen absolut nichts darüber.«

»Unbedenklichkeitsbescheinigungen?«, wiederholte Anna.

»Das heißt: Vor langer Zeit ist jeder dieser Männer überprüft und für tauglich befunden worden für eine Operation, von der wir nichts wissen.«

»Und der Tipp kam von einem Beamten, der bei der CIA im Archiv arbeitet?«

Bartlett antwortete indirekt. »Unsere besten Experten haben alle Bescheinigungen für echt erklärt. Die Akten waren alt, sehr alt. Sie stammen aus der Mitte der Vierzigerjahre, aus der Zeit vor der Gründung der CIA.«

»Sie meinen, sie wurden von der OSS angelegt?«

»Exakt«, sagte Bartlett. »Vom Office of Strategie Services,

dem Vorläufer der CIA. Einen Großteil der Akten hat man gleich nach Kriegsende gesichtet, zu Beginn des Kalten Krieges. Die letzten datieren aus der Mitte der Fünfziger. Aber ich schweife ab. Zurück zu den Todesfällen. Da gibt es nämlich ein merkwürdiges Muster. Sicher wäre alles im Sande verlaufen, ein Fragezeichen in einem Meer von Fragezeichen, wenn uns nicht dieses Muster aufgefallen wäre, das wir dann mit den Sigma-Akten gegengecheckt und verglichen haben. Ich glaube nicht an Zufälle. Sie, Miss Navarro? Elf der in den Akten erwähnten Männer sind in sehr kurzen Abständen gestorben. Die statistische Wahrscheinlichkeit, dass es sich dabei um einen Zufall handelt, ist verschwindend gering.«

Anna nickte ungeduldig. So weit sie das beurteilen konnte, sah das Gespenst Gespenster. »Wie lange dauert das Ganze? Ich habe nämlich auch noch einen richtigen Job.«

»Das ist jetzt Ihr richtiger Job. Wurde alles in die Wege geleitet. Haben Sie Ihre Aufgabe verstanden?« Sein Blick war jetzt sanfter. »Die Sache scheint Sie ja nicht sonderlich aufzuregen, Miss Navarro?«

Anna hob die Schultern. »Ich möchte noch mal auf die Tatsache zurückkommen, dass bei diesen Burschen der Vorhang schon halb unten war. Wenn man alt wird, muss man eben abtreten, okay? Diese Kerle waren ziemlich alt.«

»Und im Paris des 19. Jahrhunderts war es ziemlich alltäglich, wenn man von einem Pferdefuhrwerk niedergetrampelt wurde«, sagte Bartlett.

Anna runzelte die Stirn. »Wie bitte?«

Bartlett lehnte sich zurück. »Haben Sie je von einem Franzosen namens Claude Rochat gehört? Nein? Über den Mann denke ich ziemlich viel nach. Ein tumber, fantasieloser, schwerfälliger und verbissener Kerl, der in den 1860ern und 1870ern als Buchhalter in Frankreichs Geheimdienst *Directoire* beschäftigt war. Dieser Mann erfuhr 1867, dass zwei kleine

Büroangestellte des *Directoire,* die sich offenbar nicht kannten, innerhalb von zwei Wochen umgekommen waren. Der eine war das Opfer eines Straßenräubers geworden, den anderen hatte eine Postkutsche überrollt. So was passierte alle Tage, nichts Besonderes. Und doch wurde er stutzig. Und das umso mehr, als er in Erfahrung brachte, dass beide zur Zeit ihres Todes wertvolle Taschenuhren bei sich getragen hatten. Und zwar identische mit einer Cloisonne-Landschaft im Deckel. Ein kleine Merkwürdigkeit, die aber seine Aufmerksamkeit so fesselte, dass er sehr zum Ärger seiner Vorgesetzten vier Jahre daran setzte, um diesen Umstand aufzuklären. Und tatsächlich entlarvte er einen Spionagering von außergewöhnlicher Finesse: Das *Directoire* war von seinem preußischem Widerpart infiltriert und manipuliert worden.« Er bemerkte ihren schnellen Blick und lächelte. »Richtig, das sind die Uhren in der Vitrine. Exzellente Handwerkskunst, schon vor Jahrzehnten bei einer Auktion ersteigert. Ich habe sie gern in meiner Nähe. Damit ich die Geschichte nie vergesse.«

Bartlett schloss die Augen und schien kurz abwesend zu sein.

»Als Rochat seine Ermittlungen abgeschlossen hatte, war es natürlich schon zu spät«, fuhr er fort. »Bismarcks Agenten hatten Frankreich mit einer Mixtur aus gerissenen Fehlinformationen bereits in die Kriegserklärung getrieben. Die Lösung à *Berlin* hatte katastrophale Folgen für Frankreich. Die militärische Vorherrschaft, die Frankreich seit der Schlacht von Rocroi 1643 ausgeübt hatte, wurde binnen weniger Monate völlig zerstört. Stellen Sie sich das vor. Die vom Kaiser geführte französische Armee wurde auf geniale Weise bei Sedan in einen Hinterhalt gelockt. Selbstredend war das das Ende für Napoleon III. Das Land verlor Elsass-Lothringen, musste horrende Reparationszahlungen leisten und sich einer zweijährigen Besatzungszeit unterwerfen. Ein gewaltiger Schlag - einer, der den Lauf der europäischen Geschichte unwiderrufbar veränderte. Und ein paar Jahre vorher hatte Claude Rochat an

einem kleinen Faden gezupft, ohne zu wissen, wohin ihn das führen, ob es ihn überhaupt irgendwohin führen würde. Zwei kleine Angestellte mit identischen Uhren, das war alles, was er gehabt hatte.« Bartlett produzierte ein halb grunzendes, halb lachendes Geräusch. »Meistens ist das, was trivial aussieht, tatsächlich trivial. Meistens. Es ist mein Job, mich um solche winzigen Fäden zu kümmern, um die langweiligen kleinen Unstimmigkeiten, um die kleinen Muster, die möglicherweise auf größere Muster verweisen. Das Wichtigste an meiner Arbeit ist zugleich das Unscheinbarste, was man sich nur vorstellen kann.« Er hob eine Augenbraue. »Ich halte Ausschau nach identischen Taschenuhren.«

Anna schwieg. Das Gespenst wurde seinem Ruf vollkommen gerecht: Er war ein unverbesserlicher Geheimniskrämer. »Ich weiß die Lektion in Geschichte zu schätzen«, sagte sie langsam. »Aber meine Zuständigkeit hat sich bislang immer auf das Hier und Jetzt erstreckt. Wenn Sie wirklich der Meinung sind, dass diesen alten Akten irgendeine Bedeutung zukommt, warum soll sich die CIA nicht selbst darum kümmern?«

Bartlett zog ein sauberes Seideneinstecktuch aus der Brusttasche seines Jacketts und fing an, seine Brillengläser zu putzen. »Die Situation ist etwas schwierig«, sagte er. »Die ICU befasst sich in der Regel nur mit Fällen, bei denen konkrete Hinweise auf interne Verstrickungen vorliegen, die dann möglicherweise zu einer gründlichen Untersuchung führen. Das sollte als Erklärung reichen.« Ein Hauch von Herablassung lag in seiner Stimme.

»Das reicht ganz und gar nicht«, sagte Anna scharf. Zwar war das nicht der Ton, den man gegenüber dem Leiter einer so einflussreichen Abteilung wie der ICU anschlug, aber Unterwürfigkeit gehörte nicht zu Annas Charaktereigenschaften, und Bartlett sollte ruhig von vornherein wissen, worauf er sich einließ. »Bei allem Respekt, Sir, aber Sie deuten an, dass ein Bediensteter oder ehemaliger Bediensteter der CIA hinter den

Todesfällen stecken könnte?«

Der Direktor der Internal Compliance Unit wurde etwas blass. »Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber Sie streiten es auch nicht ab.«

Bartlett seufzte. »Aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts ganz Gerades gezimmert werden.« Er lächelte verkniffen.

»Wenn Sie glauben, dass die CIA etwas damit zu tun haben könnte, warum schalten Sie dann nicht das FBI ein?«

Bartlett schnaubte verächtlich. »Warum nicht gleich die Associated Press? Das FBI hat zwar viele Stärken, Diskretion gehört allerdings nicht dazu. Ich habe den Eindruck, Sie unterschätzen die besondere Sensibilität der Angelegenheit. Je weniger davon wissen, desto besser. Deshalb will ich ja auch kein Team, sondern eine Einzelperson. Die richtige Einzelperson, Miss Navarro.«

»Selbst wenn es sich bei diesen Todesfällen um Morde handeln sollte, ist es höchst unwahrscheinlich, dass Sie den Killer jemals finden«, sagte Anna. »Darüber sind Sie sich ja wohl im Klaren.«

»Das wäre die Meinung eines Bürokraten«, sagte Bartlett. »Aber Sie kommen mir ganz und gar nicht wie ein Bürokrat vor. Mr. Dupree hält sie für eigensinnig und nicht gerade für einen Teamspieler. Tja, das ist genau das, was ich will.«

Anna redete jetzt Klartext. »Sie wollen, dass ich innerhalb der CIA ermittle, dass ich eine Serie von Todesfällen als Morde verifiziere und dass...«

»... Sie genügend Beweise zusammentragen, damit wir eine offizielle Untersuchung in die Wege leiten können.« Bartletts graue Augen glänzten hinter den Gläsern seiner Hornbrille. »Egal, wer darin verwickelt ist. Ist das so weit klar?«

»Ganz und gar nicht«, sagte Anna. Als erfahrene Ermittlerin

war sie daran gewöhnt, Zeugen und Verdächtige zu verhören. Manchmal brauchte man einfach nur zuzuhören. Manchmal jedoch musste man sein Gegenüber anstacheln, zu einer Antwort provozieren. Über den richtigen Zeitpunkt entschieden Können und Erfahrung des Beamten. Bartletts Geschichte strotzte vor Auslassungen und ausweichenden Antworten. Sie hatte zwar Verständnis für diesen Mehr-brauchen-Sie-nicht-zu-wissen-Reflex des schlauen alten Beamten, aber nach ihrer Erfahrung war es immer besser, mehr als das unbedingt Nötige zu wissen. »Bei Ihrem Blindekuhspiel mache ich nicht mit«, sagte sie.

Bartlett blinzelte. »Wie bitte?«

»Sie haben sicher Kopien von diesen Sigma-Akten. Und Sie haben sie sicher genauestens überprüft. Und trotzdem wollen Sie mir weismachen, dass Sie keine Ahnung haben, worum es dabei geht.«

»Was wollen Sie?« Seine Stimme war kühl.

»Kann ich die Akten sehen?«

Er lächelte mit gespitztem Mund. »Nein. Das wird wohl nicht möglich sein.«

»Warum nicht?«

Bartlett setzte seine Brille wieder auf. »Entschuldigung, aber ich lasse mich von Ihnen nicht verhören. So sehr ich Ihre Vernehmungstechniken auch bewundere. Wie auch immer, ich denke, dass ich mich klar genug ausgedrückt habe.«

»Verdammt noch mal, nein, das haben Sie eben nicht! Sie kennen diese Akten. Wenn Sie nicht genau wissen, was Sie bedeuten, so haben Sie zumindest Ihre Vermutungen. Eine begründete Hypothese. Irgendwas. Sparen Sie sich Ihr Pokerface für Ihren Pokerabend auf. Ich mach Ihr Spiel nicht mit.«

Jetzt wurde Bartlett laut. »Herrgott noch mal, Sie sind doch erfahren genug! Inzwischen müssten Sie doch gemerkt haben, dass es bei der Sache um den Ruf einiger sehr hochgestellter

Persönlichkeiten der Nachkriegszeit geht. Die Unbedenklichkeitsbescheinigungen allein beweisen gar nichts. Vor unserer Unterredung habe ich Sie natürlich auch überprüfen lassen - na und? Ich vertraue auf Ihre Diskretion. Wir reden hier über prominente wie über unbekannte Personen. Sie können hier nicht rumtrampeln wie ein Elefant im Porzellanladen.«

Anna hörte aufmerksam zu. Ihr fiel die Anspannung in seiner Stimme auf. »Sie sprechen vom Ruf einiger Leute. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es Ihnen hauptsächlich darum geht«, bohrte sie weiter. »Ich muss mehr wissen.«

Er schüttelte den Kopf. »Es ist, als würde man versuchen, aus Nähgarn eine Strickleiter zu flechten. Es ist sinnlos, es kommt nichts dabei heraus. Vor einem halben Jahrhundert ist irgendetwas ausgeheckt worden. Irgendetwas, das von ganz vitalem Interesse war. Die Sigma-Liste stellt eine merkwürdige Versammlung von Leuten dar - einige sind Industrielle, die wir kennen, über die Identität von anderen wiederum haben wir rein gar nichts herausgefunden. Gemeinsam ist ihnen, dass einer der Gründer der CIA, ein Mann mit gewaltigem Einfluss in den Vierzigern und Fünfzigern, sich für sie interessierte. Hat er sie angeworben? Hat er sie überwachen lassen? Wir spielen alle Blindekuh. Auf jeden Fall scheint es sich um ein äußerst geheimes Unternehmen gehandelt zu haben. Sie fragen, was diese Männer verbindet. Wir wissen es nicht, ganz einfach.« Er zupfte penibel seine Manschetten zurecht. »Man könnte sagen, dass wir uns noch im Taschenuhrstadium befinden.«

»Nichts für ungut, aber ist die Sigma-Liste wirklich fünfzig Jahre alt?«

»Waren Sie schon mal an der Somme, in Frankreich?«, fragte er plötzlich, und seine Augen schienen aufzuleuchten. »Lohnt sich - schon allein wegen der Mohnblumen, die in den Weizenfeldern wachsen. Ab und zu kommt es vor, dass ein Bauer eine Eiche fällt, sich zum Ausruhen auf den Baumstumpf setzt, kurz danach krank wird und stirbt. Wissen Sie warum?

Weil während des Ersten Weltkriegs auf genau diesem Feld eine Schlacht stattgefunden hat, in der auch Senfgas eingesetzt wurde. Der Schössling hat damals das Gift absorbiert, das Jahrzehnte später immer noch giftig genug ist, um einen Menschen zu töten.«

»Und Sie glauben, dass Sigma dafür verantwortlich ist?«

Bartlett schaute sie jetzt durchdringend an. »Man sagt: Je mehr man weiß, desto mehr weiß man, dass man nichts weiß. Ich sage: Je mehr man weiß, desto beunruhigender ist es, über Dinge zu stolpern, von denen man nichts weiß. Sie können es Eitelkeit nennen oder Vorsicht. Ich mache mir Sorgen darum, was aus den vielen noch unentdeckten Schösslingen wird.« Er lächelte schwach. »Das krumme Holz, aus dem der Mensch gemacht ist. Darauf läuft es immer wieder hinaus - auf das krumme Holz. Ich kann verstehen, wenn Sie das alles für verstaubte Geschichte halten. Vielleicht haben Sie Recht, Miss Navarro. Dann können Sie mir nach Ihrer Rückkehr den Kopf waschen.«

»Ich weiß nicht recht...«

»Sie setzen sich jetzt mit diversen Strafverfolgungsbehörden in Verbindung. Die denken alle, dass Sie eine ganz normale Morduntersuchung durchführen. Warum darauf ein OSI-Agent angesetzt wird? Ihre Erklärung ist kurz und bündig: Weil bewusste Namen während der laufenden Untersuchung in einem Unterschlagungsfall aufgetaucht sind. Niemand wird Sie nach Details fragen. Ganz simple Tarnung.«

»Ich werde die Art von Untersuchung durchführen, für die ich ausgebildet worden bin«, sagte Anna müde. »Mehr kann ich nicht versprechen.«

»Mehr verlange ich auch nicht von Ihnen«, sagte Bartlett aalglatt. »Vielleicht stellt sich Ihr Misstrauen als berechtigt heraus. Wie auch immer, ich will Sicherheit. Fahren Sie nach Nova Scotia. Verschaffen Sie mir die Gewissheit, dass Robert

Mailhot eines natürlichen Todes gestorben ist. Oder beweisen Sie mir das Gegenteil.«

4. KAPITEL

Zürich

Ben wurde ins Hauptquartier der Kantonspolizei in Zürich gebracht, das sich in einem schmutzigen, aber eleganten alten Steinbau in der Zeughausstraße befand. Zwei wortkarge junge Beamte begleiteten ihn durch eine Tiefgarage und dann über mehrere Treppen in ein moderneres Gebäude, das an den Altbau angrenzte. Die Inneneinrichtung erinnerte an eine amerikanische Vorstadt-Highschool von 1975. Auf Fragen reagierten seine Begleiter mit Schulterzucken.

Bens Gedanken überschlugen sich. Das war kein Zufall gewesen. Cavanaugh hatte ihm in der Bahnhofstraße aufgelauert; er war in Zürich gewesen, weil er ihn hatte ermorden wollen. Irgendwie war die Leiche verschwunden, war schnell und gekonnt weggeschafft und die Pistole in seiner Reisetasche versteckt worden. Es war offensichtlich, dass Cavanaugh Hilfe von Profis bekommen hatte. Aber von wem? Und warum?

Zuerst wurde Ben in einen kleinen von Neonröhren erleuchteten Raum geführt und vor einem Stahltisch auf einen Stuhl gesetzt. Seine Begleiter blieben neben ihm stehen. Dann tauchte ein Mann in einem kurzen weißen Kittel auf und sagte, ohne ihn anzuschauen: »Ihre Hände, bitte.« Ben streckte die Arme aus. Debattieren zwecklos. Der Techniker nebelte mit einer Flüssigkeit aus einer Plastiksprühflasche Bens Hände von beiden Seiten ein und rieb ihm mit einem Baumwolltupfer leicht, aber gründlich erst den rechten Handrücken ab. Dann steckte er den Tupfer in eine Plastikröhre. Er wiederholte die Prozedur mit der Innenseite der rechten Hand und dann mit beiden Seiten der linken Hand. Mit vier Tupfern in vier

sorgfältig beschrifteten Röhren verließ der Techniker den Raum.

Ein paar Minuten später stand Ben in einem freundlichen, spärlich eingerichteten Büro im zweiten Stock einem breitschultrigen untersetzten Mann in Zivil gegenüber. Er stellte sich als Kommissar Thomas Schmid vor, Morddezernat. Er hatte ein breites, pockennarbiges Gesicht und sehr kurzes Haar. Ben erinnerte sich an eine Schweizer Frau, die ihm in Gstaad einmal erzählt hatte, dass Polizisten in der Schweiz Bullen genannt werden. Ben wusste jetzt, warum.

Schmid begann mit den üblichen Fragen: Name, Geburtsdatum, Passnummer, Hotel in Zürich etc. etc. Er tippte die Antworten mit einem Finger in einen Computer ein. An seinem Hals hing eine Lesebrille.

Ben war verärgert, müde und frustriert, seine Nerven lagen blank. Er musste sich enorm anstrengen, um ruhig zu bleiben. »Bin ich jetzt verhaftet oder nicht?«, fragte er.

»Sind Sie nicht.«

»Ich habe mich ja wirklich köstlich amüsiert, aber wenn ich nicht verhaftet bin, dann würde ich gern wieder zurück in mein Hotel.«

»Wenn Sie es wünschen, verhaften wir Sie gern«, sagte der Kommissar höflich und lächelte drohend. »Wir haben eine wunderschöne Zelle für Sie. Es wäre jedoch einfacher, wenn wir das gütlich regeln könnten.«

»Darf ich telefonieren?«

Schmid deutete auf das Telefon, das am Rand des überladenen Schreibtischs stand. »Sie können Ihr Konsulat oder einen Anwalt anrufen. Wie Sie wollen.«

»Danke«, sagte Ben. Er hob den Hörer ab und schaute auf seine Armbanduhr. In New York war es jetzt kurz nach Mittag. Die Anwälte der Hartman Capital Management waren alle auf Steuer- oder Wertpapierrecht spezialisiert. Also rief er einen

Freund an, der eine Kanzlei für internationales Recht betrieb.

Howie Rubin und er waren in Deerfield in derselben alpinen Skimannschaft gewesen. Seitdem konnte man sie enge Freunde nennen. An Thanksgiving war Howie ein paar Mal in Bedford gewesen und hatte sich - wie alle Freunde von Ben - vor allem zu dessen Mutter hingezogen gefühlt.

Howie war beim Lunch. Der Anruf wurde zu seinem Handy weitergeleitet. Der Lärm im Restaurant war so laut, dass Ben nicht wusste, ob Howie ihm oder seinen Tischnachbarn zuhörte.

»Scheißgeschichte«, sagte Howie, nachdem Ben ihm alles erzählt hatte. Ben hörte eine fremde, laute Stimme und dann wieder Howies Stimme. »Also gut, ich sag dir jetzt, was ich meinen Klienten immer sage, wenn sie beim Skiurlaub in der Schweiz im Knast landen. Schön freundlich bleiben und aussitzen. Spiel nicht den Großkotz, lass nicht den empörtem Ami raushängen. Wenn dich jemand mit Vorschriften und Gesetzesbuchstaben niedermachen kann, dann die Schweizer.«

Ben schaute zu Schmid, der auf der Tastatur herumtippte und sicher die Ohren spitzte. »Tja, schätze, ich weiß, was du meinst. Was soll ich also tun?«

»In der Schweiz dürfen sie dich bis zu vierundzwanzig Stunden festhalten - ohne Haftbefehl.«

»Du machst Witze.«

»Und wenn du ihnen dumm kommst, dann werfen sie dich bis zum nächsten Morgen in eine kleine stinkende Zelle. Also reiß dich zusammen.«

»Was genau soll ich tun?«

»Hartman Baby, mit deinem Charme kannst du 'nen Hund aus der Metzgerei locken, also sei einfach so wie immer. Gibt's Probleme, rufst du mich an. Dann häng ich mich ans Rohr und drohe Ihnen mit internationalen Verwicklungen. Einer meiner Partner hat ziemlich viel mit Industriespionage zu tun. Das

heißt: Wir haben Zugang zu ein paar ziemlich gewichtigen Datenbanken. Mal sehen, was ich über Cavanaugh rauskriege. Gib mir eine Nummer, unter der ich dich erreichen kann.«

Nachdem Ben aufgelegt hatte, führte Schmid ihn in das angrenzende Zimmer und deutete auf einen Stuhl neben einem weiteren Schreibtisch mit Tastatur und Monitor. »Waren Sie schon mal in der Schweiz?«, fragte Schmid im freundlichen Ton eines Fremdenführers.

»Schon öfter«, sagte Ben. »Meistens zum Skifahren.«

Schmid nickte besorgt. »Beliebter Freizeitsport. Sehr gut, um Stress abzubauen, um Druck abzulassen.« Seine Augen verengten sich. »In Ihrem Job müssen Sie jede Menge Druck aushalten.«

»Würde ich so nicht sagen.«

»Unter Stress machen die Menschen die merkwürdigsten Sachen. Tag für Tag fressen sie alles in sich hinein, und plötzlich, eines Tages, BUMM! Sie explodieren. Wenn das passiert, sind sie selber nicht weniger überrascht als die Menschen um sie herum.«

»Ich hab's Ihnen schon gesagt. Man hat mir die Pistole untergeschoben. Ich habe nie damit geschossen.« Ben kochte innerlich, hielt sich aber, so gut es ging, im Zaum. Wenn er den Kommissar provozierte, würde er seine Lage nur verschlimmern.

»Aber Sie haben doch selbst zugegeben, am Tod des Mannes Schuld zu sein. Sie haben ihm den Wandleuchter über den Schädel geschlagen. Gehört das zu Ihren normalen Verhaltensweisen?«

»Das waren ja wohl kaum normale Umstände.«

»Wenn ich mich mit Freunden von Ihnen unterhalten könnte, Mr. Hartman, was würden die mir über Sie erzählen. Dass Sie jähzornig sind?« Er schaute Ben seltsam nachdenklich an. »Dass

Sie zu Gewalttätigkeit neigen?«

»Sie würden Ihnen sagen, dass ich so gesetzestreu bin, wie man nur sein kann«, erwiderte Ben. »Worauf wollen Sie hinaus?« Ben schaute hinunter auf die Hände, die Cavanaugh den eisernen Leuchter über den Schädel geschlagen hatten. War er doch gewalttätig? Die Unterstellungen des Kommissars waren absurd. Er hatte in Notwehr gehandelt. Plötzlich musste er an einen schon Jahre zurückliegenden Vorfall denken.

Sogar heute noch sah er Darnells Gesicht vor sich. Darnell war einer seiner Fünftklässler in East New York gewesen, ein anständiger Junge, ein intelligenter und wissbegieriger Einserschüler, der Beste in seiner Klasse. Dann war irgendwas passiert. Seine Noten wurden schlechter, und schließlich machte er überhaupt keine Hausaufgaben mehr. Obwohl er sich nie auch nur auf Rangeleien mit anderen Jungen einließ, hatte er jetzt hin und wieder blaue Flecken im Gesicht. Eines Tages nach der Schule stellte Ben ihn zur Rede. Darnell hatte Angst, er konnte ihm nicht mal in die Augen schauen. Schließlich erzählte er, dass Orlando, der neue Freund seiner Mutter, nicht wollte, dass er seine Zeit mit Hausaufgaben verplemperte. Er musste jetzt mithelfen, Geld zu verdienen. Auf Bens Frage, auf welche Art er Geld verdiene, wollte der Junge nichts sagen. Ben rief Darnells Mutter Joyce Stuart an, die verängstigt und ausweichend reagierte. Sie wollte nicht in die Schule kommen und weigerte sich, überhaupt darüber zu sprechen oder zuzugeben, dass irgendetwas nicht in Ordnung sei. Ein paar Tage später suchte er sich die Adresse heraus und ging hin.

Darnell wohnte im ersten Stock eines heruntergekommenen Gebäudes, dessen Treppenhaus mit Graffiti geschmückt war. Die Klingel funktionierte nicht. Dafür war die Haustür nicht abgeschlossen, sodass Ben in den ersten Stock hinaufstieg und an die Tür von 26 klopfte. Es dauerte ziemlich lange, bis Darnells Mutter ihm öffnete. Sie war offensichtlich geschlagen worden. Sie hatte blaue Flecken im Gesicht, die Lippen waren

geschwollen. Er stellte sich vor und fragte, ob er hereinkommen dürfe. Nach kurzem Zögern führte sie ihn in die kleine Küche. Die beige Plastikbeschichtung der Küchentheke war völlig zerkratzt, die gelben Baumwollvorhänge flatterten im Wind.

Ben hörte Geschrei aus einem hinteren Zimmer, dann kam Orlando in die Küche. »Wer zum Teufel sind Sie?« Er war ein Kleiderschrank in rotem Muscle-Shirt und weiten Jeans. Ben erkannte sofort den Körperbau des Knackis. Der Oberkörper war so überdimensioniert, dass die Brustmuskeln wie dicke Schläuche und die Schultern wie gepanzert aussahen.

»Das ist Darnells Lehrer«, sagte Joyce. Wegen der geschwollenen Lippen hörte es sich an, als presste sie sich ein Kissen vor den Mund.

»Sind Sie Darnells Vormund?«, fragte Ben.

»Man könnte sagen, dass ich jetzt sein Lehrer bin«, erwiderte Orlando. »Außer dass er das Zeug, das ich ihm beibringe, auch brauchen kann. Im Gegensatz zu Ihrem Scheiß.«

Darnell trottete in die Küche. Die Angst in seinem Gesicht ließ ihn jünger als zehn aussehen. »Verschwinde«, sagte sein Mutter leise.

»Den Scheiß, den Sie ihm eintrichtern wollen, braucht Darnell nicht. Was er lernen muss ist, wie man Crack verhökert.« Orlando grinste ihn mit goldenen Schneidezähnen an.

Ben war wie vom Donner gerührt. »Er geht in die fünfte Klasse. Er ist zehn Jahre alt.«

»Genau. Nicht strafmündig. Die Bullen können ihm nichts anhaben.« Er lachte. »Ich hab ihm sogar die Wahl gelassen: entweder du verhökerst Crack oder deinen Arsch.«

Die gleichgültige Brutalität, die in diesen Worten lag, machte Ben krank. Dennoch zwang er sich zur Besonnenheit. »Darnell hat mehr Potenzial als jeder andere in seiner Klasse. Diese Chance sind Sie ihm schuldig.«

Orlando schnaubte verächtlich. »Er schafft's auch auf der Straße. Genau wie ich.«

Dann meldete sich Darnells hohe Stimme - zitternd, aber energisch. »Ich will nicht mehr«, sagte er zu Orlando. »Mr. Hartman weiß besser, was gut für mich ist.« Und dann - laut und tapfer: »Ich will nicht so werden wie du.«

Joyce Stuarts Gesichtszüge erstarrten; innerlich krümmte sie sich schon zusammen. »Darnell, nicht!«

Doch es war schon zu spät. Orlando schlug dem Jungen so hart ins Gesicht, dass er durch die offene Tür ins angrenzende Zimmer taumelte. Dann drehte er sich zu Ben um. »Und jetzt werde ich Ihnen helfen, Ihren Arsch hier rauszuschieben!«

Ben kochte vor Wut. Stocksteif stand er vor Orlando. Als dieser ihn mit der offenen Hand gegen die Brust stieß, schlug er ihm mit voller Wucht die Faust an die Schläfe. Erst links, dann rechts, wie auf einen Punchingball hieb er auf den Kopf ein. Orlando war für einen Augenblick völlig verblüfft und reagierte dann mit mächtigen Schwingern zum Körper. Ben war so außer sich vor Wut, dass er nichts spürte und so lange auf Orlando eintrommelte, bis dieser zu Boden ging.

Orlando schaute zu ihm hoch. Statt höhnischer Verachtung stand jetzt Angst in seinen Augen. »Du bist ja wahnsinnig«, flüsterte er.

War er wahnsinnig? Was war über ihn gekommen? »Wenn Sie Darnell noch einmal anrühren, dann bringe ich Sie um«, sagte Ben mit ruhiger Stimme. Und dann, zwischen jedem Wort eine Pause: »Haben-wir-uns-verstanden?«

»Okay, Mann, okay«, sagte Orlando mit gedämpfter Stimme. »War ein Missverständnis.« Er hustete. »Ich bin nicht scharf auf Ärger.« Er hustete wieder und flüsterte: »Du bist echt wahnsinnig.«

Später erzählte ihm Carmen, eine Bekannte vom Sozialamt, dass Orlando noch am gleichen Tag verschwunden und nie

wieder aufgetaucht wäre. Wenn er es nicht auf diesem Wege erfahren hätte, so hätte er es wenig später auch selbst gemerkt: Darnells schulische Leistungen und auch sein allgemeines Benehmen verbesserten sich erheblich.

»Mr. Hartman, Ihren rechten Daumen bitte!« Schmid deutete auf ein kleines weißes Rechteck, neben dem Identix Touchview stand. Auf dem Rechteck befand sich ein ovales, rubinrot glänzendes Glasplättchen.

Ben drückte erst den rechten, dann den linken Daumen auf das Glasoval. Auf dem Monitor erschienen zwei vergrößerte Bilder seiner Fingerabdrücke.

Schmid tippte ein paar Zahlen ein und drückte auf Return, worauf das kratzende Kreischen des Modems einsetzte. Er schaute Ben an und sagte entschuldigend: »Das geht nach Bern. Fünf bis zehn Minuten, dann wissen wir Bescheid.«

»Worüber?«

Der Kommissar stand auf und machte mit dem Finger ein Zeichen, ihm zurück in das andere Zimmer zu folgen. »Ob gegen Sie in der Schweiz ein Haftbefehl vorliegt.«

»Wenn dem so wäre, müsste ich das eigentlich wissen.«

Schmid schaute ihn eine Zeit lang an, bevor er antwortete. »Ich kenne Ihre Sorte Mensch, Mr. Hartman. Für reiche Amerikaner wie Sie besteht die Schweiz nur aus Schokolade, Banken und Winterurlaub. Für Sie ist doch jeder Schweizer ein Diener, stimmt's? Sie haben keine Ahnung. Über die Jahrhunderte hat jede europäische Macht versucht, uns einzukassieren. Ohne Erfolg. Vielleicht ist Ihr mächtiges und reiches Land ja der Meinung, es jetzt selbst versuchen zu können. Glauben Sie mir, Sie haben hier nichts zu melden. In diesem Büro gibt's keine Schokolade für Sie. Und es liegt absolut nicht in Ihrer Gewalt zu entscheiden, wann oder ob Sie auf freien Fuß gesetzt werden.« Er lehnte sich zurück und lächelte feierlich. »Willkommen in der Schweiz, Herr

Hartman.«

Wie auf Stichwort betrat ein großer dünner Mann in einem steifen weißen Laborkittel den Raum. Er trug eine randlose Brille und einen schmalen struppigen Schnauzbart. Ohne sich vorzustellen, deutete er auf den weiß gekachelten Bereich an der Wand, wo sich ein Metermaß befand. »Stellen Sie sich bitte da hin«, sagte er.

Ben schluckte seinen Ärger hinunter und stellte sich mit dem Rücken flach an die Wand. Der Techniker notierte Bens Größe und begleitete ihn dann zu einem weißen Waschbecken, wo er auf einen Seifenspender deutete und Ben sagte, er solle sich die Hände waschen. Die Seife war cremig, aber etwas sandig und roch nach Lavendel. An einem anderen Arbeitstisch musste Ben beide Hände auf eine mit schwarzer Tinte bestrichene Glasplatte drücken. Danach rollte der Techniker mit seinen zierlichen manikürten Fingern jeden von Bens Fingern erst über ein Stück Löschpapier und dann sorgfältig über separate quadratische Felder auf einem Formular.

Während dieser Prozedur verließ Schmid den Raum, kam kurz darauf zurück und sagte: »Es liegt kein Haftbefehl gegen Sie vor, Mr. Hartman.«

»So eine Überraschung«, brummte Ben. Seltsamerweise fühlte er sich erleichtert.

»Trotzdem sind noch Fragen offen. Bis die Ergebnisse der ballistischen Untersuchung vorliegen, die vom Wissenschaftlichen Dienst der Stadtpolizei Zürich vorgenommen wird, werden ein paar Tage vergehen. Klar ist, dass die Geschosse, die wir im Shop-Ville gefunden haben, Kaliber zweiunddreißig sind.«

»Und?«, fragte Ben unschuldig.

»Die passen zu der Waffe, die wir in Ihrer Reisetasche gefunden haben.«

»Also, was haben Sie bis jetzt?«, sagte Ben und versuchte es

auf die direkte Tour. »Die Kugeln stammen zweifelsfrei aus der Waffe, die man in meiner Tasche gefunden hat. Warum untersuchen Sie nicht meine Hände und stellen fest, ob ich die Pistole abgefeuert habe?«

»Die Untersuchung auf Schmauchspuren ist schon erledigt.«

»Und?«

»Ich warte auf das Ergebnis. Muss bald da sein.«

»Und Fingerabdrücke werden Sie auch keine finden.« *Gott sei Dank habe ich sie nicht angefasst,* dachte Ben.

Der Kommissar zuckte theatralisch mit den Schultern. »Fingerabdrücke kann man abwischen.«

»Was ist mit Zeugen?«

»Die Augenzeugen haben einen gut gekleideten Mann in Ihrem Alter gesehen. Es herrschte Chaos. Fünf Menschen sind tot und sieben schwer verletzt. Sie erzählen uns, dass Sie den Täter getötet haben. Und als wir nachschauen, ist die Leiche verschwunden.«

»Ich habe keine Erklärung dafür«, sagte Ben, dem sehr wohl bewusst war, wie bizarr sich seine Geschichte anhörte. »Offenbar hat man die Leiche entfernt und den Boden gereinigt. Das sagt mir bloß, dass Cavanaugh Helfer gehabt haben muss.«

»Um Sie zu töten.« Schmid schaute ihn finster lächelnd an.

»Sieht ganz so aus.«

»Aber Sie können mir nicht mal ein Motiv anbieten. Kein Streit, nichts.«

»Wie denn auch«, sagte Ben ruhig. »Wir hatten uns seit fünfzehn Jahren nicht gesehen.«

Das Telefon auf Schmids Schreibtisch klingelte. »Schmid.« Er hörte zu und sagte: »Ja, einen Moment.« Dann gab er Ben den Hörer.

Es war Howie. »Ben, altes Haus.« Seine Stimme war so klar,

als riefe er aus dem Nebenzimmer an. »Jimmy Cavanaugh, hast du gesagt, stammt aus Homer, New York, richtig?«

»Richtig«, sagte Ben. »Kleines Kaff zwischen Syracuse und Binghamton.«

»Und er war in Princeton in deiner Klasse?«

»Genau.«

»Okay, hier ist die Story. Es gibt keinen Jimmy Cavanaugh.«

»Klar, der Kerl ist mausetot. Erzähl mir was Neues«, sagte Ben.

»Ich meine, es hat nie einen Jimmy Cavanaugh gegeben. Ein Jimmy Cavanaugh hat nie gelebt. Ich habe die Ehemaligenverzeichnisse von Princeton überprüft. Kein Cavanaugh, dessen Vorname oder zweiter Vorname mit J beginnt, hat je in Princeton studiert. Zumindest nicht in dem Jahrzehnt, als du da warst. In Homer haben nie irgendwelche Cavanaughs gelebt. Im ganzen Bezirk nicht. Auch nicht in Georgetown. Dann hab ich den Namen noch durch alle möglichen hochkarätigen Datenbanken gejagt. Nichts. Wenn es einen Jimmy Cavanaugh gäbe, der auch nur annähernd deiner Beschreibung ähnelt, dann hätte ich ihn erwischt. Hab alle möglichen Buchstabiervarianten durchprobiert. Du kannst dir nicht vorstellen, was die Computer heute draufhaben. Jeder hinterlässt eine Spur wie ein Elefant im Porzellanladen. Kreditkarten, Sozialversicherungsnummer, Militärzeit etc. etc. Der Kerl fällt durch jedes Raster. Ich glaub's einfach nicht.«

»Irgendwas läuft hier falsch. Ich weiß hundertprozentig, dass er in Princeton eingeschrieben war.«

»Du *glaubst*, dass er es war. Vielleicht war er es aber gar nicht. War doch möglich, oder?«

Ben wurde übel. »Wenn ja, hilft uns das alles nicht weiter.«

»Nein«, sagte Howie. »Ich bleib dran, okay? Wenn du mich brauchst, ruf einfach an.«

Ben legte den Hörer auf. Er war noch wie betäubt, als Schmid seine nächste Frage stellte. »Sind Sie eigentlich geschäftlich oder privat hier, Mr. Hartman?«

Er versuchte sich zu konzentrieren und antwortete, so höflich er konnte: »Skiurlaub, wie gesagt. Ich habe ein paar Bankiers getroffen, aber nur deshalb, weil ich sowieso über Zürich musste.« *Es hat nie einen Jimmy Cavanaugh gegeben.*

Schmid faltete die Hände. »Zuletzt waren sie vor vier Jahren in der Schweiz. Weil Sie sich um den Rücktransport ihres toten Bruders kümmern wollten. Stimmt das?«

Ben antwortet nicht sofort. Urplötzlich wurde er wieder von den alten Erinnerungen übermannt. *Der Anruf mitten in der Nacht. Immer ein schlechtes Zeichen. Er war in seiner schmuddeligen Wohnung in East New York. Neben ihm schlief Karen, eine Lehrerkollegin. Er drehte sich auf die andere Seite, um den Anruf entgegenzunehmen, der sein Leben verändern sollte.*

Ein paar Tage vorher war Peter allein mit einem kleinen gemieteten Flugzeug unterwegs gewesen und in eine Schlucht in der Nähe des Vierwaldstätter Sees gestürzt. In den Mietunterlagen war unter der Rubrik ›Nächster Verwandter‹ Bens Name aufgeführt. Die Identifizierung hatte einige Zeit gedauert. Erst die Untersuchung des Gebisses hatte Gewissheit gebracht. Für die Schweizer Behörden war es ein Unfall gewesen. Ben flog nach Luzern und organisierte die Überführung der Leiche in die USA. Das heißt, seiner sterblichen Überreste, eben dessen, was nach der Explosion des Flugzeugs von seinem Bruder übrig geblieben war: Es hatte in einen kleinen Pappkarton gepasst, der nicht größer als eine Tortenschachtel gewesen war.

Während des gesamten Rückflugs hatte er nicht weinen können. Erst später, nachdem sich die Erstarrung gelöst hatte. Sein Vater war unter Tränen zusammengebrochen, und seine

Mutter, die wegen ihrer Krebserkrankung schon ans Bett gefesselt war, hatte bis zur völligen Erschöpfung geschrien.

»Ja«, sagte Ben leise. »Das war das letzte Mal.«

»Eine bemerkenswerte Tatsache. Wenn Sie unser Land besuchen, scheint der Tod nicht weit zu sein.«

»Was soll das jetzt wieder?«

»Mr. Hartman«, sagte Schmid in nun etwas sachlicherem Tonfall. »Glauben Sie, dass zwischen dem Tod Ihres Bruders und dem Vorfall heute ein Zusammenhang besteht?«

Im Hauptquartier der Schweizer Bundespolizei in Bern saß eine plumpe, etwa vierzigjährige Frau in ihrem Büro und schaute durch eine dicke schwarze Hornbrille verdutzt auf die Textzeile, die auf ihrem Monitor erschien. Sie erinnerte sich an die Instruktionen, die man ihr vor langer Zeit für einen solchen Fall gegeben hatte und notierte den Namen und die folgende Zahlenkolonne. Dann stand sie auf und klopfte an die Glastür, die ins Büro ihres direkten Vorgesetzten führte.

»Entschuldigung, aber gerade wurde ein Name von der RIPOL-Fahndungsliste aktiviert,« sagte sie. RIPOL war die Abkürzung für Recherche Informations Policier, der elektronischen Datenbank der Schweizer Polizei, auf die die Polizeibehörden des Bundes, der Kantone und der Kommunen Zugriff hatten. In ihr wurden alle für die Strafverfolgung relevante Informationen, wie Namen, Fingerabdrücke, Autonummern etc., gespeichert.

Ihr Boss, ein affektierter Karrierehengst in den Vierzigern, nahm das Blatt Papier und dankte seiner treuen Sekretärin. Nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, nahm er den Hörer eines Telefons ab, das nicht über die Zentrale lief, und wählte eine Nummer, die er nur sehr selten wählte.

In der Zeughausstraße, ein paar Häuser vom Hauptquartier der Kantonspolizei entfernt, parkte eine alte graue Limousine. Im Innern saßen schweigend zwei Männer und rauchten. Sie

warteten schon so lange, dass ihnen vor Müdigkeit fast die Augen zufielen. Plötzlich wurden sie vom Klingeln des auf dem Armaturenbrett befestigten Mobiltelefons aufgeschreckt. Der Beifahrer hob ab, hörte kurz zu, sagte »Danke« und legte wieder auf.

»Der Amerikaner kommt gleich raus«, sagte er.

Ein paar Minuten später sahen sie, wie der Amerikaner aus dem Seiteneingang kam und in ein wartendes Taxi stieg. Als es sich etwa hundert Meter entfernt hatte, fädelte sich die alte Limousine in den morgendlichen Berufsverkehr ein.

5. KAPITEL

Halifax, Nova Scotia

Als der Pilot der Air-Canada-Maschine verkündete, dass sie im Landeanflug seien, verstaute Anna Navarro ihre Unterlagen, klappte das Tablett hoch und versuchte sich ganz auf die vor ihr liegende Aufgabe zu konzentrieren. Sie hatte Angst vorm Fliegen; schlimmer als die Landung war nur der Start. Ihr Magen spielte verrückt. Wie immer schoss ihr auch jetzt der irrationale Gedanke durch den Kopf, dass das Flugzeug jeden Moment abstürzen und ihr Leben in einem höllischen Inferno enden würde.

Ihr Lieblingsonkel Manuel war bei einem Absturz ums Leben gekommen, als bei dem alten klapprigen Schädlingsbekämpfungsflugzeug, zu dessen Besatzung er gehörte, ein Motor ausgefallen war. Aber das war schon lange her, da war sie zehn oder elf gewesen, und die Todeskisten von damals konnte man nun wirklich nicht mit dem glänzenden Jumbo vergleichen, in dem sie gerade saß.

Ihren Kollegen im OSI hatte sie nie von ihren Ängsten erzählt. Eisernes Prinzip: Offenbare nie deine wunden Punkte. Trotzdem war sie davon überzeugt, dass Arliss Dupree Bescheid wusste wie ein Hund, der die Angst wittert. In den letzten Monaten hatte er sie von Termin zu Termin gehetzt, hatte sie praktisch gezwungen, in Flugzeugen zu leben.

Sie stand die Tortur nur deshalb durch, weil sie sich während der Flüge völlig in ihre Fälle vertiefen konnte. Wenn sie knochentrockene Autopsieberichte und pathologische Befunde las, musste sie das dahinter steckende, Rätsel einfach lösen.

Als Kind war sie ganz vernarrt in die Fünfhundert-Teile-Puzzles gewesen, die ihre Mutter ihr immer mitbrachte. Sie

waren Geschenke von der Frau, bei der ihre Mutter putzen ging und deren Kinder nicht die Geduld dafür aufbrachten. Mehr als das langsam zusammenwachsende glänzende Bild liebte sie das schnappende Geräusch, wenn ein Teil genau in das dafür vorgesehene Loch passte. Sie hatte sich immer darüber geärgert, dass bei alten Puzzles oft Teile fehlten, die die Vorbesitzer verschlampt hatten. Schon als Kind war sie eine Perfektionistin gewesen.

Ihr aktueller Fall kam ihr vor wie ein Tausend-Teile-Puzzle, das als chaotischer Haufen vor ihr auf dem Teppich lag.

Während des Washington-Halifax-Fluges hatte sie über einem Stapel Papiere gebrütet, die ihr die Royal Canadian Mounted Police aus Ottawa gefaxt hatte. Die RCMP war Kanadas Gegenstück zum amerikanischen FBI und war trotz ihres antiquierten Namens eine Ermittlungsbehörde allererster Güte. Die Zusammenarbeit zwischen dem US-Justizministerium und der RCMP funktionierte gut.

Wer bist du?, fragte sie sich, als sie das Foto des alten Mannes betrachtete. Robert Mailhot aus Halifax, Nova Scotia, freundlicher Ruheständler und frommes Gemeindemitglied der Church of Our Lady of Mercy. Nicht gerade die Sorte Mensch, bei der man auf eine Unbedenklichkeitsbescheinigung der CIA tippen würde, egal wie lange das schon her war.

In welcher Verbindung stand dieser Mann zu den nebulösen Spionagemachenschaften der schon längst verstorbenen Industriellen, über die Bartlett gestolpert war? Anna war überzeugt davon, dass Bartlett eine Akte über den Alten besaß, die er ihr nicht zeigen wollte. Desgleichen war sie davon überzeugt, dass er sie die relevanten Details auf eigene Faust ausgraben lassen wollte.

Ein Provinzrichter in Nova Scotia hatte sich bereit erklärt, einen Durchsuchungsbefehl auszustellen. Die Unterlagen, die sie angefordert hatte - Telefonrechnungen und Kreditkarten-

belege -, waren ihr binnen Stunden nach Washington gefaxt worden. Sie gehörte zum OSI, niemand stellte die windige Tarnung hinsichtlich einer laufenden Ermittlung in einem internationalen Unterschlagungsfall infrage.

Die übermittelten Unterlagen enthielten nichts Brauchbares. Der Totenschein war in krakeliger, fast unleserlicher Handschrift ausgefüllt, wahrscheinlich die des Hausarztes des Alten. Als Todesursache war »natürlicher Tod« vermerkt, in Klammern stand »Koronarthrombose«. Vielleicht steckte wirklich nicht mehr dahinter.

Der Verstorbene hatte keine ungewöhnlichen Käufe getätigt und lediglich zwei Ferngespräche geführt - eins nach Neufundland, eins nach Toronto. Nichts von Bedeutung. Vielleicht hatte sie in Halifax mehr Glück.

Vielleicht auch nicht.

Wie zu Beginn eines jeden Falls war sie berauscht von einer merkwürdigen Mixtur aus Hoffnung und Verzweiflung. War sie sich in einer Sekunde noch sicher, dass sie es schaffen würde, glaubte sie in der nächsten, dass sie keine Chance hätte. Eins wusste sie bestimmt: Der erste Tote in einer Mordserie war immer der wichtigste. Er war der Bezugspunkt. Nur wenn man gründlich vorging, wenn man jeden einzelnen Stein umdrehte, durfte man auf ein paar Zusammenhänge hoffen. Hatte man alle Punkte vor Augen, konnte man anfangen, sie miteinander zu verbinden.

Anna trug ein marineblaues Reisekostüm von Donna Karan (nicht das teuerste Modell) und eine weiße Bluse von Ralph Lauren (keine Haute Couture natürlich). Jeder wusste, dass sie Wert auf perfekte Kleidung legte. Mit ihrem Gehalt hätte sie sich Designer-Klamotten eigentlich gar nicht leisten können. Sie kaufte sie trotzdem, lebte dafür in einer düsteren Zweizimmer-Wohnung in einer lausigen Gegend von Washington und verzichtete auf Urlaub.

Jeder nahm an, dass sie sich aus dem gleichen Grund gut kleidete, aus dem andere junge alleinstehende Frauen sich schick anzogen: um Männern zu gefallen. Sie lagen falsch. Ihre Kleidung war ein Panzer. Je besser das Outfit, desto sicherer und geborgener fühlte sie sich. Sie benutzte Designer-Kosmetika und trug Designer-Garderobe, weil sie dann nicht mehr die Tochter bettelarmer mexikanischer Einwanderer war, die die Häuser und Gärten reicher Leute in Schuss hielten. So konnte sie sein, was sie sein wollte. Der Verstand sagte ihr zwar, wie lächerlich das eigentlich war. Trotzdem tat sie es.

Sie fragte sich, was an ihr so viel bittere Verachtung in Arliss Dupree hervorrief - dass sie eine attraktive Frau war, die ihn hatte abblitzen lassen, oder dass sie Mexikanerin war? Vielleicht beides. Vielleicht war in der Welt, wie Dupree sie sah, eine Amerikanerin mexikanischer Abstammung minderwertig und hatte deshalb nicht das Recht, ihn zurückzuweisen.

Sie war in einer Kleinstadt im Süden Kaliforniens aufgewachsen. Ihre Eltern hatten Mexiko verlassen, um dem Elend, der Krankheit und der Hoffnungslosigkeit zu entfliehen. Ihre freundliche und sanfte Mutter ging putzen, ihr stiller und in sich gekehrter Vater arbeitete als Gärtner.

Ihre Mutter nähte die Kleider, die sie in der Grundschule trug, flocht ihre braunen Haare und steckte sie hoch. Ihr war bewusst, dass sie anders gekleidet war, dass sie nicht wie die anderen war. Das machte ihr nichts aus, bis sie zehn oder elf war und die anderen Mädchen Cliquen bildeten, von denen sie ausgeschlossen blieb. Nie würden sie Umgang pflegen mit der Tochter der Frau, die bei ihnen zu Hause putzte.

Sie war nicht cool - sie war peinlich, sie war eine Außenseiterin. Sie war unsichtbar.

Dabei gehörte sie nicht zu einer Minderheit - in ihrer Highschool war die eine Hälfte der Schüler Latinos, die andere war weiß, wobei die Grenzlinie nur selten überschritten wurde.

Sie gewöhnte sich daran, dass einige von den weißen Jungen oder Mädchen sie »Wetback« oder »Spie« nannten. Auch innerhalb der Latinos gab es Kasten, und sie gehörte der untersten an. Die Latinomädchen legten viel Wert auf ihr Äußeres und machten sich über Annas Kleider auf noch üblere Weise lustig als die weißen Mädchen.

Die Lösung war in ihren Augen einfach: Sie musste sich so kleiden wie die anderen Mädchen. Deshalb beklagte sie sich bei ihrer Mutter, die sie anfangs nicht ernst nahm und ihr dann erklärte, dass sie sich so teure Sachen nicht leisten könnten. »Wo ist der Unterschied, magst du etwa die Kleider nicht, die ich dir nähe?« Und Anna schrie: »Nein, ich hasse sie!« - obwohl sie genau wusste, wie sie ihre Mutter damit verletzte. Noch heute, zwanzig Jahre später, konnte sie nicht ohne Schuldgefühle daran zurückdenken.

Ihre Mutter war beliebt bei den reichen Frauen, für die sie arbeitete. Eine dieser reichen Frauen fing an, ihr die abgelegten Kleider ihrer Kinder zu schenken. Anna trug sie mit Begeisterung. Sie konnte nicht verstehen, warum so schöne Kleider weggeworfen wurden. Nach und nach bekam sie jedoch mit, dass es sich immer um die Mode des letzten Jahres handelte, was ihre Begeisterung deutlich abkühlen ließ. Eines Tages rief ihr aus einer Clique, zu der Anna liebend gern gehört hätte, ein Mädchen zu: »Hey, das ist ja mein Rock, den du da trägst.« Anna errötete und sagte, es sei ihr eigener. Da kam das Mädchen auf sie zu, drehte den Rocksaum um und zeigte den anderen das Etikett, auf dem mit Tinte ihre Initialen geschrieben standen.

Ein Beamter der RCMP holte Anna vom Flughafen ab. Sie wusste, dass er auf der FBI-Akademie ein Jahr lang Ermittlungsmethoden bei Mordfällen studiert hatte. Er war kein Überflieger, hatte man ihr gesagt, aber brauchbar.

Hinter der Absperrung wartete er auf sie - ein großer, gut aussehender Mann in den Dreißigern, der einen blauen Blazer

mit roter Krawatte trug. Er lächelte sie strahlend an und schien sich ehrlich zu freuen, sie zu sehen. »Willkommen in Nova Scotia«, sagte er. »Ich bin Ron Arsenault.« Dunkles Haar, braune Augen, hohle Wangen, hohe Stirn.

»Anna Navarro«, sagte sie und schüttelte ihm kräftig die Hand. Männer rechneten bei Frauen mit einer Hand, die sich anfühlte wie ein toter Fisch. Deshalb drückte sie immer so fest wie möglich zu, um von Anfang an klar zu stellen, dass man ihr nicht auf der Nase herumtanzen konnte. »Freut mich.«

Er wollte ihr den Kleidersack abnehmen, doch sie schüttelte nur lächelnd den Kopf. »Danke, geht schon.«

»Sind Sie zum ersten Mal in Halifax?« Anscheinend wollte er ihr etwas auf den Zahn fühlen.

»Ja. Von oben sieht es wunderschön aus.«

Er kicherte höflich. Dann machten sie sich auf den Weg zum Ausgang. »Ich werde Ihnen bei der Zusammenarbeit mit den örtlichen Behörden behilflich sein. Haben Sie die Unterlagen bekommen?«

»Ja, danke. Bis auf die Kontoauszüge.«

»Die sollten inzwischen auch da sein. Ich werde sie Ihnen ins Hotel bringen.«

»Danke.«

»Keine Ursache.« Er blinzelte dauernd. Anna tippte auf Kontaktlinsen.

»Ich sag's Ihnen lieber gleich, Miss Navarro - Anna, richtig? Einige Leute in Ottawa können sich keinen Reim darauf machen, warum Sie sich so für den alten Kauz interessieren. Was ist Besonderes an einem Siebenundachtzigjährigen, der in seinem Haus eines natürlichen Todes stirbt?«

Sie hatten inzwischen den Parkplatz erreicht.

»Liegt die Leiche in der Autopsie?«, fragte sie.

»Liegt noch im Krankenhaus im Kühlfach und wartet auf Sie.

Sie haben sich gerade noch rechtzeitig gemeldet, war beinahe schon unter der Erde gewesen. Das ist die gute Nachricht.«

»Und die schlechte?«

»Er ist schon einbalsamiert.«

Sie warf ihm einen kurzen Blick zu. »Könnte die toxikologische Untersuchung beeinträchtigen.«

Sie standen jetzt vor einer dieser ziemlich neuen dunkelblauen Chevrolet-Limousinen, die man schon aus drei Kilometern Entfernung als ziviles Polizeifahrzeug erkannte. Er öffnete den Kofferraum und verstaute den Kleidersack.

Sie fuhren eine Zeit lang, ohne dass einer ein Wort sagte.

»Wer ist die Witwe?«, fragte sie dann. »Darüber stand nichts in den Unterlagen. Auch frankokanadischer Abstammung?«

»Sie ist von hier. Aus Halifax. War früher Lehrerin. Zähe Alte. Tut mir ein bisschen Leid. Hat ihren Mann verloren, und morgen sollte eigentlich die Beerdigung sein. Die Verwandten waren schon unterwegs, und dann musste ich ihr sagen, dass sie alles abblasen muss. Als ich das Wort Autopsie erwähnt habe, ist sie förmlich ausgeflippt.« Er schaute zu Anna und dann wieder auf die Straße. »Wird schon dunkel. Wie wär's, wenn ich Sie am Hotel absetze, und morgen früh machen wir uns frisch und fröhlich ans Werk? Der Leichenbeschauer ist um sieben da.«

Sie war etwas enttäuscht, weil sie eigentlich noch heute hatte anfangen wollen. »Hört sich gut an«, sagte sie.

Wieder herrschte Stille. Es war gut, wenn einem ein einheimischer Beamter zur Hand ging, der anscheinend nichts gegen einen Abgesandten der US-Regierung einzuwenden hatte. Arsenault war so freundlich, wie man es sich nur wünschen konnte. Vielleicht etwas zu freundlich.

Arsenault bog in die Barrington Street ein und hielt an. »Das ist es. Scheint ein bisschen knauserig zu sein, Ihre Regierung.«

Der reizlose viktorianische Holzbau hatte grüne Fensterläden, das Weiß der Außenwände war zu einem schmuddeligen Grau verblasst.

»Wenn Sie nichts anderes vorhaben, würde ich Sie gern zum Abendessen einladen. Vielleicht ins Clipper Cay - falls Sie Lust auf Fisch haben. Und hinterher könnten wir noch ins Middle Deck gehen, ein bisschen Jazz hören.«

»Danke, aber ich hatte einen langen Tag«, sagte sie.

Er zuckte enttäuscht mit den Schultern.

Im Innern des Gasthauses roch es leicht moderig, als ob die Holzbohlen vor sich hinfaulten. Der bullige Kerl an der Rezeption gab ihr als Kreditkartenbeleg einen Kohlepapierdurchschlag und für das Zimmer einen Messingschlüssel - wie in alten Zeiten. Hilfe bei ihrem Gepäck brauchte sie nicht abzulehnen, denn er bot sie ihr erst gar nicht an. Das mit Blümchentapeten verzierte Zimmer lag im ersten Stock, oben roch es genauso muffig wie unten. Der ganze Raum machte einen ziemlich abgewohnten, aber dennoch nicht unangenehmen Eindruck. Sie hängte ihre Kleider in den Schrank, zog die Vorhänge zu und schlüpfte in ihren grauen Jogginganzug. Eine Runde um den Block würde ihr gut tun.

Sie lief die Grande Parade - der Häuserblock westlich der Barrington Street - entlang, dann die George Street hinauf bis zu dem sternförmigen Fort, das The Citadel hieß. An einem Zeitungsstand blieb sie keuchend stehen und kaufte sich einen Stadtplan. Die Straße, nach der sie suchte, lag ganz in der Nähe. Sie würde einfach hinlaufen.

Robert Mailhot hatte in einem unscheinbaren, gemütlich aussehenden Haus gewohnt. Das zweigeschossige graue Holzgebäude hatte ein Giebeldach und verschwand fast völlig zwischen dichten Bäumen. Das Grundstück war von einem Gitterzaun umgeben.

Hinter den Spitzenvorhängen eines nach vorn gehenden

Fensters konnte sie das Flackern eines Fernsehers erkennen. Anscheinend sah Robert Mailhots Witwe fern. Anna stand auf der gegenüberliegenden Straßenseite und betrachtete das Haus.

Sie fragte sich, ob da drüben wirklich die Witwe vor dem Fernseher saß. In welchem Gemütszustand war sie? Trauerte sie noch? Um das festzustellen, musste sie näher an das Haus heran. Wenn sie sich im Schatten der Bäume versteckte, könnte sie vielleicht etwas entdecken und war zudem den Blicken neugieriger Nachbarn entzogen.

Die Straße lag verlassen da. Aus einem Haus hörte man Musik, in einem anderen lief der Fernseher. In der Ferne brummte ein Nebelhorn. Anna ging über die Straße.

Plötzlich flammte aus dem Nichts ein Paar greller Scheinwerfer auf. Ein Wagen raste auf sie zu. Das Licht blendete sie, wurde größer, kam näher. Anna stürzte Richtung Straßenrand, versuchte sich in Sicherheit zu bringen. Der Wagen musste mit ausgeschalteten Scheinwerfern auf sie zugeglitten sein, ganz langsam, sodass sie keine Motorgeräusche gehört hatte. Und dann, wenige Meter von ihr entfernt, hatte der Fahrer aufgeblendet und Gas gegeben.

Und jetzt jagte er auf sie zu. Es gab keinen Zweifel: Das war kein Auto, das nur viel zu schnell fuhr, der Fahrer hatte es auf sie abgesehen. Es war nur noch wenige Meter entfernt. Die quietschenden Reifen, der heulende Motor... Anna erkannte den vertikalen Kühlergrill eines Lincoln Town Car, seine flachen rechteckigen Scheinwerfer. Er sah aus wie ein Raubtier, wie ein Hai auf Beutezug.

Beweg dich!

Kreischend, zu Tode erschreckt, nur den Bruchteil einer Sekunde vom Tod entfernt, sprang sie in die Buchsbaumhecke, die Robert Mailhots Nachbargrundstück umgab. Die harten, stacheligen Zweige rissen am Stoff ihrer Jogginghose, bevor sie auf der anderen Seite auf den Rasen stürzte.

Sie hörte, wie das Auto an der Hecke entlangschrappte, wie Dreck unter durchdrehenden Reifen aufspritzte, wie Gummi quietschte, als der Wagen wieder auf den Asphalt schlitterte. Das Licht verblasste, die Motorengeräusche verstummten. Der Wagen war weg.

Was *war passiert?*

Sie rappelte sich auf. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, und sie zitterte am ganzen Körper. Das Adrenalin pumpte durch ihren Körper. Sie konnte sich kaum auf den Beinen halten.

Was zum Teufel geht hier vor?

Das Auto hatte genau auf sie zugehalten, hatte sie absichtlich überfahren wollen. Und dann war es einfach wieder verschwunden.

Auf der gegenüberliegenden Straßenseite sah sie Menschen, die verstohlen zwischen Vorhängen hindurchlugten. Wenn sie merkten, dass Anna sie sah, verschwanden die Gesichter blitzschnell.

Falls der Fahrer des Wagens sie hatte töten wollen, warum hatte er seinen Job nicht zu Ende gebracht? Warum war er so plötzlich verschwunden?

Das ergab alles keinen Sinn.

Keuchend und hustend, machte sie sich auf den Weg zum Hotel. Sie war tropfnass geschwitzt. Immer noch zitterte sie vor Angst, während sie versuchte einen klaren Kopf zu bekommen. Sie konnte sich den bizarren Vorfall einfach nicht erklären.

Hatte jemand versucht sie umzubringen?

Und wenn ja - warum?

War sie vielleicht nur einem Volltrunkenen, der mit einem gestohlenen Wagen auf Spritztour war, in die Quere geraten? Dafür hatte sich das Auto zu zielstrebig, zu kontrolliert bewegt.

Die einzig logischen Schlüsse verlangten ein gerüttelt Maß an Paranoia. Und sie weigerte sich standhaft, in diese Richtung zu

denken. *Das wäre der pure Wahnsinn.* Sie dachte an Bartletts nebulöse Andeutungen über jahrzehntealte, unter äußerster Geheimhaltung ausgeheckte Pläne; an alte Männer, die Geheimnisse zu hüten hatten; an mächtige Leute, die um jeden Preis ihren Ruf retten wollten. Aber Bartlett war nach eigener Einschätzung ein Mann, der inmitten von Bergen vergilbten Papiers in einem Büro saß, der sich von der Realität weit entfernt hatte, der in einer Umgebung arbeitete, die Verschwörungstheorien nur allzu leicht Vorschub leistete.

Und dennoch: War es nicht möglich, dass man ihr Angst einjagen wollte, damit sie die Finger von dem Fall ließ?

Wenn ja, dann hatten sie sich die falsche Methode ausgesucht.

Denn dieser Vorfall bewirkte nur, dass Anna umso entschlossener war, dem Geheimnis auf die Spur zu kommen.

London

Das Pub The Albion lag am Rand von Covent Garden in der Garrick Street. Die Decke hing tief, die Tische waren aus grobem Holz, und auf dem Boden lagen Sägespäne. Es war die Sorte Lokal, in der sich mittags Jungbanker und Werbefachleute drängelten und in dem man zwanzig Sorten Ale vom Fass, Würstchen mit Kartoffelbrei, Kidney-Pudding und Spotted Dick bekam.

Jean-Luc Passard, ein kleiner Angestellter der Sicherheitsabteilung der Organisation, betrat das Pub und wusste sofort, warum der Engländer es als Treffpunkt ausgesucht hatte. Es war so gerammelt voll, dass sie sicher niemandem auffallen würden.

Der Engländer saß allein in einer kleinen Nische. Er sah aus wie beschrieben: um die vierzig; widerspenstiges, vorzeitig ergrautes Haar; breite Schultern, schmale Taille; eine physisch eindrucksvolle, aber dennoch unauffällige Erscheinung in

blauem Blazer und weißem Rollkragenpullover. Als Passard auf ihn zuging, sah er die glatte, fast gespannte Gesichtshaut - als sei sie geliftet worden.

Passard setzte sich und streckte dem Engländer die Hand entgegen. »Ich bin Jean-Luc.«

»Trevor Griffiths.« Der Engländer schüttelte ihm kraftlos die Hand. Der Händedruck eines Mannes, dem egal war, was sein Gegenüber von ihm hielt. Die Hand war groß, die Haut glatt und trocken.

»Es ist mir eine Ehre, Sie kennen zu lernen«, sagte Passard. »Die Arbeit, die Sie über die Jahre für die Organisation geleistet haben, ist schon Legende.«

Trevors leblose graue Augen zeigten keinerlei Reaktion.

»Wir hätten Ihren Ruhestand nicht gestört, wenn es nicht absolut notwendig wäre.«

»Sie haben Mist gebaut.«

»Nun ja, wir hatten etwas Pech.«

»Sie brauchen Hilfe.«

»Eine Versicherungspolice, sozusagen. Eine zusätzliche Absicherung. Wir können uns einen Misserfolg unter keinen Umständen leisten.«

»Ich arbeite allein. Das wissen Sie.«

»Natürlich. Bei ihrer Erfolgsbilanz erübrigt sich jede Debatte über Methoden. Sie können die Angelegenheit handhaben, wie Sie es für richtig halten.«

»Gut. Wo hält sich das Objekt derzeit auf?«

»Es wurde zuletzt in Zürich gesehen. Wo es im Augenblick ist, wissen wir nicht.«

Trevor howe EhreAugenb Aug13 Tw 12 0 0 12 68.25 483. 1 Tf -0.00711

glaube nicht an Zufälle. Sie, Miss Navarro?

Langsam bekam sie sich wieder in den Griff. Solche Dinge passierten eben. Es gehörte zu ihrem Job, die wirkliche Bedeutung einer Sache zu erkennen; aber es war auch eine Berufskrankheit, einer Sache Bedeutung zuzuschreiben, wo absolut nichts war.

Als sie aus der Wanne stieg und einen Frotteebademantel überzog, war sie schon wieder ruhiger und hatte einen Bärenhunger. Auf dem Boden lag ein Kuvert, das man offenbar unter der Tür durchgeschoben hatte. Sie hob es auf und ließ sich in dem blümchengemusterten Lehnstuhl nieder. Es enthielt Mailhots Bankauszüge der letzten vier Jahre.

Das Telefon klingelte.

Es war Sergeant Arsenault. »Ist Ihnen halb elf morgen früh recht für den Besuch bei der Witwe?« Im Hintergrund hörte sie das geschäftige Treiben eines Polizeireviers am Abend.

»Okay, wir treffen uns dann vor dem Haus«, sagte Anna knapp. Sie schwankte, ob sie ihm von dem Lincoln und ihrem Rendezvous mit dem Tod erzählen sollte, entschied sich aber dagegen, weil sie fürchtete, das könnte ihre Autorität schmälern. Sie fürchtete, er könnte meinen, sie sei verletzlich und ängstlich und ließe sich zu leicht ins Bockshorn jagen.

»Also dann«, sagte Arsenault, dem noch etwas auf dem Herzen zu liegen schien. »Tja, ich werde mich dann auch auf den Heimweg machen. Sie haben wohl nicht Lust... Ich komme sowieso an ihrem Hotel vorbei... Wenn Sie also doch noch einen Happen essen wollen...« Er versuchte einen entspannten Ton anzuschlagen. »Oder vielleicht auf einen Schlummertrunk ausgehen wollen?«

Anna antwortete nicht sofort. Eigentlich wäre ihr etwas Gesellschaft jetzt ganz recht gewesen. »Danke für das Angebot«, sagte sie schließlich. »Aber ich bin wirklich müde.«

»Ja, ich auch«, sagte er schnell. »War ein langer Tag. Also,

bis morgen dann.« Sein Tonfall hatte sich fast unmerklich geändert. Zuletzt hatte nicht mehr der Mann mit der Frau, sondern der Polizist mit der Kollegin gesprochen.

Als sie auflegte, spürte sie ein leichtes Gefühl der Leere. Dann zog sie die Vorhänge zu und nahm sich die Unterlagen vor. Sie hatte noch jede Menge zu tun.

Der Grund, warum sie noch nicht verheiratet war oder sich immer wieder zurückgezogen hatte, wenn eine Beziehung zu ernst zu werden drohte, war, dass sie die Kontrolle nicht verlieren wollte. Wenn du heiratest, musst du dich vor jemandem verantworten. Wenn du etwas kaufen willst, musst du dich rechtfertigen. Du kannst abends nicht länger arbeiten, ohne dich gleich schuldig zu fühlen, ohne dich dafür entschuldigen zu müssen, ohne vorher darüber zu verhandeln. Deine Zeit wird nicht mehr von dir allein verwaltet.

Weil sie nur selten mit jemandem ausging, nannten sie die Kollegen, die sie nur oberflächlich kannten, hinter ihrem Rücken »Eiserne Jungfrau« und wahrscheinlich noch Schlimmeres. Nicht nur Dupree. Die Menschen mochten es einfach nicht, wenn sich eine attraktive Frau ihre Unabhängigkeit bewahrte. Es brachte ihre Auffassung von der natürlichen Ordnung der Dinge durcheinander. Sie wollten einfach nicht begreifen, dass sie durch und durch ein Workaholic war, lieber für sich allein blieb und außerdem sowieso keine Zeit für Männer hatte. Die einzigen Männer, die sie kannte, waren die Kollegen im OSI. Und mit einem Kollegen auszugehen, konnte schnell Schwierigkeiten bringen.

Zumindest glaubte sie das. Obwohl sie den Vorfall aus der Highschool, der sie immer noch belastete, so gut es ging, verdrängte, dachte sie dennoch fast täglich voller Hass an Brad Reedy. Wenn ihr in der U-Bahn der Zitrusduft des Eau de Cologne in die Nase stieg, das damals auch Brad benutzt hatte, verkrampfte sich ihr Herz vor Angst und Zorn. Und wenn sie auf der Straße einen großen blonden Teenager in rotweiß

gestreiftem Poloshirt sah, musste sie unwillkürlich an Brad denken.

Sie war sechzehn gewesen und körperlich schon eine erwachsene Frau. Obwohl sie sich dessen noch nicht voll bewusst war oder es nicht glauben wollte, war sie eine Schönheit. Viele Freunde hatte sie immer noch nicht, doch sie fühlte sich nicht mehr wie eine Ausgestoßene. Fast täglich kam es zum Streit mit ihren Eltern, weil sie das Leben in dem winzigen Haus nicht mehr aushielt. Sie fühlte sich wie eingesperrt, glaubte zu ersticken.

Brad Reedy ging in die Abschlussklasse, war Mitglied des Eishockeyteams und gehörte deshalb zur Aristokratie der Schule. Anna war eine Klasse unter ihm und konnte es nicht glauben, als Brad Reedy - *der Brad Reedy* - sie eines Morgens vor dem Unterricht fragte, ob sie mal mit ihm ausgehen würde. Erst glaubte sie an einen Scherz, an eine Wette oder so was, machte eine spöttische Bemerkung und wandte sich ab. Schon damals versteckte sie sich hinter einem Schutzschild aus Sarkasmus.

Doch er ließ nicht locker. Sie wurde rot, war wie betäubt, stammelte schließlich ja sicher, warum nicht.

Brad bot ihr an, sie von zu Hause abzuholen, doch der Gedanke, dass er das bescheidene Haus ihrer Eltern sah, war ihr unerträglich. Also gab sie vor, dass sie in den nächsten Tagen ohnehin einiges in der Stadt zu erledigen hätte und dass sie sich auch gleich vor dem Kino treffen könnten. Die folgenden Tage brütete sie über Zeitschriften wie *Mademoiselle* oder *Glamour* und fand schließlich in *Seventeen* - in der Titelgeschichte »Wie mache ich ihn auf mich aufmerksam?« - das perfekte Outfit. Ein Kleid, das ein reiches Mädchen mit Klasse tragen würde, ein Mädchen, mit dem Brads Eltern sicher einverstanden wären.

Es war ein Laura-Ashley-Kleid, bedruckt mit winzigen Blumen und verziert mit einem hohen Rüschenkragen. Sie hatte

es bei Goodwill gekauft und merkte erst hinterher, dass es nicht perfekt saß. Die Espandrilles, die Pappagallo-Bermuda-Tasche und das Stirnband - alles war limonengrün. Als sie Brad vor dem Kino traf, kam sie sich auf einmal lächerlich vor, wie ein kleines Mädchen, das sich für Halloween herausgeputzt hatte. Neben Brad, der in zerrissenen Jeans und gestreiftem Poloshirt auftauchte, sah sie hoffnungslos overdressed aus. Es war nicht zu übersehen, wie sehr sie sich angestrengt hatte.

Als sie den Kinosaal betraten, hatte sie das Gefühl, dass jeder sie anstarrte - die überkandidelte falsche Zicke mit ihrem Traumprinzen.

Nach dem Kino wollte er in Ship's Pub auf eine Pizza und ein Bier. Sie nahm eine Diät-Cola. Obwohl sie ganz von den Socken war von ihrem Teenager-Adonis und immer noch nicht richtig glauben konnte, dass sie ein Date mit ihm hatte, spielte sie die Geheimnisvolle, die nicht leicht zu haben war.

Nach drei, vier Bieren wurde er allmählich zudringlich. Er rutschte auf der Polsterbank ganz nah an sie heran und fing an, sie zu betatschen. Ihr fiel nichts besseres ein, als Kopfschmerzen vorzuschützen und ihn zu bitten, sie nach Hause zu fahren. Sie stiegen in den Porsche, und er raste betrunken durch die Stadt und bog schließlich in den Park ein.

Brad war ein zweihundert Pfund schwerer, unglaublich kräftiger Kerl, der genügend Bier intus hatte, um gefährlich zu werden. Er zerrte ihr die Kleider herunter, presste ihr, als sie schreien wollte, die Hand auf den Mund und keuchte immer wieder: »*Was ist denn? Du willst es doch, du mexikanische Schlampe.*«

Das war ihr erstes Mal.

Ein Jahr lang ging sie regelmäßig in die Kirche. Die Schuld fraß sie fast auf. Ihre Mutter wäre zerstört gewesen, hätte sie davon erfahren.

Die Erinnerung verfolgte Anna noch Jahre.

Und ihre Mutter ging weiter ins Haus der Reedys zum Putzen.

Ihr Blick fiel auf die Bankauszüge, die auf der Stuhllehne lagen. Konnte man sich eine unwiderstehlichere Abendlektüre vorstellen?

Sie ging im Zimmer auf und ab und sah dabei die Auszüge durch. Nach ein paar Minuten blieb ihr Blick an einer Zahl hängen. Das konnte nicht stimmen. Vor vier Monaten waren auf Robert Mailhots Konto eine Million Dollar überwiesen worden.

Sie setzte sich in den Sessel, sah sich den Auszug genauer an und spürte das Adrenalin, das durch ihren Körper pumpte. Die Zahlen passten ganz und gar nicht zu dem bescheidenen Holzhaus des Robert Mailhot.

Eine Million Dollar.

Langsam wurde die Sache spannend.

Zürich

Die Straßenlaternen beleuchteten den Rücksitz des Taxis wie ein im Dreisekundentakt aufflackerndes Blitzlicht. Ben starrte ins Nichts und dachte nach.

Der Kommissar hatte seine Enttäuschung kaum verhehlen können, als er im Laborbericht las, dass Ben die Pistole nicht abgefeuert hatte. Widerwillig unterzeichnete er das Formular, das Ben wieder zum freien Mann machte. Dass Ben auch seinen Pass zurückerhielt, war vermutlich den diskreten Bemühungen Howies zu verdanken.

»Ich setze Sie nur unter der Bedingung auf freien Fuß, dass Sie sofort den Kanton Zürich verlassen«, sagte Schmid. »Sollte ich Sie noch einmal hier antreffen, könnte das für Sie unangenehm werden. Die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen. Die noch nicht geklärten Fragen erlauben es mir jederzeit, einen Haftbefehl für Sie auszustellen. Und vergessen Sie eins nicht: Wenn sich die Einwanderungsbehörde

einschaltet, kann man Sie für ein Jahr in Gewahrsam nehmen, bevor ein Richter sich den Fall überhaupt anschaut. Beim nächsten Mal werden Ihnen Ihre einflussreichen Freunde nicht mehr helfen können.«

Doch mehr als diese Drohungen beschäftigte Ben die Frage, die der Kommissar so nebenbei gestellt hatte. Hatte der Albtraum vom Bahnhofplatz irgendetwas mit Peters Tod zu tun?

Oder anders gefragt: Wie standen die Chancen, dass das alles *nichts* mit Peters Tod zu tun hatte? Ben vergaß nie, was sein Mentor in Princeton, der Historiker John Barnes Godwin, immer gesagt hatte: Berechne die Chancen, rechne nach und rechne noch mal nach. Und dann tu, was dein Bauch dir sagt."

Sein Bauch sagte ihm, dass das kein Zufall gewesen war.

Und dann das Rätsel um Jimmy Cavanaugh. Nicht nur, dass die Leiche verschwunden war. Seine Identität, seine Existenz waren ausgelöscht. Wie konnte so etwas passieren? Und woher kannte der Schütze Bens Aufenthaltsort? Nichts von alldem ergab einen Sinn.

Das Verschwinden der Leiche und die in seiner Tasche versteckte Pistole belegten, dass der Mann, den er als Cavanaugh kannte, Helfer gehabt hatte. Aber wen? Und wobei? Für wen um alles in der Welt könnte Ben Hartman eine Bedrohung sein?

Es musste irgendetwas mit Peter zu tun haben.

Im Kino wusste man immer sofort, dass etwas vertuscht werden sollte. Es hieß dann: »Er ist bis zur Unkenntlichkeit verbrannt.« Damals war Bens erster Gedanke gewesen, dass eine Verwechslung vorliegen müsse, dass die Person in dem Flugzeug nicht Peter Hartman war. Die Behörden hätten einen Fehler gemacht, und Peter lebte noch. Er würde das mit einem Anruf klären, und hinterher würden sie darüber lachen - wenn auch mit einem etwas komischen Gefühl im Bauch. Um keine falschen Hoffnungen zu wecken, hatte Ben das gegenüber

seinem Vater nie erwähnt. Das Ergebnis der medizinischen Untersuchung ließ schließlich keinen Zweifel zu.

Doch jetzt beschäftigte sich Ben mit der eigentlich interessanten Frage: Nicht *ob* Peter gestorben war, sondern *wie!* Ein Flugzeugabsturz war schließlich eine effiziente Methode, um Beweismittel für einen Mord zu vernichten.

Und trotzdem: Vielleicht war es doch ein ganz normaler Unfall gewesen.

Aber wer könnte Peters Tod gewollt haben? Jemanden zu ermorden und dann mit einem Flugzeug abstürzen zu lassen war eine lächerlich aufwändige Vertuschungsaktion.

Allerdings hatte ihm der heutige Nachmittag eine neue Definition in Sachen Plausibilität beschert. Wenn Cavanaugh bzw. diese Person, die er für Cavanaugh gehalten hatte, versucht hatte, ihn aus unerfindlichen Gründen zu töten, war es dann nicht gut möglich, dass Cavanaugh oder die Leute, für die er arbeitete, vor vier Jahren auch Peter umgebracht hatten?

Howie hatte von Datenbanken gesprochen, zu denen einer seiner auf Wirtschaftsspionage spezialisierten Kollegen Zugang hatte. Plötzlich kam Ben der Gedanke, dass ihm Frederic McCallan, der Kunde, den er in St. Moritz treffen wollte, vielleicht behilflich sein konnte. McCallan drehte nicht nur ein großes Rad an der Wall Street, er war in Washington auch Mitglied mehrerer Regierungen gewesen und kannte Gott und die Welt. Ben zückte sein Tri-Band-Handy von Nokia und rief das Hotel Carlton in St. Moritz an. Das Carlton war ein ruhiges Hotel, dessen Eleganz luxuriös, aber nicht protzig wirkte. Es verfügte über einen eindrucksvollen Panoramapool mit Blick über den See.

Der Anruf wurde zu Frederic McCallans Zimmer durchgestellt.

»Ich hoffe, du versetzt uns nicht«, sagte Frederic in jovialem Tonfall. »Louise wäre untröstlich.« Louise war seine angeblich

wunderschöne Enkelin.

»Fällt mir gar nicht ein. War ein bisschen chaotisch hier. Ich habe den letzten Flug nach Chur verpasst.« Genau genommen, entsprach das sogar der Wahrheit.

»Schade, wir hatten schon zum Abendessen mit dir gerechnet. Wann kommst du?«

»Ich nehme einen Mietwagen und fahre noch heute Abend.«

»Mit dem Wagen brauchst du *Stunden.«*

»Aber es ist eine schöne Fahrt«, erwiderte Ben. Eine lange Autofahrt war genau das Richtige, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

»Man kann doch sicher ein Flugzeug chartern, oder?«

»Geht nicht«, sagte er ohne weitere Erklärung. Er wollte sich am Flugplatz nicht blicken lassen, weil da eventuell Cavanaughs Helfer - wenn es sie gab - auf ihn warten könnten. »Wir sehen uns zum Frühstück, Freddie.«

Das Taxi brachte Ben zur Avis-Station in der Gartenhofstraße. Er mietete einen Opel Omega, ließ sich den Weg erklären und erreichte problemlos die A3, die in südöstlicher Richtung aus Zürich hinausführte. Es kostete Ben einige Zeit, sich an das hohe Tempo und die Aggressivität der Schweizer Autofahrer zu gewöhnen. Wenn sie überholen wollten, fuhren sie dicht auf und gaben einem mit der Lichthupe unmissverständlich zu verstehen, dass man zu langsam unterwegs war.

Einmal hatte er einen kurzen Anfall von Verfolgungswahn. Er bildete sich ein, dass ihm ein grüner Audi nachfuhr, bis dieser schließlich abbog. Allmählich fiel der Züricher Wahnsinn von ihm ab. Noch ein paar Stunden, dann säße er sicher im Carlton in St. Moritz.

Wie so oft in den letzten vier Jahren, wenn er an Peter dachte, überkamen ihn Schuldgefühle, verkrampfte sich sein Magen und wurde ihm übel. Er warf sich vor, seinen Bruder allein gelassen

zu haben. In den letzten Jahren vor Peters Tod hatten sie kaum noch ein Wort miteinander gewechselt.

Allerdings war Peter zuletzt nicht allein gewesen. Er hatte sich in eine Schweizer Medizinstudentin verliebt und war mit ihr zusammengezogen. Das hatte ihm Peter wenige Monate vor seinem Tod am Telefon erzählt.

Getroffen hatte Ben seinen Bruder seit der Collegezeit genau zweimal. Zweimal!

Bevor ihr Vater sie zur Collegevorbereitung auf verschiedene Privatschulen geschickt hatte, waren sie unzertrennlich gewesen. Ständig bekämpften sie sich. Sie rangen so lange miteinander, bis einer aufgab und der andere sagte: *Ziemlich gut, aber nicht gut genug.* Sie hassten sich, und sie liebten sich. Sie waren immer zusammen.

Nach dem College war Peter mit dem Peace Corps nach Kenia gegangen. Auch er hatte für Hartman Capital Management kein Interesse gezeigt. Auch er hatte sein Treuhandvermögen nicht angerührt. »Was soll ich damit in Afrika?«, hatte er gesagt.

Der Punkt war, dass Peter nicht nur etwas Sinnvolles mit seinem Leben anfing, sondern dass er auf diese Weise auch noch ›Old Max‹ los wurde. Die beiden hatten sich nie verstanden. »Herrgott, Peter«, hatte Ben ihn angefahren. »Wenn du nichts mit ihm zu tun haben willst, dann zieh doch einfach nach Manhattan und ruf ihn nicht mehr an. Du gehst einmal die Woche mit Mutter zum Lunch, und alles ist bestens. Du brauchst dich nicht gleich in irgendeine Bambushütte zu verkriechen.«

Es half nichts. Peter war nur noch zweimal in den USA gewesen. Das erste Mal, als man seiner Mutter eine Brust amputiert hatte, das zweite Mal, nachdem Ben ihn angerufen und ihm gesagt hatte, dass der Krebs weiterwuchere und sie nicht mehr lange zu leben habe.

Zu der Zeit hielt sich Peter schon in der Schweiz auf. Er hatte in Kenia eine Schweizerin kennen gelernt. »Sie ist wunderschön, sie ist hochintelligent, und sie hat mich noch nicht durchschaut«, hatte Peter ihm am Telefon erzählt. »Nicht zu fassen, aber wahr.« Das war seit ihren gemeinsamen Kindertagen einer von Peters Lieblingssprüchen.

Das Mädchen war zurückgekehrt zu ihrem Medizinstudium nach Zürich, und Peter war ihr gefolgt. »Du machst jetzt Männchen bei einer Tussi?«, hatte Ben gespöttelt. Er war eifersüchtig. Eifersüchtig darauf, dass Peter sich verliebt hatte, und auf eine hirnrissig brüderliche Art auch darauf, dass er nicht mehr den Mittelpunkt von Peters Leben bildete.

»Nein«, hatte Peter gesagt. »Das war nicht der einzige Grund, warum ich nach Zürich bin.« In der internationalen Aisgabe von *Time Magazine* hatte er einen Artikel über eine alte Frau gelesen, die den Holocaust überlebt hatte und jetzt völlig verarmt in Frankreich hauste. Sie versuchte erfolglos, von einer der großen Schweizer Banken die bescheidene Geldsumme zu bekommen, die ihr ihr Vater hinterlassen hatte, bevor er in den Lagern umgekommen war.

Die Bank verlangte den Totenschein des Vaters.

Sie erwiderte, dass die Nazis für die sechs Millionen ermordeten Juden keine Totenscheine ausgestellt hätten.

Peter wollte der Frau zu dem verhelfen, was ihr zustand. Verdammt, wenn nicht ein Hartman, wer sollte diesen gierigen Schweizer Bankiers dann das Geld der alten Dame entreißen?

Keiner war so stur wie Peter. Außer vielleicht ›OldMax‹.

Ben war sich ziemlich sicher, dass Peter die Schlacht gewonnen hatte.

Allmählich wurde er müde. Die Monotonie der Straße lullte ihn ein. Er hatte sich automatisch dem Rhythmus des Verkehrs angepasst und wurde nicht mehr so häufig überholt. Die Augenlider wurden immer schwerer.

Lautes Hupen und aufgeblendete Scheinwerfer schreckten ihn auf. Für ein paar Sekunden musste er eingeschlafen sein. Er riss das Steuer nach rechts, und der Gegenverkehr rauschte an ihm vorbei.

Schnell bremste er und hielt am Straßenrand. Erleichtert atmete er auf. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Der Jetlag, der immer noch nach New Yorker Zeit tickende Körper, der elend lange Tag und der Wahnsinn am Bahnhofplatz forderten ihren Tribut.

Er konnte nicht mehr weiterfahren. St. Moritz war sicher noch Stunden entfernt. Er musste sich ein Zimmer für die Nacht suchen.

Zwei Wagen fuhren an Ben vorbei, ohne dass sie ihm auffielen.

Einer war ein grüner, fast zehn Jahre alter Audi, der schon ganz verbeult und verrostet war. Der Fahrer war ein großer, etwa fünfzig Jahre alter Mann, der sein graues Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte. Der Audi hielt etwa hundert Meter weiter am Straßenrand.

Dann passierte der zweite Wagen Bens Opel. Es war eine graue Limousine mit zwei Insassen. »Glaubst du, dass er uns gesehen hat?«, fragte der Fahrer den Beifahrer auf Schweizerdeutsch.

»Möglich«, sagte der Beifahrer. »Warum hätte er sonst angehalten?«

»Er schaut sich die Karte an. Vielleicht hat er sich nur verfahren.«

»Könnte ein Trick sein. Ich halte mal an.«

Der Fahrer bemerkte den grünen Audi, der ein Stück weiter vorn am Straßenrand stand. »War etwa Unterstützung angesagt?«, fragte er.

6. KAPITEL

Nova Scotia

Am nächsten Morgen fuhren Anna und Sergeant Arsenault zum Haus der Witwe Mailhot und klingelten.

Die Witwe, eine kleine Frau von neunundsiebzig Jahren, öffnete einen Spaltbreit die Tür und schaute sie aus dem Dunkel des Flurs misstrauisch an. Das schneeweiße Haar auf ihrem großen runden Kopf war ordentlich toupiert. Aus einem offenen Gesicht blickten wachsame braune Augen. Die breite und flache Nase glänzte rot; entweder hatte sie geweint oder getrunken.

»Ja?« Wie nicht anders zu erwarten, klang ihre Stimme feindselig.

»Mein Name ist Ron Arsenault, Mrs. Mailhot, ich bin von der RCMP. Das hier ist Anna Navarro vom amerikanischen Justizministerium.« Arsenault war überraschend freundlich. »Wir würden Ihnen gern ein paar Fragen stellen. Könnten wir einen Moment reinkommen?«

»Warum?«

»Wir haben nur ein paar Fragen, das ist alles.«

Die kleinen braunen Augen der Witwe funkelten sie an. »Ich red nicht mit der Polizei. Mein Mann ist tot. Warum lassen sie mich nicht in Ruhe?«

Anna spürte die Verzweiflung in der Stimme der alten Frau. Laut Unterlagen hieß sie mit Mädchennamen Marie LeBlanc und war ziemlich genau acht Jahre jünger als ihr Mann. Wahrscheinlich wusste sie, dass sie nicht mit ihnen zu reden brauchte. Überredungskünste waren jetzt gefordert.

Anna verabscheute es, Familienangehörige von Mordopfern zu befragen. Sie nur Tage oder gar Stunden, nachdem sie einen

geliebten Menschen verloren hatten, mit Fragen zu löchern, war ihr unerträglich.

»Mrs. Mailhot, wir haben Grund zu der Annahme, dass ihr Mann Opfer eines Verbrechens geworden ist.« Arsenault klang jetzt wieder wie ein Beamter.

Die Witwe starrte ihn an. »Das ist lächerlich«, sagte sie. Der Spalt zwischen Tür und Türstock wurde schmaler.

»Vielleicht haben Sie Recht«, sagte Anna sanft. »Aber wenn jemand Ihrem Mann etwas angetan hat, dann würden wir das gern herausfinden.«

Die Witwe zögerte. Dann sagte sie spöttisch: »Ach was, er war alt und hatte es am Herzen. Lassen Sie mich jetzt in Ruhe.«

Es tat Anna Leid für die alte Frau, dass sie sich so kurz nach dem Tod ihres Mannes ausfragen lassen musste. Aber sie konnte ihnen jeden Augenblick die Tür vor der Nase zuknallen, und das durfte auf keinen Fall passieren. Mit noch sanfterer Stimme fuhr Anna fort: »Ihr Mann hätte noch nicht zu sterben brauchen. Sie hätten noch lange Zeit zusammen glücklich sein können. Wir glauben, dass jemand Ihnen diese Zeit gestohlen hat. Jemand, der dazu kein Recht hatte. Und wir wollen herausfinden, wer das war.«

Die Augen der Witwe wurden feucht.

»Ohne Ihre Hilfe werden wir nie herausfinden, wer Ihnen Ihren Mann genommen hat.«

Langsam öffnete sich die Tür.

Im Wohnzimmer war es dunkel. Mrs. Mailhot knipste eine Lampe an, die den Raum in gelbliches Licht tauchte. Sie hatte breite Hüften und war noch kleiner als vermutet. Gekleidet war sie in einen gepflegten grauen Rock und einen elfenbeinfarbenen Seemannspullover.

Das Zimmer wirkte düster, aber makellos sauber; es roch nach Zitronenöl und war gerade erst geputzt worden - wahrscheinlich

in Erwartung der Verwandten, die sich für die Beerdigung angesagt hatten. Haar- und Faserproben würden sich am »Tatort« wohl kaum noch finden lassen.

Anna fiel auf, dass der Raum liebevoll eingerichtet war. Das Sofa und die Sessel waren mit einem tweedähnlichem Wollstoff bezogen. Auf den Armlehnen lagen Spitzendeckchen. Die Lampenschirme mit den Fransen bestanden alle aus dem gleichen weißen Seidenstoff. Die silbergerahmten Fotografien, die auf den kleinen Beistelltischchen neben den Sitzmöbeln standen, waren fein säuberlich arrangiert. Auf einem Schwarzweißfoto war ein Hochzeitspaar zu sehen: die unscheinbare, verletzlich aussehende Braut und der dunkelhaarige Bräutigam mit den scharf geschnittenen Zügen und dem stolzen Blick.

Auf der TV-Truhe aus Walnussholz stand eine Reihe identischer Elefantenfiguren aus Elfenbein. Kitschig, aber anrührend.

»Sind die nicht wundervoll?«, sagte Anna zu Arsenault und zeigte auf die Elefantenparade.

»Prachtvoll«, erwiderte Arsenault ohne sonderliche Begeisterung.

»Sind das Lenox-Figuren?«, fragte Anna.

Die Witwe schaute sie erst überrascht und dann stolz lächelnd an. »Sammeln Sie auch?«

»Meine Mutter hat sie gesammelt.« Ihre Mutter hatte weder die Zeit noch das nötige Geld gehabt, um irgendetwas zu sammeln - außer vielleicht ihre mageren Lohnzettel.

Die alte Frau deutete auf die Couch. »Setzen Sie sich doch.«

Anna setzte sich auf die Couch und Arsenault in einen Sessel. Nach den Beschreibungen im Protokoll zu urteilen war das der Raum, in dem man Mailhot gefunden hatte.

Mrs. Mailhot ließ sich an der gegenüberliegenden Wand des

Zimmers auf einem unbequemen Küchenstuhl nieder..»Ich war nicht im Haus, als mein Mann gestorben ist«, sagte sie traurig. »Ich war bei meiner Schwester, wie jeden Dienstagabend. Den Gedanken, dass er hier ganz allein gestorben ist, kann ich einfach nicht ertragen.«

Anna nickte mitfühlend. »Könnten Sie uns vielleicht etwas darüber sagen, wie er gestorben ist.«

».Der Arzt meint, dass es Herzversagen war«, sagte sie.

»Was ja auch gut möglich ist«, entgegnete Anna. »Es kommt allerdings vor, dass jemand getötet wird und es trotzdem nicht wie Mord aussieht.«

»Warum sollte jemand Robert töten wollen?«

Arsenault warf Anna einen kurzen, fast unmerklichen Blick zu. Irgendetwas am Tonfall der Frau sagte ihm, dass die Frage nicht rhetorisch gemeint war. Sie wollte offenbar eine Antwort auf ihre Frage. Wie die beiden jetzt weiter vorgingen, war von entscheidender Bedeutung. Die Mailhots waren seit 1951 verheiratet gewesen. Sie hatten ein halbes Jahrhundert zusammengelebt. Wenn es da irgendetwas in der Vergangenheit ihres Mannes gab, dann musste sie zumindest eine Ahnung davon haben.

»Sie beide haben sich vor ein paar Jahren hierher zurückgezogen. Ist das richtig?«

»Ja«, sagte die alte Frau. »Was hat das mit seinem Tod zu tun?«

»Sie und Ihr Mann lebten von seiner Pension, richtig?«

Mrs. Mailhot hob herausfordernd das Kinn. »Um Geld hat sich immer Robert gekümmert. Mach dir darüber keine Sorgen, hat er oft gesagt.«

»Hat er Ihnen je erzählt, woher das Geld stammte?«

»Wie schon gesagt, darum hat Robert sich gekümmert.«

»Hat Ihr Mann Ihnen erzählt, dass er anderthalb Millionen

Dollar auf der Bank hatte?«

»Wenn Sie wollen, können wir Ihnen die Kontoauszüge zeigen«, warf Arsenault ein.

In den Augen der Witwe regte sich nichts. »Ich habe es Ihnen doch gesagt. Über unsere finanziellen Verhältnisse wusste ich nur sehr wenig.«

»Er hat Ihnen gegenüber also nie erwähnt, dass er von irgendwem Geld erhalten hat?«, fragte Arsenault.

»Mr. Highsmith war ein sehr großzügiger Mann«, sagte sie zögernd. »Er hat die kleinen Leute nie vergessen. Die Leute, die ihm mal geholfen haben.«

»Das waren Überweisungen von Charles Highsmith?«, sagte Arsenault verblüfft. Charles Highsmith war ein berühmter, manche würde sagen berüchtigter Medientycoon gewesen. Er hatte über mehr Holdings geherrscht als sein Hauptkonkurrent Conrad Black. Er besaß Zeitungen, Radiosender und Kabel-TV-Stationen in ganz Amerika. Highsmith war vor drei Jahren gestorben. Allem Anschein nach war er von seiner Jacht ins Meer gefallen. Allerdings gingen die Meinungen über die genauen Umstände seines Todes nach wie vor auseinander.

Die Witwe nickte. »Mein Mann hat fast sein ganzes Leben lang für Highsmith gearbeitet.«

»Aber Highsmith ist vor drei Jahren gestorben«, sagte Arsenault.

»Er muss wohl entsprechende Anweisungen hinterlassen haben. Mein Mann hat mir das nie näher erklärt. Ich weiß nur, dass Mr. Highsmith immer für unser Auskommen gesorgt hat. So war er halt.«

»Und was hat Ihr Mann für Mr. Highsmith getan, um sich diese Art von treuer Fürsorge zu verdienen?«, fragte Anna.

»Das ist überhaupt kein Geheimnis«, erwiderte die Witwe.

»Bis zu seiner Pensionierung vor fünfzehn Jahren war er sein

Leibwächter«, sagte Arsenault. »Und sein Faktotum. Er war zuständig für spezielle Aufträge.«

»Mr. Highsmith hat meinem Mann blind vertraut«, murmelte die alte Frau, als wiederhole sie nur eine immer wieder geäußerte Floskel höchster Anerkennung.

Anna blätterte in ihren Unterlagen und sagte dann: »Sie sind sofort nach Highsmiths Tod von Toronto hierher gezogen.«

»Mein Mann hatte sich so seine Gedanken gemacht.«

»Über Highsmiths Tod?«

Die alte Frau zögerte, sprach dann aber weiter: »Er hat sich gefragt, wie andere auch, ob das wirklich ein Unfall war. Robert war da zwar schon lange pensioniert, bei Sicherheitsfragen hat man ihn aber immer noch zurate gezogen. Manchmal hat er sich Vorwürfe gemacht. Ich glaube, dass er auch deshalb etwas merkwürdig geworden ist. Wenn das kein Unfall war, hat er sich eingeredet, dann würden Highsmiths Feinde eines Tages auch hinter ihm her sein. Das hört sich verrückt an, ich weiß. Aber er war schließlich mein Mann. Ich habe seine Entscheidungen nie angezweifelt.«

»Und deshalb sind Sie beide hierher gezogen«, sagte Anna mehr zu sich selbst. Nach Jahrzehnten in Großstädten wie London und Toronto hatte sich Robert Mailhot aufs Land geflüchtet, hatte sich buchstäblich verkrochen. Er war zurückgekehrt an den Ort, den sich einst seine und ihre Vorfahren zur Heimat erkoren hatten, wo sie jeden Nachbarn kannten, wo sie sich sicher glaubten und ein unscheinbares Leben führen konnten.

»Ich habe das nie geglaubt«, sagte Mrs. Mailhot. »Mein Mann hat sein Misstrauen gepflegt, und ich habe ihn gelassen. Das war alles. Mit dem Alter ist er immer ängstlicher geworden. Manche Männer sind so.«

»Sie haben das für einen Spleen gehalten, oder?«

»Haben wir nicht alle unsere Spleens?«

»Und was halten Sie jetzt davon?«, fragte Anna behutsam.

»Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.« Die Augen der alten Frau glänzten feucht.

»Wissen Sie, wo er seine Bankunterlagen aufgehoben hat?«

»Scheckbücher und solche Sachen sind oben in einem Karton.« Sie zuckte mit den Schultern. »Wenn Sie wollen, können Sie sich das Zeug anschauen.«

»Danke, später vielleicht«, sagte Anna. »Als Erstes möchten wir Sie bitten, dass Sie uns erzählen, was in der Woche vor dem Tod Ihres Mannes passiert ist. Was hat er getan, wohin ist er gegangen, ist er verreist? Ganz genau. Wen hat er angerufen, wer hat ihn angerufen? Hat er Post bekommen? Restaurant- oder Barbesuche? Waren Handwerker im Haus? Der Installateur, der Techniker von der Telefongesellschaft, der Heizungsableser, irgendwelche Lieferanten? Erzählen Sie uns alles, was Ihnen einfällt.«

Sie befragten sie zwei Stunden lang und ließen nicht locker, auch als sie merkten, dass die alte Frau allmählich müde wurde. Unterbrochen wurde nur, wenn einer aufs Klo musste. Wenn sie aufhörten und fragten, ob sie morgen wieder kommen dürften, würde die Witwe ihre Meinung ändern - davon war Anna überzeugt. Sie würde mit einem Freund oder einem Anwalt sprechen und ihnen morgen sagen, dass sie sich zum Teufel scheren sollten.

Nach zwei Stunden waren sie kaum schlauer als vorher. Die Witwe hatte nichts dagegen, dass sie sich das Haus näher ansahen. Es gab keinerlei Anzeichen für ein gewaltsames Eindringen, weder an der Haustür noch an einem der Fenster. Der Mörder wenn es denn einen gab - musste unter einem Vorwand ins Haus gelangt sein; oder Mailhot hatte seinen Mörder gekannt.

In der Abstellkammer stand ein alter Elektrolux-Staubsauger.

Anna nahm den Beutel heraus. Er war voll. Das bedeutete, dass er wahrscheinlich seit Mailhots Tod nicht gewechselt worden war. Gut. Sie würde die Techniker von der Spurensicherung beauftragen, die Wohnung noch einmal komplett durchzusaugen. Vielleicht fanden sich ja doch noch verwertbare Spuren.

Vielleicht fanden sich sogar Fußabdrücke oder Reifenspuren. Sie brauchte zum Vergleich Abdrücke von den Schuhen der Witwe und aller Personen, die regelmäßig das Haus betraten.

Als sie wieder im Wohnzimmer waren, wartete Anna, bis sich die Witwe niedergelassen hatte, und setzte sich dann in den Sessel neben sie. »Mrs. Mailhot«, sagte sie vorsichtig, »hat Ihnen Ihr Mann jemals erzählt, warum Mr. Highsmith das Opfer eines Anschlags geworden sein könnte?«

Die Witwe schaute sie lange an - als überlegte sie, welchen Teil der Geschichte sie enthüllen sollte. »Große Männer haben große Feinde«, erwiderte sie schließlich unheilvoll.

»Was meinen Sie damit?«

Mrs. Mailhot wich Annas Blick aus. »Das hat mein Mann immer gesagt.«

Schweiz

Ben verließ bei erstbester Gelegenheit die Hauptstraße.

Die Landstraße führte zunächst geradeaus durch flaches Ackerland, überquerte dann Eisenbahnschienen und schlängelte sich schließlich durch hügeliges Gelände bergauf. Etwa alle zwanzig Minuten hielt Ben an und schaute auf die Karte.

Hinter Bad Ragaz - er war auf der A3 Richtung Chur gefahren - war ihm im Rückspiegel der dunkelblaue Saab zum ersten Mal aufgefallen. Der Wagen war in immer gleichem Abstand gefolgt - egal wie langsam oder schnell Ben fuhr. Ben hatte am Straßenrand angehalten, und der Saab war vorbeigefahren. Von

da an hatte er überall Gespenster gesehen.

Er ließ die Fahrt im Geist Revue passieren. Kein Wunder, dass er angesichts der Vorfälle des Tages paranoid wurde. Wieder fiel ihm, Jimmy Cavanaugh ein, und plötzlich überschlugen sich seine Gedanken. Ihm wurde schwindelig, als ob er in einen tiefen Abgrund starrte. Rätsel über Rätsel. Wenn er jetzt nicht durchdrehen wollte, musste er an etwas anderes denken. Später konnte er die Dinge immer noch entwirren. Im Moment zählte nur eins: Bewegung.

Zehn Minuten später drängten sich die Bilder von dem Blutbad im Shop-Ville wieder in sein Hirn. Er stellte das Radio an, um sich abzulenken. Etwas mehr Tempo wäre auch nicht schlecht, dachte er, trat hart aufs Gas und jagte den Motor hoch. Er schaute in den Rückspiegel und sah einen blauen Saab - denselben blauen Saab, da war er sich ganz sicher. Er beschleunigte nochmals. Der Saab folgte in unverändertem Abstand.

Jetzt spürte er einen harten Knoten im Magen. Bei höheren Geschwindigkeiten hielten Autofahrer intuitiv größeren Abstand zum Vordermann. Der Saab hielt den Abstand. Wenn er ihn überholen wollte, hätte er schon längst auf die linke Spur gewechselt. Was wollte er? Ben schaute wieder in den Rückspiegel, sah hinter der Windschutzscheibe des Saab aber nur verschwommene Umrisse. Es waren zwei, mehr konnte er nicht erkennen. Was *zum Teufel hatten sie vor?* Ben konzentrierte sich wieder auf die Straße. Er würde so tun, als hätte er nichts bemerkt.

Aber er musste sie abhängen.

In dem Straßengewirr rund um Chur gab es genügend Möglichkeiten, sie loszuwerden; als er das letzte Mal in Chur gewesen war, hatte er sich hoffnungslos verfranzt. In letzter Sekunde riss er das Steuer herum und bog ab auf die kleinere Landstraße Nummer 3, die nach St. Moritz führte. Ein paar

Minuten später war der Saab wieder da, genau in der Mitte seines Rückspiegels. Ben schoss durch Malix und Churwalden, nahm steile Abfahrten und Anstiege in so scharfem Tempo, dass ihm fast schlecht wurde. Er jagte über schlecht gepflasterte Nebenstraßen, die den Opel Omega auf und ab hüpfen ließen. Einmal setzte der Auspuff auf der Straße auf, sodass er im Rückspiegel die sprühenden Funken sah.

Hatte er seine Verfolger abgeschüttelt? Der Saab verschwand manchmal für lange Zeit aus dem Rückspiegel, tauchte aber immer wieder auf - als ob die beiden Autos mit einem dicken, unsichtbaren Seil verbunden wären. Ben brauste durch eine Serie von Tunnels, jagte an Kalksteinwänden entlang und über alte Steinbrücken, die sich über tiefe Schluchten spannten. Er fuhr wie ein Verrückter. Sein wachsendes Entsetzen ließ ihn jede Vorsicht vergessen. Er hoffte auf die Besonnenheit und den Selbsterhaltungstrieb seiner Verfolger. Etwas anderes blieb ihm nicht übrig.

Als er sich einem weiteren Tunnel näherte, schoss der Saab plötzlich an ihm vorbei und verschwand vor ihm im Tunnel. Ben war verwirrt: Hatte der Saab die ganze Zeit ein anderes Auto verfolgt? Als Ben sich dem Ende des Tunnels näherte, sah er im gelblichen Licht der Quecksilberdampflampen, was gespielt wurde.

Etwa einhundertfünfzig Meter vor ihm stand der Saab quer auf der schmalen Fahrbahn und versperrte den Weg.

Der Fahrer, der einen dunklen Mantel und einen Hut trug, stand vor dem Wagen und hielt einen Arm hoch.

Dann bemerkte Ben das Auto hinter sich. Es war eine graue Renault-Limousine, und ihn überkam das unbestimmte Gefühl, dass er den Wagen schon mal gesehen hatte, er wusste aber nicht wo. Bestimmt gehörte er zu denen.

Denk nach, verdammt! Sie hatten ihn eingekeilt. Er saß fest mitten im Tunnel. *Verdammt!* Was sollte er tun? Unter normalen

Umständen hätte er sofort auf die Bremse steigen müssen, um nicht voll in den schon bedrohlich nahen Saab zu krachen. Doch dies waren keine normalen Umstände. Er trat das Gaspedal durch und rammte den Saab hinten links. Der zweitürige Saab war ein Sportwagen und sicher viel leichter als sein Opel Omega. Der Mann brachte sich mit einem Satz in Sicherheit, kurz bevor das Heck des Saab herumschleuderte. Ben wurde in den Sicherheitsgurt gepresst, der ihm wie ein Stahlband ins Fleisch schnitt. Die Wucht des Aufpralls schaffte aber auch gerade genug Platz, dass sich der Opel mit einem kreischenden Kratzen zwischen dem Saab und der Felswand hindurchquetschen konnte. Der Wagen mit seiner völlig demolierten Frontpartie hatte mit dem glänzenden Leihwagen aus Zürich zwar nicht mehr viel gemein, aber der Motor lief, und die Reifen drehten sich. Ben gab Gas und wagte nicht, sich noch mal umzuschauen.

Dann hörte er Schüsse krachen. *O Gott! Es war noch nicht vorbei! Es würde nie vorbei sein!*

Bens Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Das Adrenalin pumpte durch jede Faser seines Körpers. Er sah im Rückspiegel, dass der Renault sich ebenfalls durch die Lücke gequetscht hatte und ihm folgte. Aus dem Fenster auf der Beifahrerseite ragte der Lauf einer Waffe. Eine Maschinenpistole, aus der Sekunden später Dauerfeuer sprühte.

Er raste jetzt über eine schmale, einspurige Steinbrücke, die eine tiefe Schlucht überspannte. Plötzlich hörte er hinter sich das Splittern von Glas. Kugeln durchlöcherten die Heckscheibe. Fast im gleichen Augenblick zerplatzte der Rückspiegel. Das waren Profis, die genau wussten, was sie taten. Er hatte keine Chance.

Dann hörte er ein dumpfes platzendes Geräusch, und der Wagen kippte nach links weg: Einer der Reifen war zerschossen. Er befand sich immer noch auf der schmalen Brücke. Sie zielten jetzt auf die Reifen.

Ben erinnerte sich an den Vortrag eines Sicherheitsexperten vor Top-Managern der Hartman Capital Management. Er hatte über Verhaltensmaßregeln für den Entführungsfall in Dritte-Welt-Ländern referiert. Sie kamen ihm jetzt - wie schon damals - lächerlich unpassend vor. *Verlassen Sie nie das Auto!,* lautete eine der Regeln. Viel Spielraum, sich dieser Anweisung zu widersetzen, hatte er nicht.

Dann hörte er das unverkennbare Heulen einer Polizeisirene. Er drehte sich um und sah durch eins der gezackten Einschusslöcher in der trüben Heckscheibe, dass sich hinter dem Renault ein drittes Auto mit hoher Geschwindigkeit näherte. Auf dem Dach blinkte ein Blaulicht. Mehr konnte er der Entfernung wegen nicht erkennen. Plötzlich hörte das Rattern der Maschinenpistole auf.

Ben sah, wie der Renault eine Vollbremsung hinlegte, um hundertachtzig Grad herumschleuderte und an dem zivilen Polizeiwagen in entgegengesetzter Richtung vorbeiraste. Seine Verfolger entkamen!

Ben bremste und hielt hinter der Steinbrücke an. Sein Kopf kippte auf die Brust. Er war völlig erledigt. Eine Minute verstrich, dann noch eine. Wo war der Polizeiwagen? Er schaute sich um. Nichts. Auch der demolierte Saab war aus der Tunneleinfahrt verschwunden.

Er war allein. Die einzigen Geräusche waren sein Herzschlag und das Brummen das Motors. Er zog das Handy aus der Tasche - dann erinnerte er sich an das Gespräch mit Kommissar Schmid und traf eine Entscheidung. *In der Schweiz können sie dich ohne Grund vierundzwanzig Stunden einsperren,* hatte Howie gesagt. Schmid hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass er jeden Vorwand nutzen würde, um genau das zu tun. Er würde die Polizei nicht anrufen.

Als sich die Panik etwas legte, spürte er die totale Erschöpfung. Er konnte nicht mehr klar denken und brauchte

unbedingt etwas Schlaf. Er musste sich regenerieren, musste seine Akkus wieder aufladen.

Mühsam kroch er mit dem übel zugerichteten Opel eine steile Bergstraße hinauf. Wegen der zerfetzten Reifen dauerte es eine Weile, bis er das nächste Dorf erreichte. Die schmalen Straßen säumten altertümliche Steinhäuser, erst waren es nur winzige, halb verfallene Steinhütten, dann etwas größere Häuser aus Stein und Holz. Einige Lichter brannten, doch die meisten Fenster waren dunkel. Das Kopfsteinpflaster war so uneben, dass der Opel immer wieder aufsetzte oder über die holprigen Steine kratzte.

Schließlich erreichte er den Rathausplatz, dessen Bild von einer gotischen Kathedrale beherrscht wurde. In der Mitte des großen Kopfsteinpflasterplatzes befand sich ein steinerner Springbrunnen. Ben glaubte sich ins 17. Jahrhundert zurückversetzt, in ein Dorf, das auf noch älteren Ruinen erbaut worden war und aus einem sonderbaren Mischmasch architektonischer Stilelemente bestand.

Gegenüber der Kathedrale befand sich ein Herrenhaus mit Giebelstufen aus dem 17. Jahrhundert. Auf einem Holzschild über der Tür stand ›Altes Gebäude‹ - obwohl es neuer aussah als die meisten anderen Häuser im Ort. Durch die kleinen Sprossenfenster drang Licht nach draußen. Es war ein Wirtshaus. Hier konnte er essen und trinken, sich ausruhen und vor allem nachdenken. Er parkte seinen demolierten Opel neben einem großen alten Traktor, sodass er von der Straße aus fast nicht zu sehen war. Seine Beine zitterten vor Schwäche, als er ausstieg und das Wirtshaus betrat.

Innen war es warm und gemütlich. In einem riesigen gemauerten Kamin brannte Feuer. Es roch nach Rauch, gerösteten Zwiebeln und gebratenem Fleisch. Ein traditionelles Schweizer Dorfgasthaus. Auf einem großen runden Holztisch stand ein Schild mit der Aufschrift ›Stammtisch‹. Die fünf Bauern, die um den Tisch saßen, schauten ihn misstrauisch an,

wandten sich aber schnell wieder ihren Spielkarten zu. An den anderen Tischen saßen nur wenige Gäste.

Ben merkte erst jetzt, dass er einen Bärenhunger hatte. Er setzte sich an einen freien Tisch, und nach ein paar Minuten tauchte ein kleiner dicker, etwa vierzigjähriger Kellner auf. Er bestellte etwas typisch Schweizerisches, etwas Schweres und Solides: Rösti, Geschnetzeltes und dazu ein Viertel Roten. Als der Kellner mit dem Essen zurückkam, fragte Ben: »Könnten Sie mir ein Hotel im Ort empfehlen?«

Der Kellner setzte wortlos das Tablett ab, schob den gläsernen Aschenbecher und die roten Streichholzbriefchen mit der Aufschrift ›Altes Gebäude‹ zur Seite und schenkte aus der Karaffe etwas Wein in ein Stielglas. »Der Landgasthof«, sagte er. »Das ist im Umkreis von zwanzig Kilometern der einzige Gasthof, in dem Sie übernachten können.«

Während der Kellner ihm den Weg erklärte, fing Ben an zu essen. Das Rösti war braun und knusperig und schmeckte wunderbar nach Zwiebeln. Während er das Essen hinunterschlang, fiel sein Blick durch das trübe kleine Fenster hinaus auf die parkenden Autos. Neben seinem stand jetzt ein Wagen, der ihm die Sicht auf den Platz versperrte. Es war ein grüner Audi.

Er hatte das unbestimmte Gefühl, dass er den Wagen schon mal gesehen hatte.

War nicht kurz hinter Zürich ein grüner Audi eine Zeit lang hinter ihm hergefahren? Er hatte sich gefragt, ob der Wagen ihn verfolgte, hatte das aber dann als Produkt seiner überreizten Fantasie abgetan.

Er wandte leicht den Kopf und glaubte aus dem Augenwinkel ein ihn anstarrendes Augenpaar zu erkennen. Als er jedoch den Blick durch das Lokal schweifen ließ, sah er lediglich teilnahmslose Gesichter, die zufällig in seine Richtung schauten. Ben stellte das Weinglas ab. *Ich brauche Kaffee, keinen Wein.*

Ich fang schon an zu fantasieren.

Er hatte fast die ganze Portion gegessen - in Rekordzeit. Das Essen lag ihm schwer im Magen, eine bleierne Masse aus fettigen Kartoffeln und Sahnesauce. Er suchte nach dem Kellner, um sich einen starken Kaffee zu bestellen. Wieder beschlich ihn das gruselige Gefühl, dass ihn jemand anschaute und dann schnell wieder wegschaute. Ben blickte nach links. Die meisten der groben Holztische waren leer. Ein paar Gäste saßen in dunklen Nischen. Kein Mensch hockte an der mit Schnitzereien verzierten, halb im Dunkeln liegenden Holztheke, auf der nichts als ein altmodisches weißes Telefon mit Wählscheibe stand. In einer Nische saß ein einzelner Mann, der an einer Kaffeetasse nippte und eine Zigarette rauchte. Er war in mittlerem Alter, trug eine zerschlissene braune Bomberjacke aus Leder und hatte das lange graue Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. *Wo habe ich den schon mal gesehen? Ich bin sicher, dass ich ihn kenne.* Der Mann stützte betont lässig einen Ellbogen auf den Tisch, beugte sich vor und legte das Gesicht in die Handfläche.

Das lässige Gehabe wirkte gespielt. Der Mann wollte sein Gesicht verbergen.

Ben erinnerte sich an einen großen blassen Mann in gedecktem Anzug mit einer langen grauen Pferdeschwanzfrisur. Aber wo hatte er den gesehen? Der Mann war ihm nur kurz durchs Blickfeld gehuscht. Und er hatte noch gedacht, wie lächerlich und altmodisch das aussah - ein Pferdeschwanz bei einem Geschäftsmann, wie in den Achtzigern.

Die Bahnhofstraße.

Er hatte den Kerl im Menschengewühl in der Fußgängerpassage gesehen - kurz bevor er Jimmy Cavanaugh entdeckt hatte. Er war sich ganz sicher. Der Mann hatte sich in unmittelbarer Nähe des Hotels St. Gotthard aufgehalten; später war er Ben in dem grüne Audi gefolgt - und jetzt saß er hier und

machte einen völlig deplatzierten Eindruck.

Er ist ebenfalls hinter mir her! Er beobachtet mich schon den ganzen Nachmittag. Bens Magen zog sich zusammen.

Wer war das? Und warum war er hier? Wollte er dasselbe wie Cavanaugh? Und wenn er ihn töten wollte, warum hatte er es dann nicht schon lange getan? Es hätte genügend Gelegenheiten gegeben. Cavanaugh hatte die Pistole am helllichten Tag in der Bahnhofstraße gezogen. Was hielt ›Pferdeschwanz‹ davon ab, ihn in einem fast leeren Wirtshaus zu erschießen?

Er winkte dem Kellner, der mit fragendem Gesichtsausdruck Bens Tisch zustrebte.

»Könnte ich bitte einen Kaffee haben?«, fragte Ben.

»Natürlich.«

»Wo ist die Toilette?«

Der Kellner deutete in eine Ecke des Gastraumes, wo im Licht einer trüben Lampe ein schmaler Gang zu erahnen war. Ben deutete mit einer ausholenden Armbewegung ebenfalls in diese Richtung.

›Pferdeschwanz‹ konnte das unmöglich übersehen haben.

Ben schob einen Geldschein unter seinen Teller, steckte sich ein Streichholzbriefchen ein und stand langsam auf. Der Gang zur Toilette lag an der Seite des Gastraumes, die sich der Küche genau gegenüber befand. Das kam Ben ganz gelegen, denn dann konnte ›Pferdeschwanz‹ nicht argwöhnen, dass er durch den Hintereingang der Küche verschwinden wollte.

Der Toilettenraum war klein, hatte kein Fenster und verfügte über ein Klo und ein Waschbecken - beides war aus Porzellan und sah schon sehr alt aus. Es roch angenehm nach Seife. Er zog sein Handy aus der Tasche und wählte die Nummer des Lokals, die auf dem Streichholzbriefchen notiert war. Ben hörte das leise Klingeln eines Telefons. Wahrscheinlich das altertümliche Telefon auf der Bar im Gastraum oder eines in der Küche. Oder

beide.

Eine Stimme sagte: »Altes Gebäude, guten Abend.« Hört sich an wie der Kellner, dachte Ben.

Mit tiefer, gesetzter Stimme sagte Ben: »Ich würde gerne mit einem Ihrer Gäste sprechen. Er isst bei Ihnen zu Abend. Es ist dringend.«

»Sicher, gern. Wie ist der Name?«

»Sie werden Ihnen nicht kennen. Der Mann hat einen langen grauen Pferdeschwanz und trägt meistens eine braune Lederjacke. «

»Ich glaube, ich weiß, wen Sie meinen. Ungefähr fünfzig Jahre alt?«

»Ja, das ist er. Würden Sie ihn ans Telefon bitten? Es ist wirklich sehr dringend. Ein Notfall.«

»Sofort, einen Augenblick«, sagte der Kellner, der schon genauso angespannt klang wie Ben. Er legte den Hörer neben das Telefon.

Ohne auszuschalten, steckte Ben das Handy in die Brusttasche seines Sportsakkos, verließ rasch die Toilette und ging zurück in den Gastraum. ›Pferdeschwanz‹ saß nicht mehr an seinem Platz. Das Telefon an der Bar war vom Eingang des Lokals nicht zu sehen; auch Ben hatte es erst bemerkt, nachdem er sich gesetzt hatte. Wer an der Bar stand, konnte weder den Eingang noch den Bereich zwischen Eingang und Toilette einsehen. Ben ging schnell zur Tür und verschwand nach draußen. Er hatte vielleicht zehn, fünfzehn Sekunden. Dann würde ›Pferdeschwanz‹ merken, dass mit dem Anrufer, der ihn so genau hatte beschreiben können, irgendetwas faul war.

Ben riss die Tür des verbeulten Opels auf, schnappte sich seine Taschen und rannte zum grünen Audi. Der Schlüssel steckte, als ob der Fahrer für einen schnellen Aufbruch gerüstet sein wollte. An Diebstahl brauchte man in einem verschlafenem

Nest wie diesem wahrscheinlich keinen Gedanken zu verschwenden. Bis heute. Außerdem glaubte Ben nicht, dass ›Pferdeschwanz‹ die Polizei rufen würde, um den Diebstahl zu melden. Er schlug zwei Fliegen mit einer Klappe: Er hatte ein funktionierendes Fahrzeug, und sein Verfolger hatte keins. Ben stieg ein und drehte den Zündschüssel. Jetzt spielte es keine Rolle mehr, wie viel Lärm er machte. Ben legte den Rückwärtsgang ein, schoss mit quietschenden Reifen rückwärts auf die Straße, schleuderte herum und jagte mit Vollgas vom Rathausplatz.

Eine Viertelstunde später steuerte Ben den Audi von der schmalen Landstraße vor ein aus Stein und Holz erbautes Gebäude, das sich abseits von jeder bewohnten Gegend mitten im Wald befand. Auf einem Schild stand LANDGASTHOF.

Ben parkte den Wagen zwischen ein paar Kiefern, sodass man ihn von der Straße aus nicht sehen konnte. Dann ging er zur Haustür, über der ein Schild mit der Aufschrift EMPFANG hing.

Er klingelte. Nach ein paar Minuten wurde Licht gemacht. Es war Mitternacht, der Besitzer hatte anscheinend schon geschlafen.

Ein alter, übel launiger Mann mit zerfurchtem Gesicht öffnete die Tür. Wortlos führte er Ben durch einen langen dunklen Flur, wobei er alle paar Meter eine kleine Wandlampe anknipste. Vor einer Eichentür mit der Nummer 7 blieb er stehen, schloss mit einem großen altmodischen Schlüssel auf und schaltete das Licht an. In der Mitte des ordentlichen Zimmers stand ein großes Doppelbett mit zwei weißen, akkurat glatt gestrichenen Federbetten. Die Rautenmustertapete schälte sich an manchen Stellen von der Wand.

»Sonst haben wir keins mehr«, sagte der Besitzer schroff.

»Geht schon, danke.«

»Ich stell die Heizung an. Dauert zehn Minuten, bis es warm

wird.«

Ben packte das Nötigste für die Nacht aus und ging dann ins Bad, um die Dusche aufzudrehen. Als er jedoch die vier oder fünf fremdartigen Knöpfe und Hebel sowie die an einer Gabel hängende altertümliche Handdusche sah, verzichtete er auf die heiße Dusche. Er spritzte sich etwas kaltes Wasser ins Gesicht, putzte sich die Zähne und ging ins Bett.

Das luftige, mit Gänsedaunen gefüllte Federbett war ein Traum. Er schlief fast augenblicklich ein.

Als Nächstes hörte er ein Geräusch. Er wusste nicht, wie lange er geschlafen hatte. Seinen Reisewecker hatte er nicht extra ausgepackt. Es konnten Stunden gewesen sein.

Hastig setzte er sich auf. Das Herz schlug ihm bis zum Hals. Es war stockdunkel.

Dann vernahm er es wieder. Eine leises, aber deutlich hörbares Knarzen. Bodendielen unter einem Teppich. Es kam von der Tür.

Er griff hinüber zum Nachttisch und umfasste den Fuß der Messinglampe. Mit der anderen Hand zog er vorsichtig den Stecker heraus.

Er schluckte hart. Sein Puls raste. Ganz langsam nahm er die Lampe vom Nachttisch und hielt sie sich vor die Brust. Dann schob er die Füße unter der Bettdecke hervor, setzte sie auf den Boden, hob die Lampe hoch über den Kopf und sprang auf.

Im nächsten Augenblick packte jemand die Lampe und riss sie ihm aus den Händen. Ben warf sich mit einer Schulter voraus gegen die Brust des dunklen Schattens.

Ein Tritt gegen die Fußknöchel riss Ben von den Beinen. Er fiel auf den Rücken, und noch bevor er sich wieder aufrappeln konnte, wurde ihm ein Knie in die Magengrube gerammt. Er japste nach Luft. Dann packten Hände seine Schultern und pressten sie auf den Boden. Er versuchte zu schreien, doch

sofort legte sich eine große Hand auf seinen Mund und erstickte jedes Geräusch. Mit aufgerissenen Augen starrte Ben in das Gesicht seines Bruders.

»Ziemlich gut«, sagte Peter. »Aber immer noch nicht gut genug.«

7. KAPITEL

Asunción, Paraguay

Der reiche Korse lag im Sterben.

Er starb jetzt schon seit drei oder vier Jahren, und zwei weitere Jahre würde sich sein Körper sicher noch wehren können.

Er lebte in einem vornehmen Vorort von Asunción in einer prachtvollen Villa im spanischen Missionsstil. Sie lag am Ende einer langen, von Palmen gesäumten Auffahrt inmitten eines riesigen, wunderschön gestalteten Anwesens.

Señor Prosperis sonnendurchflutetes Schlafzimmer befand sich im ersten Stock. Es war so voll gestopft mit medizinischen Apparaturen, dass es aussah wie eine Intensivstation. Seine wesentlich jüngere Frau Consuela hatte schon seit Jahren ihr eigenes Schlafzimmer.

Als er an diesem Morgen die Augen aufschlug, stand eine neue Krankenschwester neben seinem Bett.

»Wo ist die andere Schwester?«, fragte er. Seine Stimme war nur mehr ein erschöpftes Krächzen.

»Sie ist ganz plötzlich krank geworden«, sagte das attraktive blonde Mädchen. Sie hantierte an dem neben seinem Bett stehenden Infusionsständer herum.

»Wer hat Sie geschickt?«, fragte Marcel Prosperi.

»Die Schwesternagentur«, entgegnete sie. »Bitte regen Sie sich nicht auf. Das tut Ihnen nicht gut.« Sie drehte das Ventil des Tropfbehälters bis zum Anschlag auf.

»Von morgens bis abends werde ich mit irgendwelchem Zeug voll gepumpt«, brummte Señor Prosperi. Er hatte den Satz kaum beendet, da fielen ihm die Augen zu, und er verlor das

Bewusstsein.

Ein paar Minuten später nahm die Ersatzschwester sein Handgelenk und fühlte den Puls. Nichts zu spüren. Sie drehte das Ventil auf die normale Einstellung zurück.

Dann stürzte sie mit vor Kummer verzerrtem Gesicht aus dem Zimmer, um der jungen Witwe die fürchterliche Nachricht zu überbringen.

Schweiz

Ben setzte sich mühsam auf. Er spürte, wie ihm Blut über die Wange lief. Plötzlich wurde ihm schwindelig, und er kippte vornüber. Er hatte das Gefühl, dass sein Kopf sich um die eigene Achse drehte, während der Körper wie festgefroren auf dem Boden verharrte. Ihm war, als trennte man ihm den Kopf vom Rumpf.

Erinnerungen stürzten auf ihn ein. An die Trauerfeier auf dem kleinen Friedhof in Bedford. An den Rabbi, der die Kaddisch, das Totengebet, sang: *Jitgadal vejitkadasch sch'mei rabah...* An den kleinen Holzsarg mit den sterblichen Überresten. An seinen Vater, der beim Herablassen des Sarges völlig die Fassung verlor und, die Fäuste verkrampft, laut stöhnend zusammenbrach.

Ben kniff die Augen zusammen. Immer mehr Erinnerungen... Der Anruf mitten in der Nacht. Die Autofahrt zu seinen Eltern nach Westchester; am Telefon hatte er es ihnen nicht sagen können. *Mama, Papa, ich habe schlimme Nachrichten über Peter*. Sein Vater schlief in seinem riesigen Bett; es war vier Uhr morgens, eine Stunde, bevor er normalerweise aufstand. Im Nebenzimmer lag seine Mutter, in einem Krankenhausbett. Auf der Couch döste die Nachtschwester.

Zuerst die Mutter. Das erschien ihm richtig und logisch. Ihre Liebe zu den Jungen war unkompliziert und bedingungslos.

Sie flüsterte: »Was *ist los?*«, und schaute Ben verständnislos an. Sie wirkte abwesend, er schien sie mitten aus einem Traum gerissen zu haben. *Ich habe gerade einen Anruf aus der Schweiz bekommen, Mama.* Ben beugte sich vor und legte ihr sanft eine Hand auf die Wange - so als wollte er die Wucht der Nachricht abfedern.

Der lange heisere Schrei weckte Max, der kurz darauf ins Zimmer geschlurft kam. Ben wollte seinen Vater umarmen, doch der hatte für derlei Vertraulichkeiten nie viel übrig gehabt und sträubte sich. Ben roch den schlechten Atem. Die wenigen grauen, stumpfen Haare standen kreuz und quer vom Kopf ab. *Es ist ein Unfall passiert. Peter...* In solchen Situationen verfallen wir gern in Klischees. Sie haben etwas Vertrautes; in ihren ausgetretenen Spuren kann man sich leicht und gedankenlos bewegen.

Zuerst reagierte Max anders, als Ben erwartet hatte: Der Gesichtsausdruck des alten Mannes war ernst, in seinen Augen spiegelte sich Zorn, nicht Trauer. Lautlos öffnete er seinen Mund. Langsam schüttelte er den Kopf und schloss die Augen. Tränen liefen ihm über die blassen, zerfurchten Wangen. Dann brach er zusammen. Nie hatte Ben ihn so verletzlich, klein, schutzlos gesehen. Die Kraft des eindrucksvollen, jederzeit kontrollierten Mannes im perfekt sitzenden Maßanzug war dahin. Vater und Mutter weinten jeder für sich, zwei Inseln des Kummers.

Jetzt kniff Ben die Augen zusammen, rang nach Luft, riss die Augen wieder auf und streckte die Arme nach seinem Bruder aus. Er musste ihn berühren, um sich zu beweisen, dass das kein Hirngespinst war.

»Na, Bruderherz?«, sagte Peter.

»Mein Gott«, flüsterte Ben. Ihm war, als blickte er ein Gespenst an. Dann holte Ben tief Luft und umarmte seinen Bruder. Er erdrückte ihn fast. »Du verdammter Scheißkerl!«

»Ist das alles, was du zu sagen hast?«, fragte Peter.

Ben ließ seinen Bruder los und schaute ihm ins Gesicht. »*Was zum Teufel...«*

Peters Gesicht war wie versteinert. »Du musst weg. Du musst, so schnell es geht, das Land verlassen. Sofort!«

Bens Augen füllten sich mit Tränen. »Du verdammter Scheißkerl!«, stöhnte er.

»Du musst sofort raus aus der Schweiz«, sagte Peter. »Sie haben schon versucht, mich zu schnappen. Jetzt sind sie auch hinter dir her.«

»Was zum Teufel...?«, wiederholte Ben tonlos. »Was ist das für ein kranker, perverser Scherz? Mama ist wegen dir... Du hast sie umgebracht.« Wut kochte in ihm hoch. Das Blut schoss ihm in die Wangen. Die beiden saßen sich auf dem Teppich gegenüber und starrten sich an: eine unbewusste Neuinszenierung ihrer frühen Kindheit, als sie sich stundenlang gegenübergesessen und in ihrer erfundenen Sprache, ihrem nur ihnen verständlichen Geheimcode aufeinander eingebrabbelt hatten. »Was zum Teufel soll das alles bedeuten?«, fragte Ben.

»Scheinst dich über das Wiedersehen ja nicht gerade zu freuen, Benno«, sagte Peter.

Peter war der Einzige, der ihn Benno nannte. Ben stand auf, und auch Peter erhob sich.

Wie schon früher, hatte er auch jetzt ein komisches Gefühl, als er seinem Zwillingsbruder ins Gesicht schaute: Ihm fielen immer nur die Unterschiede auf. Dass eines von Peters Augen größer als das andere war; der unterschiedliche Schwung der Augenbrauen; dass Peters Mund breiter war als seiner, die Mundwinkel weiter nach unten gezogen; dass Peter insgesamt einen ernsteren, strengeren Eindruck machte als er. In Bens Augen sahen sie völlig unterschiedlich aus, für alle anderen waren die Unterschiede kaum zu erkennen.

Die plötzliche Erkenntnis, wie sehr er Peter vermisst, was für eine Wunde seine Abwesenheit gerissen hatte, traf ihn wie ein Schlag in die Magengrube. Es kam ihm vor, als sei er verstümmelt, verkrüppelt gewesen.

Während all der Jahre ihrer Kindheit waren sie Widersacher, Konkurrenten, Gegenspieler gewesen. Ihr Vater hatte sie so erzogen. Aus Angst, der Reichtum könnte sie verweichlichen, hatte ihr Vater sie zum »charakterbildenden« Survivaltraining in so ziemlich jedes Camp gehetzt, das es gab. Camps, in denen man tagelang nur mit Wasser und Gras überleben musste, in denen man Bergsteigen, Kanu- und Kajakfahren lernte. Ob das Max' Absicht gewesen war oder nicht, jedenfalls hatte es aus den beiden Jungen Konkurrenten gemacht.

Erst die Highschoolzeit, die sie in verschiedenen Schulen verbrachten, ließ diesen Wettkampfgedanken verblassen. Die Trennung - auch die von den Eltern - führte schließlich dazu, dass die Jungen sich nicht mehr als Gegner betrachteten.

»Lass uns abhauen«, sagte Peter. »Hoffentlich hast du dich nicht unter deinem richtigen Namen eingetragen. Dann sind wir nämlich am Arsch.

Peters Pickup, ein verrosteter Toyota, starrte vor Dreck. Auf den fleckigen Sitzen lag Abfall, und es roch nach Hund. Der Wagen stand im Dickicht versteckt etwa fünfzig Meter vom Haus entfernt.

Ben erzählte Peter die Tunnelgeschichte. »Aber das ist noch nicht alles«, sagte er. »Ich glaube, dass man mich schon den ganzen Weg verfolgt. Von Zürich bis hierher.«

»Ein Typ in einem Audi?«, fragte Peter, während er den altersschwach röhrenden Toyota auf die dunkle Landstraße lenkte.

»Ja.«

»Um die fünfzig, lange Haare, hinten zusammengebunden, wie ein alter Hippie?«

»Genau.«

»Das ist Dieter. Mein persönlicher Schnüffler. Mein drittes Auge.« Er wandte sich Ben zu und lächelte. »Mein Schwager, könnte man sagen.«

»Was?«

»Liesls älterer Bruder und Beschützer. Hat sich erst vor kurzem dazu durchringen können, mich als gut genug für seine Schwester zu akzeptieren.«

»Super-Experte. Ich hab ihn reingelegt, hab ihm sein Auto geklaut. Und ich bin blutiger Amateur.«

Peter zuckte mit den Schultern. Hin und wieder schaute er sich um. »Unterschätz Dieter nicht. Er war dreizehn Jahre bei der Spionageabwehr der Schweizer Armee. In Genf. Ob du ihn siehst oder nicht, war ihm ziemlich egal. Er war quasi der Überwacher der Überwacher. Reine Vorsichtsmaßnahme. Seit wir wussten, dass du im Land bist, ist er dir auf den Fersen gewesen. Sollte sicherstellen, dass man dich nicht entführt oder tötet. Das war kein ziviler Polizeiwagen, der hinter dem Tunnel deinen Arsch gerettet hat. Mit dem Blaulicht hat Dieter die anderen verjagt. Das sind knallharte Profis.«

Ben seufzte. »Knallharte Profis! Jetzt sind *sie* auch hinter dir her. *Sie, sie*. Verdammt, wer ist sie?«

»Sagen wir einfach ›die Organisation‹« Peter schaute in den Rückspiegel. »Scheiße, kein Mensch weiß genau, wer die eigentlich sind.«

Ben schüttelte den Kopf. »Und ich hab geglaubt, dass *ich* spinne. Dabei bist *du* nicht mehr ganz dicht.« Er spürte wieder Wut in sich aufsteigen. »Du Scheißkerl. Dieser Unfall... Irgendwas an der Sache ist mir immer faul vorgekommen.«

Als Peter nach einigen Sekunden antwortete, schien er zerstreut zu sein. Er sprach abgehackt. »Ich hatte die ganze Zeit Angst davor, dass du herkommst. Ständig musste ich höllisch

aufpassen. Die waren, glaube ich, nie richtig davon überzeugt, dass ich tot bin.«

»Würdest du jetzt bitte die Freundlichkeit haben, mir zu erklären, worum es hier eigentlich geht?«, blaffte Ben ihn an.

Peter schaute geradeaus auf die Straße. »Ich weiß, dass es furchtbar war, was ich da inszeniert habe. Aber ich hatte keine Wahl.«

»Vater hat sich nie davon erholt, und Mutter...«

»Ich weiß, was mit Mutter passiert ist. Du brauchst mir nicht extra...« Er hielt inne und sprach mit harter Stimme weiter. »Und was Vater angeht... das ist mir scheißegal.«

Überrascht schaute Ben ihn an. »Das hast du ja auch hinlänglich bewiesen.«

»Ein schlechtes Gewissen hab ich nur wegen dir und Mutter. Ich wusste, was ich euch beiden damit antue. Ich hätte nichts lieber getan, als euch anzurufen und die Wahrheit zu erzählen. Das kannst du mir glauben.«

»Und? Erzählst du mir jetzt, warum du nicht angerufen hast?«

»Ich wollte euch schützen, Benno. Das ist der einzige Grund. Wenn ich gewusst hätte, dass sie nur mich töten wollen und dann alles vorbei gewesen wäre, hätte ich sie machen lassen. Aber ich wusste, dass sie sich auch die Familie vornehmen würden. Mit Familie meine ich dich und Mutter. Vater ist für mich schon vor vier Jahren gestorben.«

Um Ben drehte sich alles. Die Freude über das Wiedersehen und die Wut über die Täuschung machten ihn irre. Er konnte kaum noch klar denken. »Worüber redest du eigentlich? Ich will jetzt endlich Klartext hören.«

Peter schaute aus dem Seitenfenster. Etwas zurückversetzt von der Straße sah man die von einem Halogenscheinwerfer angestrahlte Eingangstür zu einem Gasthaus.

»Fünf Uhr. Vielleicht haben wir Glück, und es ist schon

jemand wach.«

Er stellte den Pickup zwischen ein paar Bäumen ab, sodass man ihn von der Straße nicht sehen konnte. Sie stiegen aus. Die Luft kurz vor Anbruch des Tages war kalt. Außer einem leisen Rascheln, das wahrscheinlich von einem Tier aus dem Wald hinter dem Haus stammte, war nichts zu hören. Peter öffnete die Tür, und sie betraten die kleine Rezeption. Über dem Empfangstresen flackerte eine Leuchtstoffröhre. Es war niemand zu sehen. »Licht brennt, aber keiner da«, sagte Peter. Ben musste grinsen. Das war einer der Lieblingssprüche seines Vaters. Er wollte gerade die kleine Metallglocke betätigen, als sich die Tür hinter der Theke öffnete und eine rundliche Frau erschien. Sie band sich den Bademantel über dem Bauch zusammen und blinzelte ärgerlich ins Licht. »Ja?«

»Entschuldigen Sie bitte, dass wir so früh stören, aber hätten Sie wohl einen Kaffee für uns?«, fragte Peter.

»Kaffee?«, fragte die Frau ungläubig und verärgert. »Sie haben mich geweckt, weil Sie Kaffee wollen?«

»Tut mir Leid, dass wir Ihnen Umstände machen. Wir sind müde und möchten etwas Kaffee, der uns wieder auf die Beine hilft.«

Die mürrische Wirtin schlurfte kopfschüttelnd in ein kleines Speisezimmer, machte Licht und beäugte die beiden mit dem neugierigen Blick, den die Leute eineiigen Zwillingen immer zuwerfen. Dann verschwand sie in die Küche.

Das Speisezimmer war klein und gemütlich. Das große Fenster, an dem kein Vorhang hing, bot tagsüber sicher einen herrlichen Blick auf den Wald. Jetzt war es lediglich ein großes schwarzes Rechteck. Auf den fünf runden Tischen war schon für das Frühstück eingedeckt: Auf gestärkten weißen Tischtüchern standen Teller, Kaffeetassen, Saftgläser und kleine Metallschalen mit braunem Würfelzucker. Peter setzte sich vor das Fenster an einen Zweiertisch. Ben ließ sich ihm gegenüber

nieder.

Das Geschirr beiseite schiebend, stützte sich Peter auf beide Ellbogen. »Erinnerst du dich noch, als diese Geschichte mit den Schweizer Banken und dem Nazigold aufgekommen ist?«

»Klar.« *Was sollte das jetzt wieder?*

»Das war, kurz bevor ich aus Afrika zurückgekommen bin. Ich habe das damals in den Zeitungen genau verfolgt. Wahrscheinlich hat's mich interessiert, weil Vater in Dachau war.« Ein boshafter Zug spielte um seinen Mund. »Egal, auf einmal hatte eine nette kleine Interessengruppe jede Menge Arbeit. Alle möglichen Winkeladvokaten kamen auf die glorreiche Idee, mit den alten Holocaust-Überlebenden, die ihren verschwundenen Familienvermögen auf die Spur kommen wollten, ihren Schnitt zu machen. Irgendwo habe ich die Geschichte dieser alten Frau aus Frankreich gelesen, einer Überlebenden der Konzentrationslager. Irgendeine Ratte von Anwalt hatte ihr erzählt, dass er Informationen über ein inaktives Schweizer Bankkonto ihres Vater hätte. Der Kerl hat sie fast um ihre gesamten Ersparnisse gebracht; hat ihr erzählt, dass er vorab Geld braucht. Untersuchungen, damit er die Bank verklagen kann, die ganze Scheiße eben. Die alte Dame hat bezahlt. Insgesamt fünfundzwanzigtausend Dollar, fast alles, was sie hatte; Geld, das sie zum täglichen Leben brauchte. Der Anwalt ist natürlich spurlos verschwunden. Das hat mich fertig gemacht, ich konnte es einfach nicht ertragen, wie man die alte Frau beschissen hat. Ich habe sie angerufen und ihr gesagt, dass ich mich auf die Suche nach diesem Konto machen würde - ohne was dafür zu verlangen. Nachdem man sie gerade erst ausgenommen hatte, war sie natürlich misstrauisch. Wir haben eine Zeit lang geredet, und schließlich hat sie mir geglaubt, dass ich an dem Geld, das sie noch hatte, nicht interessiert war.«

Während seiner Erzählung hatte Peter das Tischtuch angestarrt. Jetzt hob er den Kopf und schaute Ben ins Gesicht. »Verstehst du, was ich sagen will? Diese Überlebenden waren

keine geldgierigen Geier. Sie wollten einen Schlusspunkt setzen, und sie wollten Gerechtigkeit. Sie wollten die Verbindung mit ihren Eltern und mit ihrer Vergangenheit herstellen. Und einfach das bisschen Geld sicherstellen, das man zum Leben eben braucht.« Er schaute das schwarze Fenster an. »Obwohl ich der rechtmäßige Vertreter der alten Dame war, hat mir die Schweizer Bank nichts als Schwierigkeiten gemacht. Sie sagten, sie hätten keine Aufzeichnungen über ein derartiges Konto. Die übliche Geschichte. Gottverdammte Banker - diese analfixierten Sesselfurzer heben jeden Scheißfetzen Papier seit Beginn der Zeitrechnung auf, und dann ist ausgerechnet dieser Kontoauszug nicht mehr auffindbar. Aber schließlich bin ich auf diesen Sicherheitsmenschen gestoßen, der früher mal für die Bank tätig gewesen war. Die hatten ihn gefeuert, weil er mitgekriegt hat, dass Bankangestellte nachts massenweise Unterlagen aus den Vierzigern durch den Schredder jagten. Ein Stapel Dokumente und Bücher hat er aber abzweigen können.«

»Kann mich vage daran erinnern, was davon gelesen zu haben«, sagte Ben. Die Wirtin stellte eine Espressokanne und ein Kännchen mit aufgeschäumter Milch auf den Tisch, schaute Ben und Peter griesgrämig an und verschwand ohne ein Wort.

»Die Schweizer Behörden fanden das natürlich gar nicht lustig«, sagte Peter. »Verletzung des Bankgeheimnisses, blablabla, der übliche scheinheilige Scheißdreck. Dass da Dokumente durch den Schredder gejagt wurden, das spielte keine Rolle. Ich hab mich also auf die Suche gemacht und den Kerl tatsächlich in Genf aufgespürt. Er besaß die Unterlagen noch, obwohl die Bank natürlich alles versucht hatte, um sie zurückzukriegen. Ich konnte sie mir anschauen.«

»Und?« Ben fuhr mit einer Gabel das Muster der Tischdecke entlang.

»Nichts, was mir im Interesse der alten Dame weitergeholfen hätte. Auch später hab ich nie was darüber erfahren. Aber in einem der Bücher hab ich was anderes gefunden. Und das hat

mich umgehauen. Eine Gründungsurkunde mit allem Drum und Dran: rechtsgültig ausgefertigt, notariell beglaubigt, unterzeichnet.«

Ben sagte nichts.

»Die Gründung einer Organisation gegen Ende des Zweiten Weltkriegs.«

»Irgendeine Nazigeschichte?«

»Nein. Ein paar Nazis waren zwar auch dabei, aber die Mehrheit der Mitglieder waren nicht mal Deutsche. Wir reden von einer Art Gremium, das mit einigen der mächtigsten Industriellen der Zeit besetzt war. Industriebosse aus Italien, Frankreich, Deutschland, England, Spanien, Kanada und den USA. Die Namen hast sogar du schon mal gehört, Benno. Die Bel Etage des Weltkapitalismus.«

Ben versuchte sich zu konzentrieren. »Du hast doch gesagt ›gegen Ende des Zweiten Weltkriegs‹, oder?«

»Genau. Anfang '45.«

»Zu den Gründern dieser Organisation gehörten auch *Deutsche?«*

Peter nickte. »Es handelte sich um eine Geschäftsbeziehung, die über alle Feindesgrenzen hinweg verlief. Überrascht dich das etwa?«

»Aber wir waren noch im Krieg...«

»Was meinst du mit ›wir‹, mein Freund? Das Geschäft Amerikas ist das Geschäft. Hat dir das noch nie einer verklickert?« Peter lehnte sich zurück. Seine Augen leuchteten. »Also, erst mal das, was unbestritten und nachprüfbar ist. Standard Oil aus New Jersey und die deutsche IG Farben hatten den Markt praktisch unter sich aufgeteilt. Sie legten die Monopolgebiete für Öl und chemische Produkte fest, teilten sich die Patente, machten praktisch alles zusammen. An Standard Oils Zapfhahn hat der ganze gottverdammte Krieg gehangen. Da

hatten die Militärs nicht mehr viel zu melden. Aber was, wenn die Firma Nachschubprobleme bekam? Ganz nebenbei: Damals hat John Fester Dulles höchstpersönlich bei der IG Farben mitgemischt. Dann Ford. Rat mal, wer die Fünf-Tonnen-Laster gebaut hat, die die Hauptlast der deutschen Militärtransporte getragen haben? Richtig, Ford. Und die Hollerith-Maschinen, mit denen Hitler auf unglaublich effiziente Weise all die ›unerwünschten Subjekte‹ erfassen konnte? Gebaut und gewartet von Big Blue, den Jungs von IBM - ein Toast auf Tom Watson. Und natürlich ITT, ein großer Anteilseigner von Focke-Wulf, der Firma, die die meisten deutschen Bomber produziert hat. Ich hab da noch eine nette Geschichte für dich. Nach dem Krieg hat ITT die amerikanische Regierung auf Schadenersatz verklagt, weil alliierte Bomber eben jene Focke-Wulf-Fabriken beschädigt hätten. Es gäbe da noch jede Menge anderer Geschichten; das waren jetzt nur ein paar Sachen, über die man sicher Bescheid weiß. Es liegt auf der Hand, dass das nur ein Bruchteil dessen ist, was wirklich Sache war. Keiner von den verantwortlichen Typen hat sich einen Dreck um Hitler geschissen. Ihre Ergebenheit galt einer höheren Sache: dem Profit. Für sie war der Krieg eine Angelegenheit, als ob Harvard gegen Yale Football spielte - eine flüchtige Ablenkung von ernsteren Dingen, nämlich der Jagd nach dem Dollar.«

Ben schüttelte langsam den Kopf. »Tut mir Leid, mein Junge. Hört sich ganz nach der altbekannten Hippie-Leier an. Eigentum ist Diebstahl, und trau keinem über dreißig. Dieser ganze durchgeknallte, abgestandene Verschwörungsmüll. Als Nächstes erzählst du mir, dass die auch für den letzten Umweltskandal verantwortlich waren.« Er setzte sein Kaffeetasse so ruckartig ab, dass die Untertasse schepperte. »Schon komisch, früher hast du alles, was mit Wirtschaft zu tun hatte, sterbenslangweilig gefunden. Tja, da hat sich wohl was verändert.«

»Ich erwarte ja gar nicht, dass du sofort alles auf einmal schluckst«, sagte Peter. »Ich liefere dir erst mal nur ein paar

Hintergrundinformationen. Die Zusammenhänge.«

»Okay, dann gib mir zur Abwechslung mal ein paar Fakten. Etwas Konkretes.«

»Die Gründungsurkunde listet die Namen von dreiundzwanzig Männern auf«, sagte sein Bruder. Er sprach jetzt deutlich leiser. »Hauptsächlich Industriekapitäne. Plus ein paar Staatsmänner - Blaublüter. Das waren alles Leute, die - da würden Historiker einen Eid drauf schwören - sich nie in ihrem Leben begegnet sind. Und jetzt sind sie allesamt Unterzeichner eines Geschäftspaktes.«

»Eins kapier ich nicht«, sagte Ben halb zu sich selbst. »Warum aus dem Haufen Dokumente gerade dieses? Was war damit, dass du dich so da reingekniet hast?«

Peter lächelte sarkastisch. Er hatte wieder diesen gehetzten Gesichtsausdruck. »Ein bestimmter Name ist mir ins Auge gesprungen. Der Name des Finanzchefs der Gruppe.«

Ben spürte ein Prickeln auf seinem Schädel - als würden Ameisen darüber krabbeln. »Wer war das?«

»Der Finanzchef der Organisation war ein junger Bursche, ein Genie in Finanzdingen. Außerdem war er Obersturmführer in Hitlers SS. Der Name wird dir bekannt vorkommen: Max Hartman.«

»Vater«, sagte Ben. Fast vergaß er zu atmen.

»Er war kein Überlebender des Holocaust, Ben. Unser Vater war ein gottverdammter Nazi.«

8. KAPITEL

Schweiz

Ben schloss die Augen, holte tief Luft und schüttelte den Kopf. »Das ist absurd. In der SS gab es keine Juden. Das Dokument muss eine Fälschung sein.«

»Glaub mir«, sagte Peter leise. »Ich hatte genug Zeit, es zu untersuchen. Es ist keine Fälschung.«

»Aber...«

»Im April 1945 war unser Vater angeblich in Dachau. Befreit Ende April '45 von der Siebten Armee der USA.«

»Wann genau das war, weiß ich nicht.«

»Besonders interessiert hat dich Vaters Vergangenheit wohl nie?«

»Nein, eigentlich nicht«, gab Ben zu.

Peter lächelte grimmig. »Genau so war es ihm wahrscheinlich am liebsten. Und auch du warst glücklich dabei. Lässt sich gut leben im Wohlgefühl der Unschuld. Hast die Lügen nur allzu gern geglaubt. Die Geschichte über den Holocaust-Überlebenden, der mit zehn Dollar in der Tasche nach Amerika kommt und ein Wirtschaftsimperium aufbaut. Und sich auch noch als großartiger Menschenfreund aufführt. Alles Schwindel. Alles Lüge.« Er lachte höhnisch. »Ein wahrhaft großer Mann.«

Ben spürte, wie sich sein Puls beschleunigte. Es war zwar nicht leicht gewesen, mit seinem Vater klarzukommen, und seine Gegner hatten ihn immer als rücksichtslos bezeichnet. Aber ein Betrüger?

»Max Hartman war bei der SS«, wiederholte Peter. »Kapiert? Bei der SS! Nicht zu fassen, aber wahr.« Peter meinte es ernst. Er wirkte verdammt überzeugend. Und trotzdem lag er so

offenkundig falsch. Ben wollte schreien: *Hör auf, hör endlich auf!*

»Was für eine Art Organisation war das?«

Peter zuckte mit den Schultern. »Möglicherweise Tarnung. Eine Scheinorganisation. Ausgestattet von ihren Mitgliedern mit Abermillionen von Dollars.«

»Wozu? Zu welchem Zweck?«

»Keine Ahnung. In dem Dokument steht auch nichts darüber.«

»Wo ist das Dokument?«

»An einem sicheren Platz, keine Angst. Die Organisation hat ihr Hauptquartier Anfang April 1945 in Zürich eingerichtet. Der Name lautete Sigma AG.«

»Hast du Vater davon erzählt?«

Peter nickte und nippte zum ersten Mal an seinem Kaffee. »Ich habe ihn angerufen, habe ihm das ganze Papier am Telefon vorgelesen und gefragt, was er dazu sagt. Er ist explodiert, wie ich erwartet hatte. Hat wie du behauptet, dass es eine Fälschung sei. Auch damit hatte ich gerechnet. Er ist wütend geworden, hat angefangen zu brüllen. Wie kannst du solche Verleumdungen nur glauben? Nach allem, was ich durchgemacht habe, blablabla. Wie kannst du nur solche Lügen glauben? Die Tour. Mir war natürlich klar, dass er nichts sagen würde; ich war nur neugierig auf seine Reaktion. Dann hab ich mich an die Arbeit gemacht. Hab in Genf und in Zürich auf Ämtern rumgeschnüffelt, um rauszukriegen, was aus der Organisation geworden ist. Und dann hat man zweimal versucht, mich umzubringen. Beim ersten Mal sollte es wie ein Autounfall aussehen. Ein Wagen ist am Limmatquai auf den Gehweg geschleudert und hat mich nur knapp verfehlt. Beim zweiten Mal war es ein inszenierter Überfall auf der Niederdorfstraße. Beide Male konnte ich gerade noch abhauen. Dann haben sie mir eine Warnung zugespielt. Wenn ich weiter in Sachen

herumstocherte, die mich nichts angingen, würde ich beim nächsten Mal nicht mehr davonkommen. Ich sollte alle Dokumente rausrücken. Sollten Details über die Organisation in die Öffentlichkeit gelangen, drohten sie, mich und den Rest unserer Familie zu töten. Ich sollte nicht mal dran denken, eine Zeitung anzurufen. Was mit Dad passierte, war mir egal. Ich wollte nur, dass Mama und dir nichts zustößt.«

Das hörte sich ganz nach Peter an. Er war ein ebenso zum Äußersten entschlossener Beschützer seiner Mutter wie Ben.

Und er war vernünftig. Er neigte ganz und gar nicht zu Wahnvorstellungen. Es war unmöglich, dass er ihm nicht die Wahrheit erzählte.

»Okay, du weißt etwas. Aber warum sollten die sich noch darum kümmern?«, fragte Ben nach. »Denk doch mal logisch: Da ist vor über einem halben Jahrhundert diese Organisation gegründet worden. Na und? Was soll die Heimlichtuerei nach so langer Zeit?«

»Du vergisst, dass es da um Geschäftsbeziehungen gegangen ist, die über alle Feindeslinien hinweg gelaufen sind. Es geht um das Risiko, öffentlich bloßgestellt und geächtet zu werden. Und zwar für einige der mächtigsten und geachtetsten Leute unserer Zeit. Und das ist noch das Wenigste. Stell dir nur mal den Kern dieser Unternehmung vor. Riesige Konzerne aus alliierten wie aus Ländern der Achsenmächte schaffen quasi ein globales Joint Venture, das allen Profit sichert. Über Deutschland war damals eine totale Blockade verhängt, aber trotzdem floss Kapital über die Grenzen. Das würde sicher so mancher als Handel mit dem Feind bezeichnen. Wer weiß, welche internationalen Gesetze damals verletzt wurden. Und was, wenn die Möglichkeit bestünde, die Vermögen einzufrieren oder zu beschlagnahmen? Es ist völlig unmöglich, die Größe der Vermögen einzuschätzen. Die können nach einem halben Jahrhundert zu unvorstellbaren Summen angewachsen sein. Und sogar die Schweizer lassen unter internationalem Druck über ihr heiliges Bankgeheimnis

mit sich reden. Offensichtlich sind ein paar Leute zu dem Schluss gekommen, dass ich vielleicht doch genug weiß, um ihr auskömmliches Arrangement in Unordnung zu bringen.«

»*Ein paar Leute?* Um wen handelt es sich dabei?«

Peter seufzte. »Tja, wie gesagt, das würde ich auch ganz gern wissen.«

»Wenn überhaupt noch einer von denen lebt, die diese Organisation aufgebaut haben, dann müsste der steinalt sein«, sagte Ben.

»Klar, die meisten von den führenden Köpfen sind sicher schon tot. Aber ein paar leben noch, glaube mir. Und manche sind auch noch gar nicht so steinalt - schätze, in den Siebzigern. Wenn nur zwei oder drei der Initiatoren von damals noch am Leben sind, dann sitzen sie wahrscheinlich auf gigantischen Vermögen. Und wer sind die Erben? Auf jeden Fall verfügen sie über die Mittel, um ihr Geheimnis für immer geheim halten zu können. Unter Anwendung von jedem Mittel, das ihnen nötig erscheint.«

»Und deshalb bist du untergetaucht?«

»Genau. Die wussten zu viel über mich. Meinen Tagesablauf, Kneipen und Geschäfte, in die ich gegangen bin, meine geheime Telefonnummer, Namen und Wohnorte von Familienmitgliedern, meine finanzielle Situation. Sie haben mich unmissverständlich wissen lassen, dass sie über unbegrenzte Mittel verfügen. Und das war der Grund, Benno, warum ich sterben musste. Ich hatte keine Wahl.«

»Keine Wahl? Du hättest ihnen ihr Scheißdokument geben können. Du hättest auf ihre Forderungen eingehen können - und alles wäre vorbei gewesen.«

Peter stöhnte. »Genauso könntest du versuchen, Zahnpasta zurück in die Tube zu quetschen. Keine Chance. Sie hätten mich nie am Leben gelassen. Ich wusste einfach zu viel.«

»Und wozu waren die beiden Warnschüsse gut?«

»Um mich erst mal so lange ruhig zu stellen, bis sie herausgefunden hatten, wie viel genau ich wusste und ob ich jemandem davon erzählt hatte.«

Ben hörte aus dem Nebenraum knarzende Bodendielen. Offenbar hatte die Wirtin noch etwas zu erledigen. »Wie hast du es gemacht, Peter? Ich meine, deinen Tod inszeniert. Muss doch ziemlich kompliziert gewesen sein, oder?«

»Und ob.« Peter lehnte sich zurück und legte den Kopf an die Fensterscheibe. »Ohne Liesl hätte ich es nie geschafft.«

»Deine Freundin?«

Peter nickte. »Sie ist eine wunderbare, wirklich bemerkenswerte Frau. Meine Geliebte und mein bester Freund. Ich hätte nie gedacht, dass ich mal so einem Menschen begegnen würde. Hoffentlich findest du auch jemanden, der nur halb so fantastisch ist. Eigentlich war es ihre Idee. Ich hätte so einen Plan nie zusammenpuzzeln können. Wir waren uns einig, dass ich untertauchen musste. Aber Liesl hat darauf bestanden, dass es besser wäre, wenn ich endgültig verschwinden würde.«

»Wie habt ihr das mit der Untersuchung deines Gebisses gedeichselt? Die hatten die Leiche zweifelsfrei identifiziert.«

Peter grinste. »Man hat die Zähne der Leiche mit den Röntgenbildern verglichen, die Dr. Merrill zu Hause in Westchester hatte. Sie haben natürlich angenommen, dass die von mir stammten.«

Ben schüttelte verblüfft den Kopf. »Und die Leiche selbst?«

»Das war Liesls Idee. Die Medizinstudenten an der Uni Zürich leisten sich zum Abschluss des Frühjahrssemesters fast immer den gleichen Scherz. Sie klauen die Leiche, an der sie im Anatomiekurs rumgeschnippelt haben. Eine Art morbider Frühjahrsscherz, Medizinstudentenhumor - eines Tages verschwindet die Leiche einfach. Natürlich wird sie später gegen

eine Art Lösegeld wieder zurückgekauft. Bei der Aktion hat es Liesl irgendwie geschafft, eine andere Leiche mit aus der Pathologie rauszuschmuggeln. Die passenden Unterlagen inklusive der Röntgenbilder vom Gebiss zu besorgen war nicht sonderlich schwer. Schließlich sind wir in der Schweiz, da wird alles akribisch dokumentiert.«

Ben musste gegen seinen Willen lächeln. »Und wie sind die Röntgenbilder vertauscht worden?«

»Ich habe einfach einen Mann für einen kleinen simplen Einbruch angeheuert. Dr. Merrills Praxis ist nicht Fort Knox. Keine große Sache. Als die Polizei meine Röntgenbilder anforderte, haben sie die falschen bekommen.«

»Und der Flugzeugabsturz?«

Während Peter ihm haarklein die ganze Geschichte erzählte, beobachtete Ben seinen Bruder. Peter war immer ein freundlicher, besonnener und nachdenklicher Mensch gewesen. Berechnung und Verschlagenheit hatten nie zu seinen Charaktereigenschaften gehört. Doch die waren für so einen Plan nötig gewesen. Er musste Höllenängste ausgestanden haben.

»Ein paar Wochen vorher hatte sich Liesl um eine Stelle in einem kleinen Krankenhaus im Kanton St. Gallen beworben. Die brauchten gerade eine Kinderärztin, also haben sie sie mit Handkuss genommen. Sie mietete ein kleines Holzhaus, das an einem See mitten im Wald lag. Ich war der kanadische Ehemann, der in der Einsamkeit an einem Buch arbeitete. Aber ich habe immer Verbindung gehalten mit den paar Leuten, die Bescheid wussten.«

»War das nicht gefährlich?« :

»Das waren Leute, auf die ich mich absolut verlassen konnte. Liesls Cousin in Zürich ist Rechtsanwalt. Er war unser Horchposten, unsere Augen und Ohren. Liesl und ich vertrauen ihm hundertprozentig. Er hat vielfältige internationale

Geschäftsbeziehungen und deshalb auch gute Kontakte zur Polizei, zur Bankenszene und zu Privatdetektiven. Gestern hat er erfahren, dass die Polizei im Zusammenhang mit dem Blutbad am Bahnhofplatz einen Ausländer verhört hat. Als mir dann Dieter von dem Mordversuch an dir erzählte, war mir alles klar. Die noch lebenden Mitglieder der Organisation oder deren Erben waren wahrscheinlich nie ganz davon überzeugt, dass ich wirklich tot bin. Sie sind immer auf der Hut geblieben. Entweder haben sie darauf gewartet, dass ich wieder auftauche oder dass du die Nachforschungen fortsetzt. Ich weiß sicher, dass sie jede Menge Schweizer Polizisten auf ihrer Lohnliste und ein Kopfgeld auf mich ausgesetzt haben. Denen gehört praktisch die halbe Polizei. Dein Banktermin bei der UBS heute Morgen hat wahrscheinlich alles ins Rollen gebracht. Ich musste meine Deckung verlassen und dich warnen.«

Peter riskiert sein Leben für mich, dachte Ben. Fast wären ihm die Tränen gekommen. Dann fiel ihm Jimmy Cavanaugh ein, der Mann, den es nicht gab. Auf die Schnelle weihte er Peter in das Rätsel ein.

»Unfassbar«, sagte Peter mit abwesendem Blick.

»Kommt mir vor, als wollten die mich in den Wahnsinn treiben. Erinnerst du dich an Jimmy Cavanaugh?«

»Klar. Er war ein paar Mal über Weihnachten in Bedford. Sympathischer Kerl.«

»Wie ist er bloß an die Organisation geraten? Ob die ihn angeworben und dann jede Spur seiner alten Existenz ausgelöscht haben?«

»Nein«, sagte Peter. »Du kapierst nicht. Howie Rubin hat wahrscheinlich Recht. Es gibt keinen Jimmy Cavanaugh und hat auch nie einen gegeben.« Er sprach jetzt schneller. »Auf eine ganz verquere Art ist das logisch. Jimmy Cavanaugh - bleiben wir bei dem Namen, weiß Gott, wie er wirklich geheißen hat - wurde nicht erst kürzlich angeworben. Er hat schon immer für

die gearbeitet. Denk nach: Er war älter als die anderen in deiner Klasse, er lebte nicht auf dem Campus, und ruckzuck war er dein Busenfreund. Kapiert, Benno? Das war geplant. Was auch immer der Grund war, sie hatten schon damals entschieden, dass es vielleicht nützlich sein könnte, dich im Auge zu behalten. Eine reine Vorsichtsmaßnahme. «

»Du meinst, Cavanaugh ist auf mich *angesetzt* worden?«

»Und für mich hatten sie dann wahrscheinlich auch jemanden abgestellt. Unser Vater war einer der führenden Köpfe. Was, wenn wir zufällig über Dinge stolperten, die die Organisation bedrohen konnten? Die ihre Mitglieder in Gefahr bringen konnten? Sie wollten wahrscheinlich auf Nummer Sicher gehen. Als du in deiner Ghettoschule verschwunden bist und ich mich nach Afrika abgesetzt hatte, waren wir erst mal nicht mehr interessant für sie.«

Bens Gedanken überschlugen sich. Diese Gerede über *sie, sie, sie* machte ihn ganz irre.

»Ist doch vollkommen logisch, dass eine Gruppe Industrieller einen Fachmann, sprich einen Killer, anheuert, zu dessen Qualifikationsprofil auch zählt, dass er dich persönlich kennt.«

»Herrgott, Peter, das ist doch...«

»Was? Was, Benno? Jetzt denk doch mal nach...«

Plötzlich splitterte Glas.

Ben zuckte zusammen und sah direkt vor sich ein gezacktes Loch in der Fensterscheibe. Im nächsten Augenblick beugte sich Peters Kopf langsam nach vorn und kippte auf die Brust. Es sah aus wie die Verbeugung eines Clowns, wie ein übertrieben demütiger Kotau, wie eine zeremonielle Begrüßung. Gleichzeitig hörte er ein Röcheln, ein kehliges *ch-ch-ch-ch.* Und dann sah Ben mitten auf Peters Stirn den widerlichen, blutroten Krater der Austrittswunde. Graue Gewebefetzen und weiße Knochensplitter besprenkelten Tischtuch, Teller und Besteck.

»O mein Gott«, stöhnte Ben. Er sackte gegen die Rückenlehne seines Stuhls, kippte dann zur Seite und schlug hart mit dem Kopf auf die Eichendielen auf. »Nein, nein«, wimmerte er. Das gedämpfte Rattern der Feuerstöße und das spritzende Geräusch der in die Wände einschlagenden Geschosse nahm er kaum zur Kenntnis. Er war wie paralysiert. Entsetzen, Schock und Unglaube hatten ihn erstarren lassen. Der Horror war nicht zu begreifen. Bis sich schließlich instinktiv sein Selbsterhaltungstrieb regte.

Er rappelte sich auf und lugte vorsichtig über den unteren Fensterrand nach draußen. Er sah nichts als schwarze Nacht. Plötzlich erleuchtete Mündungsfeuer ein Gesicht. Obwohl das Bild nur für den Bruchteil einer Sekunde sichtbar war, brannte es sich unauslöschlich in Bens Gehirn. Der Schütze hatte dunkle, tief liegende Augen. Das Gesicht war blass, die Haut fast faltenlos glatt.

Ben hastete gebückt durch das Speisezimmer, während kein halber Meter über ihm eine weitere Kugel in die Wand einschlug.

Der Schütze hatte jetzt ihn im Visier. Oder zielte er immer noch auf Peter, und die letzte Kugel war ein Querschläger gewesen? Hatte der Schütze ihn überhaupt gesehen?

Als Antwort platzten nur Zentimeter neben seinem Kopf Holzsplitter aus dem Türrahmen, als er gerade in den dunklen Flur hechtete, der das Speisezimmer mit dem Foyer verband. Von dort kam das Schreien einer Frau, wahrscheinlich die wütende oder verängstigte Wirtin. Plötzlich tauchte sie mit wedelnden Armen vor ihm auf.

Ben stieß sie zur Seite und hastete, begleitet von ihrem wütenden Protestgeschrei, ins Foyer.

Er konnte kaum noch einen klaren Gedanken fassen, er konnte sich nur noch schnell und panisch vorwärts bewegen: wie benebelt, wie taub, wie ein Roboter. Er wollte nur

überleben.

Seine Augen gewöhnten sich allmählich an das Halbdunkel. Die einzige Lichtquelle war eine winzige Lampe, die hinter der Rezeption stand. Er konnte die Eingangstür und einen Flur ausmachen, der zu den Fremdenzimmern führte.

Am Ende des Flurs gab es eine schmale Treppe zum ersten Stock, wo sich weitere Zimmer befanden. Der Raum, in dem er gerade stand, hatte keine Fenster. Hier war er vor Kugeln erst mal sicher.

Ohne Fenster hatte er allerdings auch keine Möglichkeit zu sehen, ob der Schütze inzwischen zur Vorderseite des Hauses gelaufen war. Dem Killer war jetzt wohl klar, dass er eins seiner Ziele verfehlt hatte. Er würde - falls es nicht noch mehr Türen gab - zur Vorder- oder zur Rückseite des Hauses laufen. Vorder- oder Hintereingang. Die Chancen standen also fifty-fifty, wenn er es durch die Vordertür versuchte.

Fifty-fifty.

Ben gefiel das gar nicht.

Was, wenn es mehr als einer war?

Dann würden sie ohnehin jeden Fluchtweg bewachen. Egal, ob nun ein oder mehrere Killer da draußen warteten, Ben entschied sich gegen einen Fluchtversuch durch Vorder- oder Hintertür.

Er hörte einen Schrei aus dem Speisezimmer: Die Wirtin hatte das Blutbad entdeckt.

Herzlich willkommen in der Welt von Ben Hartman!

Dann hörte Ben Geräusche von Schritten. Sie kamen von oben. Vom Lärm aufgeschreckte Gäste.

Wie viele Gäste waren wohl im Haus?

Er lief zur Haustür und legte den schweren Eisenriegel vor.

Jetzt hörte er Schritte auf der Treppe. Sekunden später tauchte am Fuß der Treppe ein großer, fetter Mann auf. Er hatte sich

hastig einen blauen Bademantel übergeworfen. Die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Was ist hier los?«, brüllte er.

»Rufen Sie die Polizei!«, schrie Ben ihn an. »Los, machen Sie schon!«

»Warum, was ist passiert?«

»Machen Sie schon!«, wiederholte Ben wütend. »Los! Es ist jemand ermordet worden!«

Es ist jemand ermordet worden.

Als hätte man ihn in den Rücken gestoßen, setzte sich der fette Mann ruckartig in Bewegung. Schnell ging er zur Empfangstheke, hob den Hörer ab und wählte. Er sprach Schweizerdeutsch, laut und schnell.

Wo war der Killer jetzt? Wenn es nur einer war. Früher oder später würde er ins Haus kommen und sein Werk beenden. Andere Gäste, die ihm vielleicht in die Quere kamen, würden ihn nicht aufhalten. Ben musste an das Massaker von Zürich denken.

Der fette Schweizer legte auf. »Sie sind unterwegs«, sagte er.

»Wie lange brauchen sie?«

»Das Revier liegt am Ende der Straße«, sagte er. »Nicht weit von hier. Was ist passiert? Wer ist der Tote?«

»Niemand, den Sie kennen.«

Gerade als Ben in Richtung Speisezimmer zeigte, stürzte die Wirtin durch die Tür herein und schrie: »Er ist tot! Sie haben ihn erschossen! Sie haben Ihren Bruder erschossen!« Sie glaubte aus irgendeinem Grund, dass er seinen eigenen Bruder erschossen hätte. Jeder drehte durch.

Ben würde übel. Er war wie betäubt gewesen, aber allmählich kehrte er in die Realität zurück, begann er das Ausmaß des Horrors zu begreifen. Der Gast in dem blauen Bademantel rief der Wirtin etwas zu, das Ben nicht verstand. Er rannte in den Flur, der zur Rückseite des Hauses führte, achtete nicht auf das

Gekreische der Frau und lief weiter. Plötzlich hörte er die heulende Polizeisirene, die dem hysterischen Keifen der Frau Paroli bot. Die Sirene wurde lauter. Es klang wie ein einzelne Sirene, wie ein einziger Streifenwagen.

Warten oder abhauen?

Er erkannte auf einmal, wie dumm es gewesen war, nach der Polizei zu verlangen.

Die haben die halbe Polizei auf der Lohnliste, hatte Peter gesagt.

Er rannte weiter, bog einmal scharf rechts um eine Ecke und stand plötzlich vor einer kleinen lackierten Holztür. Er stieß sie auf und stand vor Holzregalen voller Wäsche.

Das Heulen der Sirene wurde lauter. Dann bremsende Reifen auf Kies. Der Streifenwagen stand jetzt vor dem Haus.

Ben lief weiter und rüttelte an einer anderen Tür, die nach draußen führen musste, weil sich daneben ein Fenster mit Lamellenladen befand. Die Tür klemmte, er riss und zerrte an dem Griff, bis sich die Tür schließlich schwerfällig und knirschend öffnete.

Draußen im dichten Wald war er für den Augenblick sicher. Sicher hatte die Sirene den Killer fürs Erste zum Rückzug gezwungen. Er sprang ins Gebüsch, wobei er sich in einem Wurzelstrang verfing und böse stürzte.

O *Gott,* dachte er. *Tempo, Tempo!* Er durfte auf keinen Fall der Polizei in die Hände fallen. *Denen gehört die halbe Polizei.* Er rappelte sich auf und schlug sich ins pechschwarze Unterholz.

Anstatt der Sirene hörte man jetzt Stimmen. Männer und Frauen riefen. Kies knirschte. Ben schlug mit den Händen die Zweige zur Seite, konnte aber nicht verhindern, dass sie ihm das Gesicht zerkratzten. Einer traf ihn haarscharf neben dem Auge. Er arbeitete sich durch das Dickicht, kroch durch enge Tunnels

und unter Dächern aus Blattwerk hindurch. Das dichte Unterholz riss an seinen Hosen, die aufgeschürften Hände bluteten. Doch er rannte weiter, ohne nachzudenken, wie ein Roboter, und erreichte schließlich die verborgene Lichtung, auf der Peters Pickup stand.

Er riss die Fahrertür auf, die Peter Gott sei Dank nicht abgeschlossen hatte. Kein Zündschlüssel im Schloss. Ben tastete unter der Fußmatte. Nichts. Dann unter dem Sitz. Nichts.

Panik stieg in ihm auf. Er atmete ein paar Mal tief ein und aus und dachte nach. Ruhig bleiben. Plötzlich fiel es ihm ein. *Na klar!* Irgendwann kann man alles mal brauchen.

Er griff in das Gewirr aus Drähten, das unter dem Armaturenbrett hing, zog es hervor und begutachtete es im schwachen Schein der Innenbeleuchtung. *Kurzschließen.* Arnie, der allseits beliebte Verwalter des Familienbesitzes, hatte ihm und Peter das eines schönen Sommermorgens beigebracht. *Sehr wahrscheinlich, dass ihr das nie braucht. Aber wenn doch, dann werdet ihr höllisch froh sein, dass ich's euch gezeigt habe.*

Ein paar Sekunden später hatte er die blanken Enden der beiden Drähte miteinander verbunden, und der Motor sprang an. Ben legte den Rückwärtsgang ein und rollte aus der Lichtung auf die dunkle Straße. In beiden Richtungen kein Scheinwerferlicht. Im ersten Gang bockte der alte Wagen zunächst etwas, machte einen kleinen Satz vorwärts, fing sich dann aber. Ben gab Gas und jagte über die verlassene Landstraße davon.

9. KAPITEL

Nova Scotia

Am nächsten Morgen war es kalt und trübe. Nebel hing über dem Hafen. Man konnte höchstens dreißig Meter weit sehen.

Robert Mailhot lag in einem blauen Anzug auf einem Untersuchungstisch aus Stahl. Gesicht und Hände leuchteten in dem speckigen Makeup des Bestattungsinstituts. Das leicht gebräunte Gesicht war von tiefen Falten durchzogen. Der schmale Mund war eingefallen, die Nase ragte als gewaltiger Zinken vor. Er war etwa eins achtzig groß, was hieß, dass er als junger Mann wahrscheinlich zwei, drei Zentimeter größer gewesen war.

Der Leichenbeschauer hieß Higgins und war ein korpulenter Endfünfziger mit gerötetem Gesicht, weißem Haarschopf und misstrauischen kleinen grauen Augen. Er war überaus freundlich, aber gleichzeitig zurückhaltend und neutral. Er trug einen grünen Chirurgenkittel. »Sie haben also Grund zu der Annahme, dass es sich hier um Mord handelt«, sagte er vergnügt und schaute Anna dabei mit wachen Augen an. Offensichtlich hatte er seine Zweifel.

Anna nickte.

Arsenault, der einen leuchtend roten Pullover und Jeans trug, hatte schlechte Laune. Sie waren beide noch etwas mitgenommen von der langen und mühseligen Befragung der Witwe. Schließlich hatte sie einer Autopsie zugestimmt. Das hatte ihnen die nervige Prozedur erspart, eine gerichtliche Anordnung zu erwirken.

Wie immer bekam Anna von dem Formalingeruch ein leicht mulmiges Gefühl im Magen. Aus einem kleinen Kofferradio, das auf einem Unterschrank aus rostfreiem Stahl stand,

schepperte leise klassische Musik.

»Sie werden wohl kaum erwarten, dass sich jetzt noch verwertbare Spuren an der Leiche befinden«, sagte Higgins.

»Die Leiche ist wahrscheinlich im Bestattungsinstitut gründlich gewaschen worden«, erwiderte sie. Hielt er sie für verblödet?

»Was suchen Sie dann?«

»Nichts Bestimmtes. Einstichlöcher, Prellungen, Verletzungen, Schnitte, Kratzer. Irgendwas.«

»Gift?«

»Möglich.«

Gemeinsam zogen sie Mailhot vollständig aus; dann wusch Higgins das Makeup von Gesicht und Händen. Möglicherweise verbargen sich darunter Spuren. Die Augen waren im Bestattungsinstitut zugenäht worden. Higgins durchschnitt die Nähte und suchte nach Petechien, winzigen punktförmigen Blutungen unter der Haut, die auf eine Strangulierung hinweisen könnten.

»Irgendwelche Schwellungen hinter den Lippen?«, fragte Anna.

Auch den Mund hatte man zugenäht. Der Leichenbeschauer durchschnitt mit einem Skalpell die Fäden und tastete mit einem Finger, der in einem Latexhandschuh steckte, die Mundhöhle ab. Wenn man jemandem ein Kissen aufs Gesicht presste, um ihn zu ersticken, blieben normalerweise innen an den Lippen Abdrücke der Zähne zurück.

»Nichts«, sagte Higgins.

Dann suchten alle drei mit Lupen jeden Zentimeter der Leiche ab. Eine schwierige Arbeit bei einem alten Menschen: Die Haut ist übersät mit Druckstellen und Flecken, mit Malen und geplatzten Kapillaren, mit den Spuren und Verwachsungen des Alters.

Sie suchten an den üblichen Stellen nach Einstichspuren: im Nacken, zwischen den Fingern und Zehen, auf den Handrücken und Fußknöcheln, hinter den Ohren. Injektionsstellen konnten sich hinter Kratzern verstecken, aber sie fanden nichts. Higgins untersuchte sogar den großen, weichen Hodensack, auf dem ein winziger Penis lag. Pathologen untersuchten sonst nur selten den Hodensack. Higgins gehörte zur gründlichen Sorte.

Nach etwa einer Stunde Arbeit drehten sie den Körper um und nahmen sich auf gleiche Weise die Rückseite vor. Higgins machte Fotos von der Leiche. Lange Zeit wurde kein Wort gesprochen. Man hörte nur das Knistern und Krächzen trillernder Klarinetten und schwelgerischer Geigen sowie das Brummen der Kühlanlage und anderer Maschinen. Der Formalingeruch war zwar unangenehm, dachte Anna, aber immer noch besser als Verwesungsgestank. Higgins überprüfte die Fingernägel auf Risse. Vielleicht hatte sich der Verstorbene gegen einen Angreifer gewehrt. Dann schabte er unter den Nägeln etwas Haut ab und steckte die Proben in kleine weiße Tüten.

»Auf der Oberhaut kann ich nichts Außergewöhnliches feststellen«, sagte Higgins abschließend.

Anna war zwar enttäuscht, aber nicht überrascht. »Gift könnte auch mit dem Essen in den Körper gelangt sein«, sagte sie.

»Wird sich bei der toxikologischen Untersuchung zeigen«, entgegnete er.

»Aber er hat kein Blut mehr«, sagte sie.

»Vielleicht doch«, meinte Higgins. Wenn sie Glück hatten. Normalerweise wird bei der Leichenpräparierung im Bestattungsinstitut das Blut bis auf geringe Restmengen komplett aus der Leiche entfernt und durch Einbalsamierungsflüssigkeit ersetzt, die aus Methanol, Äthanol, Formaldehyd und Farbstoffen besteht. Diese Flüssigkeit zersetzt bestimmte Gifte, die dann nicht mehr nachzuweisen sind.

Vielleicht befand sich aber noch etwas Urin in der Blase.

Er führte den üblichen Y-förmigen Schnitt von den Schultern bis zum Becken durch, griff in den Brustraum und holte die inneren Organe heraus, um sie zu wiegen. Das war der Teil der Autopsie, den Anna besonders abstoßend fand. Dem Tod begegnete sie regelmäßig, aber sie hatte ihre Gründe gehabt, warum sie keine Pathologin geworden war.

Arsenault war blass geworden und entschuldigte sich. Er brauche jetzt eine Tasse Kaffee.

»Könnten Sie von Hirn, Galle, Niere, Herz etc. Proben nehmen?«, sagte sie.

Higgins lächelte säuerlich. Was bedeutete: Wessen Job ist das hier?

»Tschuldigung«, sagte Anna.

»Jede Wette, dass er Arteriosklerose hatte«, sagte Higgins.

»Sicher. In dem Alter«, nickte sie. »Ich muss mal eben telefonieren.«

Der Münzapparat hing im Gang neben einem Automaten für heiße Getränke. Das große knallbunte Foto mit dampfendem Kaffee, Tee und Kakao auf der Vorderseite des Automaten hatte einen ekligen Stich ins Grüne und wirkte alles andere als appetitanregend. Während sie wählte, hörte sie ein kreischendes Motorengeräusch. Higgins sägte sich durch den Brustkorb.

Sie wusste, dass Arthur Hammond früh zur Arbeit ging. Er war in Virginia Direktor eines Labors zur Bestimmung von Giftstoffen und gab außerdem an der Universität Kurse über Toxikologie. Bei der Untersuchung eines Falles waren sie sich begegnet und hatten sich vom ersten Augenblick an gemocht. Er war so scheu, dass er seinem Gegenüber nur selten in die Augen schaute, und sprach langsam und abgehackt, um nicht ins Stottern zu geraten. Aber er hatte jede Menge Humor. Seine Kenntnisse über Gifte und Giftmorde reichten zurück bis ins

finstere Mittelalter. Hammond war bei weitem besser als jeder, der in den Labors der Bundesbehörden arbeitete, besser als alle Gerichtspathologen - und auf jeden Fall hilfsbereiter. Er war nicht nur ein brillanter Kopf, er hatte auch Einfühlungsvermögen. Hin und wieder engagierte sie ihn als Berater.

Sie erwischte ihn zu Hause, als er gerade zur Arbeit gehen wollte.

»Von wo rufst du an?«, fragte er.

»Tja... aus dem Norden.«

Er musste kichern über ihre Geheimniskrämerei. »Also gut. Was kannst du mir über dein Opfer sagen?«

»Ist alt. Wie tötet man jemanden, ohne Spuren zu hinterlassen?«

Wieder ein Kichern. »Man gibt ihm den Laufpass, Anna. Wirkt todsicher.« Das war seine Art zu flirten.

»Könnte es mit einer kräftigen Dosis Kaliumchlorid funktionieren?«, fragte sie und ignorierte höflich seinen Scherz. »Führt zum Herzstillstand, oder? Verändert kaum den Kaliumspiegel des Körpers. Und wäre damit auch nicht nachzuweisen. Kann das hinkommen?«

»Hat er am Tropf gehangen?«, fragte Hammond.

»Glaube nicht. Wir haben jedenfalls keine Einstichstellen gefunden.«

»Dann nicht. Wäre viel zu kompliziert. Wenn er nicht am Tropf war, hätte man ihm das Zeug direkt in die Vene spritzen müssen. Dann hättet ihr Zeichen eines Kampfes gefunden und jede Menge Blutspritzer.«

Sie notierte das in ihr winziges Ledernotizbuch.

»Er ist plötzlich gestorben, richtig? Dann können wir eine Schwermetallvergiftung ausschließen. Entsprechende Stoffe muss man über einen längeren Zeitraum verabreichen - sie

wirken sehr langsam. Was dagegen, wenn ich mir eben eine Tasse Kaffee hole?«

»Nein. Natürlich nicht.« Sie musste lächeln. Jetzt war er in seinem Element.

Keine Minute später war er wieder am Telefon. »Apropos Kaffee«, sagte er. »Er muss es getrunken oder gegessen haben. Oder es war doch eine Injektion.«

»Glaub mir, wir haben jeden Zentimeter seines Körpers abgesucht. Keine Einstichstellen.«

»Es gibt so dünne Nadeln, dass man die Einstichstelle leicht übersieht. Sux wäre natürlich auch eine Möglichkeit. Suxamethoniumchlorid. Synthetisches Kurare. Da gab's dieses berühmte Todesurteil in Florida. '67 oder '68. Ein Arzt hatte mit Sux seine Frau umgebracht. Wie du sicher weißt, ist Sux ein depolarisierendes Muskelrelaxans. Du kannst dich nicht mehr bewegen, kannst nicht mehr atmen. Sieht aus wie Herzstillstand. Berühmtes Urteil, hat die Gerichtsmediziner überall auf der Welt vom Hocker gehauen.«

Sie machte sich eine Notiz.

»Muskelrelaxans-Präparate gibt's jede Menge. Und jedes wirkt anders. Gerade bei alten Menschen stehen tausend Sachen zur Verfügung, die für den letzten Schubser gut sind. Ein bisschen Nitroglyzerin reicht da schon.«

»Unter die Zunge, oder?«

»Normalerweise, ja... Dann haben wir da noch Amylnitrit, gibt's in Ampullen. Kann tödlich sein, wenn du das inhalierst. Wird auch als Rauschmittel verwendet. Nennt man Poppers. Die gleiche Wirkung hat Butylnitrit. Die Gefäße erweitern sich, der Blutdruck sinkt rapide, man kippt um und Ende.«

Anna schrieb eifrig mit.

»Spanische Fliege, damit geht's auch«, fuhr er kichernd fort. »Etwas zu viel davon, und du stirbst. Heißt Kantharidin, der

Wirkstoff.«

»Der Kerl war achtundsiebzig.«

»Ein Grund mehr für ein Aphrodisiakum.«

»Themawechsel!«, sagte sie rasch.

»Hat er geraucht?«

»Weiß ich noch nicht. Wenn ich ein Bild von der Lunge habe, kann ich dir mehr sagen. Warum fragst du?«

»Ich hatte gerade einen interessanten Fall aus Südafrika. Da hat man ein paar alte Leute mit Nikotin ermordet.«

»Nikotin?«

»Man braucht gar nicht viel davon.«

»Und wie kommt es in den Körper?«

»Als Flüssigkeit. Schmeckt etwas bitter, lässt sich aber kaschieren. Kann auch injiziert werden. Nach ein paar Minuten bist du tot.«

»Und bei einem Raucher kann man das nicht feststellen. Meinst du das?«

»Man muss eben schlau sein. Ich weiß jetzt, wie es geht. Der Knackpunkt ist: Wie ist das Verhältnis von Nikotin zu den Metaboliten im Blut? Nach einer gewissen Zeit wird Nikotin in Metabolite umgewandelt.«

»Ich weiß.«

»Bei einem Raucher findet man weit mehr Metaboliten als reines Nikotin. Im Falle einer akuten Vergiftung findet man jedoch wesentlich mehr Nikotin und wesentlich weniger Metaboliten.«

»Was kann bei der toxikologischen Untersuchung herauskommen?«

»Die normale Untersuchungspalette ist darauf ausgelegt, die üblichen Rauschgifte festzustellen. Opiate, synthetische Opiate, Morphium, Kokain, LSD, Propoxyphen, PCP, Amphetamin,

Benzodiazepine - wie zum Beispiel Valium - und Barbiturate. Manchmal auch Antidepressiva. Sag ihnen, sie sollen das normale Programm durchziehen, plus der Stoffe, die ich dir gerade aufgezählt habe. Tja, was noch? Chloralhydrate. Placidyl - ein schon etwas älteres Schlafmittel. Überhaupt Schlafmittel. Fentanyl zum Beisiel ist ziemlich schwierig nachzuweisen. Dann Organophosphate, das sind Insektizide. Und DMSO, Dimethylsulfoxid, das ist ein entzündungshemmendes Mittel, das man bei Pferden anwendet. Und dann warte ab, was dabei rauskommt. Schätze, dass man die Untersuchungen mittels Gaschromatografie und Massenspektrometrie durchführt.«

»Keine Ahnung. Was ist das?«

»Das sind die derzeit besten Verfahren. Wo bist du eigentlich, irgendwo in der Pampa?«

»Nein, so schlimm ist es auch nicht. Schon eine Stadt. In Kanada.«

»Ah, gut. Die Jungs von der RCMP sind top. Und die Labors, die die da oben haben, sind wesentlich besser als unsere - was ich öffentlich natürlich nie behaupten würde. Sorg auch dafür, dass das Leitungs- oder Brunnenwasser überprüft wird, ob sich vielleicht da was findet. Die Leiche ist schon einbalsamiert, oder? Du brauchst eine Probe von der Einbalsamierungsflüssigkeit, lass die einzelnen Bestandteile bestimmen. Sie sollen auch noch mal Blut-, Gewebe- und Haarproben nehmen. Manche Proteine sind fettlöslich. Denk dran, dass Kokain sich im Herzgewebe ablagert und dass die Leber wie ein Schwamm funktioniert.«

»Wie lange dauert es, bis das alles gemacht ist?«

»Wochen, vielleicht Monate.«

»Spinnst du?« So begeistert sie ihm zugehört hatte, so deprimiert war sie auf einmal.

»Das dauert eben. Andererseits - vielleicht hast du Glück. Wenn sie gleich einen Treffer landen, dauert's möglicherweise

nur einen Tag. Allerdings stehen die Chancen ziemlich beschissen, wenn man nicht genau weiß, nach welchem Gift man sucht.«

»Es spricht alles dafür, dass er eines natürlichen Todes gestorben ist«, sagte Higgins, als sie in den Obduktionssaal zurückkehrte. »Wahrscheinlich Herzrhythmusstörungen. Natürlich Arteriosklerose. Hatte mal einen Herzinfarkt.«

Mailhots Gesichtshaut war von der Schädeldecke nach unten gezogen worden. Sie sah aus wie eine Latexmaske. Der Schädel klaffte offen, man konnte die rosafarbene Hirnmasse sehen. Anna wurde mulmig. Am Haken einer Hängewaage hing ein Lungenflügel.

»Wie schwer?«, fragte sie und nickte in Richtung Waage.

Er lächelte anerkennend. »Leicht. Zweihundertvierzig Gramm. Relativ wenig Blut.«

»Also ist er schnell gestorben. Ein Beruhigungsmittel für das Zentralnervensystem kann man wohl ausschließen.«

»Wie gesagt, ich tippe auf Herzinfarkt.« Higgins schien allmählich die Geduld zu verlieren.

Anna zückte ihr Notizbuch und sagte ihm, was sie bei der toxikologischen Untersuchung alles überprüft haben wollte. Mit großen Augen schaute er sie an. »Wissen Sie, was das kostet?«

Sie atmete einmal durch. »Die amerikanische Regierung wird natürlich dafür aufkommen. Ich will, dass alles gründlich erledigt wird. Wenn ich jetzt nichts herausfinde, dann wahrscheinlich nie. Deshalb möchte ich Sie auch um einen Gefallen bitten.«

Er schaute sie fest an. Sie spürte, dass er verärgert war.

»Ich möchte Sie bitten, der Leiche die Haut abzuziehen.«

»Sie machen Witze, oder?«

»Nein.«

»Darf ich Sie daran erinnern, Agent Navarro, dass die Witwe

eine Trauerfeier bei offenem Sarg wünscht?«

»Man sieht doch nur die Hände und das Gesicht, oder?« Einer Leiche die Haut abziehen hieß, die Haut in so großen Stücken zu entfernen, dass man sie später wieder zusammennähen konnte. Man konnte so die Unterseite der Haut untersuchen. Manchmal konnte man Einstichstellen nur auf diese Weise aufspüren. »Es sei denn, Sie haben Einwände«, sagte Anna. »Ich bin nur Ihr Gasthörer.«

Higgins wurde rot. Dann drehte er sich um, stieß das Skalpell etwas zu heftig in das Fleisch und fing an, Roger Mailhot die Haut abzuziehen.

Anna fühlte sich etwas benommen. Wieder hatte sie Angst, dass ihr übel würde. Sie verließ den Obduktionsraum und machte sich auf die Suche nach der Toilette. Ron Arsenault kam ihr entgegen. Er hielt einen riesigen Pappbecher Kaffee in der Hand. »Immer noch am Schnipseln und Häckseln da drin?«, fragte er. Er hatte seinen Humor offenbar wieder gefunden.

»Schlimmer. Er zieht gerade die Haut ab.«

»Wird's Ihnen auch zu viel?«

»Ich muss nur mal eben für kleine Mädchen.«

Er schaute sie fragend an. »Nichts gefunden bis jetzt?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ihr Yankees glaubt wohl nicht an Altersschwäche?«

»Bin gleich zurück«, sagte sie kühl.

Sie spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Dann merkte sie, dass Papierhandtücher fehlten und der elektrische Handtrockner natürlich nicht funktionierte. Sie holte sich etwas Toilettenpapier aus einer der Kabinen und trocknete sich das Gesicht ab, wobei ein paar Fetzen an der Haut kleben blieben. Kritisch schaute sie in den Spiegel, registrierte die dunklen Ringe unter den Augen und zupfte sich das Toilettenpapier aus dem Gesicht. Nachdem sie ihr Makeup aufgefrischt hatte, fühlte

sie sich besser. Sie trat auf den Gang hinaus, wo Arsenault auf sie wartete.

»Er will Sie sprechen«, sagte er aufgeregt.

Higgins hielt das Stück lederige Haut wie eine Trophäe in die Luft. Es war gelblich und etwa acht mal acht Zentimeter groß. »Ihr Glück, dass ich mir auch die Hände vorgenommen habe«, sagte er. »Der Chef des Bestattungsladens wird mir zwar die Pest an den Hals wünschen, aber er wird die Nähte schon irgendwie zukleistern können.«

»Was ist damit?«, fragte Anna. Sie spürte, wie sich ihr Puls beschleunigte.

»Die Rückseite der rechten Hand. Das Hautgewebe des Daumens, des abductor pollucis. Schauen Sie sich das an.«

Sie beugte wie Arsenault den Kopf vor, konnte aber nichts erkennen. Higgins nahm die Lupe vom Untersuchungstisch und gab sie ihr. »Sehen Sie diesen purpurrot leuchtenden Fleck? Etwa einen Zentimeter lang, sieht aus wie eine Flamme.«

»Und?«

»Da haben Sie Ihren Einstichpunkt. Sicher keine Stelle, die sich eine Schwester oder ein Arzt aussuchen würde. Scheint, als hatten Sie, was Sie wollten.«

10. KAPITEL

Bedford, New York

Max Hartman saß in seinem ledernen Chefsessel in der Bibliothek. Hier, umgeben von hohen Bücherregalen, empfing er gewöhnlich Besucher. Vor ihm der riesige Mahagonischreibtisch, dessen Platte mit Leder überzogen war. Es war schon seltsam, dachte Ben, dass er sich hinter dieser Barriere sogar dann verschanzte, wenn sein eigener Sohn ihn besuchte.

In dem Sessel mit der hohen Rückenlehne sah der einst große und kräftige alte Mann verschrumpelt, fast zwergenhaft aus. Sicher nicht der Eindruck, den er beabsichtigte. Ben setzte sich vor dem Schreibtisch auf einen Lederstuhl.

»Bei deinem Anruf hat es so geklungen, als hättest du was mit mir zu bereden«, sagte Max.

Seinem kultivierten Ostküstenakzent war die deutsche Herkunft kaum noch anzuhören. Als wollte er jede Spur seiner Vergangenheit tilgen, hatte der junge Max Hartman gleich nach seiner Ankunft in Amerika Sprach- und Rhetorikkurse genommen.

Ben schaute seinem Vater forschend ins Gesicht. *Du warst mir immer ein Rätsel: distanziert, furchteinflößend, unergründlich.* »Ja«, sagte er.

Ein Fremder sah nur einen großen, kahlen, mit Altersflecken besprenkelten Kopf, von dem fleischige Ohren abstanden; große wässrige Augen, die hinter den dicken Gläsern einer Hornbrille grotesk vergrößert aussahen; ein vorstehendes Kinn und permanent aufgeblasene Nasenflügel, als würde er einem üblen Geruch nachschnüffeln. Dennoch war trotz aller Altersspuren nicht zu verkennen, dass er früher einmal ein ganz ansehnlicher,

wenn nicht gar ausnehmend attraktiver Mann gewesen war.

Der alte Herr trug wie immer einen seiner Maßanzüge, die er in der Savile Row in London schneidern ließ. Heute trug er kohlschwarz, dazu ein makellos weißes Hemd mit Monogramm auf der Brusttasche und schweren goldenen Manschettenknöpfen sowie eine blau und gold gestreifte Ripskrawatte. Es war Sonntagmorgen zehn Uhr, und Max Hartman war gekleidet wie für eine Aufsichtsratssitzung.

Es ist schon komisch, dachte Ben, wie die eigene Geschichte die Wahrnehmung beeinflusst. Manchmal sah er seinen Vater, wie er es jetzt tat - alt und zerbrechlich; dann wieder gab es Augenblicke, da sah er ihn mit den Augen eines beschämten Kindes - mächtig und einschüchternd.

Die Wahrheit war, dass Ben und Peter sich immer ein bisschen vor ihrem Vater gefürchtet hatten, in seiner Gegenwart immer etwas nervös gewesen waren. Max Hartman schüchterte die meisten Menschen ein, warum sollten seine eigenen Söhne da eine Ausnahme machen? Es kostete wirklich Anstrengung, Max' Sohn zu sein, ihm mit Liebe, Verständnis und Zärtlichkeit zu begegnen. Es war, als müsste man eine komplexe fremde Sprache erlernen. Und das hatte Peter nicht gekonnt oder nicht gewollt.

Plötzlich sah Ben das zornige Gesicht seines Bruders vor sich, als dieser ihm eröffnet hatte, was er über Max herausgefunden hatte. Und dann wurde dieses Bild von Erinnerungen an seinen bewunderten Bruder verdrängt. Es schnürte ihm den Hals zu, und seine Augen wurden feucht.

Nicht dran denken, sagte er sich. *Nur nicht an Peter denken. Gerade hier, in diesem Haus, in dem wir Verstecken gespielt und uns gekabbelt haben, in dem wir mitten in der Nacht Komplotte geschmiedet, in dem wir geschrien, gelacht und geweint haben.*

Peter ist tot, und jetzt musst du für ihn weitermachen.

Ben wusste nicht, wie er anfangen, wie er das Thema anpacken sollte. Im Flugzeug von Basel in die USA hatte er es noch geübt, aber jetzt war alles wie weggeblasen. Von Peters Wiederauftauchen und seiner Ermordung wollte er seinem Vater nichts erzählen, so viel war sicher. Wozu auch? Warum den alten Mann quälen? Für Max Hartman war Peter schon vor Jahren gestorben. Wozu sollte die Wahrheit gut sein, jetzt, da er wirklich tot war?

Wie auch immer, die direkte Art war nie Bens Stil gewesen. Er ließ seinen Vater vom Geschäft erzählen, ließ sich von ihm über den Stand seiner Geschäftsbereiche ausfragen. Mann, dachte er, der alte Herr ist immer noch mächtig auf Zack. Hin und wieder versuchte er das Thema zu wechseln, aber natürlich ergab sich nie eine passende Gelegenheit, um eine Frage einzuflechten wie: ›Ach, Dad, was ich dich noch fragen wollte... Warst du eigentlich ein Nazi?‹«

Schließlich startete Ben einen Versuch, der ihn zumindest in die Richtung führte. »Die letzten paar Tage in der Schweiz ist mir zum ersten Mal aufgegangen, dass ich eigentlich überhaupt nichts von deiner Zeit in Deutschland weiß.«

Die Augen hinter den dicken Brillengläsern schienen noch größer zu werden. Er beugte sich vor. »Woher auf einmal das Interesse für Familiengeschichte?«

»Schätze, es hat was mit Peter zu tun. War das erste Mal seit seinem Tod, dass ich wieder in der Schweiz war.«

Max schaute hinunter auf seine Hände. »Ich mache mir keine Gedanken über die Vergangenheit, das weißt du ja. Habe ich nie. Ich schaue immer nur nach vorn, nie zurück.«

»Wir haben nie über die Zeit in Dachau gesprochen.«

»Das gibt's nicht viel zu erzählen. Man hat mich eingeliefert, und ich hatte das Glück zu überleben. Am 29. April 1945 haben sie uns befreit. Das Datum ist in meinem Gedächtnis eingebrannt. Ansonsten würde ich diesen Abschnitt meines

Lebens am liebsten vergessen.«

Ben atmete tief ein. Es war so weit. Er war sich völlig darüber im Klaren, dass er in den nächsten Minuten das Verhältnis zu seinem Vater radikal ändern, dass er die Verbindung zwischen ihnen auf immer kappen würde. »Dein Name steht nicht auf der Liste der von den Alliierten befreiten Gefangenen.«

Es war ein Bluff. Er wartete gespannt auf die Reaktion.

Max schaute Ben lange an. Dann - zu Bens Überraschung - lächelte er. »Mit historischen Dokumenten muss man immer vorsichtig sein. Wenn totales Chaos herrscht, sind solche Listen sehr unzuverlässig. Namen werden falsch geschrieben oder tauchen gar nicht auf. Wenn irgendein Sergeant der Army meinen Namen nicht auf seiner Liste hatte... Was soll's?«

»Du warst nicht in Dachau, stimmt's?«, fragte Ben ruhig.

Sein Vater drehte sich samt Stuhl langsam um und wandte Ben den Rücken zu. Seine Stimme hörte sich etwas blechern an. Sie schien von weit her zu kommen. »Lächerlich.«

Ben spürte ein Ziehen im Magen. »Ja oder nein?«

Max drehte sich wieder um und schaute ihn ausdruckslos an. Die hauchdünne Haut über seinen Backenknochen war leicht gerötet. »Es gibt Leute, die leben ganz gut von der Leugnung des Holocaust. So genannte Historiker. Schriftsteller. Schreiben Bücher und Artikel, in denen sie behaupten, dass das alles eine Verschwörung, eine Lüge ist. Dass es die Ermordung von Millionen von Juden nie gegeben hat.«

Ben spürte seinen Herzschlag. Sein Mund war trocken. »Du warst Obersturmführer in Hitlers SS. Dein Name steht in einer Urkunde - einer Gründungsurkunde, die die führenden Mitglieder einer geheimen Organisation auflistet. Und du warst der Finanzchef dieser Organisation.«

Die Antwort seines Vaters war nur mehr ein krächzendes Flüstern. »Ich werde mir das nicht weiter anhören.«

»Es stimmt, oder?«

»Du hast keine Ahnung, wovon du redest.«

»Deshalb hast du nie über Dachau gesprochen. Weil alles erfunden war. Du bist nie dort gewesen. Du warst ein Nazi.«

»Wie kannst du nur so was sagen!«, rief der alte Mann aufgebracht. »Wie kannst du das nur glauben? Wie kannst du es wagen, mich derart zu beleidigen?

»Diese Gründungsurkunde befindet sich in der Schweiz. Sie enthält die ganze Wahrheit.«

Max Hartmans Augen funkelten. »Jemand zeigt dir eine gefälschte Urkunde, die mich diskreditieren soll. Und du, Benjamin, glaubst das alles. Die entscheidende Frage lautet: Warum?«

Ben hatte das Gefühl, als schwankte der Boden unter seinem Stuhl. *»Weil Peter es mir selbst gesagt hat!«,* brüllte er. »Vor zwei Tagen in der Schweiz. Er hat die Wahrheit herausgefunden. Peter hat herausgefunden, was du getan hast. Er wollte uns davor beschützen.«

»Peter...?« Max Hartmans Stimme war kaum noch vernehmbar.

Sein Vater schaute ihn mit verzerrtem Gesicht an. Ben zwang sich fortzufahren.

»Er hat mir von dieser Organisation erzählt und davon, wer du wirklich warst. Und dabei hat man ihn erschossen.«

Das Blut war aus Max Hartmans Gesicht gewichen. Die knorrige Hand, die auf der Schreibtischplatte lag, zitterte.

»Man hat Peter vor meinen Augen umgebracht.« Die nächsten Worte spuckte Ben seinem Vater entgegen. »Mein Bruder - dein Sohn - war eins deiner Opfer.«

»Lüge. Alles Lüge!«, brüllte sein Vater.

»Nein«, sagte Ben. »Es ist die Wahrheit. Die Wahrheit, die du dein ganzes Leben lang vor uns verborgen hast.«

Max Hartmans Stimme wurde jetzt plötzlich sanft und kalt wie ein arktischer Wind. »Du sprichst von Dingen, von denen du überhaupt nichts verstehen *kannst.«* Er hielt inne. »Die Unterhaltung ist beendet.«

»Ich weiß jetzt, wer du *bist«,* sagte Ben. »Und das macht mich krank.«

»Verschwinde!«, brüllte Max Hartman, hob zitternd einen Arm und zeigte zur Tür. Ben sah seinen Vater vor sich, wie er den selben Arm zum Hitlergruß hob. In einer Vergangenheit, die zwar weit, aber nicht weit genug zurücklag. Die nie weit genug zurückliegen würde. Und er erinnerte sich an das oft zitierte Wort eines Schriftstellers: *Die Vergangenheit ist nicht tot. Sie ist nicht mal vergangen.*

»Verschwinde!«, brüllte sein Vater noch einmal. »Verschwinde aus diesem Haus!«

Washington, D.C.

Der Air-Canada-Flug von Nova Scotia zum Reagan National Airport in Washington landete am späten Nachmittag. Als das Taxi vor Annas Apartmenthaus im Stadtteil Adams Morgan hielt, war es kurz vor sechs und schon dunkel.

Sie atmete immer wieder erleichtert auf, wenn sie in ihre Wohnung - in ihr Refugium - zurückkehrte. Es war der einzige Ort, an dem sie wirklich alles im Griff hatte. Die kleine Zwei-Zimmer-Wohnung lag zwar in einem armseligen Viertel, aber es war ganz ihre eigene kleine Welt.

Als sie in ihrem Stockwerk aus dem Lift trat, traf sie ihren Nachbarn Tom Bertone, der gerade nach unten wollte. Tom und seine Frau Danielle waren Rechtsanwälte und für Annas Geschmack etwas zu überschwängliche, zu fürsorgliche Nachbarn, aber sie kam gut mit ihnen aus. »Hi, Anna, habe heute deinen kleinen Bruder kennen gelernt«, sagte er. »Ist noch

nicht lange in der Stadt, oder? Netter Bursche.« Dann schlossen sich die Fahrstuhltüren.

Bruder?

Sie hatte keinen Bruder.

Vor ihrer Wohnungstür blieb sie kurz stehen und dachte nach. Ihr Herz raste. Dann holte sie ihre Dienstwaffe, eine Neun-Millimeter Sig Sauer, aus der Handtasche. In der rechten Hand hielt sie die Waffe, mit der linken drehte sie den Schlüssel um und schob die Tür auf. In der Wohnung war es dunkel. Wie sie es gelernt hatte, schob sie sich mit vorgehaltener Waffe, den Rücken an die Wand gepresst, in den Flur. Wechselte dann zur nächsten, im rechten Winkel stehenden Wand über. Und so weiter. Das gehörte zum Trainingsdrill eines jeden Agenten, nur dass Anna nie geglaubt hatte, diese Taktik mal in ihrer eigenen Wohnung, ihrem *Refugium,* anwenden zu müssen.

Vorsichtig schloss sie hinter sich die Tür. *Stille.*

Sie roch etwas. Zigarettenrauch. Genau. Aber viel zu schwach, als dass er von einer in diesem Augenblick glimmenden Zigarette stammen konnte. So roch die Jacke eines Rauchers.

Eines Rauchers, der in ihrer Wohnung gewesen war.

Dann sah sie etwas. Im trüben Licht der Straßenlaternen erkannte sie die Umrisse ihres Aktenschranks. Eine der Schubladen stand ein paar Zentimeter offen. Sie achtete peinlichst darauf, dass die Schubladen immer geschlossen waren. *Jemand hatte ihre Sachen durchsucht.*

Ihr stockte der Atem.

Dann spürte sie einen Luftzug vom Badezimmer. Das Fenster stand offen.

Und dann hörte sie ein Geräusch. Ganz leise, aber nicht leise genug: das Quietschen einer Gummisohle.

Der Einbrecher war noch da!

Sie machte das Deckenlicht an, ging in die Hocke und wirbelte herum. Die Neun-Millimeter hielt sie ausgestreckt in beiden Händen. Sie war froh, dass sie die Sig mit dem Spezialabzug und nicht die Standardausführung hatte - sie lag ihr besser in der Hand. Zwar konnte sie den Einbrecher nicht sehen, aber so viele Möglichkeiten, sich zu verstecken, gab es in der kleinen Wohnung nicht. Langsam erhob sie sich wieder und schob sich an der Wand entlang Richtung Schlafzimmer.

Plötzlich spürte sie einen scharfen Luftzug, im nächsten Augenblick traf sie ein harter Schlag an der rechten Hand, und dann flog die Pistole durch die Luft. Wo hatte er gesteckt? Hinter dem Sekretär? Hinter dem Aktenschrank? Die Pistole schlug mit einem dumpfen Geräusch auf dem Wohnzimmerteppich auf. *Hol sie dir zurück! Koste es, was es wolle!*

Dann traf sie ein weiterer Schlag. Sie wurde mit dem Rücken gegen die Wohnzimmertür geschleudert und sackte zusammen. Wie versteinert starrte sie den Mann an, der schnell ein paar Schritte zurücktrat.

Mann war übertrieben. Er hatte die schmächtige Figur eines Halbwüchsigen und sah höchstens wie siebzehn aus. Unter seinem eng anliegenden schwarzen T-Shirt spannten sich jedoch die kräftigen Muskeln eines Mannes. *Was hatte das alles zu bedeuten?*

Langsam richtete sie sich auf und machte vorsichtig einen Schritt auf das graubraune Sofa zu. Der blaugraue Griff ihrer Sig Sauer schaute vielleicht einen Zentimeter unter den Falten des Sofabezugs hervor.

»Einbrüche sind ein ziemliches Problem in dem Viertel hier, stimmt's?«, sagte der Bursche. Sein Tonfall strotzte vor Ironie. Er hatte kurzes, schwarz glänzendes Haar und ein schmales, ebenmäßig geschnittenes Gesicht. Die Haut sah nicht so aus, als müsste er sich schon lange rasieren. »Die Statistiken sind

wirklich alarmierend«, fuhr er fort. Er hörte sich eigentlich nicht wie einer der typischen Gauner an, die sich in Southeast Washington herumtrieben. Wahrscheinlich nicht hier geboren. Sie glaubte, einen leicht irischen Akzent herauszuhören.

»Es gibt nichts Wertvolles hier.« Anna bemühte sich, ruhig zu klingen. »Das weißt du doch inzwischen selbst. Wir wollen doch beide keinen Ärger.« Ihre rechte Hand war immer noch taub von dem Schlag. Ohne ihn aus den Augen zu lassen, machte sie wieder einen Schritt auf das Sofa zu. Sie versuchte einen lockeren Ton anzuschlagen. »Du gehst doch sicher noch zur Schule?«

»Man lässt nie einen Mann die Arbeit eines Jungen erledigen«, sagte er freundlich und holte urplötzlich zu einem Fußtritt aus, der sie mitten im Magen traf und rückwärts gegen den kleinen Holzsekretär taumeln ließ. Erschrocken schnappte sie nach Luft.

»Wussten Sie eigentlich«, fuhr der junge Einbrecher fort, »dass jeder Zweite, der durch eine Handfeuerwaffe umkommt, auch der Besitzer der Waffe ist? Auch so eine Statistik, über die man mal nachdenken sollte. Man kann gar nicht vorsichtig genug sein heutzutage.«

Das war kein Einbrecher, so viel war sicher. Er sprach auch nicht wie einer. Aber was wollte er? Sie schloss kurz die Augen und ging im Geist die Liste der wenigen Dinge durch, die ihr in der kleinen möblierten Wohnung gehörten: die Garderobe, die Lampen, der Luftbefeuchter... *die M26. Sie musste die M26 finden!* Sicher hatte er die Wohnung gründlich durchsucht, aber eine M26 war etwas, mit dem man nichts anfangen konnte, wenn man sie nicht kannte. »Ich geb dir Geld«, sagte sie laut, drehte sich zu dem Sekretär um und zog eine Schublade auf. »Hier muss irgendwo Geld sein.« Wo war das Ding bloß? Würde es überhaupt noch funktionieren? Sie hatte es schon mindestens zwei Jahre nicht mehr in der Hand gehabt. Sie fand es schließlich in der mittleren Schublade. Neben der roten

Schachtel mit den alten Scheckbüchern. »Da ist es ja«, sagte sie.

Als sie sich zu ihm umdrehte, hielt sie die M26 Taser fest in der Hand. Sie schaltete sie ein, und ein schrilles Summen zeigte an, dass sie betriebsbereit war.

»Hör mir jetzt gut zu«, sagte sie. »Das ist eine M26, eine Elektroimpulspistole. Die stärkste, die es gibt. Vergiss deine archaischen Kriegskünste. Die fünfundzwanzigtausend Volt, die ich dir mit dem Ding hier verpasse, die kippen dich aus den Socken. Also los, beweg dich. Ins Bad.«

Der Gesichtsausdruck des Einbrechers blieb unverändert ausdruckslos. Aber er ging langsam rückwärts Richtung Bad.

Die Pistole schießt zwei je einen halben Zentimeter große Widerhaken ab, die durch dünne leitfähige Drähte mit der Pistole verbunden sind. Der Elektroimpuls macht das Objekt für kurze Zeit bewegungsunfähig oder gar bewusstlos.

Der junge Bursche verschwand im Bad und entzog sich kurz Annas Blicken. Sie stellte die Taser auf maximale Leistung. Kein Risiko eingehen. Die Waffe in ihrer Hand brummte und knisterte. Zwischen zwei Elektroden war ein blauer Lichtbogen sichtbar. Sie zielte etwa auf Bauchhöhe.

Dann hörte sie plötzlich das Geräusch von sprudelndem Wasser. Er hatte den Wasserhahn aufgedreht. Was *zum Teufel hatte er vor?* In der nächsten Sekunde stand sie mit der Taser in der ausgestreckten Hand in der Badezimmertür. Der Bursche wirbelte herum, und Anna erkannte, was er vorhatte. Zu spät. Aus dem Duschkopf schoss ein dicker Wasserstrahl in ihre Richtung. Anna ließ die M26 eine Sekunde zu spät los. Der Elektroschock schoss ihr in den durchnässten Unterleib, Schmerz durchzuckte ihren Körper. Ihre Muskeln verkrampften sich, und sie stürzte zu Boden.

»War mir ein Vergnügen«, sagte der junge Mann mit tonloser Stimme und warf ihr eine Kusshand zu. »Bin etwas spät dran. Man sieht sich.« Und dann musste Anna hilflos zuschauen, wie

er aus dem Badezimmerfenster kletterte und über die Feuerleiter verschwand.

Als sie sich wieder bewegen konnte, rief sie erst die Polizei und stellte dann fest, ob etwas gestohlen worden war. Nichts fehlte. Aber das war auch die einzige der üblichen Fragen, die sie beantworten konnte. Die Polizisten debattierten darüber, ob es sich nun um unbefugtes Eindringen oder Einbruchdiebstahl handelte. Da Anna Bundesbeamtin und quasi vom Fach war, hielten sie ihre Schilderung des Vorfalls für glaubhaft. Dann begannen sie mit der Sicherung des Tatorts, was nach ihrer Meinung ein paar Stunden dauern würde.

Anna schaute auf die Armbanduhr. Acht Uhr abends. Sie rief bei David Denneen zu Hause an. »'Tschuldige die Störung, aber ist dein Gästezimmer frei?«, fragte sie. »Meine Wohnung hat sich gerade in einen Tatort verwandelt.«

»Was ist passiert?«, fragte Denneen.

»Erklär ich dir später. Tut mir Leid, dass ich dich damit behellige.«

»Ach was. Hast du schon was gegessen? Komm rüber, wir wollten gleich anfangen.«

David und Ramón wohnten in einer Vorkriegswohnung in der Nähe des Dupont Circle, mit dem Taxi gerade mal eine Viertelstunde entfernt. Die Wohnung war nicht luxuriös, aber sie hatte hohe Räume, Bleiglasfenster und war nett eingerichtet. Nach dem pikanten Duft von Chili, Anis und Kümmel zu urteilen, der ihr schon in der Diele in die Nase stieg, tippte sie auf eine von Ramón gekochte Mole.

Vor drei Jahren, als Denneen im Justizministerium angefangen hatte, war sie seine Vorgesetzte gewesen. Er hatte schnell gelernt, gute Arbeit geleistet und sich gleich mehrfach bewährt; zum Beispiel hatte er einen vom Weißen Haus für die Botschaft Katars abgestellten Berater beschattet, was schließlich zu einer umfangreichen Korruptionsuntersuchung geführt hatte.

Anna hatte für seine Personalakte brillante Beurteilungen geschrieben, musste aber schon bald feststellen, dass Abteilungsleiter Arliss Dupree ihre Beurteilungen durch eigene »Urteile« ergänzt hatte. Sie waren zwar verschwommen, aber eindeutig abwertend: Denneen sei »für Regierungsarbeit ungeeignet«. Es mangele ihm an der für einen Ermittler des OSI erforderlichen »Willensstärke«. Er sei »weich« und »flatterhaft« und neige zu »verantwortungslosem Handeln«. Insgesamt sei seine Einstellung »problematisch«. Das war natürlich Unsinn; die Floskeln eines Bürokraten, der damit seine tief sitzenden feindseligen Gefühle und Vorurteile kaschierte.

Anna war mit beiden befreundet, seit sie David und Ramón bei Kramerbooks auf der Connecticut Avenue zum ersten Mal als Paar gesehen hatte. Ramón war ein kleiner freundlicher Mann mit einem gewinnenden Lächeln. Die weißen Zähne leuchteten in seinem tiefbraunen Gesicht. Er arbeitete als Verwaltungsbeamter für die Washingtoner Sektion des Programms »Essen auf Rädern«. Sie hatten sich auf Anhieb gemocht, und Anna hatte Ramóns spontaner Einladung zum Essen für den gleichen Abend sofort zugestimmt. Es war ein geradezu magischer Abend geworden. Nicht nur wegen Ramóns exzellenter Paella, sondern auch wegen der lockeren Atmosphäre und entspannten Unterhaltung, bei der sie nicht ein einziges Mal über ihre Arbeit redeten. Sie beneidete die beiden um ihre unverkrampfte Vertrautheit und Zuneigung.

Davids Kinn war ebenmäßig, er hatte rotblondes Haar und war ein großer und auf eine etwas raue Art attraktiver Mann. Ramón fiel auf, mit welchem Blick Anna David anschaute. »Ich weiß genau, was du denkst«, sagte er zu ihr, als David in der Küche ein paar Drinks mixte. »Du denkst ›Gott, was für eine Verschwendung‹.«

Anna lachte. »Tja, der Gedanke ist mir tatsächlich schon mal gekommen.«

»Das sagen alle Frauen.« Ramón grinste. »Tja, ich für meinen

Teil bin da ganz anderer Meinung.«

Ein paar Wochen später erklärte Anna David beim Lunch, warum er nicht befördert worden war und weiter auf E-3 bliebe. »Was soll ich deswegen unternehmen?«, fragte sie ihn. Laut Dienstweg musste David an Anna berichten, und Anna berichtete dann an Dupree.

Denneen reagierte besonnen, weit weniger wütend als Anna selbst. »Ich will das nicht an die große Glocke hängen. Ich mache meine Arbeit und Schluss.« Er schaute sie an. »Willst du die Wahrheit wissen? Ich will so schnell wie möglich raus aus Duprees Abteilung. Mich interessieren Einsatz und Strategie. Aber als E-3 komme ich da nie hin. Es sei denn, du könntest da was machen.«

Anna ließ ein paar Beziehungen spielen. Das bedeutete zwar, dass sie Dupree austricksen musste und dass sie sich dadurch bei der OSI-Führung nicht gerade beliebt machte, aber es funktionierte. Denneen vergaß ihr das nie.

Jetzt erzählte sie Denneen, was in ihrer Wohnung passiert war. Bei Ramóns Hühnchen-Mole und einer Flasche samtigen Riojas fiel die Spannung allmählich von ihr ab. Schon bald witzelte sie über den Vorfall. »Komm mir vor, als hätte mir einer von den Back Street Boys den Hintern versohlt.«

»Du könntest tot sein«, sagte Denneen zum wiederholten Male mit ernstem Gesicht.

»Bin ich aber nicht. Deshalb ist er bestimmt nicht bei mir eingestiegen.«

»Sondern?«

Anna schüttelte ratlos den Kopf.

»Hör zu, Anna. Mir ist klar, dass du nicht drüber reden darfst. Aber könnte es sein, dass das mit deinem neuen Job bei der ICU zusammenhängt? Nach all dem, was Alan Bartlett im Laufe der Jahre an Geheimoperationen durchgezogen hat.«

»El diablo sabe mas por viejo que por diablo«, brummte Ramón eines seiner dominikanischen Sprichwörter. Der Teufel weiß mehr, weil er alt ist und nicht weil er der Teufel ist.

»Glaubst du, das ist Zufall?«, hakte Denneen nach.

Anna schaute ihr Weinglas an und hob die Schultern. Sie sagte kein Wort. Hatte vielleicht sonst noch jemand Interesse am Tod der Sigma-Leute? Sie konnte jetzt nicht darüber nachdenken und wollte es auch nicht.

»Nimm dir noch von den *carnitas«,* sagte Ramón.

Als Anna am nächsten Morgen das Bürogebäude in der M Street betrat, wurde sie sofort zu Bartlett zitiert.

»Was haben Sie in Nova Scotia herausbekommen?«, fragte Bartlett. Auf Höflichkeitsfloskeln verschwendete er diesmal keine Zeit.

Da es noch keinen Hinweis auf einen Zusammenhang gab, hatte sie sich entschieden, den Einbruch in ihre Wohnung nicht zu erwähnen. Außerdem hatte sie die leise Befürchtung, dass der Vorfall Bartletts Vertrauen in sie erschüttern könnte. Sie berichtete ihm nur, was eindeutig relevant war: dass sie an der Hand des Alten die Einstichstelle gefunden hatten.

Bartlett nickte nachdenklich. »Was für ein Gift?«

»Die Untersuchungsergebnisse liegen noch nicht vor. Das dauert seine Zeit. Sobald man was findet, werden Sie umgehend unterrichtet.«

»Aber Sie glauben, dass man Mailhot vergiftet hat?« Bartlett machte einen nervösen Eindruck. Als ob er sich nicht entscheiden könnte, ob das nun eine gute oder eine schlechte Nachricht war.

»Ja«, sagte sie. »Und dann das Geld. Vor vier Monaten sind eine Million Dollar auf seinem Konto eingegangen.«

Bartlett runzelte die Stirn. »Von wem?«

»Keine Ahnung. Von einem Konto auf den Cayman Islands. Dann allerdings verliert sich die Spur. Wahrscheinlich gewaschenes Geld.«

Bartlett hörte wortlos zu. Er war offenbar bestürzt.

Sie fuhr fort. »Ich habe seine Bankauszüge kontrolliert. Zehn Jahre zurück. Jedes Jahr um die gleiche Zeit hat man ihm einen Batzen auf sein Konto überwiesen. Jedes Mal mehr.«

»Vielleicht eine ganz normale Geschäftsbeziehung.«

»Laut seiner Frau waren das Zahlungen eines dankbaren Arbeitgebers.«

»Ein ziemlich großzügiger Arbeitgeber.«

»Ein sehr reicher. Und ein sehr toter. Der Alte hatte fast sein ganzes Leben für einen steinreichen Medientycoon gearbeitet. War so was wie Leibwächter, Faktotum und Laufbursche in einer Person.«

»Für wen?«

»Charles Highsmith.« Anna beobachtete genau Bartletts Reaktion. Er nickte kurz und heftig - er hatte es schon gewusst.

»Die Frage lautet: Warum der Umweg über die Caymans?«, sagte er. »Warum nicht direkt aus Highsmiths Nachlass?«

Anna zuckte mit den Schultern. »Das ist nur eine von vielen Fragen. Vielleicht können wir den Weg des Geldes zurückverfolgen und feststellen, ob es wirklich aus Highsmiths Vermögen stammt. Nach meinen Erfahrungen mit gewaschenem Drogengeld würde ich mir da allerdings keine allzu großen Hoffnungen machen.«

Bartlett nickte. »Was ist mit der Witwe?«

»War keine Hilfe. Möglich, dass Sie was verheimlicht. Aber ich hatte eher den Eindruck, dass sie von den Geschäften ihres Mannes kaum etwas wusste. Hat ihren Mann für ein bisschen verrückt gehalten. Übrigens war Mailhot anscheinend nicht der Meinung, dass Highsmith durch einen Unfall ums Leben

gekommen ist.«

»Ach wirklich?«, sagte Bartlett mit leicht ironischem Unterton.

»Offenbar teilen Sie seine Meinung. Und Sie haben auch von der Verbindung Highsmith-Mailhot gewusst. Gab's über Highsmith auch eine Sigma-Akte?«

»Das ist nicht von Belang.«

»Entschuldigung, aber darüber würde ich mir gern selbst ein Urteil bilden. Ich habe ohnehin den Eindruck, dass ich Ihnen kaum Neues berichte.«

Bartlett nickte. »Highsmith gehörte zu Sigma, stimmt. In diesem Fall beide - Herr und Diener. Highsmith hatte anscheinend großes Vertrauen zu Mailhot.«

»Und jetzt sind sie auf ewig vereint«, sagte Anna grimmig.

»Sie haben in Halifax hervorragende Arbeit geleistet«, erklärte Bartlett. »Ich hoffe, das ist Ihnen klar. Zudem hoffe ich, dass Sie Ihre Koffer noch nicht ausgepackt haben. Scheint, als hätten wir einen ganzen frischen Fall.«

»Wo?«

»In Paraguay. Asunción.«

Ein frischer Fall. Sie musste zugeben, dass die Worte so faszinierend wie abschreckend klangen. Gleichzeitig war sie höchst frustriert und beunruhigt über die selbstherrliche Art, wie Bartlett mit Informationen umging. Sie musterte sein Gesicht. Es war so vollkommen nichts sagend, dass sie ihn dafür fast bewunderte. Was genau wusste er? Was verheimlichte er vor ihr?

Und warum?

11. KAPITEL

St. Gallen, Schweiz

Ben Hartman war in den beiden letzten Tagen nur unterwegs gewesen. Von New York nach Paris. Von Paris nach Straßburg. Von Straßburg mit einem Zubringerflug nach Mülhausen, das nahe der deutschen und schweizerischen Grenze auf französischem Boden lag. Von dort ging es mit dem Taxi weiter zum außerhalb von Basel gelegenen Regionalflughafen Basel-Mülhausen.

Hier mietete er ein kleines Flugzeug, das ihn ins Fürstentum Liechtenstein brachte. Weder der Betreiber der Charterfirma noch der Pilot stellten irgendwelche Fragen. Warum wollte ein offenbar wohlhabender Geschäftsmann bei seinem Trip in eines der Geldwäschezentren der Welt Grenzübergänge vermeiden? Die stillschweigende Übereinkunft lautete: *keine Fragen.*

Er landete um ein Uhr nachts in Liechtenstein und übernachtete in einer kleinen Pension außerhalb von Vaduz. Am nächsten Morgen machte er sich auf die Suche nach einem Piloten, der ihn in die Schweiz fliegen würde, ohne dass sein Name auf einer Fracht- oder Passagierliste auftauchte.

In Liechtenstein war das Outfit des internationalen Geschäftsmannes - der Zweireiher von Kiton, die Krawatte von Hermes, das Hemd von Charvet - nichts als Tand. Das Fürstentum unterschied streng zwischen In- und Outsider, zwischen Anbieter und Schmarotzer, zwischen Besitzer und Habenichts. Es war kennzeichnend für die Sippenwirtschaft des Fürstentums, dass sowohl das Parlament wie auch der Fürst die Einbürgerung eines Ausländers formell bestätigen mussten.

Ben Hartman wusste, wie man an Orten wie diesem aufzutreten hatte. Früher hatte ihn das mit einer Art

moralischem Unbehagen erfüllt; die Privilegien waren ihm wie ein unauslöschliches Kainsmal erschienen. Heute betrachtete er sie nur noch als taktischen Vorteil, den er sich zunutze machte. Zwanzig Kilometer südlich von Vaduz gab es einen kleinen Landeplatz, der hin und wieder von Geschäftsleuten mit ihren Privatjets oder Hubschraubern benutzt wurde. Dort erklärte Ben einem mürrischen älteren Mann vom Bodenpersonal in unbestimmten, aber dennoch unmissverständlichen Worten, was er wollte. Der wortkarge Mann musterte ihn von oben bis unten und kritzelte dann eine Telefonnummer auf die Rückseite eines Frachtzettels. Ben gab ihm ein großzügiges Trinkgeld. Als er die Nummer anrief, meldete sich jedoch nur ein ziemlich angeschlagen klingender Mann, der sagte, er sei für heute schon gebucht. Er hätte allerdings einen Freund, Caspar, der... Also noch ein Anruf. Es war schließlich Nachmittag, bis Ben endlich mit Caspar, einem übel launigen Mann in mittleren Jahren, zusammentraf. Caspar schätzte ihn mit einem schnellen Blick ein und nannte ihm dann einen unverschämt hohen Preis. Der Pilot lebte ganz anständig davon, Geschäftsleute über die Grenze in die Schweiz zu fliegen, ohne dass diese Ausflüge Spuren in irgendwelchen Computern hinterließen. Südamerikanische Drogenbarone, afrikanische Potentaten oder Unternehmer aus dem Nahen Osten hatten des öfteren Bankgeschäfte in Liechtenstein oder der Schweiz zu erledigen, die sie lieber ohne Wissen der Behörden tätigten.

Der permanent höhnisch grinsende Pilot nahm an, dass Ben Ähnliches vorhatte. Eine halbe Stunde später wollte Caspar den Flug wegen einer Sturmwarnung über St. Gallen abblasen, ließ sich aber von ein paar zusätzlichen Hundertdollarscheinen umstimmen.

Als die Turbulenzen über den östlichen Alpen die kleine zweimotorige Propellermaschine kräftig durchrüttelten, wurde der wortkarge Pilot fast redselig. »Da, wo ich herkomme, gibt es ein Sprichwort: *Besser reich leben als reich sterben.«* Er

kicherte in sich hinein.

»Kümmern Sie sich um die Maschine«, sagte Ben gelangweilt.

Er fragte sich, ob seine Vorsichtsmaßnahmen nicht etwas übertrieben waren. Allerdings hatte er nicht den blassesten Schimmer, wie weit der Arm der Leute reichte, die seinen Bruder ermordet hatten, oder der Leute, von denen der Mann engagiert worden war, den er als Jimmy Cavanaugh kannte und der in Zürich versucht hatte, ihn zu erschießen. Jedenfalls hatte er nicht vor, es diesen Leuten einfach zu machen.

Außerhalb von St. Gallen hielt er einen Bauern an, der mit Gemüse auf dem Weg zum Markt und den Restaurants der Stadt war. Auf seine erstaunten Blicke hin erklärte Ben, dass sein Wagen ein paar Kilometer weiter den Geist aufgegeben habe. Später nahm er sich einen Mietwagen und machte sich auf den Weg zu einem kleinen Bauerndorf namens Mettlenberg. Die Fahrt war nicht weniger ungemütlich als der Flug. Es schüttete so stark, dass die Scheibenwischer der Wassermassen kaum Herr wurden. Außerdem war es später Nachmittag und schon vollkommen dunkel; Ben konnte gerade mal ein paar Meter weit sehen. Glücklicherweise war der Verkehr in beiden Richtungen so dicht, dass alle Fahrzeuge auf der schmalen Landstraße nur kriechen konnten.

Er befand sich nicht weit entfernt vom Bodensee im Kanton St. Gallen, einer abgelegenen, nur dünn besiedelten Gegend im Nordosten der Schweiz. Wenn der Regen etwas nachließ, konnte Ben die großen Bauernhöfe, die Rinder, Schafe und Ackerflächen erkennen. Unter den Dächern der einfachen Gebäude fanden Stallungen, Scheune und Wohnbereich der Bauern Platz. Das Feuerholz unter den vorstehenden Dächern war mit geometrischer Präzision aufgestapelt.

Während der Fahrt litt Ben unter gewaltigen Stimmungsschwankungen: Mal beherrschte ihn Angst, dann

versank er in tiefe Trauer, oder es packte ihn kalte Wut. Inzwischen nieselte es nur noch, und Ben sah vor sich Häuser aus dem Dunst auftauchen. Das musste Mettlenberg sein. Er schaute auf die Reste einer einst befestigten mittelalterlichen Stadt. Ein alter Kornspeicher und eine Marienkirche aus dem 16. Jahrhundert. Pittoreske, gut erhaltene Steinhäuser mit verzierten Holzfassaden und -giebeln und roten Walmdächern. Die kleine Ansammlung von Gebäuden konnte man kaum Dorf nennen.

Laut Peter hatte dessen Freundin Liesl sich in diesem Ort um eine freie Stelle in einem kleinen Krankenhaus beworben. Das im Umkreis von mehreren Kilometern einzige Krankenhaus war das Regionalspital Sankt Gallen Nord.

Kurz hinter der ›Ortsmitte‹ entdeckte er einen etwas armseligen, ziemlich modernen Ziegelbau. Ben tippte auf Sechzigerjahre. Das Krankenhaus. Er hielt an einer Migros-Tankstelle, neben der sich eine Telefonzelle befand.

Als sich die Telefonistin des Krankenhauses meldete, sagte er: »Könnten Sie mich wohl mit einem Kinderarzt verbinden? Meinem Jungen geht es nicht so gut.«

Als Peter von Liesls Anstellung erzählt hatte, waren seine Worte gewesen: »Die brauchten gerade eine Kinderärztin«, weshalb Ben hoffte, dass sie die einzige Kinderärztin im Krankenhaus war. Das war zwar nicht unbedingt zwingend, doch Ben nahm an, dass sie in einem so kleinen Krankenhaus nur einen Kinderarzt beschäftigten.

»Ich verbinde Sie mit der Notaufnahme«, sagte die Telefonistin.

»Nein«, sagte Ben schnell. »Bitte nicht die Notaufnahme. Ich möchte direkt mit dem Kinderarzt sprechen. Oder haben Sie hier mehrere?«

»Nein, nur eine. Eine Ärztin. Sie ist aber im Augenblick nicht im Haus.«

Eine Ärztin! Bens Herz machte einen Satz. Hatte er sie

tatsächlich gefunden?

»Heißt die Ärztin vielleicht Liesl mit Vornamen?«

»Nein. Soweit ich weiß, heißt keine von den Ärztinnen Liesl mit Vornamen. Die Kinderärztin ist Dr. Margarethe Hubli. Aber wie gesagt, sie ist nicht im Haus. Ich verbinde Sie mit...«

»Seltsam. Man hat mir diesen Namen gegeben. Hat es vielleicht eine Ärztin mit Vornamen Liesl gegeben, die kürzlich gekündigt hat?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

Verdammt!

Dann kam ihm eine Idee. Vielleicht wüsste Dr. Hubli etwas über Liesl. Wie ihr Nachname lautete, wo sie sich jetzt aufhielt. Das *musste* das Krankenhaus sein, wo Liesl den Job bekommen hatte.

»Hätten Sie vielleicht eine Nummer, unter ich Dr. Hubli erreichen kann?«

»Tut mir Leid, aber die Privatnummer darf ich Ihnen nicht geben. Aber wenn Sie Ihren Jungen ins Krankenhaus...«

»Könnten Sie sie vielleicht anpiepsen?«

»Ja, das geht.«

»Danke.« Er gab der Telefonistin die Nummer der Telefonzelle und einen falschen Namen.

Fünf Minuten später klingelte es.

»Herr Peters?«, fragte eine Frau.

»Danke, dass Sie zurückrufen, Frau Doktor. Ich bin Amerikaner und gerade mit ein paar Freunden in der Schweiz. Ich versuche eine Ärztin zu erreichen, die nach meinen Informationen früher im Regionalspital gearbeitet hat. Vielleicht kannten Sie sie - eine Frau mit Vornamen Liesl.«

Es entstand eine Pause - eine zu lange Pause. »Ich kenne keine Liesl«, sagte die Kinderärztin.

Log sie, um Liesl nicht in Gefahr zu bringen? Oder bildete er sich das nur ein?

»Sind Sie sicher?«, fragte Ben. »Man hat mir gesagt, dass es dort eine Kinderärztin gibt, die Liesl heißt. Es ist sehr wichtig, dass ich mit ihr spreche. Es geht um eine Familienangelegenheit.«

»Was für eine Familienangelegenheit?«

Bingo. Sie wollte Liesl schützen.

»Es geht um ihren Bruder. Um... Peter.«

»Ihren Bruder?« Die Ärztin schien verwirrt zu sein.

»Sagen Sie ihr meinen Namen. Ich heiße Ben.«

Wieder eine lange Pause.

»Wo sind Sie?«, fragte die Frau.

Knapp zwanzig Minuten später bog ein kleiner roter Renault in die Tankstelle.

Eine kleine Frau in armeegrünem Regenponcho, verdreckten Jeans und Stiefeln stieg zögernd aus und schlug die Wagentür zu. Sie ging auf ihn zu. Trotz ihrer Aufmachung erkannte Ben sofort, dass sie eine Schönheit war. Nicht, was er erwartet hatte - warum auch immer. Unter der Ponchokapuze sah er ihr kurzes dunkelbraunes Haar glänzen. Doch ihr Gesicht wirkte ausgemergelt und gequält: Sie hatte Angst.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte Ben. »Ich bin der Zwillingsbruder von Liesls Mann.«

Sie starrte ihn unentwegt an. »Großer Gott«, flüsterte sie. »Sie sehen genauso aus wie er. Als würde ich seinen Geist sehen.« Plötzlich löste sich die angespannte Strenge ihres Gesichts. Sie brach in Tränen aus und schluchzte: »Er hat immer so aufgepasst. Die ganzen Jahre. Und dann...«

Ben schaute die Frau verwirrt an.

»In jener Nacht ist er nicht zurückgekommen«, sprudelte es

aus ihr heraus. »Ich bin aufgeblieben, habe gewartet. Ich habe mir schreckliche Sorgen gemacht.« Sie schlug die Hände vors Gesicht. »Und dann ist Dieter gekommen und hat mir erzählt, was passiert ist.«

»Liesl«, sagte Ben leise.

»O mein Gott«, schluchzte Liesl. »Er war ein so guter Mensch. Ich habe ihn über alles geliebt.«

Ben nahm sie in die Arme, wiegte sie beruhigend hin und her und konnte dann selbst die Tränen nicht mehr zurückhalten.

Asunción, Paraguay

Am Flughafenzoll in Asunción wurde Anna von einem Beamten mit schwabbeligem Gesicht aufgehalten. Er trug ein blaues kurz-. ärmeliges Hemd mit Krawatte. An seinem Haar und Gesicht konnte sie sehen, dass er wie die meisten Paraguayer Mestize war - eine Mischung aus spanischem und indianischem Blut.

Er taxierte sie kurz und tippte dann auf ihren Rollenkoffer zum Zeichen, dass er den Inhalt sehen wollte. Anschließend stellte er ihr in Englisch mit starkem spanischem Akzent ein paar Fragen und winkte sie dann mit finsterem, sichtlich enttäuschtem Gesicht durch.

Sie kam sich vor wie ein kleiner Gauner mit einem Joint in der Tasche. Die Richtlinien der Bundesbehörden sahen vor, dass sich ein Agent in einem fremden Land erst bei der dortigen Botschaft zu melden hatte. Anna würde nichts Derartiges tun. Das Risiko einer undichten Stelle war einfach zu groß. Wenn es Ärger gäbe, würde sie sich eben später mit der Protokollabteilung herumschlagen müssen.

Nachdem sie in der überfüllten Flughafenhalle ein Münztelefon ausfindig gemacht hatte, knobelte sie aus, wie hier ihre Telefonkreditkarte funktionierte, und hörte dann den

Anrufbeantworter in ihrem Washingtoner Büro ab.

Arliss Dupree wollte wissen, wann sie ihren Dienst in der OSI-Abteilung wieder antreten könne, und Sergeant Arsenault von der RCMP ließ sie wissen, dass der toxikologische Bericht eingetroffen sei. Über das Ergebnis schwieg er sich aus.

Als sie im RCMP-Hauptquartier in Ottawa anrief, hing sie volle fünf Minuten in der Warteschleife, während man Jagd auf Ron Arsenault machte.

»Wie läuft's da unten, Anna?«

Als sie seine Stimme hörte, wusste sie schon Bescheid. »Nichts rausgekommen, stimmt's?«

»Tut mir Leid.« Seine Stimme klang allerdings nicht so. »Sieht ganz so aus, als hätten Sie hier oben Ihre Zeit verschwendet.«

»Glaube ich nicht.« Sie versuchte sich ihre Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. »Das Entscheidende ist die Existenz der Einstichstelle. Was dagegen, wenn ich selbst mit dem Toxikologen spreche?«

Er zögerte kurz. »Warum nicht. Ändert aber auch nichts.«

»Wäre mir wohler, wenn ich selbst mit ihm sprechen könnte.«

»Klar, kein Problem.« Arsenault gab ihr eine Nummer in Halifax.

Im Flughafen ging es laut und chaotisch zu. Sie konnte kaum die Stimme am anderen Ende der Leitung verstehen.

Der Toxikologe hieß Denis Weese. Er hatte eine hohe, heisere und alterslose Stimme. Sie hätte mit einem Sechzig- oder einem Zwanzigjährigen sprechen können.

»Wir haben alle Tests gemacht, die Sie angefordert haben. Plus ein paar Extra-Untersuchungen«, sagte er zurückhaltend.

Sie versuchte sich vorzustellen, wie er aussah, und entschied sich für klein mit Glatze. »Vielen Dank, dass Sie sich die Mühe gemacht haben.«

»Die Untersuchungen waren extrem teuer.«

»Für die Kosten kommen wir auf. Eine Frage: Gibt es nicht Substanzen, Toxine, die die Blut-Hirn-Schranke überschreiten und dann nicht mehr zurückgelangen?« Arthur Hammond, ihr privater Giftexperte, hatte diese Möglichkeit beiläufig erwähnt.

»Ja, die gibt es.«

»Und die könnte man dann nur in der Rückenmarksflüssigkeit feststellen?«

»Möglich, aber drauf verlassen würde ich mich nicht.« Nach seinem etwas spöttischen Tonfall zu urteilen, schien er nicht viel von ihren Theorien zu halten.

Sie wartete, aber er sprach nicht weiter. Dann stellte sie die nahe liegende Frage: »Was halten Sie von einer Rückenmarkspunktion?«

»Geht nicht.«

»Warum?«

»Erstens: Es ist so gut wie unmöglich, bei einem Toten eine Rückenmarkspunktion durchzuführen. Kein Druck. Die Flüssigkeit würde nicht abfließen. Zweitens: Ich hab keine Leiche mehr.«

»Schon unter der Erde?« Sie biss sich auf die Unterlippe. Verdammt.

»Die Aufbahrung ist heute Nachmittag. Man hat den Körper schon in die Leichenhalle zurückgeschafft. Die Beerdigung findet morgen früh statt.«

»Sie könnten doch noch in die Leichenhalle fahren, oder?«

»Könnte ich, theoretisch. Aber weshalb sollte ich?«

»Sind Augenwasser und Rückenmarksflüssigkeit nicht das gleiche?«

»Ja.«

»Dann könnten Sie doch davon eine Probe nehmen?«

Eine Pause. »Das hatten Sie nicht angeordnet.«

»Was ich hiermit nachhole.«

Mettlenberg, St. Gallen, Schweiz

Liesl hatte sich wieder beruhigt, und die Tränen, die ihr auf die weiße Bluse getropft waren, begannen zu trocknen.

Natürlich war sie es. Wie hatte er nur so blind sein können?

Sie saßen jetzt in ihrem Renault. Ben musste daran denken, dass er so wie jetzt neben Liesl auch neben Peter in dessen Pickup gesessen hatte.

Sie schaute stumm geradeaus. Ab und zu drangen Motorengeräusche zu ihnen.

Schließlich fing sie an zu sprechen. »Du bist hier nicht sicher.«

»Ich habe meine Vorkehrungen getroffen.«

»Wenn dich jemand mit mir sieht...«

»Wird er denken, dass ich Peter bin.«

»Aber die Leute, die Peter umgebracht haben, die wissen Bescheid. Was, wenn sie auch mich ins Visier nehmen?«

»Dann wärst du nicht mehr hier«, sagte Ben. »Dann wärst du schon tot.«

Nach einer kurzen Pause fragte sie: »Wie bist du hierher gekommen?«

Ben schilderte ihr ausführlich den verschlungenen Weg, den er mit Privatflugzeugen und Mietwagen genommen hatte. Er wusste, dass seine Vorsicht sie beruhigen würde. Sie nickte zufrieden.

»Für dich und Peter waren derartige Sicherheitsvorkehrungen wahrscheinlich ganz normaler Alltag, oder? Peter hat mir erzählt, dass du für die Inszenierung seines Todes verantwortlich warst. Der Plan war brillant.«

»Wenn er so brillant gewesen wäre, dann hätten sie ihn nicht gefunden«, sagte sie sarkastisch.

»Dafür gebe ich mir die Schuld. Ich hätte nie in die Schweiz kommen dürfen. Nur deshalb sind sie aktiv geworden.«

»Woher solltest du das wissen? Du hattest ja keine Ahnung, dass Peter noch lebt.« Sie wandte den Kopf und schaute ihn an.

Ihre Haut war blass, fast durchsichtig, und ihr Haar kastanienbraun mit blonden Strähnen. Sie war schlank und hatte kleine, perfekt geformte Brüste, die sich unter der schlichten weißen Bluse abzeichneten. Tatsächlich, sie war außergewöhnlich schön.

Kein Wunder, dass Peter alle Brücken hinter sich hatte abbrechen und sein Leben mit ihr verbringen wollen. Ben fühlte sich stark zu ihr hingezogen, wusste aber, dass er sich ihr nie nähern würde.

»Du hast deinen Namen geändert«, sagte Ben.

»Ging nicht anders. Alle meine Freunde hier kennen mich nur unter meinem neuen Namen. Ich habe ihn ganz legal ändern lassen. Eine Großtante von mir hieß Margarethe Hubli. Von Peter wussten alle nur, dass er ein Freund war und ein kanadischer Schriftsteller, den ich unterstützt habe. Auch Peter kannte niemand unter seinem richtigen Namen.«

Sie verstummte und schaute wieder durch die Windschutzscheibe. »Ein paar von seinen alten Verbindungen, die hundertprozentig vertrauenswürdigen, hat er aufrechterhalten. Er hat sie immer sein Frühwarnsystem genannt. Als dann vor ein paar Tagen der Anruf kam und er von dem Blutbad in der Bahnhofstraße erfuhr, da hat er gleich gewusst, was passiert war.« Während sie sprach, verzerrte sich ihr Gesicht, und ihre Stimme klang mehr und mehr wie ein Wehklagen. »Ich habe ihn gebeten, nichts zu unternehmen, stillzuhalten. Aber er ließ sich nicht davon abbringen. Er hat gesagt, er hätte keine Wahl.« Ben spürte ein Ziehen in der Brust.

Sie sprach mit leiser, erstickter Stimme weiter. »Er wollte dich überreden, das Land zu verlassen. Er konnte nicht anders. Er musste dein Leben retten, auch wenn das bedeutete, dass er sein eigenes aufs Spiel setzte. O Gott, ich habe ihn angebettelt, nicht zu gehen.«

Ben nahm ihre Hand. »Es tut mir so Leid.« Was konnte er schon sagen? Dass er keine Worte fände für seinen Schmerz? Dass er wünschte, er wäre statt seiner gestorben? Dass er Peter, schon vieler länger geliebt habe als sie?

»Ich kann nicht mal Anspruch auf die Leiche erheben«, sagte sie leise.

»Keiner kann das. Ich auch nicht.«

Sie schluckte. »Peter hat dich sehr geliebt.«

Die Worte bereiteten ihm fast physische Schmerzen. »Wir hatten uns oft in den Haaren. Schätze, es war wie dieses physikalische Gesetz: Jeder Aktion folgt eine Reaktion.«

»Ihr zwei habt nicht nur gleich ausgesehen, ihr *wart* auch gleich.«

»Nicht wirklich.«

»So was kann nur ein Zwilling sagen.«

»Du kennst mich nicht. Unser Temperament, unser Gefühlsleben... beides war völlig verschieden.«

»Vielleicht auf die Art, wie zwei Schneeflocken verschieden sind. Aber sie bleiben Schneeflocken.«

Ben lächelte verständnisvoll. »Ich würde uns nicht gerade als Schneeflocken bezeichnen. Wir hatten immer jede Menge Zoff.«

Irgendetwas von dem, was er gesagt hatte, wühlte sie auf. Sie fing wieder an zu weinen. Ihr Schmerz brach ihm das Herz. »Warum mussten sie ihn umbringen? Das ist so sinnlos. Er hätte nie geredet, er war kein Idiot.«

Ben wartete, bis sie sich wieder fing. »Peter hat mir erzählt, dass er auf eine Urkunde gestoßen ist. Mit dreiundzwanzig

Namen von hochkarätigen Staatsmännern und Industriellen. Bosse von Unternehmen, die sogar ich kennen würde, hat er gesagt. Das Papier sei die Gründungsurkunde für eine in der Schweiz ins Leben gerufene Organisation gewesen.«

»Ja, das stimmt.«

»Hast du die Urkunde gesehen?«

»Ja.«

»Glaubst du, sie war echt?«

»Soweit ich das beurteilen kann, ja. Ich hatte schon früher mal Dokumente aus den Vierzigern zu Gesicht bekommen. Die Wasserzeichen, sogar die Schrifttypen haben genauso ausgesehen.«

»Wo ist die Urkunde jetzt?«

Sie schürzte die Lippen. »Kurz bevor wir Zürich endgültig verlassen haben, hat er ein Bankkonto eröffnet. Hauptsächlich deshalb, hat er gesagt, weil er dann auch automatisch ein Schließfach bekommt und darin ein paar Dokumente deponieren könnte. Schätze, die Urkunde liegt in dem Schließfach.«

»Könnte es nicht sein, dass sie bei euch zu Hause ist, in eurer Hütte?«

»Nein«, sagte sie schnell. »In unserer Hütte ist sie sicher nicht.«

Ben registrierte ihre Reaktion. »Hast du den Schlüssel zu dem Schließfach?«

»Nein.«

»Wenn er ein Konto auf seinen Namen eröffnet, dann muss er doch damit rechnen, dass seine Verfolger Wind davon bekommen.«

»Deshalb läuft es ja auch auf einen anderen Namen. Auf den eines Rechtsanwalts.«

»Und wie heißt der?«

»Dr. Matthias Deschner, ein Cousin von mir. Ein Cousin zweiten Grades, also kein sehr naher Verwandter. Auf jeden Fall nicht nah genug, als dass man ihn mit mir in Verbindung bringen würde. Er ist zuverlässig. Die Kanzlei ist in Zürich, in der St.-Anna-Gasse.«

»Und du vertraust ihm?«

»Absolut. Schließlich habe ich ihm unser Leben anvertraut. Er hat uns nie hintergangen. Und das würde er auch nie.«

»Wenn Leute mit Einfluss, Macht und besten Verbindungen diese Urkunde in ihren Besitz bringen wollen, nach so vielen Jahren und um jeden Preis, dann muss sie äußerst wichtig sein.« Plötzlich tauchte vor Bens Auge das grauenhafte Bild seines blutüberströmten Bruders auf. Es schnürte ihm die Luft ab. *Peter stand ihnen im Weg, und deshalb musste er sterben.*

»Sie müssen höllische Angst davor haben, dass ihre Namen bekannt gemacht werden«, sagte sie.

»Aber nach so langer Zeit kann eigentlich kaum noch einer am Leben sein.«

»Du vergisst die Erben. Mächtige Männer haben mächtige Nachfolger.«

»Aber manchmal auch nicht so mächtige. Irgendwo muss es. eine schwache Stelle geben.« Ben hielt inne. »Das ist doch alles Wahnsinn. Allein der Gedanke, dass sich jemand nach einem halben Jahrhundert noch dafür interessiert, was aus irgendeiner Organisation geworden ist.«

Liesl lachte. Es klang bitter und traurig. »Es ist doch alles relativ, oder? Was macht Sinn, was macht keinen? Bis vor ein paar Tagen hast du ein normales, wohl geordnetes Leben geführt was hat das jetzt noch für einen Sinn?«

Vor einer Woche noch war er für Hartman Capital Management aktiv gewesen, hatte mit seinem unwiderstehlichen Charme alte Kunden bei Laune gehalten und versucht, neue an

Land zu ziehen. Er hatte in einer Welt gelebt, in der er nie mehr würde leben können; er war aufgewachsen mit Wahrheiten, die sich jetzt als Lügen herausstellten, die Teil eines groß angelegten Täuschungsmanövers waren, das zu durchdringen er sich kaum Hoffnung machen durfte. Cavanaugh war auf dich angesetzt, hatte Peter gesagt. Die Organisation - die Sigma-Gruppe oder wie immer sie auch hieß - schien ihre Handlanger überall zu haben. Hatte seine Mutter nach Peters vermeintlichem Tod deshalb darauf bestanden, dass er ins Familienunternehmen zurückkehrte? Weil sie ihn da vor Gefahren und Bedrohungen sicher glaubte - vor *Wahrheiten,* mit deren Enthüllung er gerade erst begonnen hatte?

»War es Peter möglich, über diese Organisation Sigma noch mehr herauszufinden? Zum Beispiel, ob sie heute noch existiert?«

Sie fuhr sich nervös durchs Haar. »Wir haben kaum was Konkretes entdeckt. Das meiste ist Mutmaßung geblieben. Wir glauben - bzw. wir *glaubten,* dass bestimmte zwielichtige Unternehmen und bestimmte Besitzer von großen Privatvermögen alles daran setzen, ihre Ursprünge zu vertuschen. Diese Firmen und die von ihnen bezahlten Leute kennen keine Rücksicht. Mit moralischen Fragen halten die sich nicht auf. Sobald sie wussten, dass Peter ein Dokument in Händen hielt, das ihre Verwicklung oder die ihrer Vorfahren in Sigma und deren vielleicht noch aus dem Krieg stammenden komplizierten Unternehmensverflechtungen enthüllen würde, stand Peter auf der Abschussliste. Sie werden auch nicht zögern, dich zu töten. Oder mich. Oder jeden anderen, von dem sie sich bedroht fühlen oder von dem sie glauben, dass er zu viel über sie weiß. Peter war auch der Meinung, dass sich diese Personen zusammengeschlossen hatten, weil sie weit größere Ziele verfolgten. Ziele im Weltmaßstab.«

»Mir gegenüber hat Peter nur die Vermutung geäußert, dass einige der älteren Mitglieder der Organisation ihre privaten

Vermögen schützen wollten.«

»Wenn ihm Zeit dafür geblieben wäre, hätte er dir sicher mehr über seine Theorien erzählt.«

»Hat er jemals etwas über unseren Vater gesagt?«

Sie verzog das Gesicht. »Nur, dass er ein Heuchler und kapitaler Lügner sei. Und dass er kein Überlebender des Holocaust, sondern Mitglied der SS war.« Fast hämisch fügte sie hinzu: »Abgesehen davon, hat Peter ihn natürlich geliebt.«

Ben fragte sich, ob in dieser ironischen Äußerung nicht auch ein Körnchen Wahrheit steckte. »Hör zu, Liesl. Wie kann ich mit deinem Cousin Kontakt aufnehmen? Diesem Rechtsanwalt Denscher?«

»Deschner. Matthias Deschner. Warum willst du das?«

»Warum wohl? Ich will die Urkunde.«

»Schon klar. Ich meinte, warum willst du die Urkunde?«, fragte sie bitter. »Damit sie dich töten?«

»Sicher nicht.«

»Was willst du dann?«

»Ich will die Mörder entlarven.«

Er war überrascht, dass sie nicht mit wütenden Vorwürfen reagierte, sondern ruhig und gelassen. »Du willst seinen Tod rächen?«

»Ja.«

Ihre Augen wurden feucht. Als wollte sie um jeden Preis verhindern, dass sie wieder in Tränen ausbrach, presste sie fest die Lippen zusammen. »Ja«, sagte sie. »Wenn du mir versprichst, dass du vorsichtig bist, dann würde mich nichts glücklicher machen. Schnappe sie, Ben. Lass sie zahlen dafür.« Mit Daumen und Zeigefinger kniff sie sich die Nase zusammen. »Ich muss jetzt nach Hause, Ben.«

Nach außen wirkte sie gelassen, aber Ben spürte, dass sie

immer noch große Angst hatte. Sie war eine starke und bemerkenswerte Frau. Auf die man bauen konnte. *Ich tu's für mich und auch, für dich,* dachte Ben.

»Auf Wiedersehen, Liesl«, sagte Ben und küsste sie auf die Wange.

»Auf Wiedersehen, Ben«, sagte Liesl und machte die Wagentür auf. Sie schaute ihn lange an. »Ja, lass sie dafür zahlen, Ben.«

12. KAPITEL

Asunción, Paraguay

Der sympathische erste Eindruck verflog schnell. Das Taxi vom Flughafen war ein alter klappriger VW Käfer, der röhrte, als hätte er keinen Auspuff mehr. Sie fuhren durch Vororte mit eleganten spanischen Kolonialvillen, bevor sie die verstopfte Innenstadt erreichten, wo sich Autos, Fußgänger und altertümliche gelbe Straßenbahnen durch die von Bäumen gesäumten Straßen quälten. Sie sah einen Mercedes nach dem anderen, mehr als sie außerhalb von Deutschland je gesehen hatte. Wobei ihr klar war, dass die meisten gestohlen waren. In Asunción schien die Zeit in den Vierzigerjahren stehen geblieben zu sein.

Annas Innenstadthotel an der Avenida Colón war klein und schäbig. In ihrem Reiseführer war es mit drei Sternen notiert. Der Autor war offensichtlich geschmiert worden. Der Mann an der Rezeption wurde spürbar freundlicher, als sie ihn in fließendem Spanisch ansprach.

Das Zimmer hatte eine hohe Decke, die Farbe blätterte von den Wänden, und der Lärm war unbeschreiblich, da die Fenster zur Straße gingen. Wenigstens hatte sie ein eigenes Bad. Aber wenn man nicht auffallen wollte, durfte man nicht dort absteigen, wo die Gringos abstiegen.

Sie trank ein *agua con gas* aus der winzigen Minibar, deren Aggregat kaum die paar Fläschchen zu kühlen vermochte. Dann rief sie das *Comisaría Céntrico* an - das Polizeipräsidium.

Das war kein offizieller Anruf. Captain Luis Bolgorio gehörte zum Morddezernat der *policía* von Paraguay und hatte bei einigen seiner Mordfälle von der amerikanischen Regierung Hilfe erhalten. Anna hatte seinen Namen von einem Freund

beim FBI erfahren - inoffiziell. Bolgorio schuldete den Amerikanern einen Gefallen, den er nun erwies.

»Sie haben Glück, Miss Navarro« sagte Captain Bolgorio. »Die Witwe ist zwar noch in Trauer, hat aber nichts dagegen, sich mit Ihnen zu unterhalten.«

»Wunderbar«, sagte Anna. »Danke, dass Sie das für mich arrangiert haben.«

»Sie ist eine sehr wohlhabende und bedeutende Dame. Behandeln Sie sie bitte mit dem gebotenen Respekt.«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Wo ist die Leiche?«

»Das gehört zwar nicht zu meinem Zuständigkeitsbereich, aber ich werde veranlassen, dass man Ihnen im Leichenschauhaus keine Schwierigkeiten bereitet.«

»Sehr schön. Danke.«

»Das Haus der Witwe liegt in der Avenida Mariscal Lopez. Nehmen Sie sich ein Taxi - oder ist es Ihnen lieber, wenn ich Sie hinbringe?«

»Ich nehme ein Taxi, danke.«

»Sehr gut. Die Unterlagen, um die Sie mich gebeten haben, sind bei mir. Wann können wir uns sehen?«

Anna rief in der Rezeption an und bestellte ein Taxi, das sie in. einer Stunde abholen sollte. Dann nahm sie sich die Akte über das Opfer vor. Allerdings erschien ihr das Wort Opfer im Zusammenhang mit diesem Verbrecher etwas unpassend.

Mehr als die Informationen, die Alan Bartlett ihr in dem Ordner mitgegeben hatte, würde sie wahrscheinlich nicht bekommen. Captain Bolgorio war nur deshalb behilflich, weil er selbst den einen oder anderen beruflichen Erfolg der Unterstützung durch amerikanische Dienststellen zu verdanken hatte. Eine Hand wäscht die andere. Bolgorio hatte dafür gesorgt, dass Prosperis Körper im Leichenschauhaus für sie bereitlag.

Laut Bartlett war Paraguay bei Auslieferungen notorisch unkooperativ und deshalb seit Jahrzehnten ein beliebter Zufluchtsort für Kriegsverbrecher und andere international gesuchte Personen. Dafür gesorgt hatte Paraguays verhasster und korrupter Diktator und »Präsident auf Lebenszeit«, General Alfrede Stroessner. Die Hoffnung, dass sich nach seinem Sturz 1989 etwas bessern würde, hatte sich nicht erfüllt. Paraguay blieb gegenüber Auslieferungsanträgen wie gehabt unzugänglich.

Asunción war also für einen in die Jahre gekommenen Schurken wie Marcel Prosperi genau der richtige Wohnort. Der gebürtige Korse hatte in Marseille während des Zweiten Weltkriegs Prostitution sowie Heroin- und Waffenhandel und damit auch die Stadt selbst kontrolliert. Kurz nach dem Krieg - so die ICU-Akte - war er erst nach Italien, dann nach Spanien und schließlich nach Paraguay geflohen. Hier baute Prosperi ein südamerikanisches Vertriebsnetz auf, die so genannte »French Connection«, die das schneeweiße Heroin von Marseille aus in die Städte Nordamerikas pumpte. Prosperis Partner war der amerikanische Drogenboss und Mafioso Santo Trafficante jr., der den Großteil des Heroinhandels in die Vereinigten Staaten kontrollierte. Anna wusste, dass zu Prosperis Helfern in Paraguay einige höchst einflussreiche Beamte und Politiker gehörten. All das bedeutete, dass Prosperi ein sehr gefährlicher Mann war - sogar nach seinem Tod.

Zur Tarnung betrieb Prosperi eine Automobilhandelskette. Seit einigen Jahren war er jedoch ans Bett gefesselt. Und seit zwei Tagen war er tot.

Während sie sich für das Treffen mit der Witwe Prosperi zurechtmachte, dachte Anna über die Fälle Prosperi und Mailhot nach. Auf etwas würde sie wetten: Wenn bei dem Gespräch mit der Witwe oder bei der Autopsie ihres Mannes überhaupt etwas herauskam, dann vor allem, dass Prosperi keines natürlichen Todes gestorben war.

Aber wer die Männer auch tötete: Sie verfügten über Mittel, Verbindungen und Verstand.

Die Tatsache, dass jedes der Opfer in Alan Bartletts Sigma-Akte auftauchte, war zwar auffällig, aber was bedeutete es? Dass noch andere Zugang zu den Namen auf der Liste hatten - im Justizministerium, in der CIA, im Ausland? Gab es irgendwo eine undichte Stelle?

Allmählich nahm eine Theorie Gestalt an. Die Mörder - es mussten mehrere sein - hatten ausreichend finanzielle Mittel und Zugang zu erstklassigen Informationsquellen. Wenn sie nicht auf eigene Faust agierten, dann waren ihre Auftraggeber reich und mächtig. Aber was war das Motiv? Und warum handelten sie jetzt? Warum so plötzlich?

Wieder kehrten ihre Gedanken zu der Liste zurück. Wer genau hatte sie gesehen? Bartlett hatte eine interne CIA-Untersuchung erwähnt und von der Entscheidung gesprochen, die ICU einzuschalten. Das hieß: Ermittler, Regierungsbeamte. Und der Justizminister - hatte er die Liste zu Gesicht bekommen?

Dann gab es noch ein paar andere ins Auge springende Fragen.

Warum hatte man versucht, die Morde wie natürliche Sterbefälle aussehen zu lassen? Warum war es wichtig, dass sie nicht als Morde identifiziert wurden?

Und was war mit...

Das Klingeln des Telefons riss sie aus ihren Gedanken. Das Taxi war da.

Sie beendete ihr Makeup und ging nach unten.

Der silberfarbene, wahrscheinlich ebenfalls gestohlene Mercedes raste durch die überfüllten Straßen Asuncións, als hätte der Fahrer noch nie vom Wert eines Menschenlebens gehört. Der Mann war gutaussehend, Ende dreißig, hatte braune

Augen und kurz geschorenes Haar; seine olivfarbene Haut kontrastierte wunderbar mit dem weißen Leinenhemd. Hin und wieder schaute er sich um und versuchte Augenkontakt zu Anna aufzunehmen.

Anna ignorierte ihn demonstrativ. Das war das Letzte, was sie jetzt brauchen konnte - einen Latin Lover, der um sie herumscharwenzelte. Als sie an einer Ampel halten mussten, winkte ein Straßenverkäufer von seinem Stand aus mit Rolex- und Cartier-Imitaten. Sie schüttelte den Kopf. An einem anderen Stand verkaufte eine alte Frau Kräuter und Gewürze.

Seit ihrer Ankunft hatte sie noch kein einziges Gringo-Gesicht gesehen. Was ja auch zu erwarten war. Schließlich war Asunción nicht Paris. Der Bus vor ihnen blies stinkende Abgaswolken in die Luft, und irgendwo dröhnte laute Musik.

Allmählich ließ der Verkehr nach, die Straßen wurden breiter und waren jetzt von Bäumen gesäumt. Sie näherten sich anscheinend den besseren Vororten. Auf der Karte, die in ihrer Handtasche steckte, hätte sie nachschauen können. Aber warum sollte sie?

Captain Bolgorio hatte gesagt, dass sich das Prosperi-Anwesen in der Avenida Mariscal Lopez befand. Das war im Ostteil der Stadt, und zwar auf der Route zum Flughafen. Die Straße mit den prachtvollen spanischen Kolonialvillen hatte schon das Taxi auf dem Weg zum Hotel genommen.

Doch die Straßen, durch die sie jetzt fuhren, kamen ihr alles andere als bekannt vor. Sie war hier noch nie gewesen.

Sie schaute nach vorn zum Chauffeur. »Wohin fahren wir?«

Er gab keine Antwort.

»Hören Sie«, sagte sie, verstummte aber gleich wieder, als der Fahrer in eine ruhige, kaum befahrene Seitenstraße einbog und am Randstein stoppte. Er drehte sich um und hielt ihr eine große schwarze achtunddreißiger vor die Nase.

O Gott.

Sie hatte keine Waffe dabei. Ihre Dienstpistole lag in der verschlossenen Schreibtischschublade in ihrem Büro. Und ihre Ausbildung in asiatischen Kampfsportarten und Selbstverteidigung nutzte ihr jetzt gar nichts.

»So, jetzt können wir reden«, sagte der Mann. »Sie kommen aus Amerika und wollen dem Anwesen von Señor Prosperi einen Besuch abstatten. Da kann es Sie doch nicht wundern, dass uns das interessiert.«

Anna versuchte Ruhe zu bewahren. Sie musste ihren psychologischen Vorteil nutzen, der darin bestand, dass er nicht wusste, wer sie war. Oder wusste er es?

»Für den Fall, dass Sie von der Drogenfahndung sind, würden sich ein paar Freunde von mir liebend gern mit Ihnen verlustieren... bevor Sie auf unerklärliche Weise für immer verschwinden. Sie wären nicht die Erste. Wenn Sie ein amerikanischer *politico* sind, hätte ich noch ein paar andere Freunde, die sich gern mit Ihnen... sagen wir, unterhalten würden.«

Anna schaute ihm mit einer Mischung aus Gelangweiltheit und Verachtung ins Gesicht. »Sie sprechen immer von Freunden«, sagte sie und wechselte dann in fließendes Spanisch:

»*El muerto al hoyo y le vivo al bollo.«* Tote haben keine Freunde.

»Wollen Sie sich die Art Ihres Todes nicht aussuchen? Ist doch die einzige Wahl, die den meisten von uns bleibt.«

»Diese Wahl werden wohl Sie vor mir zu treffen haben. *El que mucho habla, mucho yerra.* Sie tun mir wirklich Leid. Ein kleiner Botenjunge, der einen Haufen Mist baut. Sie haben anscheinend wirklich keine Ahnung, mit wem Sie hier spazieren fahren.«

»Sie werden es mir gleich sagen.«

Sie lächelte spöttisch. »Das werde ich sicher nicht tun.« Sie machte eine kurze Pause. »Pepito Salazar würde das nämlich gar nicht gefallen.«

Die Gesichtszüge des Mannes erstarrten. »Was haben Sie da gesagt? *Salazar?«*

Anna hatte den Namen eines der mächtigsten Kokainexporteure des Kontinents genannt. Eines Mannes, dessen Unternehmungen sogar die der Drogenbarone von Medellin in den Schatten stellten.

Der Fahrer schaute sie misstrauisch an. »Billiger Trick, den Namen irgendeines Fremden fallen zu lassen.«

»Heute Abend in Palaquinto werde ich *Ihren* Namen fallen lassen«, sagte sie lächelnd. Palaquinto war der Name von Salazars-Zufluchtsort in den Bergen. Der Name war nur Insidern bekannt. »Sehr bedauerlich, dass wir uns auf diese Weise kennen lernen mussten.«

Als der Mann antwortete, zitterte seine Stimme. Einem persönlichen Kurier Salazars Ungelegenheiten zu bereiten, konnte einem das Leben kosten. »Man erzählt sich wilde Geschichten von Palaquinto. Goldene Wasserhähne, Springbrunnen voller Champagner...«

»Nur zu besonders festlichen Anlässen. Zu denen Sie wohl kaum je geladen werden.« Sie steckte die Hand in ihre Umhängetasche und nahm den Hotelschlüssel fest in die Hand.

»Sie müssen mir verzeihen«, sagte der Mann hastig. »Die Leute, die mir die Anweisungen gegeben haben, waren anscheinend nicht gut informiert. Wer würde es schon wagen, ein Mitglied aus Salazars engstem Kreis zu belästigen?«

»Pepito ist kein Unmensch. Fehler kommen immer mal vor.« Anna lächelte ihm ermutigend zu. Die Achtunddreißiger senkte sich langsam, worauf Anna blitzschnell die Hand aus der Tasche zog und den gezackten Schlüssel von unten in sein Handgelenk bohrte. Der Mann heulte vor Schmerz auf, und die Pistole fiel in

Annas Schoß. Schnell packte sie die Waffe und hielt ihm die Mündung vor die Nase.

»La mejor palabra es la que no se dice«, sagte sie mit zusammengebissenen Zähnen. Das schlaueste Wort ist das ungesagte.

Sie befahl dem Mann auszusteigen und fünfzehn Schritte vom Wagen weg in das niedrige Gebüsch am Straßenrand zu laufen. Dann stieg sie aus, setzte sich nach vorn hinters Steuer und brauste davon. Sie hatte jetzt keine Zeit, sich über den Vorfall Gedanken zu machen. Auch hatte sie keine Zeit für Panik. Arbeit wartete auf sie.

Marcel Prosperis Haus lag etwas zurückgesetzt von der Avenida Mariscal Lopez. Es war ein riesiges Anwesen im spanischen Kolonialstil, das inmitten eines verschwenderisch gestalteten Parks lag und Anna an die spanischen Missionsgebäude in Kalifornien erinnerte. Anstatt eines simplen Rasens erstreckten sich terrassenförmige Rasenflächen mit Kakteen und üppigen Tropenpflanzen bis hinunter zu dem hohen schmiedeeisernen Zaun an der Straße.

Sie stellte den silberfarbenen Mercedes in sicherer Entfernung ab und ging den Rest des Weges zu Fuß. Vor dem Eingangstor stand ein im Leerlauf brummendes Taxi. Ein kleiner fetter Mann stieg aus und ging ihr gemächlich entgegen. Er hatte die dunkle Haut des Mestizen, einen schlaffen schwarzen *bandito*-Schnauzer und glatt zurückgekämmtes schwarzes Haar, das eindeutig zu viel Pomade abbekommen hatte. Sein Gesicht glänzte von zu viel Hautcreme oder Schweiß und strotzte vor Selbstzufriedenheit. Das kurzärmelige weiße Hemd war auf der Brust so durchgeschwitzt, dass durch den nassen Stoff das dunkle, dichte Brusthaar zu sehen war.

War das Captain Bolgorio?

Warum nicht im Streifenwagen?, fragte sie sich, als das Taxi davonfuhr.

Er kam mit strahlendem Gesicht auf sie zu, umfasste mit seinen beiden feuchten Händen ihre rechte Hand und schüttelte sie.

»Agent Navarro«, sagte er. »Es ist mir eine Ehre, die Bekanntschaft einer so schönen Frau machen zu dürfen.«

»Danke, dass Sie kommen konnten, Captain.«

»Kommen Sie, Agent Navarro, Señora Prosperi ist es nicht gewohnt, dass man sie warten lässt. Sie ist eine reiche und einflussreiche Frau, die ihren ganz eigenen Willen hat. Gehen wir also.«

Bolgorio drückte auf den Klingelknopf und meldete sie an. Ein Summen ertönte, und Bolgorio drückte gegen das Tor.

Anna sah einen Gärtner, der sich über eine Reihe Blumen bückte. Eine ältliche Hausangestellte, die ein Tablett mit leeren Gläsern und offenen Mineralwasserflaschen trug, ging einen Weg entlang, der zwischen Kakteen hindurchführte.

»Können wir nach dem Gespräch sofort ins Leichenschauhaus fahren?«, fragte Anna.

»Wie gesagt, Miss Navarro, das gehört nicht zu meinem Zuständigkeitsbereich. Ist das Haus nicht atemberaubend?« Durch einen Torbogen gelangten sie in kühlen Schatten. Bolgorio drückte auf einen Klingelknopf, der neben der reich verzierten, aus hellem Holz gefertigten Haustür zu sehen war.

»Aber Sie können das für mich arrangieren, oder?« fragte Anna genau in dem Augenblick, als sich die Tür öffnete. Bolgorio zuckte mit den Schultern. Eine junge Frau in Hausmädchentracht weiße Bluse, schwarzer Rock - bat sie hinein.

Innen war es noch kühler. Der Boden war mit Terrakottafliesen ausgelegt. Das Mädchen führte sie in einen großen, offenen Raum, der mit einer Sitzgruppe, grob gewebten Läufern sowie aus Tonerde gearbeiteten Stehlampen und Vasen

sehr sparsam eingerichtet war. Nur die in die hohe Stuckdecke eingelassene Lampe wirkte etwas deplatziert.

Sie setzten sich auf das lange weiße Sofa und warteten. Das Mädchen bot ihnen Kaffee oder Mineralwasser an, doch sie lehnten dankend ab.

Schließlich betrat eine große, schlanke Frau den Raum. Die Witwe Prosperi. Eine gepflegte und elegante Dame, die sicher schon über siebzig Jahre alt war. Sie war ganz in Schwarz gekleidet Ein Designertrauerkleid, dachte Anna; könnte von Sonia Rykiel sein. Auf ihrem Kopf thronte ein schwarzer turbanähnlicher Hut, die Augen verdeckte eine überdimensionale Jackie-Onassis-Sonnenbrille.

Anna und Bolgorio erhoben sich von dem niedrigen Sofa.

Ohne ihnen die Hand zu geben, sagte die Witwe: »Ich wüsste nicht, wie ich Ihnen behilflich sein kann.«

Bolgorio trat einen Schritt vor. »Ich bin Captain Luis Bolgorio von der hiesigen Polizei«, sagte er und verbeugte sich knapp. »Und das ist Special Agent Anna Navarro vom amerikanischen Justizministerium.«

»Consuela Prosperi«, entgegnete die Witwe kühl.

»Wir möchten Ihnen unser tief empfundenes Mitgefühl über den Tod Ihres Gatten ausdrücken«, sagte Bolgorio. »Wir werden Ihre Zeit nicht lange in Anspruch nehmen. Nur ein paar kurze Fragen.«

»Gibt es irgendwelche Probleme? Sie wissen doch, dass mein Mann schon lange sehr krank war. Sein Tod war sicher eine große Erlösung für ihn.«

Wie auch für Sie, dachte Anna und sagte: »Wir haben Hinweise, dass ihr Mann möglicherweise Opfer eines Verbrechens geworden ist.«

Consuela Prosperi schaute Anna ausdruckslos an. »Bitte nehmen Sie Platz«, sagte sie. Anna und Bolgorio setzten sich

wieder auf das Sofa, und die Witwe ließ sich ihnen gegenüber in einem weißen Sessel nieder. Die straffe Gesichtshaut von Consuela Prosperi war die einer Frau, deren Gesicht man zu oft geliftet hatte. Ihr Makeup war etwas zu orangefarben, ihr Lippenstift glänzte braun.

»Marcel war schon seit Jahren sehr krank. Er war ans Bett gefesselt.«

»Ich verstehe«, sagte Anna. »Wissen Sie vielleicht, ob Ihr Mann Feinde hatte?«

Die Witwe schaute sie mit herrischem Blick an. »Warum sollte er Feinde haben?«

»Señora Prosperi, wir sind über die früheren Unternehmungen Ihres Mannes vollkommen im Bilde.«

Ihre Augen blitzten. »Ich bin seine dritte Frau«, sagte sie. »Über Geschäfte haben wir nie gesprochen. Ich habe andere Interessen.«

Es war unmöglich, dass die Frau nichts vom Ruf ihres Mannes wusste, dachte Anna. Außerdem schien sich ihre Trauer in Grenzen zu halten.

»Gab es irgendwelche Leute, Señora Prosperi, die ihn regelmäßig besuchten?«

Die Witwe zögerte ganz kurz. »Nicht solange wir verheiratet waren.«

»Ist Ihnen aufgefallen, ob er mal Streit mit seinen internationalen Geschäftspartnern hatte?«

Die Witwe presste die schmalen Lippen zusammen. Auf ihrem Gesicht zeigten sich einige senkrechte Falten.

»Agent Navarro hat nicht die Absicht, unhöflich zu sein«, warf Bolgorio hastig ein. »Sie würde nur gern...«

»Ich weiß sehr gut, was sie gern würde«, erklärte Consuela Prosperi trocken.

Anna zuckte mit den Schultern. »In all den Jahren muss es

jede Menge Leute gegeben haben, die Ihren Mann nur zu gern hinter Gittern oder gar tot gesehen hätten. Rivalen, die ihm sein Territorium streitig machen wollten. Verärgerte Geschäftspartner. Das wissen Sie so gut wie ich.«

Die Witwe erwiderte nichts. Anna bemerkte einen feinen Riss in dem orangefarbenen Makeup-Panzer.

»Wie steht's mit freundlichen Warnern?«, fragte Anna. »Nachrichtendienste, Geheimdienste. Ist er jemals vor möglichen Bedrohungen gewarnt worden?«

»In den neunzehn Jahren unserer Ehe ist mir niemals etwas zu Ohren gekommen«, sagte Consuela Prosperi und wandte sich ab.

»Hat er Ihnen gegenüber jemals die Befürchtung geäußert, dass man ihn verfolgt?«

»Mein Mann hatte sich zur Ruhe gesetzt. Die Geschäfte seiner Autohandelskette hat er nicht selbst geführt. Ganz im Gegensatz zu mir ist er nie jemand gewesen, der gern das Haus verließ.«

»Hat er jemals gesagt, dass er Angst davor hat, außer Haus zu gehen?«

»Es machte ihm einfach keinen Spaß«, sagte die Witwe. »Er blieb lieber zu Hause und las Biografien und Geschichtsbücher.«

Seltsamerweise gingen Anna gerade jetzt Ramóns geflüsterte Worte durch den Kopf. *El diablo sabe mas por viejo que por diablo.* Der Teufel weiß mehr, weil er alt ist und nicht weil er der Teufel ist.

Anna versuchte es anders. »Die Sicherheitsvorkehrungen auf Ihrem Anwesen sind wohl sehr umfassend?«

Die Witwe lächelte affektiert. »Sie scheinen Asunción nicht sonderlich gut zu kennen.«

»Es gibt viel Armut und Verbrechen in der Stadt, Agent Navarro«, sagte Captain Bolgorio. Er breitete die Hände aus. »Familien wie die Prosperis müssen eben ihre

Vorsichtsmaßnahmen treffen.«

Anna ignorierte den Einwurf. »Hatte Ihr Mann in den letzten Wochen seines Lebens überhaupt irgendwelche Besucher?«, fragte sie.

»Nein. Freundinnen von mir sind ziemlich oft im Haus, aber sie sind nie zu ihm nach oben gegangen. In den letzten Jahren hatte er keine Freunde mehr. Er hat nur mich und die Krankenschwestern gesehen.«

Anna schaute sie an. »Wer hat die Schwestern eingestellt?«

»Darum hat sich eine Agentur gekümmert.«

»Kamen immer die gleichen Schwestern?«

»Eine Tages- und eine Nachtschwester. Ja, es waren immer die gleichen. Sie haben sich sehr gut um meinen Mann gekümmert.«

Anna kaute auf der Innenseite ihrer Unterlippe. »Ich werde die entsprechenden Rechnungen überprüfen müssen.«

Die Witwe wandte sich mit empörtem Gesichtausdruck an Bolgorio. »Muss ich mir diese unverschämte Verletzung meiner Privatsphäre bieten lassen?«

Als wolle er ein Bittgebet sprechen, legte Bolgorio die Handflächen gegeneinander. »Ich bitte Sie, Señora Prosperi. Agent Navarro will nur feststellen, ob die geringste Möglichkeit besteht, dass Ihr Gatte einem Mordanschlag zum Opfer gefallen ist.«

»Mordanschlag? Sein Herz hat versagt.«

»Wenn es sein muss, kann ich auch die Bank bemühen«, sagte Anna. »Es wäre allerdings einfacher, wenn...«

Consuela Prosperi stand ruckartig auf, ihre Nasenflügel bebten. Sie starrte Anna an, als sei sie eine Ratte, die sich über ihre Speisekammer hermachen wolle. Bolgorio flüsterte: »Agent Navarro, bitte. Diese Leute lassen es nicht zu, dass man ihre Privatsphäre verletzt.«

Anna ließ sich nicht beirren. »Señora Prosperi, Sie haben eben gesagt, dass es zwei Schwestern waren, die Ihren Mann betreuten. Waren die beiden zuverlässig?«

»Außerordentlich zuverlässig.«

»War nie eine krank oder konnte nicht kommen?«

»Natürlich kam das vor. An bestimmten Festtagen haben sie sich auch mal frei genommen. *Año Nuevo, Diá de los Trabajadores, Carnaval.* Aber die Vertretungen, die die Agentur geschickt hat, gaben nie Anlass zur Klage. Sie waren genauso kompetent wie die regulären Schwestern. Auch die Ersatzschwester in Marcels letzter Nacht hat alles in ihrer Macht Stehende getan, um das Leben meines Mannes zu retten.«

Ersatzschwester. Anna richtete sich abrupt auf. »In der Nacht seines Todes hat eine Ersatzschwester Ihren Mann betreut?«

»Ja. Aber wie gesagt, sie war genauso kompetent...«

»Kannten Sie sie?«

»Nein...«

»Würden Sie mir die Nummer der Agentur geben?«

»Sicher. Aber wenn Sie damit andeuten wollen, dass diese Schwester meinen Mann getötet haben könnte. Lächerlich. Er war einfach sehr krank.«

Annas Puls ging jetzt schneller. »Könnten Sie später diese Agentur anrufen?«, fragte sie Bolgorio. »Und könnten Sie jetzt bitte gleich im Leichenschauhaus anrufen und Bescheid sagen, dass sie die Leiche bereithalten sollen?«

»Die Leiche?«, fragte Consuela Prosperi mit schriller Stimme.

»Es tut mir sehr Leid, Señora Prosperi, aber Sie müssen die Trauerfeier verschieben«, sagte Anna. »Ich möchte Sie um die Erlaubnis bitten, eine Obduktion vornehmen zu dürfen. Ich kann jederzeit eine gerichtliche Anordnung erwirken, aber mit Ihrer Erlaubnis würde es einfacher und schneller gehen. Für den Fall einer Trauerfeier bei offenem Sarg kann ich Ihnen versichern,

dass niemand merken...«

»Worüber reden Sie überhaupt?«, fragte die Witwe, die auf einmal einen völlig verstörten Eindruck machte. Sie ging zu dem riesigen Kamin und nahm eine verzierte silberne Urne vom Sims. »Es ist gerade ein paar Stunden her, dass man mir die Asche meines Mannes gebracht hat.«

13. KAPITEL

Washington, D.C.

Miriam Bateman, Richterin am Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten von Amerika, erhob sich unter Mühen hinter ihrem wuchtigen Doppelschreibtisch aus Mahagoni. Sie stützte sich auf ihren Gehstock mit dem goldenem Griff, bewegte sich langsam um den Tisch herum und reichte ihrem Gast trotz der Schmerzen, die ihr die rheumatoide Arthritis bereitete, freundlich lächelnd die Hand.

»Schön, Sie zu sehen, Ron«, sagte sie.

Der Gast, ein großer Schwarzer Ende fünfzig, beugte sich vor und gab der kleinen Richterin einen Begrüßungskuss auf die Wange. »Sie sehen wie immer fabelhaft aus«, sagte er. Seine tiefe Baritonstimme formulierte jedes Wort präzise.

»Ach, Quatsch.« Sie humpelte zu einem der beiden gleich aussehenden hohen Ohrensessel, die vor dem Kamin standen, und ließ sich darin nieder. Ihr Gast machte es sich in dem anderen Sessel bequem.

Der Mann war einer der einflussreichsten Bürger Washingtons; ein weithin angesehener Rechtsanwalt mit erstklassigen Verbindungen. Obwohl er nie in Regierungsdiensten gestanden hatte, war er doch seit Lyndon Johnson ein Vertrauter jedes Präsidenten gewesen - egal ob Demokrat oder Republikaner. Ronald Evers war außerdem berühmt für seine exquisite Garderobe. Heute trug er einen kohlschwarzen Nadelstreifenanzug und eine dezente kastanienbraune Krawatte.

»Vielen Dank, dass Sie mich so schnell empfangen konnten, Madame Justice.«

»Herrgott, Ron, ich heiße Miriam. Wie lange kennen wir uns jetzt?«

Er lächelte. »Schätze, so fünfunddreißig Jahre... Miriam. Plus minus eine Dekade. Und noch immer liegt mir bei fast jedem unserer Treffen das *Frau Professor Stamberg* auf den Lippen.«

Evers war in Yale einer von Miriam Batemans Topstudenten gewesen. Vor etwa fünfzehn Jahren hatte er hinter den Kulissen entscheidenden Einfluss darauf genommen, dass Richterin Bateman für den Obersten Gerichtshof nominiert worden war. Er beugte sich etwas vor. »Sie sind eine viel beschäftigte Frau und stecken zudem mitten in einer Sitzungsperiode. Lassen Sie mich also gleich zum Punkt kommen. Der Präsident hat mich gebeten, Ihre Meinung in einer Angelegenheit einzuholen, die höchst vertraulich behandelt werden muss. Es handelt sich um eine Sache, die ihn schon seit längerer Zeit beschäftigt. Verstehen Sie mich recht, die Angelegenheit befindet sich noch im frühesten Stadium.«

Richterin Batemans scharfer Verstand begriff sofort. Mit ihren klaren blauen Augen schaute sie ihn durch ihre dicken Brillengläser an. »Er will, dass ich zurücktrete«, sagte sie mit melancholischer Stimme.

Die unverblümte Antwort erwischte ihren Gast unvorbereitet. »Er hat höchsten Respekt vor Ihrer Urteilskraft und Ihrem natürlichen Gespür. Deshalb möchte er, dass Sie ihm einen Nachfolger vorschlagen. Dem Präsidenten bleibt nur noch ein gutes Jahr seiner Amtszeit, um sicherzustellen, dass der nächste frei werdende Richterstuhl am Obersten Gerichtshof mit einem Kandidaten seiner Wahl besetzt wird. Aber danach sieht es im Augenblick ganz und gar nicht aus.«

Richterin Bateman antwortete gelassen: »Und wie kommt der Präsident darauf, dass mein Stuhl in nächster Zukunft frei werden könnte?«

Ronald Evers senkte mit geschlossenen Augen den Kopf - als

sei er in ein Gebet oder in Gedanken versunken. »Das ist ein sehr delikates Thema«, sagte er sanft wie ein Priester im Beichtstuhl. »Wir haben immer sehr offen miteinander gesprochen. Sie sind eine der herausragendsten Richterpersönlichkeiten am Obersten Gerichtshof, die dieses Land je gehabt hat. Man wird Ihren Namen ohne Zweifel in einem Atemzug mit Brandeis und Frankfurter nennen, und ich weiß, dass Sie Ihr Vermächtnis gesichert sehen wollen. Deshalb müssen Sie sich mit einer sehr unangenehmen Frage auseinander setzen: Wie viele Jahre bleiben mir noch?« Er hob den Kopf und schaute ihr in die Augen. »Sie erinnern sich doch sicher: Brandeis, Cardozo und Holmes blieben alle länger, als gut für sie war. Sie klebten noch an ihren Stühlen, als sie ihre beste Zeit schon lange hinter sich hatten.«

Richterin Batemans Blick blieb unnachgiebig. »Kann ich Ihnen einen Kaffee anbieten?«, fragte sie überraschend. Dann senkte sie ihre Stimme und fragte in verschwörerischem Tonfall: »Ich war gerade in Wien und habe noch etwas Sachertorte da, aus dem Café Demel. Wie war's? Ich selbst darf nicht, die Ärzte.«

Evers tätschelte seinen flachen Bauch. »Ich muss aufpassen. Trotzdem, vielen Dank.«

»Okay, dann lassen Sie mich auf ihre Offenheit offen antworten. Ich bin über so ziemlich jeden infrage kommenden Richter in jedem Gerichtsbezirk des Landes bestens im Bilde. Und zweifellos wird der Präsident einen höchst qualifizierten und äußerst intelligenten Rechtsgelehrten mit der nötigen Klasse und Brillanz ausfindig machen. Aber ich möchte Ihnen etwas verraten. Um am Obersten Gerichtshof zu reüssieren, braucht man Jahre. Man kann nicht einfach da auftauchen und erwarten, dass man sofort Einfluss nehmen darf. Die Erfahrung des Alters und der Dienstjahre sind durch nichts zu ersetzen. Eins habe ich hier gelernt: Erfahrung ist Macht. Sie ist die Quelle wahrer Weisheit.«

Ihr Gast hatte mit diesem Argument gerechnet. »Keiner Ihrer Richterkollegen kann es an Weisheit mit Ihnen aufnehmen. Aber Ihre Gesundheit lässt nach. Sie werden nicht jünger.« Er lächelte traurig. »Keiner von uns. Ich weiß, es ist furchtbar, so etwas zu sagen, aber wir müssen uns dieser Wahrheit stellen.«

»Ich habe nicht vor, den Löffel so bald abzugeben«, sagte sie, wobei ihre Augen schelmisch glänzten. Das Klingeln des Telefons, das auf dem Tischchen neben ihrem Sessel stand, schreckte sie beide auf. Sie hob ab.

»Ja?«

»Entschuldigen Sie die Störung«, sagte ihre langjährige Sekretärin Pamela. »Mr. Holland ist dran. Ich sollte ihn durchstellen, wann immer er anruft.«

»Legen Sie es auf den Apparat im Nebenzimmer.« Sie legte den Hörer neben das Telefon und stand mühsam auf. »Würden Sie mich einen Augenblick entschuldigen, Ron?«

»Ich kann draußen warten«, sagte Evers, während er ihr beim Aufstehen half.

»Papperlapapp. Sie bleiben sitzen. Und wenn Sie doch noch Lust auf Sachertorte bekommen, sagen Sie Pamela Bescheid.«

Richterin Bateman schloss hinter sich die Tür zu dem kleinen Arbeitsraum und ging schwerfällig zu ihrem Lieblingssessel. »Mr. Holland?«

»Verzeihen Sie bitte die Störung, Madame Justice«, sagte die Stimme am anderen Ende der Leitung. »Es hat sich ein Problem ergeben, zu dessen Lösung Sie eventuell beitragen könnten.«

Sie hörte ein paar Sekunden zu und erwiderte dann: »Ich werde anrufen.«

»Wenn es Ihnen keine Ungelegenheit bereitet«, sagte der Mann. »Sie wissen, dass ich Sie nie behelligen würde, wenn es nicht äußerst wichtig wäre.«

»Überhaupt nicht. Niemand von uns kann das wollen. Und

erst recht nicht zu diesem Zeitpunkt.«

Sie hörte wieder ein paar Sekunden zu und nickte schließlich. »Wir alle sind davon überzeugt, dass Sie das Richtige tun werden.«

Wieder ein Pause. »Wir sehen uns dann«, sagte sie und legte auf.

Zürich

Ein kühler Wind blies über den Limmatquai, die Uferstraße der Limmat. Bevor der Fluss in den Zürichsee mündet, durchschneidet er das Herz von Zürich und teilt die Stadt in zwei Hälften: in die der Hochfinanz und teuren Geschäfte und in die der Altstadt mit ihrem mittelalterlichem Charme. Der Fluss funkelte in der weichen Morgensonne. Obwohl es noch vor sechs war, eilten schon vereinzelt Menschen an ihre Arbeitsplätze - bewehrt mit Aktenmappen und Schirmen. Der leicht bewölkte Himmel ließ zwar nicht unbedingt auf Regen schließen, doch die Züricher gingen auf Nummer Sicher.

Ben war nervös und angespannt, als er die Promenade entlangmarschierte. Er ging an den alten Zunfthäusern aus dem 13. Jahrhundert vorbei, hinter deren Bleiglasfenstern sich jetzt noble Restaurants verbargen. Schließlich bog er nach links in die Marktgasse und damit in das Gewirr der engen Kopfsteinpflasterstraßen der Altstadt ein. Nach wenigen Minuten gelangte er in die von alten Steinhäusern gesäumte Trittligasse.

Nummer 73 war ein altes Einfamilienhaus, das man in mehrere Wohneinheiten aufgeteilt hatte. Auf einer kleinen Messingplatte neben der Haustür befanden sich sechs schwarze Klingelschilder mit Namen in weißen Buchstaben.

Auf einem stand M. DESCHNER.

Er ging an dem Haus vorbei, ohne seinen Schritt zu

verlangsamen. Vielleicht war er ja paranoid, aber es war durchaus möglich, dass die Organisation das Haus beobachtete. Er wollte Liesls Cousin auf keinen Fall in Gefahr bringen, indem er einfach an seiner Tür klingelte. Auch wenn die Wahrscheinlichkeit noch so gering war, er durfte nicht nachlässig sein. Allein die Tatsache eines unbekannten Besuchers könnte schon Neugier erregen.

Eine Stunde später klingelte ein Bote der *Blümchengalerie* an der Tür des Hauses Nummer 73 in der Trittligasse. Die *Blümchengalerie* war Zürichs teuerster Florist, die unverwechselbare orangeschwarze Uniform war deshalb kein außergewöhnlicher Anblick in einem Nobelviertel wie diesem. Der Mann hielt einen großen Strauß weißer Rosen im Arm. Die Blumen stammten tatsächlich aus der *Blümchengalerie,* die Uniform jedoch vom Wohltätigkeitsbasar einer katholischen Kirchengemeinde am anderen Ende der Stadt.

Ein paar Sekunden später klingelte der Mann ein zweites Mal. Ein Krachen im Lautsprecher. »Ja?«

»Peter Hartman.«

Eine lange Pause. »Wie bitte?«

»Peter Hartman.«

Wieder eine Pause. Diesmal länger. »Zweiter Stock, Peter.«

Der Summer ertönte, er drückte die Tür auf und stand in einem dunklen Flur. Er legte den Blumenstrauß auf einen Sims und stieg die steile, ausgetretene Steintreppe hinauf. Liesl hatte ihm Adressen und Telefonnummern von Deschners Wohnung und Büro gegeben. Anstatt den Anwalt in seiner Kanzlei anzurufen, hatte Ben sich dazu entschieden, ihn zu Hause aufzusuchen. Und zwar unangekündigt und so früh, dass er aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht auf dem Weg zur Arbeit war. Ben wusste, dass die normale Bürozeit der Schweizer zwischen neun und zehn begann. Und er hatte darauf spekuliert, dass das auch für Deschner galt.

Liesl hatte gesagt, dass sie ihm »absolut« vertraute. Aber was konnte Ben darüber hinaus von ihm erwarten? Er hatte deshalb darauf bestanden, dass Liesl seine Ankunft nicht telefonisch ankündigte. Ben wollte ihn überraschen, wollte seine Reaktion sehen, wenn er dem vermeintlichen Peter Hartman gegenübertrat. Oder wusste Deschner schon, dass Peter tot war?

Die Tür wurde geöffnet, und Matthias Deschner stand in einem grün karierten Bademantel vor ihm. Er war klein, hatte ein blasses zerfurchtes Gesicht und trug eine Nickelbrille mit dicken Gläsern. Das rötliche Haar war an den Schläfen etwas gekräuselt. Ben schätzte ihn auf etwa fünfzig.

Er schaute ihn überrascht an. »Großer Gott«, sagte er. »Was soll die Verkleidung? Komm erst mal rein, bleib nicht da draußen stehen, komm schon.«

Nachdem er die Tür geschlossen hatte, fragte er: »Willst du einen Kaffee?«

»Ja, danke.«

»Was machst du überhaupt hier? Ist was mit Liesl?«

»Ich bin nicht Peter. Ich bin Ben, sein Bruder.«

»Sein was? Sein Bruder?« Er starrte ihn mit offenem Mund an. Plötzlich veränderte sich sein Gesichtsausdruck. »Was ist mit Peter? Haben sie ihn etwa...?«

»Peter wurde vor ein paar Tagen ermordet.«

»O mein Gott«, sagte Deschner leise. »Also doch. Er hatte immer befürchtet, dass sie ihn eines Tages finden würden.« Plötzlich schaute Deschner ihn flehend an. »Liesl... was ist mit Liesl?«

»Es geht ihr gut.«

»Gott sei Dank.« Er schaute Ben an. »Entschuldigung, aber Sie müssen das verstehen.«

»Sicher. Schon gut. Sie ist schließlich Ihre Kusine.« Deschner stand vor dem kleinen Küchentisch und schenkte Ben eine Tasse

Kaffee ein. »Wie um Himmels willen ist das passiert?«, fragte er erschüttert.

»Am Tag des Massakers in der Bahnhofstraße, da sind Sie aufgeflogen. Und zwar morgens in der Bank, als Sie Ihren Termin hatten«, sagte Deschner, nachdem Ben ihm den Tod Peters beschrieben hatte. Die beiden saßen sich am Küchentisch gegenüber und dachten nach. Ben hatte die weite Uniform, die er über der normalen Straßenkleidung getragen hatte, wieder ausgezogen. »Die Union Bank of Switzerland ist ein Zusammenschluss mehrerer älterer Banken. Vielleicht gab es da noch irgendwo ein altes sensibles Konto, auf das sie ein Auge hatten. Vielleicht einer aus der Gesprächsrunde. Ein Mitarbeiter der Bank. Oder ein anderer Informant, dem man eine Checkliste gegeben hatte.«

»Jemand, der von dieser Organisation oder einem ihrer Ableger eingeschleust worden ist?«

»Gut möglich. Alle Großunternehmen pflegen langjährige, äußerst harmonische Beziehungen zu den wichtigsten Schweizer Banken. Mit der kompletten Liste der Gründungsmitglieder hätten wir auch einen Verdächtigenkreis.«

»Hat Peter Ihnen die Liste gezeigt?«

»Nein. Zuerst wollte er mir nicht mal sagen, warum er das Konto überhaupt eröffnen wollte. Ich wusste nur, dass dabei der finanzielle Aspekt eine Nebenrolle spielte. Wichtig war ihm das Schließfach, das dazugehörte. Um darin ein paar Dokumente aufzubewahren, hat er gesagt. Was dagegen, wenn ich rauche?«

»Ist Ihre Wohnung.«

»Na ja, ich habe nur gerade daran gedacht, was für - verzeihen Sie mir den Ausdruck - Faschisten die Amerikaner sind, wenn es ums Rauchen geht.«

Ben lächelte. »Nicht alle.«

Deschner nahm eine Zigarette aus einer Rothmans-Schachtel,

die neben seinem Teller lag, und zündete sie mit einem billigen Plastikfeuerzeug an. »Peter hat darauf bestanden, dass das Konto nicht unter seinem Namen eröffnet wird. Er befürchtete - zu Recht, wie sich herausstellte -, dass seine Feinde Verbindungen bis in die Banken hinein haben. Er wollte das Konto unter einem falschen Namen eröffnen, was aber nicht mehr möglich war. In dem Punkt haben die Banken ihre Bestimmungen verschärft. Hauptsächlich aufgrund außenpolitischen Drucks - vor allem aus den USA. Erst in den Siebzigern musste man zumindest einen Pass vorlegen. Vorher konnte man sein Konto sogar per Post eröffnen. Lange vorbei.«

»Dann hat er es also unter seinem richtigen Namen eröffnet?«

»Nein, unter meinem. Ich bin der Kontoinhaber, und Peter war der sogenannte wirtschaftliche Besitzer.« Er blies eine Rauchwolke in Richtung Decke. »Wir mussten zusammen zur Bank, um das Konto zu eröffnen, aber Peters Name erscheint nur auf einem einzigen Formular. Und zwar auf dem Identifizierungsnachweis des wirtschaftlichen Besitzers - und dieses Formular hat nur der Kundenbetreuer. Es kommt zu den Akten und ist niemandem zugänglich.« Im Nebenraum klingelte das Telefon.

»Bei welcher Bank ist das Konto?«

»Bei der Handelsbank Schweiz AG. Kleine und diskrete Bank. Ich hatte Klienten, die mit der Betreuung sehr zufrieden waren. Klienten, deren Geld - nun ja - nicht ganz sauber war.«

»Heißt das, dass Sie für mich an Peters Schließfach rankommen könnten?«

»Ich fürchte nein. Sie müssen mich begleiten. Sie sind der Begünstigte und Erbe des wirtschaftlichen Besitzers.«

»Wenn es irgend möglich ist, würde ich am liebsten sofort zur Bank gehen«, sagte Ben. Er dachte an Kommissar Schmids Warnung. Als Persona non grata in der Schweiz würde man ihn umgehend verhaften.

Das Telefon hörte nicht auf zu klingeln. Deschner drückte in seiner Untertasse die Zigarette aus. »Einverstanden. Wenn Sie mich kurz entschuldigen wollen, das Telefon. Dann muss ich noch ein, zwei Anrufe machen, um meinen Termin um halb zehn zu verschieben.«

Er ging ins Nebenzimmer und kehrte wenige Minuten später zurück. »Alles in Ordnung. Ich konnte den Termin verschieben.«

»Vielen Dank.«

»Keine Ursache. Der Kundenbetreuer ist Bernard Suchet, der Vizepräsident der Bank. Er hat alle erforderlichen Unterlagen. Auch eine Fotokopie von Peters Pass. Sie glauben natürlich, dass er seit vier Jahren tot ist. Von seinem wirklichen Tod haben die Medien anscheinend noch keine Notiz genommen. Ihre Identität dokumentieren, dürfte Ihnen ja nicht schwer fallen.«

»Meine Einreise in die Schweiz ist nicht ganz regulär abgelaufen«, sagte Ben vorsichtig. »Meinen derzeitigen Aufenthalt im Land können die entsprechenden Pass-, Zoll- oder Einwanderungsbehörden also nicht bestätigen. Was passiert, wenn die Bank bei den Behörden nachfragt?«

»Wir müssen ja nicht gleich mit dem Schlimmsten rechnen. Ich zieh mich schnell an, und dann können wir. Gibt einiges zu tun.«

14. KAPITEL

Asunción, Panama

Anna fuhr herum und blaffte Captain Bolgorio an: »Was? Die Leiche ist schon eingeäschert? Wir hatten doch vereinbart... verdammt!«

Bolgorio zuckte mit den Schultern, breitete die Hände aus und schaute sie betroffen an. »Agent Navarro, bitte, müssen wir das in Anwesenheit der trauernden Witwe erörtern?«

Anna beachtete ihn gar nicht und wandte sich an die Witwe. »Wussten Sie, dass Ihr Mann obduziert werden sollte?«, fragte sie ungehalten.

»Achten Sie auf Ihren Ton«, empörte sich Consuela Prosperi. »Ich bin keiner Ihrer Verbrecher.«

Anna wandte sich wieder an Captain Bolgorio. Sie war fuchsteufelswild. »Und Sie? Haben Sie gewusst, dass man die Leiche einäschert?« *Natürlich hat der Bastard Bescheid gewusst.*

»Ich habe Ihnen doch gesagt, Agent Navarro, dass das nicht in meine Zuständigkeit fällt.«

»Haben Sie es gewusst oder nicht?«

»Nun ja, man schnappt hier und da was auf. Aber ich bin nur ein kleiner Beamter, das müssen Sie verstehen.«

»Sind wir jetzt fertig?«, fragte Consuela Prosperi.

»Noch nicht ganz«, sagte Anna. »Hat man Sie wegen der Einäscherung unter Druck gesetzt?«, fragte sie die Witwe.

Die Witwe warf einen Blick auf Bolgorio. »Würden Sie die Dame bitte hinausbegleiten, Captain?«

»Ich bitte vielmals um Verzeihung, Señora«, sagte Bolgorio.

»Agent Navarro, wir müssen jetzt gehen.«

»Wir sind noch nicht fertig«, erwiderte Anna ruhig. »Man hat Sie unter Druck gesetzt, stimmt's? Womit? Hat man gedroht, Ihre Konten einzufrieren, wenn Sie nicht mitmachen? War's das?«

»«Schaffen Sie die Dame aus meinem Haus, Captain«, erklärte die Witwe mit herrischer Stimme.

»Agent Navarro, bitte...«

»Ein paar Worte zum Abschied, Señora«, sagte Anna. »Zufällig ist mir bekannt, dass ein bedeutender Teil Ihres Vermögens in Hedge Fonds, Investmentbeteiligungen und Dividendenpapieren in den USA und in Europa angelegt ist. Die US-Regierung verfügt über ausreichenden Einfluss, um die Beschlagnahme dieser Vermögen zu veranlassen, falls sie Sie einer internationalen kriminellen Verschwörung verdächtigt.« Sie stand auf und ging Richtung Tür. »Ich werde jetzt mit Washington telefonieren und genau das in die Wege leiten.«

In ihrem Rücken hörte sie die Witwe aufschreien. »Das kann Sie doch nicht tun, oder? Sie haben mir versichert, dass meinem Vermögen nichts passiert, wenn...«

»Halten Sie den Mund!«, herrschte der Captain sie an. Anna drehte sich um und sah Bolgorio, dessen Gesicht nur Zentimeter von dem der Witwe Prosperi entfernt war. Seine Unterwürfigkeit war wie weggeblasen. »Ich kümmere mich darum.«

Er ging rasch auf Anna zu und packte sie am Arm.

Als sie wieder vor dem Tor auf der Straße standen, fragte Anna: »Was vertuschen Sie, Captain Bolgorio?«

»Sie wären gut beraten, wenn Sie sich nicht weiter darum kümmern würden«, entgegnete Bolgorio in einem für sie völlig neuen Ton. In seiner Stimme lag jetzt eine vor Selbstsicherheit strotzende Feindseligkeit. »Vergessen Sie nicht, dass Sie Gast

sind. Sie sind hier nicht zu Hause.«

»Wie ist das gelaufen? Sind die Anweisungen ans Leichenschauhaus ›verloren gegangen‹ oder hat man sie versehentlich falsch abgelegt? Hat Sie jemand dafür bezahlt? War's so?«

»Was wissen Sie schon davon, wie bei uns die Dinge gehandhabt werden«, sagte er und kam ihr dabei unappetitlich nahe. Sie spürte seinen heißen Atem und winzige Speichelpartikel auf ihrer Wange. »Es gibt so viele Dinge, von denen Sie nichts verstehen.«

»Sie haben gewusst, dass man die Leiche verbrannt hat. Schon am Telefon hatte ich so ein komisches Gefühl. Sie wussten von vornherein, dass im Leichenschauhaus keine Leiche auf mich wartet. Verraten Sie mir nur eins: Hatten Sie Order, oder hat man Sie bezahlt? Woher kam der Befehl - von ganz oben oder von irgendwo außerhalb der Regierung?«

Bolgorio schaute sie völlig ausdruckslos an.

»Wer hat angeordnet, dass die Leiche verbrannt wird?« Sie schrie fast.

»Ich mag Sie, Agent Navarro, wirklich. Sie sind eine attraktive Frau. Ich möchte nicht, dass Ihnen etwas zustößt.«

Er wollte ihr Angst einjagen. Unglücklicherweise hatte er Erfolg damit. Trotzdem schaute sie ihn gleichgültig an. »Keine sonderlich subtile Drohung.«

»Das ist keine Drohung. Ich möchte wirklich nicht, dass Ihnen etwas zustößt. Sie hören mir jetzt gut zu, und dann verlassen Sie umgehend das Land. Es gibt hochgestellte Persönlichkeiten in unserer Regierung, die die Hand über die Prosperis halten. Es geht um viel Geld. Damit, dass Sie Ihr Leben aufs Spiel setzen, erreichen Sie gar nichts.«

Ach ja? Der Bursche soll mich kennen lernen. Solche Drohungen wirken auf mich wie ein rotes Tuch.

»Haben Sie persönlich die Einäscherung angeordnet?«

»Ich weiß nur, dass es passiert ist. Wie gesagt, mein Einfluss ist begrenzt.«

»Der Betreffende muss auf jeden Fall wissen, dass Prosperi keines natürlichen Todes gestorben ist. Warum sollte er sonst den Beweis dafür vernichten lassen?«

»Sie stellen mir Fragen, auf die ich keine Antwort weiß,« entgegnete er ruhig. »Ich bitte Sie, Agent Navarro, passen Sie auf sich auf. Gewissen Leuten liegt sehr daran, dass kein Staub aufgewirbelt wird.«

»Welchen gewissen Leute? Die, die Prosperi getötet haben und dies jetzt vertuschen wollen?«

Bolgorio schaute zur Seite. Er schien über etwas nachzudenken. »Was ich Ihnen jetzt sage, werde ich natürlich abstreiten. Als ich erfuhr, dass Sie den Tod Prosperis untersuchen würden, habe ich noch vor Ihrer Ankunft die Schwesternagentur angerufen. Es war nur logisch, dort als Erstes nachzufragen.«

»Und?«

»Die Ersatzschwester, die in jener Nacht bei Prosperi war, ist verschwunden.«

Sie spürte ein Ziehen im Magen. *Das wäre auch zu einfach gewesen,* dachte sie.

»Wie ist die Agentur zu der Schwester gekommen?«

»Sie hat sich mit exzellenten Zeugnissen beworben. Alle echt. Außerdem sagte sie, dass sie hier in der Nähe wohnt, bloß ein paar Minuten entfernt, und wenn sie was in der Gegend hätten, sollten sie anrufen. Sie hatte drei verschiedene Jobs, alle hier im Viertel. Tadellose Beurteilungen. Und dann ist die reguläre Nachtschwester bei Prosperi krank geworden, und sie ist eingesprungen.«

»Und die Agentur weiß nicht, wie man sie erreichen kann?«

»Wie gesagt, sie ist verschwunden.«

»Und der Lohn? An welche Bank ist der gegangen?«

»Sie hat sich den Lohn bar auszahlen lassen. Nichts Besonderes hierzulande. Ihre Adresse war falsch. Bei näherer Betrachtung hat sich alles an ihr als falsch erwiesen. Hat den Anschein, als sei sie nur für diesen Auftritt erschaffen worden. Wie im Theater. Und als der Job erledigt war, hat man Schauspielerin und Bühne wieder verschwinden lassen.«

»Da waren anscheinend Profis am Werk. Ich würde gern mit der Agentur sprechen.«

»Die können Ihnen auch nicht mehr sagen. Und ich kann Ihnen auch nicht mehr helfen. Ich habe sowieso schon viel zu viel geplaudert. In diesem Land sind allzu neugierige Ausländer schon auf tausend verschiedene Arten umgebracht worden. Besonders wenn einflussreiche Leute die Finger im Spiel haben. Sie müssen verschwinden. Sofort.«

Sie spürte, dass er es ernst meinte. Das war nicht nur eine Drohung. Dabei kannte sie keinen Menschen, der sturer war als sie selbst. Und sie hasste es aufzugeben. *Aber manchmal muss man einfach weitermachen. Manchmal ist das Einzige, was zählt, einfach nur am Leben zu bleiben.*

Zürich

Als Ben Hartman und Matthias Deschner die Löwenstraße hinuntergingen, begann es zu nieseln. Der Himmel war stahlgrau. Die Linden zu beiden Seiten der Straße rauschten im Wind. Eine Kirchturmuhr schlug neun Uhr. Die Glockenschläge klangen wie eine Melodie. In der Mitte der Straße fuhr die Tram - die Sechser, die Dreizehner, dann die Elfer. Bei jedem Halt war ein metallisches Kreischen zu hören. Jede Menge FedEx-Lieferwagen waren unterwegs. Zürich war eine Weltkapitale des Bankwesens. Und das Bankwesen war ein zeitempfindliches

Geschäft. Mit Regenschirmen bewehrte Bankangestellte eilten ihren Schreibtischen entgegen. Ein paar japanische Mädchen steckten kichernd die Köpfe zusammen. Die unlackierten Holzbänke, die unter den Linden standen, waren verwaist.

Der Nieselregen hörte auf, setzte aber schon wenige Minuten später wieder ein. Sie überquerten in einem Pulk Fußgänger den Zebrastreifen an der Kreuzung Löwen- und Lagerstraße. Das leer stehende Gebäude mit dem Schriftzug *Société de Banque Suisse* wurde gerade saniert.

Zwei Italiener mit modischen Dreitagebärten und identischen schwarzen Lederjacken gingen an ihnen vorbei. Beide rauchten. In einer Wolke Shalimar schwebte eine elegante Dame vorüber.

Eine Querstraße weiter blieb Deschner, der über einem hässlichen karierten Sakko einen ausgebeulten schwarzen Regenmantel trug, vor einem weißen Gebäude stehen. Es sah aus wie ein Wohnhaus. Ein kleines Messingschild mit eleganten eingravierten Buchstaben wies es als Handelsbank Schweiz AG aus.

Direkt gegenüber saß ein Mann in einem Straßencafe unter einem Coca-Cola-Sonnenschirm. Er hatte die schlanke Figur eines Halbwüchsigen, trug khakifarbene Cargo-Hosen und ein T-Shirt mit der Aufschrift Mc Solaar. Auf dem Tisch stand eine Flasche Orangina und lag ein Tagesrucksack aus blauem Nylon. Lustlos blätterte er in einem Musikmagazin und sprach dabei in sein Handy. Hin und wieder hob er den Blick und schaute hinüber zum Eingang der Bank.

Summend glitten die Flügel der Glastür auseinander. Die Tür schloss sich wieder, und für einen Augenblick standen sie eingeklemmt zwischen zwei schweren Glastüren. Dann öffnete sich auch die zweite Tür.

Die Lobby der Handelsbank erwies sich als ein großer, mit Marmor ausgelegter Raum, der bis auf einen glänzenden schwarzen Schreibtisch an der hinteren Wand völlig leer war.

Hinter dem Schreibtisch saß eine Frau, die leise in das Kopfmikro eines drahtlosen Telefon-Headsets sprach. Als Ben und Deschner eintraten, hob sie den Kopf.

»Guten Morgen«, sagte sie. »Kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Guten Morgen. Wir haben einen Termin bei Dr. Suchet.«

»Einen Moment, bitte.« Sie sprach leise in das Kopfmikro. »Er kommt sofort herunter.«

»Bernard Suchet wird Ihnen gefallen«, sagte Deschner. »Anständiger Kerl, Bankier der alten Schule. Keiner von diesen hektischen Jungfüchsen, von denen Zürich inzwischen nur so wimmelt.«

Im Moment, dachte Ben, *wäre mir auch Charles Manson recht.*

Ein einzelner dezenter Klingelton, die Stahltür des Lifts glitt zur Seite, und ein großer Mann trat leicht gebückt auf sie zu. Er schüttelte erst Deschner, dann Ben die Hand. »Freut mich, dich zu sehen, Matthias«, sagte er und wandte sich dann an Ben. »Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mr. Hartman.«

Sie fuhren mit dem Lift nach oben. Vom Kabinendach blickte diskret ein kleines Kameraauge auf sie herab. Suchet hatte ein freundliches Gesicht. Er trug eine dicke rechteckige Brille, hatte ein Doppelkinn und einen gewaltigen Bauch. Das Einstecktuch, das aus der Brusttasche seiner Tweedjacke schaute, passte farblich zur Krawatte. Tweedjacke, dachte Ben, nicht gerade die übliche Garderobe für einen Bankier. Wahrscheinlich hatte er solch profane Dinge wie Kleiderordnungen schon hinter sich gelassen.

Ben warf ihm ab und zu einen prüfenden Blick zu, konnte aber keinerlei Anzeichen von Misstrauen feststellen. *Business as usual.*

Die Lifttür öffnete sich, und sie traten in einen Warteraum, der mit hochflorigem grauem Teppichboden ausgelegt war. Das

Mobiliar bestand aus echten Antiquitäten, keine Reproduktionen.

Sie schritten durch den Raum zu einer Tür, wo Suchet die Chipkarte, die er an einer Kette um den Hals trug, in ein elektronisches Lesegerät steckte.

Noch ein paar Schritte durch einen kurzen Gang, und sie standen in Suchets geräumigem, lichtdurchflutetem Büro. Der einzige Gegenstand auf seinem Glasschreibtisch war ein Computer. Er setzte sich hinter den Schreibtisch, Ben und Deschner nahmen davor Platz. Nur Sekunden später kam eine Frau mittleren Alters herein und stellte vor den Besuchern ein Silbertablett mit zwei Espressos und zwei Gläsern Wasser auf den Tisch. Dann betrat ein junger Mann den Raum und reichte Suchet einen Aktenordner.

Suchet klappte ihn auf. »Ich muss Sie das natürlich fragen: Sind Sie Benjamin Hartman?« Suchet hob den Blick von dem Schriftstück und schaute Ben an.

Ben nickte. Er spürte ein Ziehen im Magen.

»Uns liegt eine Nebenurkunde vor, die bestätigt, dass Sie der alleinige Erbe des Nießbrauchberechtigten dieses Kontos sind. Und Sie bestätigen das ebenfalls. Korrekt?«

»Korrekt.«

»Rechtlich gesehen, ist damit der Nachweis geführt. Der Augenschein - nun ja, es ist nicht zu übersehen, dass Sie Peter Hartmans Zwillingsbruder sind.« Er lächelte. »Womit, Mr. Hartman, kann ich Ihnen also dienen?«

Die Schließfächer der Handelsbank befanden sich im Keller. Leuchtstoffröhren hingen an niedrigen Decken und beleuchteten einen Bereich, der bei weitem nicht so elegant und modern war wie oben. Sie gingen durch einen schmalen Korridor. Hinter den nummerierten Türen verbargen sich wahrscheinlich Stahlkammern. Die Innenseiten der größeren Nischen, die von dem Gang abzweigten, schienen mit Messingplatten verkleidet

zu sein. Als sie näher kamen, sah Ben, dass in die Wände verschieden große Schließfächer eingelassen waren.

Vor der Nische mit der Nummer 18 C blieb Suchet stehen und gab Ben einen Schlüssel. »Ich nehme an, Sie möchten ungestört sein«, sagte er. »Herr Deschner und ich, wir werden uns zurückziehen. Wenn Sie fertig sind, geben Sie mir Bescheid.« Er zeigte auf das weiße Telefon, das auf dem Stahltisch in der Mitte des Raumes stand.

Ben ließ *den* Blick über die Schließfachreihen gleiten. Und was jetzt? Sollte das eine Art Test werden? Oder nahm Suchet ganz selbstverständlich an, dass Ben die Nummer des Schließfaches kannte? Ben schaute Deschner an, der sein Unbehagen zu spüren schien, aber seltsamerweise nichts sagte. Dann betrachtete Ben den Schlüssel und sah die eingeprägte Nummer. *Idiot! Natürlich. Wo sonst?*

»Danke«, sagte er. »Ich bin so weit.«

Die beiden Schweizer verließen plaudernd den Keller. Ben bemerkte eine Überwachungskamera, die an der Wand direkt unterhalb der Decke montiert war. Das rote Lämpchen leuchtete.

Nummer 322 war ein kleines Schließfach, das sich etwa auf Augenhöhe befand. Er steckte den Schlüssel ins Schloss und drehte ihn.

Sein Puls ging schneller. Was in dem Schließfach war so wertvoll und gefährlich, dass es Peter das Leben gekostet hatte?

In dem Fach lag ein Umschlag aus steifem Wachspapier. Er nahm ihn heraus. Seinem Gefühl nach war er leer.

Hastig öffnete er den Umschlag und zog den Inhalt heraus. Es war kein Dokument. Es war eine etwa dreizehn mal achtzehn Zentimeter große Fotografie.

Ben stockte der Atem.

Das Foto zeigte eine Gruppe Männer. Einige trugen Naziuniformen, die anderen elegante Anzüge und Mäntel in der

Mode der Vierzigerjahre. Ein paar erkannte Ben sofort. Giovanni Vignelli, den mächtigen italienischen Industriellen und Automobilmagnaten aus Turin, dessen gewaltige Industrieanlagen das italienische Militär mit Dieselmotoren, Eisenbahnwaggons und Flugzeugen versorgt hatten; den fremdenfeindlichen Holländer Sir Han Detwiler, Chef der Royal Dutch Petroleum; und den legendären Gründer der ersten und größten amerikanischen Fluggesellschaft. Manchen Gesichtern konnte er zwar keine Namen zuordnen, aber er kannte sie aus Geschichtsbüchern. Einige der Männer trugen Schnauzbärte, auch der attraktive dunkelhaarige junge Mann, der neben einer Nazigröße stand, die mit blassen Augen arrogant in die Kamera blickte und die Ben vage bekannt vorkam.

Bitte nicht.

Den Nazi, dessen Gesicht er schon mal irgendwo gesehen hatte konnte er nicht identifizieren. Den attraktiven jungen Mann schon. Es war sein Vater.

Max Hartmann.

Die unten mit Schreibmaschine auf den weißen Rand getippte Bildunterschrift lautete: ZÜRICH 1945. SIGMA AG.

Er steckte das Foto wieder in den Umschlag und schob diesen in die Brusttasche seiner Anzugjacke.

Es gab jetzt keinen Zweifel mehr, dass sein Vater ihn angelogen hatte, dass sein gesamtes Erwachsenenleben auf einer Lüge beruht hatte. Ben war wie betäubt. Plötzlich hörte er wie von weit her eine Stimme.

»Mr. Hartman! Mr. Benjamin Hartman. Es liegt ein Haftbefehl gegen Sie vor. Wir müssen Sie bitten, das Haus nicht zu verlassen.«

O Gott.

Es war die Stimme von Bernard Suchet. Er musste die örtliche Polizei gerufen haben. Schmids frostig untertreibenden Worte

fielen ihm ein: *Sollte ich Sie noch einmal hier antreffen, könnte das unangenehm für Sie werden.*

Neben Suchet standen Deschner und zwei Wachmänner mit gezogenen Revolvern.

»Die Kantonspolizei hat uns darüber informiert, Mr. Hartman, dass Sie sich illegal im Land aufhalten. Sie machen sich demnach eines strafbaren Vergehens schuldig«, sagte der Bankier. Deschners Gesichtausdruck war völlig neutral.

»Wovon reden Sie überhaupt?«, fragte Ben und spielte den Entrüsteten. *Hatten sie gesehen, dass er das Foto eingesteckt hatte?*

»Wir werden Sie so lange festhalten, bis die Polizei eintrifft.«

Ben schaute ihn fassungslos an.

»Sie haben gegen Schweizer Gesetze verstoßen«, fuhr Suchet laut fort. »Sie werden dieses Gebäude nur in der Obhut der Polizei verlassen.«

Deschner stand stumm daneben. War das Angst, was Ben in seinen Augen sah? Warum sagte er nichts?

»Begleiten Sie Mr. Hartman zu Stahlkammer Nummer 4«, sagte Suchet zu den beiden Wachmännern. »Sie stehen hiermit offiziell unter Arrest, Mr. Hartman.«

Die Wachen machten mit gezückten Waffen einen Schritt auf ihn zu.

Ben ging mit den beiden Wachen im Rücken den Korridor hinunter. Als er an Deschner vorbeiging, zuckte dieser kaum merklich mit den Schultern.

Was hatte Peter gesagt? *Denen gehört praktisch die halbe Polizei.* Und Schmid? *Die Einwanderungsbehörde kann Sie für ein Jahr in Gewahrsam nehmen, bevor ein Richter sich den Fall überhaupt anschaut.*

Er durfte auf keinen Fall ins Gefängnis wandern. Was ihn wahnsinnig machte, war nicht die Möglichkeit, eingesperrt oder

getötet zu werden. Es war die Tatsache, dass es in beiden Fällen das Ende seiner Nachforschungen bedeutet hätte. Peters Anstrengungen wären umsonst gewesen. Die Organisation hätte gesiegt.

Das durfte er einfach nicht zulassen. Um keinen Preis.

Wenn ein Bankkunde besonders wertvolle Objekte wie Gold, Edelsteine oder Inhaberobligationen aus seinem Schließfach holte, zum Beispiel um offiziell ihren Wert feststellen zu lassen, dann ließ er sie in die Stahlkammern bringen. Die Stahlkammern verfügten über verstärkte Stahltüren und wurden von einer hauseigenen Überwachungsanlage gesichert. An der Tür von Kammer 4 hielt einer der Wachen eine Karte mit einem Strichcode vor ein blinkendes rotes Licht; als die Tür aufsprang, bedeutete er Ben mit einer Handbewegung, als Erster hineinzugehen. Die beiden Wachen betraten nach ihm den Raum. Dann hörte er dreimal ein metallisches Klicken, und die Tür war verschlossen.

Ben schaute sich um. Jede Ecke war hell ausgeleuchtet. Es war kaum möglich, hier auch nur einen einzigen Edelstein zu verlieren oder zu verstecken. Der Boden war mit dunkel glänzenden Schieferplatten belegt. Die spärliche Einrichtung bestand aus einem langen, makellos sauberen Plexiglastisch und sechs grauen Metallklappstühlen.

Einer der Wächter - der stämmige Übergewichtige, dessen rotes, schwabbeliges Gesicht auf eine konsequente Bier-und-Schweinebraten-Diät schließen ließ - bedeutete Ben mit einer Handbewegung, sich auf einen der Stühle zu setzen. Ben setzte sich widerwillig. Die beiden Männer steckten ihre Revolver in die Halfter. Ben zweifelte keine Sekunde daran, dass sie, ohne zu zögern, grob werden würden, sollte er nicht kooperieren.

»Dann warten wir mal«, sagte der zweite Wachmann, der hellbraunes, kurz geschorenes Haar hatte. Er war schlanker als sein Kollege und wahrscheinlich wesentlich beweglicher.

Sicherlich auch im Kopf.

Ben wandte sich ihm zu. »Wieviel verdient man hier? Ich bin ein reicher Mann, ich könnte Ihnen beiden zu einem sorglosen Leben verhelfen. Sie tun mir einen Gefallen, und ich Ihnen.« Ben machte sich erst gar nicht die Mühe, seine nackte Verzweiflung zu verbergen; entweder sprangen sie darauf an oder nicht.

Der Schlanke schnaubte verächtlich und schüttelte den Kopf. »Warum reden Sie nicht lauter? Die Mikrofone wollen auch was hören.«

Warum sollten sie ihm glauben? Hier in dem Loch konnte er ihnen nicht beweisen, dass er es ernst meinte. Dennoch war ihre amüsierte Geringschätzung ein gutes Zeichen. Je mehr sie ihn unterschätzten, desto besser. Ben stand auf, fing an zu stöhnen und umklammerte seinen Bauch.

»Setzen Sie sich wieder hin!«, schnauzte einer der Männer.

»Klaustrophobie«, keuchte Ben. »In kleinen geschlossenen Räumen krieg ich immer Platzangst. Ich kann nicht mehr atmen.« Bens Stimme klang schrill. Er schien kurz vor einem hysterischen Anfall zu stehen.

Die Wachmänner schauten sich an und lachten dann höhnisch. Für wie dumm hielt er sie eigentlich, dass er glaubte, sie fielen auf einen derart offensichtlichen Bluff herein?

»Bitte, ich muss hier raus, sonst dreh ich durch.« Ben keuchte immer schneller. »Mein Magen! Lassen Sie mich aufs Klo. Sofort.« Und jetzt setzte er den durchgeknallten, überkandidelten Amerikaner obendrauf. »O Gott, der Stress. Ich brauch meine Pillen. Oder ein Valium, irgendein Beruhigungsmittel. *Bitte!«* inzwischen fuchtelte er wild mit den Armen herum und riss die Augen auf, als litte er Todesängste.

Mit halb belustigtem, halb verächtlichem Gesichtsausdruck betrachtete der Schlanke seine Vorstellung. »Da müssen Sie sich noch etwas gedulden. Im Gefängniskrankenhaus gibt's dann

sicher Medizin.«

Mit den verzerrten Zügen eines Wahnsinnigen tappte Ben im Raum umher, wobei er hin und wieder aus den Augenwinkeln einen Blick auf die Pistole und das Gesicht des Schlanken warf. Er stand jetzt direkt vor ihm. »Bitte, verstehen Sie doch! Ich brauche unbedingt ein Beruhigungsmittel. Bitte!« Plötzlich schoss seine rechte Hand vor und riss den kurzläufigen Revolver aus dem Halfter. Dann trat er blitzschnell zwei Schritte zurück. Ende der Vorstellung.

»Hände hoch! Los, hoch damit«, sagte er zu dem Dicken. »Oder wollen Sie sterben?«

Die beiden Wachmänner schauten sich an.

»Einer von Ihnen führt mich jetzt hier raus. Oder Sie gehen beide drauf. Ist doch ein faires Angebot, oder?«

Die beiden berieten sich kurz auf Schweizerdeutsch, bevor der Schlanke antwortete: »Sie schießen nicht. Das wäre äußerst dumm von Ihnen. Es würde Sie für den Rest des Lebens hinter Gitter bringen. Außerdem bezweifle ich, dass Sie mit der Waffe überhaupt umgehen können.«

Der Tonfall passte Ben ganz und gar nicht. Vorsichtig und etwas nervös, aber von Entsetzen keine Spur. Der Mann behielt die Nerven. Vielleicht hatte Ben mit seiner Vorstellung etwas übertrieben, und jetzt nahmen sie ihn überhaupt nicht mehr ernst. Unschlüssig behielten sie ihn im Auge. Plötzlich wusste er, was zu tun war. »Sie glauben also, dass ich das Ding nicht benutze?«, sagte Ben betont gelangweilt, wobei ihn seine funkenden Augen Lügen straften. »Am Bahnhofplatz haben schon fünf dran glauben müssen. Zwei mehr oder weniger spielen da auch keine Rolle.«

Die beiden Männer erstarrten schlagartig. Von einer Sekunde auf die andere war ihnen die gönnerhafte Attitüde vergangen. »Das Monster vom Bahnhofplatz?«, krächzte der Dicke. Die Angst stand ihm ins blasse Gesicht geschrieben. Der rötliche

Glanz hatte sich verflüchtigt.

»Sie!«, schnauzte Ben den Dicken an. »Sie führen mich jetzt hier raus!« Sekunden später hatte der Wachmann mit seiner Strichcode-Karte die Tür geöffnet. »Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, dann rühren Sie sich nicht vom Fleck!«, rief er dem Schlanken zu, bevor sie den Raum verließen. Mit gedämpftem Klicken rasteten die drei Bolzen ein. Die Tür war wieder verschlossen.

Mit hinter dem Kopf verschränkten Händen stolperte der Wachmann vor Ben durch den Korridor. Ben konnte nur hoffen, dass die Überwachungskameras nur aufzeichneten und nicht auf Monitore übertrugen, vor denen ein Sicherheitsmann saß.

»Wie heißen Sie?«, fragte Ben.

»Lämmel«, brummte der Mann. »Christoph Lämmel.« Er erreichte das Ende des Gangs und wollte nach rechts gehen.

»Halt«, sagte Ben leise. »Nicht zum Aufzug, Sie Idiot! Für wie blöd halten Sie mich? Über die Treppe zum Hintereingang.«

Lämmel blieb kurz stehen, und Ben drückte ihm den kalten Stahl des Revolverlaufs hinter eines seiner speckigen Ohren. Dann stieg der Wachmann langsam die Stahltreppe ins Erdgeschoss hinauf.

Seine schweren Schuhe klapperten auf den Eisenstufen.

»Leise, verdammt«, zischte Ben. »Sonst werde ich mal laut.« Er drückte ihm wieder den Lauf in den Nacken. »Und zwar so, dass es das Letzte ist, was Sie zu hören kriegen.«

»Sie haben keine Chance«, sagte Lämmel mit ängstlicher Stimme. »Nicht die geringste Chance.«

Sie stiegen die letzten Stufen hinauf, und der Wachmann zeigte zur Tür, die auf eine schmale Gasse hinter der Bank führte. Ben drückte die Klinke, die Tür war offen. »Hier geht unser kleiner gemeinsamer Ausflug zu Ende«, sagte er.

»Glauben Sie etwa, dass Sie außerhalb des Gebäudes sicherer

sind?«, fragte Lämmel höhnisch.

Ben öffnete die Tür und steckte den Kopf hinaus. Die kühle Luft auf dem erhitzten Gesicht tat gut. »Mit der Polizei werde ich schon fertig, keine Angst«, sagte er.

»Mit der Polizei?«, sagte Lämmel. »Die hab ich nicht gemeint.« Er spuckte aus.

Ben spürte plötzlich wieder dieses schmerzhafte Ziehen im Magen. »Wovon reden Sie überhaupt?«, blaffte er, nahm den Revolver in beide Hände und drückte Lämmel die Mündung zwischen die Augen. »Los, raus mit der Sprache! Was meinen Sie damit?«

Plötzlich zerriss ein Knall die Stille, und Lämmel hustete Ben einen warmen, blutigen Sprühregen ins Gesicht. Einen Kugel hatte Lämmels Hals zerfetzt. Hatte er selbst versehentlich den Abzug gedrückt? Ein zweiter Schuss beantwortete die Frage. Jemand schoss auf ihn.

O Gott! Nicht schon wieder!

Während Lämmel vornüber kippte, sprang Ben hinaus in die feuchtkalte Gasse. Er hörte einen Knall wie von einer Spielzeugpistole, dann ein klickendes metallisches Geräusch. An dem Müllcontainer links von ihm war ein winziges Stückchen Farbe abgeplatzt. Der Schütze musste rechts von ihm stehen.

Er spürte einen kurzen, heißen Schmerz in der Schulter und hechtete hinter den Container. Hier war er zumindest vorübergehend sicher. Etwas Kleines, Dunkles bewegte sich - eine flüchtende Ratte. Hinter ihm erhob sich eine etwa schulterhohe Zementmauer, die den Hofparkplatz der Bank von dem des Nachbargebäudes trennte. Ben schob den Revolver hinten in den Gürtel und zog sich über die Mauer auf die andere Seite. Von hier war es nur noch ein kurzes Stück bis zur Usteristraße. Er zog den Revolver und rannte schießend los, wobei er die Waffe von links nach rechts schwenkte und so das

gesamte vor ihm liegende Terrain unter Feuer hielt. Potenzielle Gegner mussten zwangsläufig in Deckung gehen. Jede Sekunde war wichtig, überlebenswichtig. Das von hinten kommende Feuer brauchte ihn nicht zu kümmern. Die Mauer wehrte die Kugeln ab.

Er sprintete die Gasse hinunter, Richtung Usteristraße. »Lauf, als ob es um dein Leben ginge!«, hatte ihm sein Leichtathletiktrainer vor Wettkämpfen immer gesagt. Jetzt tat er es.

Was, wenn wirklich mehr als ein Mann hinter ihm her war? Andererseits konnte er nicht glauben, dass sie ihm so schnell ein ganzes Team auf den Hals hetzen konnten. In Bens Kopf herrschte Chaos. *Konzentrier dich, verdammt!*

Als ihm ein fauliger Geruch in die Nase stieg, hatte er eine Idee. Der Gestank wehte von der Sihl herüber, einem reizlosen schmalen Flüsschen, das an der Platzpromenade von der Limmat abzweigte. Ben überquerte die Gessnerallee, so mit seiner Idee bechäftigt, dass er fast von einem Taxi überfahren wurde. Der vollbärtige Fahrer stieg auf die Bremse, hupte wie wild und schrie ihm ein paar Flüche hinterher.

Gleich darauf stand er am Ufer der Sihl, einer schräg abfallenden Böschung aus schwarzen Steinblöcken, und entdeckte schnell, was er gesucht hatte: ein kleines Motorboot, wie es auf der Sihl viele gab. In dem Boot saß ein fetter Mann mit Sonnenbrille, der Bier in sich hineinkippte. Er steckte in einer Schwimmweste, die ihn noch unförmiger aussehen ließ, als er ohnehin schon war, und hielt eine Angelrute in der Hand, die er aber noch nicht ausgeworfen hatte. Die Strömung würde das Boot bis in den Sihlwald treiben, einem zehn Kilometer südlich von Zürich gelegenen Naturschutzgebiet, wo die Sihl flacher wurde und sich in zahlreiche kleinere Flussläufe aufteilte. Das Gebiet war ein beliebtes Ausflugsziel der Stadtbewohner.

Der fette Mann wickelte ein Wurstbrot aus und warf die Plastikfolie ins Wasser. Ein für Schweizer Verhältnisse bemerkenswerter Akt der Umweltverschmutzung. Ben sprang voll bekleidet ins Wasser und kraulte kraftvoll auf das Boot zu, wobei die schnell voll gesogene Kleidung ihn stark behinderte.

Die Sihl trug die Eiseskälte des Gletschers, wo der Fluss entsprang, hinunter ins Tal. Obwohl er mit aller Kraft gegen die träge Strömung anschwamm, spürte er, wie sein Körper langsam taub wurde.

Der Mann im Boot verschlang gierig sein Brot und nahm zwischen den Bissen immer wieder einen kräftigen Schluck Kronenberg. Er merkte nichts, bis das Boot plötzlich nach Lee kippte. Dann sah er am Bootsrand die vor Kälte blau angelaufenen Finger zweier Hände. Und dann den ganzen Mann, der sich hochhievte und von dessen teurem Anzug das Wasser in Sturzbächen ins Boot platschte.

Vor Schreck ließ der Mann sein Bier fallen. »Was soll das?«, schrie er. »Wer sind Sie?«

»Ich muss mir mal Ihr Boot ausleihen«, sagte Ben. Er klapperte mit den Zähnen vor Kälte.

»Runter vom Boot!« Der Mann packte die Angelrute und fuchtelte damit drohend vor Bens Nase herum.

»Wie Sie wollen«, sagte Ben, machte einen schnellen Schritt vorwärts und stieß den Dicken einfach über Bord. Wie eine Witzfigur aus einem Comic schaukelte der Mann auf dem Luftpolster seiner Schwimmweste davon. Entrüstet fluchte er vor sich hin.

»Sparen Sie sich Ihren Atem!«, rief Ben ihm hinterher und deutete auf die Zollbrücke. »Da vorne fährt die Tram ab. Die bringt Sie nach Hause.«

Dann drehte er sich um und riss an der Anlasserschnur des Außenbordmotors. Die Maschine stotterte erst und heulte dann auf. Ben gab Gas und folgte dem Fluss Richtung Süden. Ganz

bis nach Sihlwald zu fahren war nicht nötig. Bis zur Flussbiegung und dann noch einen Kilometer, das würde genügen. Er setzte sich auf den geriffelten Fiberglasboden des Bootes und lehnte sich so weit zurück, dass er gerade noch über den Bootsrand schauen konnte. Neben sich sah er den riesigen, tristen Kasten des Migros-Einkaufszentrums am Ufer der Sihl vorbeigleiten. Einerseits wusste Ben, dass er für einen Scharfschützen ein dankbares Ziel abgab, andererseits glaubte er nicht, dass seine Verfolger mit diesem Fluchtweg rechneten. Er befühlte in Brusthöhe seine Jacke und hörte das beruhigende Knistern des Wachsumschlags. Hoffentlich wasserdicht, dachte er. Wahrscheinlich. Aber jetzt war nicht die Zeit, das zu überprüfen.

Das Motorboot brachte ihn schnell bis zu den algenbewachsenen Steinsäulen der Stauffacherbrücke. Noch zweihundert Meter. Die charakteristischen Geräusche, die eine verkehrsreiche Straße ankündigten, wurden immer lauter. Das Brummen von Reifen auf glattem Asphalt, die in allen Tonlagen singenden Autohupen, das Heulen von Hunderten von Motoren. Die Geräusche verschmolzen zu einer wogenden Lärmwelle, die mal leiser, mal lauter brandete.

Ben steuerte das tuckernde Boot sanft auf die Steinplatten am leicht ansteigenden Ufer zu. Der Fiberglasrumpf schrappte noch kurz über die Platten und kam dann zur Ruhe. Ben sprang aus dem Boot und lief die Böschung hinauf zu einer Tankstelle, wo er den gemieteten Range Rover abgestellt hatte. Er war nur wenige Minuten von der Nationalstraße 3 entfernt, und gleich darauf war er in den schnell dahinfließenden Verkehr eingetaucht.

Erst jetzt, als er sich allmählich beruhigte, spürte Ben beim Spurwechsel einen leichten Stich in der linken Schulter. Als er mit der rechten Hand auf die Stelle drückte, spürte er den Schmerz stärker. Er zog die Hand zurück und betrachtete das kastanienbraune geronnene Blut an seinen Fingern.

*

Matthias Deschner saß auf demselben Stuhl, auf dem er schon eine Stunde zuvor gesessen hatte. Suchet stützte die Ellbogen auf seinen Schreibtisch, beugte sich vor und schaute Deschner mit angespanntem Gesichtsausdruck an.

»Sie hätten mich vorher warnen müssen«, sagte der Bankier ärgerlich. »Dann wäre er erst gar nicht an das Schließfach herangekommen«

»Ich hab's ja selbst nicht gewusst«, sagte Deschner. »Sie haben erst gestern Kontakt zu mir aufgenommen. Sie wollten wissen, ob ich den Mann bei mir versteckt halte. *Lächerlich!«*

»Herrgott, Sie kennen doch die Strafe bei Verstößen in solchen Dingen.« Vor Wut und Angst war Suchets Gesicht feuerrot geworden.

»Das haben sie sehr deutlich gemacht«, sagte Deschner ausdruckslos.

»Erst jetzt? Dann haben sie also erst jetzt von Ihrer Verbindung zu dieser Person erfahren?«

»Natürlich erst jetzt. Glauben Sie, ich hatte eine Ahnung davon, in was diese beiden Brüder ihre Nase gesteckt hatten? Nichts habe ich gewusst. Absolut nichts.«

»Diese Ausrede bietet nicht in jedem Fall Schutz vor einem germanischen Strick. Um es mal historisch auszudrücken.«

»Eine entfernte Verwandte hat mich um einen Gefallen gebeten«, protestierte Deschner. »Ich konnte doch unmöglich ahnen, was dahinter steckt.«

»Und Sie sind nicht mal auf die Idee gekommen nachzufragen?«

»Mitglieder unseres Standes, und da werden Sie mir sicher zustimmen, sind nicht gerade gehalten, zu viele Fragen zu stellen.«

»Sie haben uns beide in eine höchst gefährliche Lage gebracht«, schnauzte Suchet.

»Er war gerade ein paar Minuten in der Wohnung, da kam der Anruf. Ich habe sogar angenommen, man *wollte*, dass er an das Schließfach herankommt.«

Es klopfte an der Tür. Suchets Sekretärin trat ein und hielt eine kleine Videokassette in die Höhe. »Das ist gerade vom Sicherheitsdienst gekommen.«

»Danke, Inge«, sagte Suchet freundlich. »Packen Sie das Band in einen Umschlag. Es müsste jeden Augenblick ein Bote auftauchen, der es abholt.«

»In Ordnung«, sagte die Sekretärin und verließ den Raum so leise, wie sie gekommen war.

15. KAPITEL

Zürich

In einem achtstöckigen Gebäude in der Schaffhauserstraße, nicht weit entfernt von der Universität Zürich, saßen drei Männer in einem Raum, der voll gestopft war mit Hochleistungscomputern und hochauflösenden Monitoren. Das Studio war von einer Multimedia-Produktionsfirma gemietet worden, die für Unternehmen und speziell für Sicherheitsfirmen Videoaufnahmen kopierte, restaurierte und schnitt.

Einer der drei war ein weißhaariger, dürrer Mann in Hemdsärmeln, der wesentlich älter aussah, als es seinen sechsundvierzig Jahren entsprach. Er hatte gerade von dem Überwachungsband eine digitale Kopie gemacht, zog nun die Kassette aus dem digitalen Videorekorder und steckte sie in einen Quantel Sapphire Bildbearbeitungscomputer. Auf dem Monitor des ursprünglich in England für das britische Innenministerium und den MI-5 entwickelten Computer würde er sich jetzt ein paar vergrößerte Bildausschnitte anschauen.

Der weißhaarige Techniker, der stumm seine Arbeit erledigte, war im Innenministerium einer der Topspezialisten für die Bearbeitung von Videobändern gewesen, bevor ihn eine private Sicherheitsfirma aus London mit der Verdoppelung seines Gehalts weggelockt hatte. Die beiden anderen Männer im Studio hatten ihn über seine Londoner Firma für diesen schnellen Job in Zürich engagiert. Er hatte keine Ahnung, wer sie waren. Sie hatten ihm das Business-Class-Ticket von London nach Zürich gezahlt und würden ihm hinterher einen großzügigen Bonus aushändigen.

Im Augenblick saßen die beiden geheimnisvollen Männer etwas abseits und unterhielten sich. Wenn sie nicht holländisch

gesprochen hätten, was der Videoexperte leidlich verstand, hätten sie Geschäftsleute aus jedem x-beliebigen Land der Welt sein können.

Der Techniker saß an der gegenüberliegenden Wand des Raums und schaute auf den Monitor. An der Unterkante des Bildschirms stand CAMERA 2; daneben das Datum und die Uhrzeit, die im Sekundentakt ablief. »Okay, was soll ich jetzt für Sie tun?«, rief er seinen Auftraggebern zu. »Feststellen, ob der Typ hier auf dem Schirm mit einer Person auf einem Foto identisch ist, oder was?«

»Nein«, sagte der erste Mann. »Wir kennen den Kerl. Wir wollen wissen, was er da liest.«

»Hätte ich mir denken können«, brummte der Techniker. »Das Papier oder was er da in der Hand hat, liegt allerdings völlig im Schatten.«

»Wie ist die Bandqualität?«, fragte der zweite Mann.

»Nicht schlecht«, erwiderte der Techniker. »Zwei Bilder pro Sekunde. Standard. Gute Anlage. Erstklassige Technik, hochauflösende Kamera. Gott sei Dank - die meisten Banken benutzen ziemlichen Schrott. Die Kameraposition ist allerdings nicht gerade ideal, aber auch das ist Standard.«

»Dann können Sie das, was er da in der Hand hält, also näher ranholen?«, fragte der zweite Mann.

»Kein Problem. Die Software in dem Quantel-Computer hier kompensiert die Macken, die sonst bei digitaler Vergrößerung auftreten. Schwarze Flecken, Schatten etc. Das ist nicht das Problem. Das Problem ist, dass das Ding selbst im Schatten liegt.«

»Man hat uns gesagt, Sie seien der Beste«, erwiderte der erste Mann säuerlich. »Auf jeden Fall sind Sie der Teuerste.«

»Schon gut«, sagte der Techniker. »Sie haben ja Recht. Also gut, versuchen wir mal, den Kontrast zu verbessern.« Mit einem

Klick öffnete er eine Pull-Down-Menüleiste mit den Optionen ›Schärfe‹, ›Zoom‹, ›Farbe‹ und ›Kontrast‹. Mit der Plusminus-Taste hellte er den Schatten auf, und mit einer anderen Taste verbesserte er die Auflösung. Noch ein paar leichte Korrekturen mittels Kontrast- und Schärfetaste, dann war er so weit.

»Okay«, sagte er.

»Können Sie lesen, was auf dem Blatt steht?«, fragte der zweite Mann.

»Das ist kein Text, das ist ein Foto.«

»Ein Foto?«

»Ja Ein ziemlich altes. Eine Gruppenaufnahme. Männer in konservativen Anzügen. Sehen aus wie Geschäftsleute. Und ein paar deutsche Offiziere. Im Hintergrund Berge.«

»Können Sie die Gesichter erkennen?«

»Augenblick... So... Ah, da ist was.« Er zoomte auf ein Detail, bis es den ganzen Bildschirm ausfüllte. »›ZÜRICH 1945‹ steht da. Und ‚SIG' irgendwas.«

Der zweite Mann warf seinem Kollegen einen kurzen Blick zu. »Großer Gott.« Er machte einen Schritt auf den Computer zu.

»SIGMA AG«, sagte der Techniker. »Kann das sein?«

Der zweite Mann murmelte. »Er ist dran.«

»Ich hab's geahnt«, sagte der erste.

»Okay«, sagte der zweite Mann zu dem Techniker. »Ich brauche davon einen Ausdruck. Und ein Kopffoto von dem Kerl, so scharf wie möglich.«

»Fünfzig Kopien«, sagte der erste Mann und erhob sich von seinem Stuhl.

Der zweite Mann beugte sich zu dem ersten vor. »Gib die Nachricht raus«, sagte er leise. »Unsere Vorsichtsmaßnahmen haben sich leider als unzureichend erwiesen. Der Amerikaner ist

zu einer ernsten Bedrohung geworden.«

Washington, D. C.

Anna Navarro beugte sich in ihrem Stuhl vor. Alan Bartletts Büro war so makellos wie immer, sein Gesichtausdruck so undurchdringlich wie immer.

»Ich habe die Gelder, die auf Robert Mailhots Konto bei der Nova Scotia National Bank geflossen sind, zurückverfolgt bis zu einem Konto auf den Cayman Islands. Und da ist Endstation, fürchte ich«, sagte Anna. »Einer meiner Informanten dort hat mir mitgeteilt, dass es auf dem Konto erst kürzlich Bewegung gegeben hat - und zwar in Zusammenhang mit einem von Prosperis Konten. Das ist alles. Herauszufinden, wo das Geld landet, ist eine Sache. Herauszufinden, wer es überhaupt dort deponiert hat, eine ganz andere. Sollen wir die Sache über die offiziellen Stellen weiterverfolgen?«

»Kommt gar nicht infrage«, entgegnete Bartlett gereizt. »Das würde die Sicherheit der gesamten Operation gefährden. Das hieße, dass jeder, der ein Interesse daran hat, die Ermittlungen ohne Mühe sabotieren könnte. Und es könnte Menschenleben in Gefahr bringen. Nämlich das von weiteren potenziellen Zielpersonen.«

»Verstehe«, sagte Anna. »Aber ich möchte auch nicht, dass sich so etwas wie in Asunción wiederholt. Das eben ist das Risiko, wenn man die Angelegenheit inoffiziell in Angriff nimmt. Wer auch immer hinter diesem Komplott - mir fällt kein besseres Wort dafür ein - steckte, der hatte sehr weit reichende Kontakte.«

»Zugegeben, aber wenn wir die Angelegenheit auf A-II-Ebene hieven und offiziell um Zusammenarbeit einkommen, dann können wir gleich eine Anzeige in der *New York Times* aufgeben. Dann wissen die, denen unsere Nachforschungen gelten, sofort Bescheid. Wir können eben nicht ausschließen,

dass Mitglieder unserer Nachrichtendienste in dieser Sache für beide Seiten arbeiten.«

»A-II ist eine extrem vertrauliche Ebene. Ich glaube nicht, dass...«

»Sicher glauben Sie das nicht«, entgegnete er eisig. »Vielleicht habe ich mich geirrt. Vielleicht sind Sie ja wirklich ein bis ins Mark loyaler Staatsbeamter.«

Sie überging die Spitze. »Ich war an vielen internationalen Untersuchungen beteiligt, einschließlich Morduntersuchungen. Und alle sind ohne Aufhebens über die Bühne gegangen. Vor allem die, bei denen wir annehmen mussten, dass Regierungsangestellte darin verwickelt waren. Als in El Salvador dortige Regierungsbeamte an der Ermordung amerikanischer...«

»Wie Sie wissen, Agent Navarro, hat man mich aufs Genaueste über die Früchte Ihrer bisherigen Arbeit informiert«, erklärte Bartlett ungeduldig. »Sie sprechen von einer einzigen ausländischen Regierung. Ich spreche von einem halben Dutzend. Vielleicht sogar mehr. Das ist ein Unterschied.«

»Sie sagten, es hat in Oslo ein weiteres Opfer gegeben?«

»Ja, die Nachricht ist noch ganz frisch.«

»Dann soll sich das Büro des Justizministers auf höchster Ebene und vertraulich an das Büro des norwegischen Generalstaatsanwalts wenden und um absolute Geheimhaltung bitten.«

»Nein. Das Risiko einer direkten Anfrage bei den norwegischen Behörden ist viel zu groß.«

»Dann möchte ich die Liste. Nicht die mit den Leichen. Die mit den Namen der Sigma-Leute aus den Akten mit den Unbedenklichkeitsbescheinigungen. Die ›heiße‹ Liste.«

»Ausgeschlossen.«

»Verstehe - für mich reichen die Namen von Toten. Wenn das

so ist, möchte ich mit dem Fall nichts mehr zu tun haben.«

Er zögerte. »Lassen Sie die Spielchen, Miss Navarro. Sie sind mir zugeteilt worden.« Bartletts sorgfältig gepflegte Maske von Besorgnis und Edelmut war gefallen. Anna bekam jetzt einen kleinen Eindruck von der stählernen Härte, die einen Mann wie Bartlett an die Spitze einer der einflussreichsten Ermittlungsbehörden gebracht hatte. »Das liegt nicht in Ihrem Ermessen.«

»Ich könnte krank werden, wäre plötzlich nicht mehr in der Lage, meine Pflicht zu erfüllen. Dürfte nicht mehr mit dem Flugzeug reisen.«

»Das passt nicht zu Ihnen. Das würden Sie nie tun.«

»Nicht, wenn ich die Liste kriege.«

»Ausgeschlossen. Ich wiederhole mich. Diese Operation muss nach ganz bestimmten Regeln durchgeführt werden. Falls diese Regeln gelegentliche Einschränkungen zur Folge haben, haben Sie diese als Bestandteil Ihrer Nachforschungen hinzunehmen.«

»Also«, sagte sie. »Dreizehn alte Männer von Ihrer Sigma-Liste sind ums Leben gekommen. Man kann sagen, unter fragwürdigen Umstandene Drei leben noch. Ist das so weit richtig?«

»Nach allem, was wir wissen, ja.«

»Okay, lassen Sie mich es so ausdrücken: Wann immer einer von diesen Typen stirbt, kommen wir an die Leiche nur dann heran, wenn wir offiziell, egal auf welcher Ebene, mit der jeweiligen Regierung zusammenarbeiten. Richtig? Wenn wir uns aber an einen heranmachen könnten, *bevor* er umgebracht wird... Mir ist klar, dass meine Aufgabe darin besteht, die Fälle von Toten, nicht von Lebenden zu untersuchen. Aber wenn wir sie als potenzielle Zeugen betrachten und vierundzwanzig Stunden am Tag beschatten würden - diskret natürlich...«

Bartlett schaute sie an. Auf seinem Gesicht spiegelte sich ein

innerer Kampf. Dann stand er auf und ging zu einem Safe, der größer als er selbst war. Er öffnete die Tür, holte eine Aktenmappe heraus und reichte ihr ein Blatt mit drei verschiedenen Stempeln, die besagten, dass betreffendes Papier erstens höchster Geheimhaltung unterlag, zweitens keinem ausländischen Staatsbürger und drittens ausschließlich fest angestellten Regierungsmitarbeitern überlassen werden durfte.
»Die Liste«, sagte Bartlett leise.

Sie überflog schnell die Namen und Zahlen. Decknamen, echte Namen, Namen noch lebender Verwandter, Aktenzeichen. Drei Männer lebten noch. Herkunftsländer: Portugal, Italien, Schweiz.

»Keine Adressen?«, fragte sie.

»Nur alte. Wir konnten auf normalem Wege keine aktuellen ermitteln. Alle drei haben im vergangenen Jahr den Wohnsitz gewechselt.«

»Im vergangenen *Jahr?* Die können überall auf der Welt sein.«

»Die Möglichkeit besteht. Die Wahrscheinlichkeit spricht aber eher dafür, dass sie sich noch im gleichen Land und sogar in der gleichen Gegend aufhalten. Ab einem gewissen Alter neigt der Mensch dazu, sich eine Art festen Lebensmittelpunkt zu suchen. Sich vollständig zu entwurzeln, fällt alten Menschen sehr schwer. Selbst bei Gefährdung der eigenen Sicherheit gehen sie nicht über ein bestimmtes Maß an persönlicher Veränderung hinaus. Was natürlich nicht heißt, dass sie gleich Nachsendeanträge stellen. Offenbar leben sie sehr zurückgezogen.«

»Sie verstecken sich«, sagte Anna. »Sie haben Angst.«

»Anscheinend haben sie auch allen Grund dazu.«

»Seltsame Altherren-Liga. Als hätten ein paar steinalte Rentner noch ein paar offene Rechnungen zu begleichen. Wie kann etwas, das älter als die CIA ist, heute noch solche Kräfte

freisetzen?«

Bartlett verrenkte den Hals und betrachtete die mit Samt ausgeschlagene Vitrine. Dann drehte er sich wieder um. »Bestimmte Dinge werden mit dem Alter mächtiger. Und natürlich wäre es ein schwerer Fehler, würde man Größe mit Einfluss verwechseln. Die CIA ist heute eine ausufernde schwergewichtige Regierungsinstitution mit zahllosen bürokratischen Ebenen. Am Anfang konzentrierte sich die wahre Macht da, wo sich persönliche Seilschaften bildeten. Das galt für Bill Donovan, den Gründer der OSS, und erst recht für Allen Dulles. Bekannt geworden ist Dulles für die Rolle, die er bei der Gründung der CIA spielte, aber das war nicht seine eindrucksvollste Leistung. Für ihn selbst war nur eins wichtig - der Kampf gegen die revolutionäre Linke.«

»Der ›Gentleman-Spion‹. War das nicht sein Spitzname?«

»Der Gentleman in Dulles war mindestens genauso gefährlich wie der Spion in ihm. Er war nie gefährlicher als zu seiner Zeit als Privatmann. Damals, als er mit seinem Bruder Foster die Abteilung für internationale Finanzgeschäfte bei Adler&Cooper leitete.«

»Die Anwaltskanzlei? Was haben die gemacht? Kunden doppelt abgezockt?«

Bartlett bedachte sie mit einem mitleidigen Lächeln. »Nur Amateure unterschätzen den Einfluss und die Bandbreite privater Interessen. Adler&Cooper war mehr als nur eine Kanzlei in der obersten Spielklasse. Sie hatte weitreichenden internationalen Einfluss. Dulles reiste in der Weltgeschichte herum und warf eine Art Spinnennetz über Europa aus. In allen größeren Städten rekrutierte er Verbündete. Unter den Alliierten, den Achsenmächten *und* den Neutralen.«

»Verbündete?«, fragte Anna. »Wie meinen Sie das?«

»Persönlichkeiten in höchsten Stellen, auf die Allen Dulles jederzeit zuverlässig zurückgreifen konnte. Kontaktmänner,

Freunde, wertvolle Mitarbeiter. Diese Leute dienten ihm als Informationsquellen und Ratgeber, aber auch als Makler, die Einfluss nehmen konnten. Dulles wusste immer, wie man sich den Egoismus der Menschen zunutze machte. Er brachte eine immense Zahl von Geschäften zwischen Regierungen und multinationalen Firmen auf den Weg. Und deshalb war der Kontakt zu ihm von unschätzbarem Wert. Wenn man Geschäftsmann war, konnte er einen großen Regierungsauftrag in eine entsprechende Richtung bugsieren. Wenn man Regierungsbeamter war, konnte er mit der winzigen, aber entscheidenden Information dienen, die dich die Karriereleiter nach oben fallen ließ. Geld und Informationen - Dulles wusste, dass man das eine gegen das andere bestens eintauschen konnte. Wie zwei Währungen, deren Wechselkurse natürlich ständigen Schwankungen unterworfen waren. Dulles' Rolle als Mittelsmann und Zwischenhändler basierte natürlich darauf, dass er immer ein bisschen mehr wusste als jeder andere.«

»Wie hat das funktioniert?«

»Sagt Ihnen der Name ›Bank for International Settlement of Basel‹ etwas?«

»Nein.«

»Das war im Wesentlichen ein Buchhalterbüro, das Geschäftsleute aus den Kriegsteilnehmerländern benutzen konnten, um sich über ihre Gewinnanteile zu verständigen. Eine für Geschäftsleute sehr nützliche Einrichtung. Denn das Geschäftsleben kam ja nicht zum Erliegen, nur weil die Kanonen das Feuer eröffneten. Allerdings beeinträchtigten die Feindseligkeiten die Geschäfte der multinationalen Firmen und Allianzen. Deren Aktivitäten wurden auf vielfältige Art und Weise behindert. Dulles knobelte nun Mittel und Wege aus, um diese Hindernisse zu umgehen.«

»Kein charmantes Bild, das Sie da zeichnen.«

»Das ist die Realität. Dulles glaubte an die Notwendigkeit

dieses ›Netzwerks‹. Und das ist der Schlüssel, um zu verstehen, was er für die Mission seines Lebens hielt. Ein Netzwerk ist eine Ansammlung von Individuen mit einer komplexen Struktur. Es übt einen wesentlich größeren Einfluss aus als die Summe seiner Einzelteile. Wirklich faszinierend, wenn man sich näher damit befasst. Meine Rede seit jeher: Man landet immer beim krummen Holz, aus dem der Mensch gemacht ist.«

Anna hob eine Augenbraue. »Hört sich ein bisschen beängstigend an.«

An Bartletts Schläfe pulsierte eine Ader. »Es ist tatsächlich ein bisschen beängstigend, vielleicht sogar mehr als ein bisschen. Das Wesen dieser Netzwerke ist nämlich, dass sie für alle, die nicht dazugehören, unsichtbar sind. Sogar für manche, die dazugehören. Und sie neigen dazu, die Individuen, die sie ins Leben gerufen haben, zu überleben. Sie beginnen sozusagen ein Eigenleben zu führen. Und sie haben sehr nachhaltige Wirkungen auf die Organisationen, in die sie eindringen.« Er zupfte seine Manschetten zurecht. »Ich habe vorhin von Spinnennetzen gesprochen. Es gibt eine seltsame parasitäre Wespe der Gattung Hymenoepimecis. Eine winzige, clevere Kreatur. Sie sticht die Spinne und legt während der anschließenden kurzzeitigen Lähmung ihre Eier im Unterleib der Spinne ab. Hinterher lebt die Spinne weiter, als wenn nichts passiert wäre, und versorgt die in ihrem Körper wachsenden Larven. In der Nacht, wenn die Larven ihre Haut abstreifen und bevor sie die Spinne töten, sondern sie eine Flüssigkeit ab, die das Verhalten der Spinne verändert. Die chemische Veränderung durch die Flüssigkeit veranlasst die Spinne dazu, einen Kokon zu spinnen, der für sie selbst nutzlos, aber für die Larve lebensnotwendig ist. Sobald die Spinne ihr Werk beendet hat, verspeisen die Larven die Spinne und nehmen den Kokon in Besitz. Wirklich außergewöhnlich, diese wohl dosierte Manipulation des Wirtverhaltens durch den Parasiten. Aber nichts im Vergleich zu dem, was sich Menschen einfallen

lassen. Und darüber denke ich nach, Miss Navarro. Wer ist im Innern von *uns*? Welche Kräfte könnten die Funktionsträger einer bürgerlichen Regierung derart manipulieren, dass sie ein Netz aufbauen, das seine eigenen Ziele verfolgt? Wann entschließt sich der Parasit, den Wirt zu verspeisen?«

»Okay. Spielen wir das durch«, sagte Anna. »Vor etwa einem halben Jahrhundert ›sticht‹ uns irgendeine dunkle Verschwörung. Das heißt, sie injiziert uns etwas, das größer wird und Schaden verursacht. Selbst wenn das stimmt: Wie sollten wir erfahren, dass dem so ist?«

»Eine exzellente Frage, Miss Navarro«, entgegnete Bartlett. »Spinnennetze kann man kaum sehen, stimmt's? Nicht mal große. Sind Sie jemals in einem alten Keller oder einer Lagerhalle gewesen, wo kaum Licht war, wo man fast nichts sehen konnte? Und dann machen Sie die Taschenlampe an, und plötzlich entdecken Sie, dass der Raum über Ihrem Kopf ganz und gar nicht leer ist. Da sind zahllose Schichten von Spinnweben, ein riesiges Dach aus glasigen Fädchen. Sie leuchten in eine andere Richtung, und das Spinnwebendach verschwindet - als hätte es nie existiert. Haben Sie sich das alles nur eingebildet? Sie schauen wieder senkrecht nach oben. Nichts. Dann halten Sie die Taschenlampe in einem bestimmten schrägen Winkel, konzentrieren sich auf einen Punkt zwischen Hell und Dunkel - und plötzlich ist es wieder da.« Bartlett suchte in Annas Gesicht nach einem Anzeichen von Verständnis. »Leute wie ich machen den ganzen Tag nichts anderes, als den richtigen Winkel zu suchen, der die alten Netze wieder zum Vorschein bringt. Manchmal suchen wir so angestrengt, dass wir uns Dinge einbilden. Und manchmal sehen wir wirklich etwas. Sie, Miss Navarro, kommen mir nicht wie jemand vor, der einen Hang zu Trugbildern hat.«

»Ich nehme Sie beim Wort«, erwiderte Anna.

»Ich meine damit nicht, das es Ihnen an Vorstellungskraft mangelt. Sie legen ihr nur strenge Zügel an. Egal. Der Punkt ist:

Gewisse Personen haben Allianzen geschmiedet, die über beträchtliche Mittel verfügten. Das ist allgemein bekannt. Aber was ist daraus geworden? Das wüsste ich zu gern. Die Namen sind alles, was wir haben.«

»Drei Namen«, sagte Anna. »Drei alte Männer.«

»Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit zuerst auf Gaston Rossignol lenken. Auf dem Höhepunkt seiner Karriere war er ein ziemlich einflussreicher Bankier in der Schweiz. Er ist der Prominenteste auf der Liste. Und der Älteste.«

»In Ordnung«, meinte Anna und schaute auf. »Der Züricher. Sie haben sicher eine Akte mit Hintergrundinformationen über ihn, oder?«

Bartlett öffnete eine Schublade und holte einen Ordner heraus, der mit Geheimhaltungsstempeln jeder Art bepflastert war. Er schob ihn über den Schreibtisch. »Abgesehen von den üblichen Lücken sind die Informationen ziemlich detailliert.«

»Gut«, sagte Anna. »Hoffentlich komme ich an ihn ran, bevor sie auch ihn erwischen.«

»Dazu müssen Sie ihn erst mal ausfindig machen.«

»Er hat fast sein ganzes Leben in Zürich verbracht. Sein Lebensmittelpunkt. Ihre Worte. Selbst wenn er umgezogen sein sollte, müsste es noch Freunde und Verwandte geben. Über die Nebenflüsse kommt man zur Quelle.«

»Oder über den Burggraben, der die Festung schützt. Ein Mann wie Rossignol hat mächtige Freunde in höchsten Positionen. Freunde, die eingeweiht sind. Sie werden alles tun, um ihn zu schützen. Und sie haben genügend Einfluss, um ihn von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Die können Akten säubern und Festplatten löschen. Haben Sie schon irgendeine Idee, unter welchem Vorwand Sie ihn sprechen wollen?«

»Vorwand wäre nicht gut. Gegen irgendwelche Tricks werden sie sich wahrscheinlich gut gewappnet haben. Rossignol hat

nichts von mir zu befürchten. Wenn seine Freunde und Komplizen so gut informiert sind, wie Sie sagen, dann werden sie das schnell erkennen und an ihn weitergeben.«

»Sie wollen also auf die simple Ich-komme-in-Frieden-Tour an ihn ran?« So gequält die Worte klangen, so fasziniert sah sein Gesicht aus.

Anna zuckte mit den Schultern. »Irgendwas in der Art. Ich glaube, dass die direkte Tour die beste ist. Bald werde ich's wissen.« Sie schaute auf ihre Uhr. »Ich nehme den nächsten Flug nach Zürich.«

Mettlenberg, St. Gallen, Schweiz

Gut fünf Stunden später saß Ben Hartman in dem gemieteten Range Rover auf dem Personalparkplatz des Regionalspitals Sankt Gallen Nord und beobachtete die Menschen, die ein- und aus gingen: Ärzte, Schwestern, Verwaltungsangestellte. Die kraftvolle Maschine brummte leise im Leerlauf. Obwohl es kurz nach fünf war und die Büroangestellten Feierabend hatten, waren glücklicherweise nicht zu viele Menschen unterwegs. Es dämmerte, und die Außenbeleuchtung schaltete sich ein.

Er hatte von Zürich aus angerufen und Dr. Margarethe Hubli verlangt. Man stellte ihn in die Kinderabteilung durch, wo ihm eine Schwester mitteilte, dass Dr. Hubli im Haus sei, und fragte, ob er einen Termin ausmachen wolle.

»Nein«, sagte er. »Ich wollte nur sichergehen, dass Dr. Hubli Dienst hat. Wissen Sie, mein Kind ist krank. Ist nur für den Fall, dass wir einen Arzt brauchen sollten.« Nachdem er noch gefragt hatte, wie lange Dr. Hubli Dienst habe, bedankte er sich bei der Schwester und legte auf.

Liesl hatte um vier Dienstschluss. Er wartete jetzt schon seit über zwei Stunden; Liesl hatte schon über eine Stunde Verspätung. Ben war sich sicher, dass sie die Klinik noch nicht

verlassen hatte. Außerdem stand noch ihr roter Renault auf dem Parkplatz. Ben nahm an, dass sie eine von diesen engagierten Ärztinnen war, die, ohne auf den Dienstplan zu achten, regelmäßig Überstunden machten.

Kann gut sein, dass ich hier noch einige Zeit absitzen muss, dachte er.

Die Gründungsurkunde, von der Peter gesprochen hatte, war nicht in dem Schließfach gewesen. Wo konnte sie sein? Er hatte gesagt, sie sei an einem sicheren Ort versteckt. War es möglich, dass Liesl wirklich nicht wusste, wo das Dokument war? Wenn ja, hatte es Peter dann irgendwo in der Hütte versteckt, ohne dass Liesl das ahnte?

Ihre Antwort war ihm zu schnell gekommen, als er gefragt hatte, ob Peter möglicherweise etwas in der Hütte aufbewahrte. Sie verheimlichte ihm etwas.

Er musste zur Hütte.

Vierzig Minuten später kam Liesl aus der Notaufnahme.

Sie unterhielt sich mit jemandem. Die beiden lachten. Dann winkte sie zum Abschied, zog den Reißverschluss ihrer Lederjacke hoch und lief zum Wagen. Sie stieg ein, ließ den Motor an und fuhr vom Parkplatz.

Ben wartete ein paar Sekunden und folgte ihr dann in sicherem Abstand.

In einem Reisebuchladen in Zürich hatte er eine Karte vom Kanton St. Gallen gekauft und sich schon vor der Fahrt die Straßen in der Gegend genau angeschaut. Peter wie Liesl hatten von einer ›Hütte‹ gesprochen, in der sie lebten, woraus Ben schloss, dass sie vermutlich im Wald lag. Etwa acht Kilometer nordwestlich vom Krankenhaus begann ein Waldgebiet. Der nächste Wald war dann bereits vierzig Kilometer entfernt. Ziemlich weit für einen täglichen Arbeitsweg über enge, kurvenreiche Landstraßen. Zumal sie bei Notfällen schnell im Krankenhaus sein musste. Es war also sehr wahrscheinlich, dass

die Hütte in dem näher gelegenen Waldgebiet stand.

Wenn ihn sein Gedächtnis nicht im Stich ließ, dann gab es auf den nächsten beiden Kilometern keine Abzweigung.

Falls sie allerdings in einen Feldweg einbog, bestand die Möglichkeit, dass er sie verlor. Er konnte nur hoffen, dass sie auf der Straße blieb.

Die Straße führte jetzt steil bergauf. Als Ben die Bergkuppe erreichte, konnte er weit unter sich den Renault sehen. Er hielt an einer Ampel. Von dort fuhr sie in Richtung einer Schnellstraße mit der Nummer 10. Wenn sie auf der 10 nach links abbog, hieße das, dass sie in die von Ben vermutete Richtung wollte. Nach rechts oder über die 10 hinaus hieße, dass er sich verrechnet hatte. Der Renault bog nach links ab.

Ben gab Gas und erreichte nur wenige Minuten später die Kreuzung. Es herrschte reger Verkehr auf der 10, sodass er es sich erlauben konnte, etwas aufzuschließen. Er war sich sicher, dass sie ihn noch nicht bemerkt hatte.

Parallel zur vierspurigen Schnellstraße verliefen Bahngleise. Ben passierte mehrere große Bauernhöfe, die von weitläufigen Äckern umgeben waren. Plötzlich bog Liesl ab - ein paar Kilometer vor der erwarteten Abzweigung.

Sie befanden sich nun wieder auf einer schmalen, kurvenreichen Straße. Es war inzwischen dunkel geworden. Außer ihm war keiner mehr hinter ihr. Unangenehm. Sie würde bald merken, dass ihr jemand folgte. Wenn es so weit war, würde sie entweder abbremsen, um zu sehen, wer ihr folgte, oder Gas geben, um ihn abzuhängen. Letzteres war wahrscheinlicher. Er hätte dann keine Wahl, als sich zu erkennen zu geben.

Glücklicherweise kamen ihm die vielen engen Kurven der Straße entgegen, so befand er sich meistens außerhalb ihres Blickfelds. Hier und da tauchten jetzt Bäume auf, und wenig später fuhren sie durch dichten Wald. Wenn er um eine Kurve

bog, sah er gelegentlich die Lichtkegel ihrer Scheinwerfer, bevor sie an der nächsten Kurve wieder verschwanden. Er konnte sich also etwas zurückfallen lassen, ohne sie zu verlieren. Falls ihr der Range Rover aufgefallen sein sollte, wäre sie jetzt sicher wieder beruhigt.

Doch ein paar Minuten später tauchte ihr Scheinwerferlicht nicht mehr auf.

Wo war sie? War sie schon abgebogen? Er gab Gas. Vielleicht hatte er ihr nur zu viel Leine gegeben. Doch sie blieb verschwunden.

Sie musste in den Wald gefahren sein. Ihm waren jedoch keine abzweigenden Schotterstraßen oder Feldwege aufgefallen. Er hielt, drehte auf der völlig verlassenen Straße um und fuhr langsam zurück.

Schon bald entdeckte er trotz der Dunkelheit eine schmale Öffnung zwischen den Bäumen - kein Feldweg oder gar eine Straße. Es sah mehr wie ein Trampelpfad aus. Als er näher kam, erkannte er im Scheinwerferlicht Reifenspuren.

Vorsichtig bog er in den Weg ein. Der Platz reichte gerade für einen Renault, für einen Range Rover wurde es eng. Er fuhr langsam, kroch fast, weil er Angst hatte, das Kratzen und Knacken der Äste und Zweige an den Wagenseiten würde zu viel Lärm machen.

Wenn seine Landkarte korrekt war, konnte der Wald nicht groß sein. In seiner Mitte befand sich ein kleiner See oder etwas größerer Teich. Und die Landstraße, auf der sie gefahren waren, war die einzige, die durch den Wald führte.

Gut.

Vorausgesetzt, die Karte war genau.

Als der Weg sich gabelte, hielt Ben an und stieg aus. Der eine Pfad endete nach dreißig Metern im Wald. Der andere führte weiter. Die Furchen waren so tief, dass selbst der Range Rover

Mühe hatte. Ben wunderte sich, dass der Renault das geschafft hatte.

Kurze Zeit später hörte auch dieser Weg auf.

Vor ihm stand der Renault.

Er lenkte seinen Wagen daneben. Als er den Motor abgestellt und das Licht ausgeschaltet hatte, war es völlig still und völlig dunkel. Er stieg aus. Ein leises Rascheln. Als ob kleine Tiere das Weite suchten.

Langsam gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit. Der Weg setzte sich als noch schmalerer, von Dickicht überwucherter Pfad fort. Sich in den Tunnel duckend, tappte er langsam vorwärts. Mit den Händen schützte er sein Gesicht vor den Zweigen.

Er bewegte sich auf ein schwaches Licht zu und erreichte schließlich eine Lichtung. Die Hütte war aus dicken Balken gebaut und mit grobem weißem Mörtel verputzt. Sie hatte mehrere Fenster und war anscheinend nicht so primitiv, wie sie auf den ersten Blick aussah. Innen brannte Licht. Ben befand sich hinter der Hütte, der Eingang musste auf der anderen Seite sein. Mit vorsichtigen Schritten ging er auf die Hütte zu und dann um sie herum.

Plötzlich hörte er ein metallisches Kicken. Er riss den Kopf herum.

Vor ihm stand Liesl und richtete einen Revolver auf ihn.

»Keine Bewegung!«, rief sie laut.

»Warte!«, schrie Ben.

»Du?«, sagte sie erstaunt, als sie ihn erkannte. »Was zum Teufel machst du hier?« Sie ließ die Waffe sinken.

Er atmete erleichtert aus. »Ich brauche deine Hilfe.«

Im schräg einfallenden Mondlicht sah er ihr wütendes Gesicht. »Hast du mich etwa verfolgt? Vom Krankenhaus bis hierher? Was fällt dir ein?«

»Liesl, ich suche etwas. Du musst mir helfen, es zu finden. Bitte.« Er musste sie dazu bringen, ihn anzuhören.

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Du hast meine Sicherheit gefährdet!«, fuhr sie ihn an. »Scher dich zum Teufel!«

»Liesl, bitte. Mir ist niemand gefolgt.«

»Woher willst du das wissen? Wo steht der Wagen?«

»Da hinten. Neben deinem.«

»Ein Mietwagen?«

»Ja. Aus Zürich.«

»Na wunderbar. *Du Idiot!* Wenn sie dich in Zürich beschattet haben, dann haben sie auch gesehen, wie du den Wagen gemietet hast.«

»Es ist mir niemand gefolgt, glaub mir!«

»Was weißt du schon?«, schnauzte sie ihn an. »Du bist wirklich ein Amateur.«

»Wie du auch.«

»Ja. Aber hinter mir ist man seit vier Jahren her, um mich umzubringen. Und jetzt verschwinde! Sofort!«

»Nein, Liesl«, sagte er entschieden. »Wir müssen reden.«

16. KAPITEL

Mettenberg, St. Gallen, Schweiz

Die Hütte hatte eine niedrige Decke, und an den Wänden standen hohe Bücherregale. Einfach, aber gemütlich. »Die Regale hat Peter selbst gebaut«, sagte Liesl. Der Boden bestand aus breiten Kiefernbohlen. Es gab einen gemauerten Kamin, neben dem ein Stoß Feuerholz lag, einen Holzofen und eine kleine Küche. Ein wenig roch es nach Rauch.

Es war kalt, sodass Liesl als Erstes den Holzofen einschürte. Ben zog seinen Mantel aus.

»Du bist verletzt«, sagte Liesl. »Hat man auf dich geschossen?«

Ben schaute auf seine linke Schulter. Das Hemd war steif von getrocknetem Blut. Merkwürdig, aber die Verletzung hatte nicht geschmerzt. Der Stress und die Erschöpfung mussten ihn gegen den Schmerz unempfindlich gemacht haben. Er hatte ihn während der langen Fahrt durch die Berge einfach verdrängt.

»Wahrscheinlich ein Streifschuss. Sieht schlimmer aus, als es ist«, sagte Ben.

»Das kann man nie wissen«, sagte sie. »Zieh das Hemd aus.« Sie war unwillkürlich in den Tonfall der Ärztin verfallen.

Ben knöpfte sein gepunktetes Oxfordhemd auf. Die Fasern klebten oben auf der linken Schulter fest. Als er an dem Stoff zupfte, spürte er einen leichten Stich.

Liesl tauchte einen Schwamm in warmes Wasser und betupfte die Stelle. Dann zog sie vorsichtig den Stoff von der verletzten Schulter. »Du hast Riesenglück gehabt. Es ist wirklich nur ein Kratzer. Wie ist das passiert?«

Während sich Liesl weiter um die Verletzung kümmerte,

erzählte Ben, was in den letzten Stunden passiert war.

»Es ist Dreck drin. Das muss sorgfältig sauber gemacht werden, sonst könnte sich die Wunde entzünden.« Sie bugsierte ihn zum Waschbecken, wo er sich auf einen Hocker setzte, dann goss sie aus einem Kessel etwas heißes Wasser in eine Porzellanschüssel. Sie verschwand für ein paar Minuten und kam mit Verbandszeug und einer gelben Plastikflasche Antiseptikum wieder zurück.

Ben zuckte mehrmals zusammen, während Liesl vorsichtig die Stelle säuberte und dann mit einem Baumwolltupfer das bräunliche Antiseptikum aufpinselte. »Das Säubern schmerzt mehr als der Streifschuss selbst«, sagte Ben.

Liesl klebte vier Leukoplaststreifen über eine sterile Mullkompresse. »So viel Glück hat man nur einmal«, sagte sie trocken.

»Ich brauche kein Glück«, sagte Ben. »Informationen brauche ich. Ich muss dahinter kommen, was hier gespielt wird. Ich muss an Sigma rankommen. Umgekehrt hat das leider besser geklappt.«

»Glaub mir, du brauchst beides - Glück und Informationen.« Sie gab ihm ein Hemd. Eins von Peters dicken Baumwollhemden.

Plötzlich drängte die Realität, die er hatte verdrängen wollen, wieder nach oben. Panik, Trauer, Verzweiflung - alles auf einmal kam jetzt hoch.

»Komm, ich helf dir«, sagte Liesl und schob ihm behutsam den Arm in den Ärmel.

Er musste sich zusammenreißen. Unbedingt. Schon ihretwegen. Wie sehr sie litt, konnte er nur erahnen. Nachdem sie ihm das Hemd übergestreift hatte, schaute sie ihn stumm an. »Ihr seid euch so ähnlich. Peter hat nie davon gesprochen. Vielleicht hat er gar nicht gewusst, wie sehr ihr euch ähnelt.«

»Zwillinge erkennen sich nie im andern.«

»Es ist mehr als das. Und ich habe auch nicht das Äußere gemeint. Manche Leute waren sicher der Meinung, dass Peter kein Ziel hatte. Ich kannte ihn besser. Er war wie ein Segel, das schlaff herunterhängt. Aber wenn der Wind hineinfährt, bläst es sich zu voller Größe auf.« Sie schüttelte den Kopf, als schämte sie sich über ihre holperigen Erklärungsversuche. »Ich meine damit, dass Peter seine Kraft für größere Ziele aufsparte.«

»Ich weiß, was du gemeint hast. Das ist genau das, was ich am meisten an ihm bewundert habe. Wie er sich sein eigenes Leben geschaffen hat.«

»Er hatte eine Leidenschaft«, sagte Liesl mit traurig glänzenden Augen. »Die Leidenschaft, sich für Gerechtigkeit einzusetzen. Das hat sein Leben bestimmt.«

»Nicht gerade das, was in der Welt der Vermögensverwalter eine große Rolle spielt«, murmelte Ben bitter.

»Eine Welt, die einem die Luft nimmt«, sagte Liesl. »Peter hat immer gesagt: ›Ben erstickt auf Raten.‹ Hatte er Recht damit?«

»Auf jeden Fall gibt's schnellere Arten zu sterben«, erwiderte Ben. »So viel weiß ich inzwischen.«

»Erzähl mir von der Schule, an der du unterrichtet hast. Das war in New York, oder? Ich bin ein paar Mal dort gewesen, als Teenager. Und später noch mal auf einem Ärztekongress.«

»New York stimmt. Aber nicht das New York, das die Touristen zu sehen bekommen. Das war East New York - fünf der übelsten Quadratmeilen in der ganzen Stadt. Autoklempner, Bars, Schnapsläden. Kleine Kabuffs, wo du deine Schecks einlösen kannst. Das fünfundsiebzigste Revier. Bei den Polizisten, die es unglücklicherweise dorthin verschlagen hat, nur Seven-Five genannt. Während der Zeit, als ich da unterrichtet habe, hat es in Seven-Five mehr als hundert Morde gegeben. Bei dem Geballer nachts hast du gedacht, du wärst in

Beirut. Hoffnungslos. Der Rest der Stadt hatte das Viertel schon abgeschrieben.«

»Und da warst du Lehrer?«

»Ich fand es obszön, dass es im reichsten Land der Welt ein solches Elend gibt. Dagegen kommt einem Soweto wie Beverly Hills vor. Sicher, man hat die üblichen Programme durchgezogen, aber im Grunde glaubte kein Mensch, dass das was nützt. ›Da hilft sowieso nichts‹. Keiner hat das laut gesagt, aber jeder hat es gedacht. Offiziell wurde über strukturelle Probleme‹ oder ›Verhaltensstörungen‹ schwadroniert. Blablabla. Mit den Schwätzern hatte ich nichts am Hut. Ich wollte nicht die Welt retten, so naiv war ich nicht. Aber ich hab mir gesagt, wenn ich nur zwei oder drei von den Kids da raushelfen kann, dann war das schon was.«

»Und hast du das geschafft?«

»Schon möglich«, sagte Ben. Er fühlte sich plötzlich müde. »Ich war nicht mehr lange genug da, um es mitzukriegen.« Er wurde wieder lauter, seine Stimme klang jetzt höhnisch. »Stattdessen habe ich mit Kunden im *Aureole* gesessen, Trüffelpastetchen schnabuliert und Schampus geschlürft.«

»Hört sich an, als hätte dich das ziemlich aus der Bahn geworfen«, sagte Liesl sanft. Sie hörte aufmerksam zu - vielleicht, um sich von ihrem eigenen Schmerz ablenken zu lassen.

»Es hat mich abgestumpft. Aber das Schlimmste war: Ich war gut in dem Job. Die Rituale, wie man Kunden ködert, hatte ich perfekt drauf. Wenn du jemanden wolltest, der in den teuersten Restaurants ohne einen Blick auf die Karte bestellen konnte, dann war ich der richtige Mann. Und außerdem habe ich dauernd meinen Hals riskiert - natürlich nur zur Entspannung. Ich war ein Extremsport-Junkie. Klettern in den Vermillion Cliffs in Arizona, als Einhandsegler zu den Bermudas, Paraskiing auf dem Cameron Pass. Courtney, eine alte Freundin

von mir, war davon überzeugt, dass tief in mir eine Todessehnsucht steckt. Aber das ist es nicht. Im Gegenteil: Ich hab das gemacht, um das Leben zu spüren.« Er schüttelte den Kopf. »Hört sich bescheuert an, was? Die nutzlosen Zerstreuungen eines verwöhnten reichen Bengels, der immer noch nicht weiß, warum er sich morgens überhaupt anziehen soll.«

»Vielleicht ist das so gekommen, weil du nicht mehr das tun konntest, was du wolltest«, sagte Liesl.

»Und was war das? Ich bin mir nicht so sicher, ob verlorene Kinderseelen in East New York zu retten eine Berufung fürs Leben ist. Egal, auf jeden Fall hatte ich nicht die Chance, es rauszufinden.«

»Ich glaube, das Bild vom Segel passt auch auf dich. Du musstest nur noch den Wind dazu finden.« Sie lächelte traurig.

»Der Wind hat mich gefunden. Sieht zumindest so aus. Und gleich ein gottverdammter Monsun. Eine fünfzig Jahre alte Verschwörung, der immer noch Menschen zum Opfer fallen. Vornehmlich solche, die ich liebe. Bist du schon mal mit einem kleinen Boot in einen Sturm geraten? Ich schon. Das Erste, was du tust, ist das Segel einholen.«

»Ist das in unserem Fall eine Möglichkeit?« Sie goss ihm einen Fingerbreit Brandy in ein Wasserglas.

»Ich weiß noch nicht mal, was für Möglichkeiten wir überhaupt haben. Du und Peter, ihr konntet sicher mehr darüber nachdenken als ich. Was ist dabei herausgekommen?«

»Was ich dir schon gesagt habe. Jede Menge Mutmaßungen. Peter hat hinsichtlich der Zeit damals viele Nachforschungen angestellt. Die Ergebnisse haben ihn nicht gerade ermutigt. Der Zweite Weltkrieg hatte zwar seine klar unterscheidbaren Guten und Bösen, aber es gab trotzdem jede Menge Parteien, denen der moralische Kern völlig egal war. Zahlreiche Unternehmen waren ausschließlich daran interessiert, im Geschäft zu bleiben.

Manche haben den Krieg sogar als Chance begriffen und dadurch ihre Gewinne kräftig gesteigert. Die Sieger haben sich mit dem Vermächtnis der betrügerischen Machenschaften der Großunternehmen nie ernsthaft auseinander gesetzt. Das hat nie in die politische Landschaft gepasst.« Ihr boshaftes Grinsen erinnerte Ben an Peter, an seinen permanent unter der Oberfläche brodelnden Zorn.

»Warum nicht?«

»Man hätte zu viele amerikanische und britische Unternehmen, die mit dem Feind Geschäfte gemacht hatten, wegen Kollaboration belangen müssen. Deshalb zog man es vor, diese Dinge unter den Teppich zu kehren. Dafür waren die Dulles-Brüder zuständig. Die wirklichen Kollaborateure festzusetzen, hätte ja auch kein günstiges Bild abgegeben. Die feinsäuberliche Trennlinie zwischen Gut und Böse wäre verwischt worden, der Mythos von den sauberen Alliierten hätte Kratzer abbekommen. Entschuldige, dass ich nicht mehr ins Detail gehe, aber ich habe die Geschichten schon so oft gehört. Ein junger Jurist aus dem Justizministerium hatte es mal gewagt, über die Kollaboration zwischen amerikanischen Geschäftsleuten und Nazis einen Vortrag zu halten. Man hat ihn sofort entlassen. Nach dem Krieg hat man einige wenige deutsche Beamte zur Rechenschaft gezogen. In die innersten Zirkel der Industriellen der Achsenmächte ist man aber nie eingedrungen. Warum sollte man deutsche Industrielle verfolgen, die mit Hitler Geschäfte und seinen Aufstieg überhaupt erst möglich gemacht hatten, wenn sie doch jetzt so fruchtbar Handel trieben mit Amerika? Als in Nürnberg die Ankläger etwas über die Stränge schlugen und ein paar verurteilt wurden, sorgte dein Landsmann und Hochkommissar, John J. McCloy, dafür dass man die Urteile sofort abmilderte. Die ›Exzesse‹ der Faschisten seien zwar bedauerlich, aber schließlich müsse man sich unter Geschäftsleuten doch behilflich sein, oder?«

Ihre leidenschaftliche Stimme erinnerte ihn wieder an Peter. »Ich kann mir das immer noch nicht richtig vorstellen. Unternehmen aus Ländern, die gegeneinander Krieg führen, machen Geschäfte miteinander«, sagte er.

»Die Dinge sind halt nicht immer so, wie sie scheinen. Einer von Hitlers höchsten Nachrichtenoffizieren, Reinhard Gehlen, plante schon ab 1944 seine eigene Kapitulation. Das Oberkommando wusste, woher der Wind wehte. Sie wussten, dass Hitler verrückt und seine Handlungen irrational waren. Gehlen und ein paar Gefolgsleute bereiteten einen Handel vor. Sie fotografierten alle Akten über die UdSSR auf Mikrofilm und vergruben sie. In wasserdichten Fässern auf Bergwiesen in den Alpen, keine hundertfünfzig Kilometer von hier. Dann meldeten sie sich beim American Counterintelligence Corps, der amerikanischen Spionageabwehr, und schlugen einen Deal vor. Und ihr Amerikaner habt Gehlen dann nach dem Krieg beim Aufbau eines Auslandsnachrichtendienstes unterstützt.«

Ben schüttelte benommen den Kopf. »Sieht ganz so aus, als hättet ihr euch da ziemlich tief reingekniet und als hätte ich noch jede Menge zu lernen.« Er kippte den Rest seines Brandys.

»Wir haben uns ziemlich eingearbeitet in die Materie. Ging nicht anders. Peter hat mal gesagt, dass die entscheidende Frage nicht lautet, *wo* sie sind, sondern wo sie *nicht* sind. Dass die Frage nicht lautet, wem wir *nicht* vertrauen, sondern wem wir *überhaupt* vertrauen könnten. Kam mir damals ziemlich paranoid vor.«

»Inzwischen wohl nicht mehr.«

»Nein«, sagte Liesl mit leicht zitternder Stimme. »Und jetzt richten sie ihre geballte Macht gegen dich - mit Hilfe offizieller wie inoffizieller Kanäle.« Sie zögerte. »Ich muss dir noch etwas zeigen.«

Sie verschwand ins Schlafzimmer und kam mit einem flachen Pappkarton zurück, der etwa die Größe eines Schachbretts hatte.

Auf dem groben Holztisch öffnete sie die Schachtel. Dokumente. Ausweise in Laminatfolie. Pässe. Die Währung der modernen Bürokratie.

»Die gehörten alle Peter«, sagte Liesl. »Was sich bei vier Jahren Versteckspiel so ansammelt.« Ben blätterte durch die Ausweispapiere, als wären sie Spielkarten. Drei verschiedene Namen. Alle gehörten zum gleichen Gesicht. Zu Peters Gesicht. Und - vom praktischen Standpunkt aus - auch zu seinem. »Robert Simon, Michael Johnson, John Freedman. Nicht schlecht. In Amerika gibt's wahrscheinlich zigtausende, die so heißen. Scheint Profiarbeit zu sein - soweit ich das überhaupt beurteilen kann.«

»Peter war Perfektionist«, sagte Liesl. »Die sind sicher makellos.«

Ben begutachtete weiter das Ausweissortiment. Zu den Pässen gehörten passende Kreditkarten sowie passende Papiere für die jeweiligen Ehefrauen. Wollte Robert Simon mit seiner Frau Paula verreisen, so stand dem nichts im Wege. Ben war beeindruckt. Peters umfangreiche Vorsichtsmaßnahmen waren geradezu zwanghaft akribisch gewesen - genützt hatten sie ihm nichts.

»Können wir sicher sein, dass Peters Verfolger nichts von diesen Papieren hier wissen? Oder könnten die schon irgendwo registriert sein?«

»Möglich, aber nicht wahrscheinlich.«

»Wann war er zuletzt unter welchem Namen unterwegs?«

Liesl schloss die Augen und konzentrierte sich. Mit erstaunlicher Genauigkeit rief sie sich die Einzelheiten ins Gedächtnis zurück. Nach etwa zwanzig Minuten war Ben davon überzeugt, dass man zwei von den falschen Namen als ziemlich sicher betrachten konnte. Peter hatte sie schon seit zwei Jahren nicht mehr verwendet. Er verstaute die entsprechenden Papiere und Kreditkarten in den geräumigen Innentaschen seiner

Lederjacke.

Dann nahm er ihre Hand und schaute ihr in die klaren blauen Augen. »Danke, Liesl«, sagte er. Was für eine erstaunliche Frau sie doch war, dachte er. Sein Bruder musste sehr glücklich gewesen sein.

»Die Wunde an der Schulter verheilt schnell. Dauert nur ein Paar Tage«, sagte sie. »Mit der neuen Identität wirst du wahrscheinlich länger Probleme haben.«

Liesl öffnete eine Flasche Rotwein und schenkte beiden ein Glas ein. Der Wein war hervorragend - er schmeckte voll und rund. Allmählich fiel die Anspannung des Tages von ihm ab.

Sie saßen vor dem Kamin und schauten stumm ins Feuer. Ben dachte: *Wenn Peter die Sigma-Urkunde in der Hütte versteckt hat, wo konnte sie sein? Und wenn sie nicht hier war, wo war sie dann?* Er hatte gesagt, sie sei an einem sicheren Ort. Hatte er sie vielleicht Matthias Deschner anvertraut? Das machte keinen Sinn: Warum sollte er sich erst die Mühe machen, ein Konto nur wegen des Schließfaches zu eröffnen, um dann die Gründungsurkunde gar nicht in dem Schließfach zu deponieren?

Warum war sie nicht in dem Schließfach gewesen?

Er zerbrach sich den Kopf über Deschner. Was hatte er bei dem Vorfall in der Bank für eine Rolle gespielt? War er ahnungslos gewesen? Oder hatte er insgeheim den Bankier darüber informiert, dass Ben illegal im Land war? Aber der Zeitablauf passte nicht: Deschner hätte das tun können, bevor man Ben zu dem Schließfach ließ. War es möglich, dass Deschner - trotz seiner Versicherung, dass das ausgeschlossen sei - das Schließfach schon vor Monaten oder Jahren ausgeräumt hatte? Und dass er die Urkunde den Verfolgern seines Bruders übergeben hatte? Andererseits war Liesl der Meinung gewesen, dass sie vollstes Vertrauen zu ihrem Cousin haben könnte... Wilde, sich widersprechende Thesen wirbelten in Bens Kopf herum, bis er schließlich unfähig war, noch einen klaren

Gedanken zu fassen.

Liesl riss ihn schließlich aus seinen quälenden Grübeleien. »Etwas macht mir Sorgen - die Tatsache, dass du mich so leicht gefunden hast«, sagte sie. »Schließlich bist du - entschuldige bitte - ein Amateur. Stell dir vor, wie leicht das für einen Profi sein muss.«

Egal ob sie Recht hatte oder nicht: Ben musste sie davon überzeugen, dass sie hier sicher war. »Du darfst eins nicht vergessen, Liesl. Peter hatte mir erzählt, dass ihr beiden in einer Hütte lebt, in einem Wald, in der Nähe eines Sees. Und dass du als Kinderärztin in einem kleinen Krankenhaus im Kanton St. Gallen arbeitest. Ohne diese Informationen hätte ich dich nie gefunden.«

Sie sagte nichts, sondern starrte nur ins Feuer.

»Weißt du, wie man damit umgeht?«, fragte Ben und nickte in Richtung Tisch, auf dem der Revolver lag.

»Mein Bruder war in der Armee. Jeder Mann in der Schweiz kann schießen. Und zufällig war mein Vater der Ansicht, dass Mädchen die gleichen Rechte hätten wie Jungen. Deshalb hat er mir das Schießen beigebracht.« Sie stand auf. »Wie wär's mit Abendessen? Wenn ich nicht bald was in den Magen kriege, verhungere ich.« Ben folgte ihr in die Küche.

Sie zündete den Propangasherd an und holte aus dem winzigen Kühlschrank ein ganzes Hähnchen, das sie mit Butter einrieb und mit getrockneten Kräutern würzte. Dann schob sie es in die Röhre. Während die Kartoffeln kochten und sie in einer Pfanne etwas Gemüse dünstete, unterhielten sie sich über ihre Arbeit und über Peter.

Schließlich zog Ben den Umschlag mit dem Foto aus der Tasche. Schon während der Fahrt hatte er sich vergewissert, dass das Wachskuvert dem Wasser standgehalten hatte. Er zeigte Liesl das Foto. »Hast du eine Ahnung, wer das ist?«, fragte er.

Sie riss die Augen auf. »O Gott, ist das dein Vater? Wie ähnlich ihr euch seid.«

»Und die anderen?«

Nach kurzem Zögern schüttelte sie den Kopf. Sie schien ernstlich beunruhigt. »Sehen aus wie wichtige Persönlichkeiten. Aber vielleicht liegt das auch an den steifen, förmlichen Anzügen, die man damals trug. Nein, tut mir Leid, die kenne ich nicht. Peter hat mir das Foto nie gezeigt, er hat mir nur davon erzählt.«

»Was ist mit der Gründungsurkunde? Hat er jemals etwas darüber gesagt, dass er sie hier in der Hütte versteckt hat?«

Sie hörte kurz auf, das Gemüse umzurühren. »Nein, nie.« Sie sprach die beiden Worte mit felsenfester Stimme aus.

»Bist du ganz sicher? Sie war nämlich nicht im Schließfach.«

»Wenn sie hier irgendwo wäre, hätte er mir sicher davon erzählt.«

»Nicht unbedingt. Das Foto hat er dir auch nicht gezeigt. Vielleicht wollte er dich schützen oder nicht unnötig damit belasten.«

»Wenn dem so ist, dann kann er die Urkunde sonstwo versteckt haben.«

»Darf ich mich mal umschauen?«

»Bitte, tu dir keinen Zwang an.«

Während sie sich weiter ums Essen kümmerte, durchsuchte er systematisch die Hütte. Er versuchte sich in Peters Lage zu versetzen. Wo würde ich etwas so Wichtiges verstecken? Es durfte keine Stelle sein, an der sich Liesl beim Putzen oder aus einem anderen Grund regelmäßig zu schaffen machte. Außer dem Wohnbereich gab es zwei kleine Räume: das gemeinsame Schlafzimmer und Peters Arbeitszimmer. Er fand nichts in den beiden spartanisch eingerichteten Kammern.

Sorgsam überprüfte er den Boden auf lose Bohlen und klopfte

alle vier Wände ab. Nichts.

Er ging in die Küche. »Hast du eine Taschenlampe? Ich will draußen mal nachschauen.«

»Klar. In jedem Zimmer liegt eine. Da, auf dem Tischchen neben der Tür. Beeil dich, das Essen ist gleich fertig.«

»Bin gleich wieder da.« Er nahm die Taschenlampe und ging nach draußen. Es war kalt und stockdunkel. Er umrundete die Hütte. Überall wuchs Gras. An einer Stelle war der Boden verbrannt; anscheinend die Feuerstelle für laue Sommerabende. Der hohe Feuerholzstapel war mit einer Plane zugedeckt. Die Urkunde könnte in einer Büchse unter einem Felsen liegen, aber das würde er erst bei Tageslicht nachprüfen können. Er leuchtete die Außenwände ab und stocherte mit dem Fuß um einen Propangastank herum, fand aber nichts.

Enttäuscht ging er wieder hinein, wo Liesl den kleinen runden Tisch am Fenster gedeckt hatte. Teller, Besteck und Weingläser auf einer weißrot karierten Tischdecke.

»Riecht fantastisch«, sagte Ben.

»Setz dich.«

Sie schenkte Wein ein und holte das Essen aus der Küche. Es schmeckte wunderbar.

Sie aßen stumm und fingen erst wieder an sich zu unterhalten, als sie den größten Hunger gestillt hatten. Beim zweiten Glas Wein wurde Liesl melancholisch, und als sie erzählte, wie sie Peter kennen gelernt hatte, fing sie an zu weinen. Sie berichtete, wie stolz Peter darauf gewesen war, dass er die Hütte - ihr Zuhause - eingerichtet und die Bücherregale und viele der Möbel selbst gezimmert hatte.

Die Bücherregale, dachte Ben. Peter hatte die Regale selbst gebaut...

Er stand ruckartig auf. »Darf ich mir die Bücherregale mal näher anschauen?«

»Sicher, warum nicht«, sagte sie und machte ein müde Handbewegung.

Anscheinend hatte Peter die Regalwand in mehreren separaten Einzelteilen gebaut und sie dann an Ort und Stelle zusammengesetzt. Die Regale waren hinten nicht offen, sondern hatten Rückwände.

Bord für Bord räumte Peter die Bücher aus und schaute nach, ob sich dahinter etwas versteckte.

»Was machst du denn da?«, fragte Liesl irritiert.

»Ich stell sie schon wieder zurück, keine Angst«, sagte Ben.

Eine halbe Stunde später hatte er noch nichts gefunden. Liesl hatte inzwischen abgewaschen und verkündete, dass sie hundemüde sei. Während Ben weiter Bord um Bord abräumte, wurde er immer deprimierter. Als er zu den Romanen von Scott F. Fitzgerald kam, lächelte er traurig. *Der große Gatsby* war Peters Lieblingsbuch gewesen.

Hinter den Fitzgeralds wurde er endlich fündig. In der Rückwand entdeckte er ein fast unsichtbares kleines Fach, das bündig in das Holz eingearbeitet war.

Peter hatte perfekte Tischlerarbeit geleistet. Selbst in dem leeren Regal, ohne die Bücher, waren die Umrisse des rechteckigen Faches kaum sichtbar. Er versuchte mit den Fingernägeln eine Kante zu finden, stocherte und drückte, bis das Fach plötzlich aufschnappte. Saubere Handwerksarbeit. Peter, der Perfektionist.

Innen befand sich eine Papierrolle, die mit einem Gummiband zusammengehalten wurde. Ben nahm sie heraus, zog das Gummiband ab und rollte das Papier auf.

Das brüchige und vergilbte Blatt war anscheinend eine von sicherlich mehreren Kopien. Das erste Blatt eines Firmendokuments.

Die Überschrift lautete SIGMA AG. Das Datum: 6. April

1945.

Dann eine Liste mit den Namen von Personen, die offenbar die Führungsriege der Firma bildeten.

Großer Gott, schoss es ihm durch den Kopf. Peter hatte Recht gehabt: Einige der Namen kannte er tatsächlich. Namen von Unternehmen, die heute noch Autos, Waffen und Konsumgüter produzierten. Namen von Industriemagnaten und Aufsichtsratsvorsitzenden riesiger Wirtschaftsimperien. Außer den Personen, die er schon auf dem Foto erkannt hatte, waren vertreten: der sagenumwobene Firmenlenker Cyrus Weston, dessen Stahlimperium sogar das des Andrew Carnegie in den Schatten gestellt hatte; Avery Henderson, der von Wirtschaftshistorikern als der wichtigste Finanzier des 20. Jahrhunderts nach John Pierpont Morgan angesehen wurde; die Direktoren der größten Automobilhersteller sowie der noch jungen Technologieunternehmen, die auf den Entwicklungsgebieten Radar, Mikrowelle und Kühltechnik führend waren - Technologien, deren ganzes wirtschaftliches Potenzial erst Jahre, ja Jahrzehnte später zum Tragen kommen sollte; die Köpfe der drei weltgrößten, in Amerika, Großbritannien und den Niederlanden beheimateten Mineralölgesellschaften; die Führer von mächtigen Medienunternehmen. Einige dieser Mammutkonzerne waren immer noch so stark und groß wie damals, einige waren in Konglomerate aufgegangen, die ungleich größer waren als die alten Firmen. Und diese Industriellen stammten aus Amerika, aus den Ländern Westeuropas und einige sogar aus dem gegen die Alliierten Krieg führenden Deutschland. Und an erster Stelle der Liste stand der Name des Finanzchefs der Organisation:

MAX HARTMAN (OBERSTURMFÜHRER, SS)

Bens Herz pochte wie wild. Max Hartman, ein Offizier in Hitlers SS. Wenn das eine Fälschung war, dann war sie jedenfalls gut gemacht. Er hatte schon viele Gründungsurkunden gesehen. Und dieses eine Blatt sah verdammt nach einer Seite

aus so einer Urkunde aus.

Liesl kam aus der Küche. »Hast du was gefunden?«

Das Feuer verglomm, und es wurde allmählich kühl.

»Sagen dir die Namen etwas?«, fragte Ben.

»Nur die berühmten. Die von den Industriekapitänen, wie Peter sie immer genannt hat.«

»Die meisten sind schon tot.«

»Es gibt sicher Erben und Nachfolger.«

»Ja«, sagte Ben. »Und die sind bestimmt bestens abgeschirmt. Hier sind noch ein paar Namen, zu denen mir nichts einfällt. Ich bin schließlich kein Historiker.« Er zeigte auf Namen, die allesamt nicht aus englischsprachigen Ländern stammten. »Kennst du die? Und leben davon noch welche?«

Sie seufzte. »Gaston Rossignol. Der lebt noch in Zürich, zumindest habe ich schon von ihm reden hören. Nach dem Krieg lange Jahre eine der Säulen des Schweizer Bankwesens. Gerhard Lenz. Ein Mitarbeiter von Josef Mengele, der im *KZ* die furchtbaren medizinischen Experimente an Gefangenen durchgeführt hat. Ein Monster. Der ist schon vor vielen Jahren irgendwo in Südamerika gestorben. Und dann natürlich...« Sie hörte auf zu sprechen.

»Peter hatte Recht«, sagte Ben.

»Mit eurem Vater?«

»Ja.«

»Schon komisch«, meinte sie. »Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, sagt man bei uns. Du und Peter, ihr seht euch so ähnlich. Und wenn ich mir Max Hartman als jungen Mann anschaue, dann sehe ich euch beide. Und doch seid ihr so verschieden von ihm. Na ja, Äußerlichkeiten sind eben trügerisch.«

»Er ist durch und durch böse.«

Sie schaute ihn an. Ben wusste nicht, ob das Kummer oder Mitleid in ihrem Blick war oder mehr. »Du hast deinem Bruder noch nie so ähnlich gesehen wie in diesem Augenblick«, sagte sie.

»Wie meinst du das?«

»Du siehst aus wie ein Getriebener. In den letzten Monaten hatte er genau den gleichen Blick.« Sie schloss die Augen und verkniff sich die Tränen. Dann murmelte sie: »Ich mach dir jetzt dein Bett. Du kannst auf der Schlafcouch in Peters Arbeitszimmer schlafen.«

»Lass nur«, sagte Ben. »Das mache ich schon.«

»Ich hol dir noch eben die Bettwäsche. Und dann muss ich mich hinlegen. Ich bin todmüde. Und dann der Wein, ich hab noch nie viel vertragen.«

»Du hast in letzter Zeit ganz schön was durchgemacht«, sagte er. »Wir beide.«

Er faltete die Urkunde vorsichtig zusammen und steckte sie zu Peters Papieren in die Innentasche seiner Lederjacke. Dann wünschte er gute Nacht, ging in Peters Zimmer und zog sich aus.

Binnen Sekunden fiel er in einen tiefen, fast bewusstlosen Schlaf Er und sein Bruder waren mit anderen Menschen in einem Güterwagen zusammengepfercht. Es war unerträglich heiß. Und es stank; seit Tagen hatte sich keiner der Gefangenen gewaschen. Es war so eng, dass er sich nicht bewegen konnte und schließlich bewusstlos wurde. Woran er sich als Nächstes erinnerte, war, dass sie sich in einem großen Raum befanden, wieder inmitten einer Menge Gefangener. Wandelnde Skelette mit geschorenen Köpfen. Peter sah erleichtert aus. Endlich könnte er sich duschen. Was machte es schon, dass es eine Gemeinschaftsdusche war? Ben wurde von Panik gepackt. Er wusste Bescheid. Irgendwie wusste er Bescheid. Er versuchte zu schreien: »Peter! Das ist keine Dusche, das ist eine Gaskammer.

Wir müssen raus, wir sind in einer Gaskammer!« Doch die Worte blieben ihm im Mund stecken. Die anderen umringten ihn und starrten ihn an wie Zombies. Auch Peter schaute ihn verständnislos an. Ein Baby weinte. Mädchen schluchzten. Er versuchte wieder zu schreien. Wieder nichts. Er wurde fast wahnsinnig. Er hatte das Gefühl, als erstickte er, als würde ihm jemand die Luft abdrücken. Vor ihm stand sein Bruder. Er reckte in Erwartung des warmen Wassers den Kopf der Decke entgegen. In der nächsten Sekunde hörte Ben, wie Türen verriegelt und rostig quietschend Ventile aufgedreht wurden, wie Gas zischte. Er schrie »NEIN!«, riss die Augen auf und sah direkt vor sich Peters Schreibtischstuhl.

Keuchend setzte Ben sich auf und lauschte. Er hatte das rostige Quietschen nur geträumt. Er befand sich mitten im Wald in der Hütte seines Bruders und hatte geschlafen.

Das Geräusch - hatte er das wirklich gehört oder auch nur geträumt?

Dann vernahm er das leise, dumpfe Schlagen einer Autotür.

Es gab keinen Zweifel. Nichts anderes hörte sich so an. Und es war ein großer Wagen. Vielleicht ein Pickup. Oder ein Range Rover.

Er sprang aus dem Bett. Während er sich hastig Jeans, Turnschuhe und Lederjacke überstreifte, dachte er, ob vielleicht Liesl aus irgendeinem Grund zum Range Rover gegangen war. Er schnappte sich die Taschenlampe, ging leise zu Liesls Schlafzimmer und machte die Tür einen Spalt auf.

Sie lag im Bett. Mit geschlossenen Augen. Schlafend.

Verdammt. Da draußen war jemand. Ein Fremder!

Er schlich ins Wohnzimmer, nahm den Revolver vom Tisch und öffnete dann langsam die Vordertür. Suchend ließ er den Blick über die Lichtung schweifen, die im blassen Dämmerlicht des Mondscheins vor ihm lag. Die Taschenlampe knipste er nicht an. Der Lichtkegel würde den Fremden nicht nur warnen,

sondern auch seinen Standort verraten.

Dann hörte er, wie ein Motor angelassen wurde. Jemand gab Gas. Ben lief auf die Lichtung und sah, dass der Range Rover immer noch hinter dem Gebüsch stand, wo er ihn abgestellt hatte. Und er sah die roten Rücklichter eines Pickups.

»Hey!«, brüllte er und rannte gebückt durch das Dickicht.

Der Pickup schleuderte durch den engen Tunnel aus Blättern und Zweigen den schmalen Weg entlang. Ben rannte hinterher. In einer Hand hielt er den Revolver, in der anderen - wie früher am College beim Staffellauf - die Mag-Lite-Taschenlampe. Die Rücklichter entfernten sich, obwohl er alles aus sich herausholte. Er achtete nicht auf die Zweige, die ihm ins Gesicht schlugen. Jetzt funktionierte er wie eine Maschine, wie eine Laufmaschine. Er war wieder das Sprintass von früher. Der Wagen würde ihm nicht entkommen. Er durfte nicht entkommen. Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Hatte der Fremde einbrechen wollen? Hatte er aus dem Innern der Hütte ein Geräusch gehört und war daraufhin geflohen? Obwohl er das Letzte aus seinem Körper herausholte, wurden die Rücklichter immer kleiner und verschwanden schließlich. Es hatte keinen Sinn. Der Wagen war weg. Er drehte um und machte sich auf den Rückweg. Plötzlich fiel ihm der Range Rover ein. Der Pickup hatte nur zwei Richtungen zur Auswahl. Ben hatte also eine fifty-fifty Chance, wenn er mit dem Range Rover die Verfolgung aufnahm. Er rannte wieder los. Im nächsten Augenblick zerriss eine ohrenbetäubende Explosion die Stille. Eine riesige orangerote Lichtsäule schoss direkt vor ihm in den Nachthimmel - genau dort, wo einmal die Hütte gestanden hatte.

17. KAPITEL

Washington, D. C.

Genau in dem Augenblick, als sich der Reißverschluss von Annas Kleidersack an einem Kostüm verklemmte, hupte unten das Taxi.

»Ja, ja«, brummte sie ärgerlich. »Ich komm ja gleich.«

Sie zerrte an dem Reißverschluss, doch das Kostüm hing fest. Dann klingelte das Telefon. »Herrgott noch mal!«

Sie war ohnehin schon zu spät dran für den Nachtflug vom Reagan National Airport nach Zürich. Schließlich ging sie doch ans Telefon, bevor sich der Anrufbeantworter einschaltete.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie zu Hause belästige, Agent Navarro.« Obwohl sie nur einmal mit ihm gesprochen hatte, erkannte sie die hohe, heisere Stimme sofort. »Denis Weese, Abteilung Chemie vom Gerichtsmedizinischen Labor Nova Scotia. Sergeant Arsenault hat mir Ihre Privatnummer gegeben.«

Er sprach unerträglich langsam. »Mr. Weese«, sagte Anna ungeduldig. »Was gibt's?«

»Es geht um die Analyse der Augenflüssigkeit, um die Sie mich gebeten hatten.«

Sie schaffte es schließlich, den Stoff ihres Kostümrocks aus den Zähnen des Reißverschlusses zu befreien, was allerdings nicht ohne Schaden abging. Sie hoffte, der kleine Riss würde nicht auffallen, und versuchte nicht daran zu denken, was das Kostüm gekostet hatte. »Haben Sie irgendwas gefunden?«

»Etwas höchst Interessantes.« Wieder hupte das Taxi. Diesmal länger.

»Eine Sekunde.« Sie ließ den Hörer auf den Teppich fallen, lief zum Fenster und schrie hinunter: »Ich komme gleich!«

Der Fahrer brüllte zurück: »Navarro? Haben Sie das Taxi bestellt?«

»Von mir aus stellen Sie die Uhr an. Ich bin gleich unten.« Sie lief zurück ins Zimmer und hob den Hörer auf. »Entschuldigung, Mr. Weese. Was ist mit der Augenflüssigkeit?«

»Wir haben Fluorescein gefunden«, sagte der Toxikologe. »Das ist ein Protein, das in der Natur nicht vorkommt. Ein Peptid, verknüpfte Aminosäuren.«

Sie ließ den Kleidersack auf den Boden fallen. »Wollen Sie damit sagen, dass es sich um eine synthetische Verbindung handelt?« Ein Protein, das in der Natur nicht vorkommt. Ein Stoff, den man im Labor produzierte. Was konnte das bedeuten?

»Eine Verbindung, die sich an bestimmte Neurorezeptoren bindet. Das erklärt, warum wir keine Spuren davon im Blut gefunden haben. Nachweisbar ist es nur in der Rückenmarksflüssigkeit und im Augenwasser. Und auch da in nur ganz winzigen Mengen.«

»Das heißt, dass es auf direktem Weg ins Hirn gelangt, richtig?

»Ja.«

»Was für ein Stoff ist das genau?«

»Ein ziemlich exotischer. Ich würde sagen, was ihm in der Natur am nächsten kommt, sind giftige Peptide, zum Beispiel Schlangengift. Aber das Molekül ist eindeutig synthetisch.«

»Also ein künstliches Gift.«

»Ein vollkommen neues Molekül. Eins von diesen neuartigen Toxinen, die man heutzutage synthetisch herstellen kann. Ich vermute, dass es zu Herzstillstand führt. Geht direkt ins Hirn, überschreitet die Blut-Hirn-Schranke und hinterlässt keinerlei Spuren im Blutserum. Etwas ganz Besonderes.«

Ein vollkommen neues Molekül.

»Noch eine Frage. Wofür wird Ihrer Meinung nach so ein Toxin hergestellt? Zur biologischen Kriegsführung?«

Er lachte nervös. »Nein, nein. Derartige synthetische Peptide werden in der biotechnologischen Grundlagenforschung entwickelt, oder besser, nachgebildet - und zwar natürlichen Giften nachgebildet, die man bei Kröten, Schnecken oder Schlangen findet. Es ist ganz sinnvoll, sie zu markieren, weil sie sich an bestimmte Proteine binden. Genau diese Eigenschaft ist zwar auch dafür verantwortlich, dass sie giftig sind, aber das ist nicht der Grund, warum man mit ihnen experimentiert.«

»Dann könnte also jedes Biotechnologie-Unternehmen diese Substanz produzieren?«

»Oder jede Firma, die eine Forschungsabteilung für Molekularbiochemie hat. Die großen Agro-Konzerne wie Monsanto, Archer Daniels oder Midland kommen auch infrage. Ich habe natürlich keine Ahnung, wo unser Stoff hier hergestellt wurde.«

»Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten«, sagte Anna. »Könnten Sie alles, was Sie über diese Substanz haben, an folgende Nummer faxen?« Sie nannte ihm eine Faxnummer, bedankte sich und legte auf. Dann rief sie die ICU an. Wenn das Flugzeug ohne sie abflog, konnte sie auch nichts dran ändern. Das war jetzt wichtiger.

»Verbinden Sie mich mit jemandem, der Kontakt zum Patentamt hat.« Sie wurde durchgestellt. »Agent Stanley? Agent Anna Navarro. Könnten Sie wohl etwas für mich überprüfen und mich gleich zurückrufen? Es ist sehr dringend. In ein paar Minuten laufen einige Faxe bei Ihnen ein vom Gerichtsmedizinischen Labor Nova Scotia. Es ist die Beschreibung eines synthetischen Moleküls. Stellen Sie bitte fest, ob eine Firma ein Patent darauf angemeldet hat.«

Hast du den Produzenten, dachte sie, dann hast du die Spur zum Mörder.

Hoffentlich war es so leicht.

Der Taxifahrer hupte wieder. Anna ging zum Fenster und brüllte hinunter, er solle sich abregen.

Schweiz

Ben war wie paralysiert, als er nach Zürich fuhr. Zurück in die Höhle des Löwen, dachte er. Zwar war er Persona non grata in Zürich, aber immerhin hatte die Stadt fast vierhunderttausend Einwohner. Solange er sich ruhig verhielt und in keine Falle tappte, würde er schon durchkommen. Sicher war es ein Risiko, aber ihm war völlig klar, dass es einen sicheren Zufluchtsort für ihn nicht gab. Wie hatte Liesl seinen Bruder zitiert? Die entscheidende Frage lautet nicht, *wo* sie sind, sondern wo sie *nicht* sind. Liesl! Der Geruch des Holzrauches, der sich in seinen Sachen festgesetzt hatte, erinnerte ihn ständig an sie, an die heimelige Hütte und an die Explosion, die er immer noch nicht begreifen konnte.

Was ihm ein klein wenig Trost spendete, war die Tatsache, dass Liesl wahrscheinlich nicht hatte leiden müssen, dass sie schon tot war, als die Hütte in Flammen aufging.

Während der Fahrt hatte er über alles nachgedacht und war zu einem Ergebnis gekommen, das ihm schlüssig erschien und gleichzeitig einen Schauer über den Rücken jagte. Das Quietschen, das er mitten in der Nacht gehört und für einen Teil seines schrecklichen Traums gehalten hatte, waren die Ventile des Propangastanks gewesen, die jemand bis zum Anschlag aufgedreht hatte. Während er schon draußen auf der Lichtung war, breitete sich das geruchlose Gas in der Hütte aus, betäubte Liesl erst und tötete sie dann. Um den Mord zu vertuschen, hatte wahrscheinlich ein Zeitzünder das leicht entflammbare Gas entfacht. Die örtlichen Behörden würden die Explosion auf einen defekten Propangastank zurückführen und als Unfall abhaken.

Der Täter saß zum Zeitpunkt der Explosion schon im Wagen und entfernte sich vom Tatort.

Als Ben Sekunden nach der Explosion den Range Rover erreicht hatte, war von der Hütte schon nichts mehr übrig gewesen.

Liesl konnte nicht gelitten haben. Sie hatte betäubt oder tot im Bett gelegen, als die Hütte explodierte.

Er konnte den Gedanken kaum ertragen.

Vier Jahre hatten Liesl und Peter dort gelebt. Zwar immer mit der Furcht vor Entdeckung, aber im Wesentlichen doch ungestört. Sie hätten noch Jahre so weiterleben können.

Erst als Ben in Zürich aufgetaucht war, hatte sich alles geändert.

Er hatte die Killerbande aufgeschreckt und war letztendlich für Peters Tod verantwortlich.

Er hatte diese gesichtslosen, anonymen Killer zu Liesl geführt, der Frau, die einst Peters Leben gerettet hatte.

Bens Schmerz war unermesslich. Er war so betäubt, dass er nicht einmal mehr Schuldgefühle verspürte. Er fühlte gar nichts mehr. Der Schock hatte ihn in einen lebenden Leichnam verwandelt. Geradeaus starrend, fuhr er in die Nacht hinein. Er funktionierte nur noch wie eine Maschine.

Als er sich der dunklen Stadt näherte, wurde seine Taubheit nach und nach von einem einzigen Gefühl verdrängt: einer stetig anwachsenden Wut. Einer Wut auf die, die unschuldige Menschen getötet hatten, weil sie durch puren Zufall über etwas gestolpert waren, das sie nicht wissen durften.

Die Killer und deren Auftraggeber waren in Bens Vorstellung körper- und gesichtslose Wesen. Er konnte sich kein Bild von ihnen machen, aber er war fest entschlossen, sie zu stellen und ihnen die Maske vom Gesicht zu reißen. Sie wollten ihn tot. Erst wollten sie ihm Angst einjagen, um ihn zum Schweigen zu

bringen. Doch anstatt die Flucht zu ergreifen, war er ihnen entgegengelaufen - aus einer Richtung, die sie nicht vorausgesehen hatten. Sie wollten im Schatten bleiben, doch er würde sie ins Licht zerren. Sie wollten vertuschen, doch er würde bloßstellen.

Und falls sein Vater tatsächlich einer von ihnen war, dann...

Er musste in die Vergangenheit eintauchen, musste erfahren, wer die Mörder waren, woher sie kamen und vor allem, was sie verbargen. Die natürliche Reaktion auf ihr Vorgehen war Angst. Und Ben hatte Angst. Aber seine Wut war größer.

Er wusste, dass er eine Grenze überschritten hatte. Seine Besessenheit lag jenseits aller Rationalität.

Wer waren die Angreifer?

Männer, deren Auftraggeber einer Organisation vorstanden, die mit Max Hartmans Hilfe ins Leben gerufen worden war. Verrückte? Fanatiker? Oder einfach Söldner einer Organisation, die vor Jahrzehnten von prominenten Industriellen und hochrangigen Nazis - darunter seinem Vater - gegründet worden war und nun die kriminellen Ursprünge ihres Reichtums verbergen wollte? Kaltblütige Söldner ohne Ideologie außer der des Profits, des allmächtigen Dollars, des europäischen Euros, des Schweizer Frankens.

Es gab zahllose ineinander verzahnte, voneinander abhängige Möglichkeiten.

Was Ben brauchte, waren harte, unbestechliche Fakten.

Ben hatte mal gelesen, dass die Universität Zürich die größte Forschungsbibliothek der Schweiz beherberge. Es war nur logisch, dort mit den Nachforschungen über die Vergangenheit zu beginnen. Und dorthin fuhr er jetzt, in die Hügel oberhalb der Altstadt von Zürich.

Washington, D. C.

Anna verfolgte misstrauisch die Demonstration des Stewards, der sich dieses mickerige Plastikding über Mund und Nase stülpte, durch das man bei einem Absturz atmen sollte. Sie hatte in einem Magazin im Internet gelesen, dass noch nie jemand die Notwasserung eines Flugzeugs überlebte hätte. Noch nie. Kopfschüttelnd holte sie ein Röhrchen Schlaftabletten aus ihrer Handtasche. Ihr war egal, dass das Verfallsdatum schon überschritten war. Ohne das Zeug würde sie einen Atlantikflug nicht überstehen.

Sie zuckte zusammen, als sie aus den Tiefen der Handtasche das trillernde Klingeln ihres ICU-StarTac hörte. Das Handy, das über die für Regierungsangestellte übliche Verschlüsselungssoftware verfügte, war kaum größer als ein normales Handy. Sie hatte vergessen, es abzustellen.

»Navarro.«

»Sekunde, Mr. Bartlett möchte Sie sprechen«, sagte eine Frauenstimme mit leicht jamaikanischem Akzent.

Jemand klopfte ihr auf die Schulter. Es war der Steward. »Tut mir Leid, Ma'am, aber die Benutzung von Mobiltelefonen während des Fluges ist untersagt.«

»Wir fliegen noch nicht«, sagte Anna.

»Agent Navarro«, sagte Bartlett. »Gut, dass ich Sie erwische.«

»Ma'am«, sagte der Steward. »Die Vorschriften verbieten die Benutzung von Mobiltelefonen, sobald das Flugzeug den Flugsteig verlassen hat.«

»Es dauert nur eine Minute.« Und dann zu Bartlett: »Was gibt's? Ich sitze im Flugzeug nach Zürich.«

»Ma'am«, sagte der Steward laut.

Ohne ihn eines Blickes zu würdigen, klappte Anna ihren

Ausweis vom Justizministerium auf und hielt ihn dem Steward vor die Nase.

»Es hat wieder einen erwischt«, sagte Bartlett.

Wieder einen? So schnell? Das Tempo verschärfte sich.

Der Steward richtete sich auf. »Entschuldigen Sie, Ma'am.«

»Sie machen Witze«, brummte Anna.

»Nein. In Holland. Die Stadt heißt Tilburg. Liegt an der belgischen Grenze. Sie können ja in Zürich umsteigen und nach Amsterdam fliegen.«

»Nein«, sagte sie. »Es bleibt bei Zürich. Kein Problem, den FBI-Mann in Amsterdam zu verständigen, dass er sich um die Autopsie kümmert. Wenigstens können wir ihnen diesmal sagen, nach welchem Gift sie suchen sollen.«

»Ach ja?«

»Es bleibt jedenfalls bei Zürich. Ich schnappe mir diesmal einen Lebenden. Die Toten können nämlich nicht mehr reden. Wer war der Tote in Holland eigentlich?«

Bartlett zögerte. »Ein gewisser Hendrik Korsgaard.«

»Was?«, sagte Anna scharf. »Der Name steht nicht auf meiner Liste.«

Schweigen am anderen Ende der Leitung.

»Verdammt, Bartlett. Was soll das?«

»Es existieren noch andere Listen, Agent Navarro«, sagte Bartlett langsam. »Ich hatte gehofft, dass sie sich als irrelevant erweisen würden.«

»Korrigieren Sie mich, wenn ich falsch liege, aber das ist eine grobe Verletzung unserer Abmachung, Direktor Bartlett«, sagte sie leise. Sie schaute sich um, ob vielleicht irgendjemand die Ohren spitzte.

»Nicht im Geringsten. Miss Navarro - mein Büro ist wie jedes andere auch arbeitsteilig organisiert. Entsprechend verfahren wir

mit der Herausgabe von Informationen. In Ihrer Verantwortung liegt es, die Mörder zu finden. Wir hatten Grund zu der Annahme, dass die Personen auf Ihrer Liste die gefährdeten Objekte sind, und hatten keinen Grund uns darauf einzustellen, dass auch andere gefährdet sein könnten.«

»Kannten Sie den Aufenthaltsort des Tilburg-Opfers?«

»Wir haben nicht mal gewusst, dass er noch lebt. Alle Bemühungen, seinen Wohnort ausfindig zu machen, sind vergeblich gewesen.«

»Dann können wir zumindest ausschließen, dass die Mörder die Namen aus Ihren Akten haben.«

»Es gibt noch eine weitergehende Schlussfolgerung«, erwiderte Bartlett kühl. »Wer immer diese alten Männer erledigt, verfügt über bessere Quellen als wir.«

Zürich

Kurz nach vier Uhr morgens hatte Ben die Universitätsbibliothek am Zähringerplatz gefunden. Bis sie ihre Pforten öffnete, hatte er noch knapp fünf Stunden Zeit.

In New York war es jetzt erst zehn Uhr abends. Sein Vater war wahrscheinlich noch wach.

Er war sein Leben lang früh aufgestanden und spät zu Bett gegangen. Aber Ben hätte auch keine Skrupel gehabt, ihn zu wecken - nicht mehr.

Nach der langen Fahrt vertrat er sich auf der Universitätsstraße die Beine. Er kontrollierte, ob sein GSM-Handy auf den in Europa gebräuchlichen Standard eingestellt war, und rief dann in Bedford an.

Die Haushälterin Mrs. Walsh hob ab.

Mrs. Walsh, die Ben immer wie die irische Variante der Mrs. Danvers aus Hitchcocks *Rebekka* vorgekommen war, arbeitete seit über zwanzig Jahren für die Familie. Ben hatte sich nie an

ihre arrogante Zurückhaltung gewöhnen können.

»Benjamin«, sagte sie. Ihre Stimme klang merkwürdig.

»Guten Abend, Mrs. Walsh«, begann Ben mit matter Stimme. Er machte sich schon auf einen Streit mit seines Vaters Wachhund gefasst. »Kann ich bitte meinen Vater sprechen?«

»Dein Vater ist weggefahren, Benjamin.«

Ben stutzte. »Weggefahren? Wohin?«

»Das ist das Merkwürdige. Ich habe keine Ahnung.«

»Wer kann mir sagen, wo er ist?«

»Niemand. Heute Morgen kam ein Wagen und hat ihn abgeholt. Er hat nicht gesagt, wohin er fährt. Mit keinem Wort. Nur, dass es eine Zeit lang dauern würde.«

»Hat Gianni ihn abgeholt?« Gianni war der Chauffeur seines Vaters. Ein unbekümmerter Bursche, den der alte Herr mit einer Art distanzierter Zuneigung behandelte.

»Nein. Es war kein Wagen aus der Firma. Er ist einfach abgefahren. Keine Erklärungen.«

»Ist mir ein Rätsel. So was hat er doch noch nie getan, oder?«

»Nein, noch nie. Sein Pass ist auch nicht mehr da.«

»Na ja, das ist zumindest ein Hinweis.«

»Ich habe im Büro angerufen. Seine Sekretärin weiß nichts von einem Auslandstermin. Ich hatte gehofft, dass er vielleicht dir was gesagt hat.«

»Kein Wort. Hat kurz vorher jemand mit ihm telefoniert?«

»Nein, nicht dass ich... Augenblick, ich schau mal eben in seinen Terminkalender.« Eine Minute später war sie wieder am Telefon. »Ein Mr. Godwin.«

»Godwin?«

»Ja. Professor Godwin, um genau zu sein.«

Ben war überrascht. Das musste sein ehemaliger Mentor aus Princeton sein, der Historiker John Barnes Godwin. Andererseits

war es alles andere als sonderbar, dass Godwin Max Hartman anrief. Als Ben seinem Vater vor ein paar Jahren von der Arbeit des berühmten Historikers erzählt hatte, war er so beeindruckt gewesen, dass er Princeton Geld für den Bau des Center for the Study of Human Values gespendet hatte. Godwin war dann Direktor des Instituts geworden. Allerdings konnte sich Ben nicht daran erinnern, dass sein Vater je von Godwin gesprochen hätte. Warum hatten die beiden gestern Morgen miteinander telefoniert?

»Geben Sie mir doch bitte Godwins Nummer«, sagte er.

Mrs. Walsh gab sie ihm; Ben bedankte sich und schaltete das Handy aus.

Merkwürdig, dachte er. Kurz war ihm der Gedanke durch den Kopf gegangen, dass sein Vater geflohen war, weil er wusste, dass man seine Vergangenheit aufgedeckt hatte oder sie in Kürze aufdecken würde. Aber wohin sollte er fliehen?

Ben war physisch und emotional erschöpft. Er konnte nicht mehr präzise denken. Seine Schlussfolgerungen waren unlogisch. Er brauchte dringend Schlaf.

Peter wusste etwas über die Vergangenheit unseres Vaters und über eine von ihm mitbegründete Organisation. Peter wurde getötet.

Dann habe ich eine Fotografie gefunden, auf der die Gründer dieser Organisation inklusive unseres Vaters abgebildet sind. In Liesls und Peters Hütte entdeckte ich eine Seite des Gründungsdokuments. Daraufhin haben sie versucht, mich und Liesl umzubringen und den Mord bzw. versuchten Mord zu vertuschen, indem sie die Hütte in die Luft jagten.

War es möglich, dass sie... wieder nur sie, die gesichtslosen, anonymen SIE... dass sie sich mit unserem Vater in Verbindung gesetzt und ihn darüber informiert haben, dass das Geheimnis gelüftet war - das seiner Vergangenheit oder das der Organisation oder beides?

Ja, das war durchaus möglich. Schließlich schienen sie jeden eliminieren zu wollen, der von der Organisation erfuhr.

Warum sonst hätte Max Hartman so plötzlich verschwinden sollen?

Hatte man ihn vielleicht gezwungen zu verreisen, um bestimmte Leute zu treffen?

Nur einer Sache war sich Ben ganz sicher: Das plötzliche Verschwinden seines Vaters stand in Zusammenhang mit Peters und Liesls Ermordung und mit der Entdeckung der Gründungsurkunde.

Er ging zurück zum Range Rover. Im Licht der aufgehenden Sonne fielen ihm zum ersten Mal die Kratzer an den Seiten des Wagens auf. Er stieg ein, fuhr wieder zum Zähringerplatz, stellte die Lehne etwas schräger und rief in Princeton, New Jersey, an.

»Professor Godwin?«

Anscheinend hatte er den alten Professor geweckt. John Barnes Godwin, Historiker mit Spezialgebiet Europa im 20. Jahrhundert und einstmals Princetons beliebtester Professor, lebte schon seit Jahren im Ruhestand. Trotz seiner zweiundachtzig Jahre ging er noch jeden Tag zur Arbeit ins Büro. Ben sah Godwin vor sich - groß, hager, weißes Haar, zerfurchtes Gesicht. Godwin war zwar nicht der für ihn zuständige Tutor, aber dennoch so etwas wie eine Vaterfigur gewesen. Ben erinnerte sich an einen Spätnachmittag, als er in Godwins Büro in Dickinson Hall gesessen hatte. Bernsteinfarbenes Licht fiel durch die Fenster, die Berge von alten Büchern verströmten einen moderigen Vanilleduft. Sie hatten sich darüber unterhalten, mit welchen Mitteln Präsident Roosevelt es geschafft hatte, dass das isolationistische Amerika in den Zweiten Weltkrieg eingetreten war. Ben schrieb damals an einer Seminararbeit über Franklin D. Roosevelt, und er hatte Godwin erzählt, dass ihn Roosevelts Trickserei anwiderte.

»Mister Hartman.« So nannte Godwin Ben damals. »Wie

steht's mit deinem Latein? *Honesta turpitudo est pro causa bona.*«

Bens verständnislosen Blick begegnete Godwin mit einem durchtriebenen Lächeln.

Dann übersetzte er langsam. »›Für eine gute Sache wird eine Schändlichkeit zur Tugend.‹ Publilius Syrus. Rom. 1. Jahrhundert vor Christus. Hatte jede Menge schlauer Sprüche auf Lager.«

»Ich fürchte, da bin ich anderer Meinung«, erwiderte Ben im Brustton moralischer Entrüstung. »Klingt wie eine rationale Rechtfertigung dafür, dass man anderen Leuten das Fell über die Ohren ziehen darf. Ich hoffe, dass ich so einen Satz nie in den Mund nehmen werde.«

Godwin schaute ihn scheinbar verwirrt an. »Ich nehme an, das ist der Grund für deine Weigerung, ins väterliche Geschäft einzusteigen«, sagte er spitz. »Du möchtest am liebsten unbefleckt bleiben.«

»Ich möchte am liebsten unterrichten.«

»Was macht dich so sicher, dass du ein guter Lehrer wirst?«, fragte Godwin und nippte an seinem Portwein.

»Die Tatsache, dass es ein wunderbarer Beruf ist.«

»Bist du sicher?«

»Na ja«, sagte Ben. »Soweit man sich als Zwanzigjähriger eben sicher sein kann.«

»Also, ich habe festgestellt, dass sich die meisten Zwanzigjährigen der meisten Dinge schon ziemlich sicher sind.«

»Warum soll ich mich mit etwas abgeben, das mich nicht interessiert? Warum soll ich in der Firma meines Vaters arbeiten und aus dem vielen Geld noch mehr Geld machen, das ich sowieso nicht brauche? Was nützt denn unser vieles Geld der Gesellschaft? Warum soll ich noch stinkreicher werden, wenn andere nicht mal genug Essen auf dem Tisch haben?«

Godwin schloss die Augen. »Es ist ein Luxus, so nonchalant mit Geld umgehen zu können. Ich habe einige extrem reiche Studenten unterrichtet - sogar ein Rockefeller war dabei. Und alle steckten im gleichen Dilemma. Wie schaffe ich es, mich und mein Leben nicht vom Geld bestimmen zu lassen? Wie schaffe ich es, mit meinem Leben etwas Sinnvolles anzufangen? Nun, dein Vater ist einer der spendabelsten Philanthropen des Landes...«

»Ja, ja. Hat nicht Reinhold Niebuhr gesagt, dass Philanthropie nur eine Form von Paternalismus ist? Die privilegierte Klasse versucht ihren Status dadurch zu zementieren, dass sie die Bedürftigen mit Almosen abfüttert.«

Godwin hob beeindruckt den Blick. Ben konnte sich gerade noch ein Lächeln verkneifen. Er hatte das gerade erst in seiner Theologieklasse gelesen. Die Zeile war ihm im Gedächtnis haften geblieben.

»Eine Frage, Ben. Ist der Berufswunsch Grundschullehrer vielleicht nur eine Art Widerstandsakt gegen deinen Vater?«

»Vielleicht, ja«, sagte Ben, der seinen Professor nicht anlügen wollte. Er hatte noch vor zu sagen, dass er - Godwin - es gewesen sei, der ihn ihm den Lehrerwunsch hatte aufkeimen lassen. Doch dann ließ er es.

Godwins Antwort überrascht ihn. »Respekt. Dafür braucht man Mumm. Ich habe nicht den geringsten Zweifel, dass du ein hervorragender Lehrer wirst.«

»Professor Godwin, bitte entschuldigen Sie die späte Störung, hier ist Ben Hartman.«

»Ben! Das macht doch nichts. Wo bist du? Die Verbindung ist etwas...«

»In der Schweiz. Ich möchte Sie etwas fragen. Mein Vater ist verschwunden und...«

»Verschwunden? Was meinst du mit ›verschwunden‹?«

»Er hat heute Morgen das Haus verlassen, und wir haben keine Ahnung, wo er jetzt ist. Mir fiel ein, dass vielleicht Sie etwas wissen. Sie haben doch heute Morgen noch mit ihm gesprochen, oder?«

»Ich hatte ihn eigentlich nur zurückgerufen, weil er sich mit mir über eine Spende für das Institut unterhalten wollte.«

»Das war alles?«

»Ja. Wir haben über nichts Besonderes geredet. Wo kann ich dich erreichen, wenn er zufällig noch mal anrufen sollte?«

Ben gab Godwin die Handynummer. »Noch eine Frage. Kennen Sie jemanden an der Uni Zürich? Jemanden aus Ihrem Fachgebiet. Jüngere europäische Geschichte.«

Godwin überlegte kurz. »An der Universität Zürich? Carl Mercandetti, ein erstklassiger Wissenschaftler. Sein Spezialgebiet ist Wirtschaftsgeschichte. Aber sein Wissen ist in bester europäischer Tradition breit gefächert. Der Bursche hat übrigens eine ganz famose Grappa-Sammlung. Na ja, das nur nebenbei. Mercandetti ist auf jeden Fall dein Mann.«

»Danke, Mr. Godwin. Vielen Dank.«

Ben schaltete das Handy aus, drehte die Rückenlehne ganz nach hinten und versuchte etwas zu schlafen.

Er schlief unruhig. Immer wieder wurde er von Albträumen aufgeschreckt, in denen ein ums andere Mal die Hütte explodierte.

Kurz nach neun wachte er auf und schaute in den Rückspiegel. Er war unrasiert, sah ungewaschen aus und hatte tiefe Ringe unter den Augen. Aber zum Rasieren und Duschen war jetzt keine Zeit.

Es war an der Zeit, eine Vergangenheit ans Tageslicht zu holen, die keine Vergangenheit mehr war.

18. KAPITEL

Paris

In der Avenue Marceau im achten Arrondissement befand sich im zweiten Stock eines Kalksteingebäudes das Büro der Groupe TransEuroTech SA. Das kleine Messingschild, das links neben der Haustür darauf hinwies, war nur eins von sieben identischen Schildern mit Namen von Anwaltskanzleien oder kleinen Firmen und fiel deshalb nicht weiter auf.

TransEuroTech empfing nie unangemeldete Besucher, und wer zufällig an dem Büro vorbeiging, dem fiel nichts Ungewöhnliches auf. Ein junger Mann saß hinter einem Schalter, dessen Verglasung zwar wie ganz normales Glas aussah, aber aus kugelsicherem Polycarbonat bestand. Hinter dem Mann sah man lediglich die kahlen Wände eines kleinen Raums, ein paar Plastikstühle und eine Tür, durch die man offenbar in die hinteren Büroräume gelangte.

Natürlich kam niemand auf die Idee, in dem Schalterangestellten einen bewaffneten und kampferprobten Ex-Elitesoldaten zu vermuten. Desgleichen bemerkte niemand die getarnten Überwachungskameras, die passiven Infrarot-Bewegungsmelder und die Magnetschalter, die in jede Tür eingelassen waren.

Das Konferenzzimmer im Zentrum des Büros war eigentlich ein Raum innerhalb eines Raums: ein Modul, das von den umlaufenden Betonwänden getrennt war durch eine dreißig Zentimeter dicke Gummischicht, die jede Vibration schluckte - vor allem die durch Sprache hervorgerufene. Direkt neben dem Konferenzmodul waren Antennenanlagen installiert, die permanent überwachten, ob jemand versuchte über HF, UHF, VHF oder Mikrowelle die Gespräche im Konferenzmodul

abzuhören. An die Antennen angeschlossen war ein Spektrum-Analysator, der darauf programmiert war, das Spektrum auf Unregelmäßigkeiten zu überprüfen.

An einem Ende eines Mahagonitisches, der die Form eines Sarges hatte, saßen zwei Männer. Ihr Gespräch wurde geschützt durch Rauschgeneratoren und Bänder mit Störgeräuschen, die sich anhörten wie eine gerammelt volle Bar zur Happy Hour. Sollte es also jemand schaffen, die umfangreichen Sicherheitsvorkehrungen zu knacken, so würde er bei diesen Hintergrundgeräuschen kein Wort verstehen.

Der ältere der beiden Männer sprach gerade in ein abhörsicheres Telefon, einen flachen schwarzen Kasten aus Schweizer Produktion. Die Gesichtshaut des Mannes war weich, blass und fettig; das schüttere, rostbraun gefärbte Haar wirkte künstlich. Er trug eine Brille mit goldfarbenem Gestell, war etwa Mitte fünfzig und sah beunruhigt aus. Paul Marquand war der stellvertretende Sicherheitschef der Organisation. Marquands Werdegang war typisch für einen hohen Sicherheitsbeamten eines international operierenden Unternehmens: Er war in der französischen Armee gewesen, bis man ihn aus disziplinarischen Gründen entließ, ging dann zur Fremdenlegion und zog später in die USA. Dort arbeitete er erst als Streikbrecher für eine Bergbaugesellschaft und heuerte schließlich beim Sicherheitsdienst eines multinationalen Konzerns an.

Der schnell und leise sprechende Marquand beendete das Gespräch und legte auf.

»Sektor Wien ist beunruhigt«, sagte Marquand zu dem Mann, der neben ihm saß. Jean-Luc Passard - Franzose, dunkelhaarig, olivfarbene Haut - war gut und gerne zwanzig Jahre jünger als Marquand. »Der Amerikaner hat den Propangasunfall in St. Gallen überlebt.« Düster fügte er hinzu. »Es darf einfach keine Fehlschläge mehr geben. Nicht nach dem Debakel am Bahnhofplatz.«

»Es war nicht Ihre Entscheidung, den Amerikaner darauf anzusetzen«, sagte Passard sanft.

»Natürlich nicht. Aber ich habe mich auch nicht dagegen ausgesprochen. Die Gründe waren ja auch überzeugend. Er hatte eine gewisse Zeit in der Umgebung des Objekts gelebt und war in der Lage, sein Gesicht binnen Sekunden aus einer Menschenmenge herauszupicken. Egal wie genau sich ein Fremder ein Foto auch einprägt, er kann nie so schnell und zuverlässig arbeiten wie jemand, der das Objekt persönlich kennt.

»Wir haben jetzt den Besten darauf angesetzt«, sagte Passard. »Der ›Architekt‹ wird uns das Chaos binnen kürzester Zeit vom schaffen.«

»Sein Perfektionismus siegt immer. Er bleibt dran, bis die Aufgabe gelöst ist«, sagte Marquard. »Trotzdem darf man dieses Ami-Bürschchen nicht unterschätzen.«

»Ein Wunder, dass er überhaupt noch lebt«, meinte Passard. »Der Kerl ist topfit, ein Fitnessfreak. Aber letztlich wird ihm das auch nichts nützen.« Grinsend fuhr er fort: »Der weiß nicht, wie es zugeht in der freien Wildbahn. Der kennt nur den Zoo.«

»Wie auch immer«, sagte Marquand. »Der Kerl hat Anfängerglück.«

»Na ja. Anfänger stimmt inzwischen nicht mehr ganz«, erwiderte Passard.

Wien

Der ältere, gut gekleidete Amerikaner, der den Flugsteig heraufkam, ging steif und langsam und zog einen Rollenkoffer hinter sich her. Er blieb stehen und suchte die Menge der Wartenden nach einem uniformierten Chauffeur ab, der ein Schild mit seinem Namen hoch hielt.

Als er ihn sah, winkte er. Der Fahrer und eine Frau in weißer

Schwesterntracht kamen rasch auf ihn zu. Der Fahrer nahm ihm die Tasche ab und ging sofort Richtung Ausgang. Die Schwester fragte: »Hatten Sie einen angenehmen Flug, Sir?«

Der Mann brummte: »Ich kann Reisen und Flugzeuge nicht mehr ausstehen.«

Die Schwester begleitete den Alten langsam durch die Menschenmenge zu der schwarzen Mercedes-Limousine, die vor der Ankunftshalle wartete. Während der Chauffeur die hintere Tür aufhielt, half die Schwester dem Mann beim Einsteigen. Der Wagen war mit den üblichen Annehmlichkeiten wie Telefon, Fernseher und Bar ausgestattet. Zusätzlich befanden sich, unauffällig in einer Ecke verstaut, einige medizinische Notfallgeräte: eine kleine Sauerstoffflasche mit Maske, ein Defibrillator und IV-Schläuche.

»Also dann«, sagte die Schwester. »Die Fahrt dauert ja nicht lange.«

Der Alte stöhnte, lehnte sich in dem weichen Ledersitz zurück und schloss die Augen.

»Wenn Sie irgendwas brauchen, sagen Sie Bescheid«, murmelte die Schwester.

19. KAPITEL

Zürich

In ihrem Hotel traf sich Anna mit einem Verbindungsbeamten aus dem Büro der Staatsanwaltschaft des Kantons Zürich. Bernard Kesting war ein kleiner kräftiger Mann mit dunklem Haar, Vollbart und Augenbrauen, die in der Mitte zusammenwuchsen. Kesting war jung, ernst und professionell, der Prototyp des Schweizer Bürokraten.

Nach ein paar Minuten gespreizten Smalltalks begleitete Kesting sie zu seinem Wagen, einem BMW 728, der in der halbkreisförmigen Auffahrt vor dem Hotel stand.

»Rossignol ist uns natürlich bestens bekannt«, sagte Kesting und hielt ihr die Tür auf. »Eine seit vielen Jahren hoch angesehene Persönlichkeit des Schweizer Bankwesens. Selbstverständlich hatten wir nie Anlass, ihn zu befragen.« Anna stieg ein, während er neben der offenen Tür stehen blieb. »Ich fürchte, dass uns der Kern Ihrer Nachforschungen nicht ganz klar ist. Herr Rossignol ist nie eines Verbrechens beschuldigt worden.«

»Verstehe.« Sie streckte die Hand aus und machte die Tür selbst zu. Der Mann machte sie nervös.

Während Kesting die Hoteleinfahrt und dann die Steinwiesstraße - eine ruhige Wohnstraße in der Nähe des Kunsthauses hinunterfuhr, sprach er weiter. »Rossignol war bzw. ist einer der brillantesten Finanzleute des Landes.«

»Ich kann Ihnen zwar nicht den Grund unserer Ermittlungen nennen, aber ich kann Ihnen sagen, dass Rossignol nicht im Zentrum unseres Interesses steht«, erklärte Anna.

Als er nach einer kurzen Pause weitersprach, war ihm seine

Verlegenheit anzumerken. »Sie hatten uns gebeten, Rossignol zu seinem eigenen Schutz überwachen zu lassen. Wie Sie wissen, ist es uns bislang nicht gelungen, seinen genauen Aufenthaltsort festzustellen.«

»Ist das üblich bei prominenten Schweizer Bankiers, dass sie einfach so verschwinden?«

»Üblich nicht, nein. Aber schließlich lebt er im Ruhestand Jeder hat ein Recht auf seine Eigenheiten.«

»Und wie tritt man in Kontakt mit ihm?«

»Durch eine Schweizer Treuhandgesellschaft, die irgendeine obskure, im Ausland ansässige Firma vertritt.«

»Transparenz ist ja ohnehin keine herausragende Eigenschaft der Schweiz.«

Kesting warf ihr einen schnellen Blick zu. Anscheinend war er sich nicht sicher, ob das als Spitze gemeint war oder nicht. »Jedenfalls scheint er irgendwann im letzten Jahr beschlossen zu haben, sich nicht mehr so oft in der Öffentlichkeit blicken zu lassen. Vielleicht hat er sich verfolgt gefühlt. Immerhin ist er schon Anfang neunzig. Manchmal führt der geistige Verfall ja zu paranoiden Wahnvorstellungen.«

»Vielleicht war das gar keine Wahnvorstellung.«

Kesting schaute sie durchdringend an, erwiderte aber nichts.

*

Als Ben sagte, dass er ein Freund von Professor John Barnes Godwin sei, schloss Professor Doktor Carl Mercandetti ihn sofort ins Herz. »Da gibt's überhaupt nichts zu entschuldigen. Es macht nicht die geringste Ungelegenheit. Ich habe in der Bibliothek ein eigenes Büro. Warum kommen Sie nicht einfach kurz vor Mittag vorbei? Würde Ihnen das passen? Ich bin auf jeden Fall da. Hoffentlich hat Godwin Ihnen nicht von der Schriftenreihe erzählt, die er für die Cambridge University Press

herausgibt. Ich hatte ihm dafür eine Monografie versprochen, mit der ich jetzt schon zwei Jahre im Rückstand bin. Das Adjektiv, mit dem er meinen Zeitsinn zu benennen pflegt, ist mediterran.« Mercandettis brüllendes Lachen dröhnte sogar durchs Telefon.

Ben hatte nur eine verschwommene Vorstellung davon, was er überhaupt von Mercandetti wollte. Mercandetti selbst hielt das Ganze wohl hauptsächlich für einen Höflichkeitsbesuch.

Bevor Ben ihn aufsuchte, nahm er sich in der Bibliothek alle verfügbaren Firmenverzeichnisse der Schweiz vor. Danach ging er am Computer sämtliche Telefonverzeichnisse durch. Nichts, Nirgendwo ein Hinweis auf ein Unternehmen namens Sigma AG. Bis jetzt hatte er noch keinen offiziellen Beleg dafür gefunden, dass Sigma überhaupt je existiert hatte.

Carl Mercandettis Äußeres ließ auf einen ernsteren Menschen schließen, als Ben nach dem Telefongespräch angenommen hatte. Er war um die fünfzig, schmächtig, hatte einen Bürstenhaarschnitt und trug eine ovale Nickelbrille. Als Ben sich vorstellte, kam jedoch Leben in seine Augen, und er schüttelte Ben kräftig die Hand.

»Jeder Freund von God ist auch mein Freund«, erklärte Mercandetti.

»God - den Spitznamen hab ich schon seit Urzeiten nicht mehr gehört. Ich dachte immer, dass ihn nur seine Studenten in Princeton so nannten.«

Mercandetti schüttelte lächelnd den Kopf. »Während unserer gemeinsamen Jahre hat er sich diesen Spitznamen wahrlich verdient. Ich hab echt Schiss davor, dass er mich oben an der Himmelspforte abfängt und fragt: ›Ach, Professor, ich hätte da noch eine kleine Frage zu Fußnote dreiundvierzig in ihrem letzten Artikeln‹.«

Nachdem sie ein paar Minuten geplaudert hatten, erzählte Ben ihm von seinen Bemühungen, einer gegen Ende des Zweiten

Weltkriegs in Zürich gegründeten Organisation namens Sigma AG auf die Spur zu kommen. Mehr sagte er nicht: Der Wissenschaftler würde sicher annehmen, dass ein international tätiger Bankier eine derartige Frage aus beruflichen Gründen stellte. Wie auch immer, Ben hielt es für besser, so wenig wie möglich zu verraten.

Mercandetti reagierte auf Bens Anliegen höflich, aber nicht sonderlich interessiert. Der Name Sigma AG schien ihm nichts zu sagen.

»Die Gesellschaft wurde 1945 gegründet?«, fragte der Historiker.

»Genau.«

»Übrigens ein ganz fabelhafter Jahrgang für Bordeauxweine. Haben Sie das gewusst?« Dann zuckte er mit den Schultern. »Das ist immerhin schon über ein halbes Jahrhundert her. Viele der während des Krieges oder kurz danach gegründeten Firmen sind pleite gegangen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren damals bei weitem nicht so stabil wie heute.«

»Ich habe Grund zu der Annahme, dass die Firma immer noch existiert«, sagte Ben.

Mercandetti schaute ihn gutmütig an. »Auf welchen Informationen beruht diese Annahme?«

»Es sind keine Informationen, die ich beweisen könnte. Es sind eher konkrete Vermutungen. Dinge, die ich von Leuten erfahren habe, die es wissen müssten.«

Mercandetti schien belustigt und skeptisch zugleich. »Verfügen denn diese Leute über härtere Fakten? Vielleicht hat man einfach den Namen geändert.«

»Gibt es ein Verzeichnis, in dem solche Namensänderungen festgehalten werden?«

Der Historiker blickte hinauf zur gewölbten Decke der Bibliothek. »Sie könnten es beim Handelsregisteramt des

Kantons Zürich versuchen. Dort sind alle Züricher Firmengründungen verzeichnet. Jede Firma ist verpflichtet, sich dort registrieren zu lassen.«

»Gut. Dann habe ich noch eine Frage. Und zwar zu dieser Liste hier.« Er zog ein Blatt Papier aus der Tasche, auf das er die Namen der Sigma-Direktoren geschrieben hatte, und schob es über den wuchtigen Eichentisch. »Sagen Ihnen diese Namen etwas?«

Mercandetti setzte seine Lesebrille auf und überflog die Liste. »Die meisten sind bekannte Industrielle. Prosperi gehört wohl eher zur Unterwelt. Ich glaube, der ist erst vor kurzem gestorben. In Brasilien oder Paraguay, kann mich nicht genau erinnern. Die sind alle schon tot oder steinalt. Gaston Rossignol, der Bankier, der muss noch in Zürich sein.«

»Dann lebt er also?«

»Hab nichts Gegenteiliges gehört. Muss aber auch schon achtzig oder neunzig sein.«

»Wie kann ich ihn finden?«

»Haben Sie es schon mit dem Telefonbuch versucht?«, fragte Mercandetti und schaute ihn belustigt an.

»Es gibt ein paar Rossignols. Aber nicht mit dem richtigen Vornamen.«

Mercandetti zuckte mit den Schultern. »Rossignol war einer der Großen im Finanzgeschäft. War maßgeblich daran beteiligt, dass unser Bankensystem nach dem Zweiten Weltkrieg wieder stabil wurde. Er hatte viele Freunde hier. Vielleicht hat er sich nach Cap d'Antibes zurückgezogen und schmiert sich genau in dieser Sekunde Sonnenöl auf seine Leberflecken. Oder er hat andere Gründe, warum er jede Aufmerksamkeit vermeiden will. Die aktuellen Kontroversen um das Nazigold und den Zweiten Weltkrieg, die Hetze, die Rachsucht... Selbst ein Schweizer Bankier kann nicht in einem Tresorraum wohnen. Also trifft man Vorkehrungen.«

Man trifft Vorkehrungen. »Danke«, sagte Ben. »Das hilft mir schon weiter.« Dann zog er das Schwarzweißfoto, das er in dem Bankschließfach gefunden hatte, aus der Tasche und legte es auf den Tisch. »Kommt Ihnen einer von denen bekannt vor?«

»Was haben wir denn da?«, sagte Mercandetti aufgekratzt. »Sind Sie jetzt Bankier oder Hobby-Historiker oder Handelsreisender in alten Fotografien? Lukratives Geschäft heutzutage. Sammler zahlen Vermögen für Ferrotypien aus dem 19. Jahrhundert. Nichts für mich. Ich brauche Farbe, und zwar jeden Tag.«

»Na ja, ein Schnappschuss vom Strand ist das allerdings nicht«, meinte Ben freundlich.

Mercandetti lächelte und nahm das Foto in die Hand. »Das muss Cyrus Weston sein - klar, der Hut war sein Markenzeichen. Der da sieht wie Avery Henderson aus, schon lange tot. Das ist Emil Menard, der das erste wirklich moderne Firmenkonglomerat aufgebaut hat, Trianon. Das könnte Rossignol sein, bin mir aber nicht sicher. Man ist im Geiste ganz auf seinen riesigen kahlen Schädel fixiert und nicht auf einen dichten dunklen Haarschopf. Aber damals war er ja noch ein junger Mann. Und das hier ist...« Er hielt inne und schwieg eine volle Minute, bevor er das Foto auf den Tisch warf. Das Lächeln auf seinen Lippen war verschwunden. »Was für ein Spielchen ist das?«, fragte er und schaute Ben über die Ränder seiner Lesebrille an. Er machte einen verwirrten Eindruck.

»Was meinen Sie?«

»Das muss eine Fotomontage sein, eine Fälschung.« Aus seiner Stimme klang Verärgerung.

»Warum? Weston und Henderson haben sich doch sicher gekannt, oder nicht?«

»Weston und Henderson? Natürlich kannten sie sich. Aber sicher hat keiner von beiden jemals den norwegischen Großreeder Sven Norquist getroffen. Oder Cecil Benson, den

britischen Automobilproduzenten. Oder Drake Parker, den Chef eines riesigen petrochemischen Konzerns. Oder Wolfgang Siebing, den deutschen Industriellen, dessen Familienunternehmen früher Kriegsgerät produzierte und jetzt für seine Kaffeemaschinen bekannt ist. Mit solchen Leuten hatten Weston und Henderson nie zu tun. Ein paar von den Männern auf dem Foto waren Erzfeinde oder waren in Sparten tätig, die absolut nichts miteinander zu tun hatten. Wer behauptet, dass sich diese Leute je getroffen haben...? Die gesamte Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts müsste neu geschrieben werden.«

»Könnte das nicht so eine Art Weltwirtschaftsgipfel gewesen sein, so wie in Davos?«, fragte Ben. »Ein Treffen der mächtigsten Industriebosse, vielleicht als Vorläufer der Bilderberg-Konferenzen?«

Der Historiker deutete auf eine Gestalt. »Das Foto ist wirklich perfekt getürkt. Ein wirklich übler Scherz.«

»Wer ist das?«

»Gerhard Lenz, ein Wissenschaftler aus Wien.« Mercandettis Stimme war hart geworden.

Der Name kam Ben irgendwie bekannt vor, aber er wusste nicht, woher. »Was ist mit dem?«

»Was war mit dem. Er ist in Südamerika gestorben. Dr. Gerhard Lenz, ein in jeder Hinsicht brillanter Kopf. Überflüssig zu erwähnen, dass er in Wien eine hervorragende medizinische Ausbildung genossen hat. Er war der Inbegriff wienerischer Kultur. Entschuldigen Sie bitte, ich gleite in Sarkasmus ab. Das ist eine Neigung, die einem Historiker nicht gut zu Gesicht steht. Tatsache ist, dass Lenz später Arzt in deutschen Konzentrationslagern war. Und wie sein Freund Josef Mengele war er berüchtigt für seine Experimente an verkrüppelten Kindern. Bei Kriegsende war er knapp fünfzig. Sein Sohn lebt in Wien.«

O Gott. Gerhard Lenz war einer der furchtbarsten Barbaren des 20. Jahrhunderts gewesen. Ben wurde schwindelig. Und neben Gerhard Lenz stand ein Nazioffizier mit leuchtenden Augen - Max Hartmann.

Mercandetti zog eine Taschenlupe aus der Jacke und betrachtete das Foto eingehend. Wahrscheinlich - so vermutete Ben kam er bei der Archivarbeit nicht mehr ohne Vergrößerungsglas aus. Er begutachtete die gelbliche Oberfläche des Fotopapiers. Nach ein paar Minuten schüttelte er den Kopf. »Es scheint tatsächlich echt zu sein. Aber das ist unmöglich. Es kann einfach nicht sein.« Aus seiner Stimme sprach ruhige Entschlossenheit. Anscheinend wollte der Professor nicht glauben, was ihm seine Augen sagten. Sein Gesicht sah aschfahl aus, die Stimme klang jetzt gebrochen, alles Bohemienhafte war von ihm abgefallen. »Sagen Sie mir eins: Wo haben Sie das her?«

Man trifft Vorkehrungen. Gaston Rossignol lebte: Der Tod einer derart erlauchten Figur wäre nicht unbemerkt geblieben. Doch auch nach einer weiteren Stunde Nachforschungen hatten Mercandetti und Ben nichts in der Hand.

»Ich muss mich entschuldigen«, sagte Mercandetti resigniert. »Aber schließlich bin ich Historiker und kein Privatdetektiv. Außerdem sollte man meinen, dass Sie sich mit solchen Nachforschungen besser auskennen. Die Tricks der Finanzwelt sind Ihnen doch vertraut.«

Mercandetti hatte Recht. Worauf er mit der Formulierung ›Tricks der Finanzwelt‹ anspielte war das, was man ›Schutz von Vermögenswerten‹ nannte - und damit war Ben in der Tat vertraut. Er musste nachdenken. Prominente Männer verschwinden nicht einfach; sie bauen sich juristische Schutzmauern, hinter denen sie sich verstecken können. Seinen Aufenthaltsort vor Verfolgern geheim zu halten, unterschied sich kaum von der Aufgabe, ihn vor Gläubigern oder Finanzbehörden zu verbergen. Rossignol würde sicher weiterhin

im Verborgenen die Kontrolle ausüben, während er gleichzeitig den Anschein erweckte, sie abgegeben zu haben. Es ist immer schwierig, einen Mann ohne Besitz im Auge zu behalten.

Ben erinnerte sich an einen extrem geizigen Kunden von Hartman Capital Management, der wie ein Besessener nach immer neuen Strategien zum Schutz seiner Vermögenswerte verlangte. Mit der Zeit hatte Ben eine leidenschaftliche Abneigung gegen den Mann entwickelt, musste aber zugeben, dass ihm die während der Leidenszeit mit dem Geizkragen erworbenen Kenntnisse jetzt zugute kamen. »Gaston Rossignol hat doch sicher einen Verwandten in der Gegend«, sagte Ben zu Mercandetti. »Der Betreffende musste zuverlässig, ihm absolut ergeben und deutlich jünger sein als er.« Bei jeder Spielart dieser Strategie bedeutete es eine unangenehme Komplikation, sollte der Pseudo-Nutznießer vor seinem großzügigen Spender ableben. Und jede Strategie war natürlich abhängig von der Diskretion des Vertragspartners.

»Sie reden anscheinend von Yves-Alain«, sagte der Professor.

»Wie bitte?«

»Sie haben ihn gerade exakt beschrieben. Yves-Alain Taille, Rossignols Neffe. Dank der Stellung seiner Familie spielt er im öffentlichen Leben der Stadt eine gewisse Rolle. Eine Rolle, die er als Bankier dank seiner mittelmäßigen intellektuellen Fähigkeiten allerdings nicht zu spielen imstande wäre. Das allgemeine Urteil lautet: schwach, aber gutmütig. War mal Vorsitzender des Züricher Kunstvereins. Hat irgendeinen lukrativen, aber kaum arbeitsintensiven Posten bei einer Privatbank. Ich glaube als Vizepräsident. Dürfte kein Problem sein, das herauszufinden.«

»Und wo könnte ich eruieren, ob Taille außer seinem Hauptwohnsitz noch anderen Grundbesitz im Kanton hat? Es gibt doch sicher irgendeine Stelle, wo man Unterlagen über Steuern einsehen kann, die bei Grundstücksübertragungen fällig

werden.«

»Unterlagen, die die Stadt betreffen, befinden sich im Rathaus. Das ist unten am Limmat. Wenn die Besitzübertragung in den letzten fünf Jahren stattgefunden hat, kann man das online überprüfen. Das gilt übrigens auch für die jeweiligen Steuerunterlagen. Eigentlich sollten das ja öffentlich zugängliche Dokumente sein, aber sie liegen auf einem extra gesicherten Server. Sie wissen ja, außer Schokolade ist das die zweite Schweizer Leidenschaft - die Geheimniskrämerei. Ich habe allerdings Benutzer-ID und Passwort. Erst neulich musste ich nämlich für die Broschüre der Stadt Zürich zum 650. Jahrestag des Beitritts zur Eidgenossenschaft einen kleinen Beitrag schreiben. Gehört zwar nicht ganz zu meinem Gebiet, dafür war die Bezahlung recht üppig.«

Eine Stunde später hatte Ben die Adresse eines Hauses, das entschieden bescheidener war als Rossignols früheres Domizil. Zwei Stunden später hatte er sich auch durch einen Wust unglaublich komplizierter Steuerunterlagen gewühlt und war sich jetzt sicher, dass Adresse und Haus zu Rossignol gehörten. Taille war zwar der offizielle Besitzer des Anwesens, aber es war nicht sein Hauptwohnsitz. Was war es dann? Ein Landhaus? Unüblich unter Zürichern. Eine Zweitwohnung für eine Geliebte? Zu groß. Außerdem war da noch die Immobilieninvestmentgesellschaft, die ein Mitspracherecht bei der Nutzung des Anwesens hatte. Taille konnte nicht uneingeschränkt über den Grundbesitz verfügen; er konnte ihn ohne Zustimmung der Gesellschaft weder verkaufen noch die Verfügungsgewalt übertragen. Und wo hatte die Gesellschaft ihren Sitz? Auf Jersey, einer der britischen Kanalinseln. Ben lächelte. Gute Arbeit. Ein Steuerparadies, wenn auch keins der wirklich anrüchigen. Es war zwar nicht so übel beleumundet wie Nauru im Pazifischen Ozean, aber dafür gaben sich Jerseys Banker noch zugeknöpfter und unzugänglicher.

Ben schaute wieder auf den Zettel, auf dem er die Adresse

notiert hatte. Der Gedanke war unfassbar, dass einer der Gründer der Sigma AG möglicherweise nur eine kurze Autofahrt entfernt von hier lebte. Peter hatte versucht, sich vor Sigma zu verstecken. Es hatte ihn das Leben gekostet. Ben holte tief Luft. Wieder stieg grenzenlose Wut in ihm auf. *Jetzt drehen wir den Spieß um. Soll sich zur Abwechslung mal Sigma verstecken und zwar vor mir.*

20. KAPITEL

Zürich

Ben fuhr zu Gaston Rossignols Haus in Hottingen, einem hügeligen Züricher Stadtteil mit steilen Straßen und einem herrlichen Blick über die Stadt. Die Häuser versteckten sich auf riesigen Grundstücken hinter hohen Bäumen: sehr privat, sehr zurückgezogen.

Rossignols Haus in der Hauserstraße stammte aus den Anfängen des 20. Jahrhundert. Es war ein weitläufiger, niedriger Bau aus braunem Stein und lag ganz in der Nähe des Dolder Grand Hotels. Die große alte Dame der Züricher Nobelherbergen genoss den Ruf des besten Hotels von Europa.

Das Haus machte nicht den Eindruck, als sei es außergewöhnlich gut gesichert. Vielleicht war es gerade deshalb als Versteck so unverdächtig, dachte Ben. Rossignol war zwar in Zürich aufgewachsen, hatte aber die meiste Zeit seines Berufslebens in Bern verbracht. Natürlich kannte er die mächtigen und einflussreichen Züricher, private Bekanntschaften pflegte er jedoch keine in der Stadt. Und die Anwohner der Hauserstraße blieben für sich; so genannte nachbarschaftliche Kontakte waren hier nicht üblich. Ein alter Mann, der sich um seinen Garten kümmert, erregte hier keinerlei Aufmerksamkeit. Eben ein komfortables Leben, das sich ganz im Verborgenen abspielte.

Ben parkte den Range Rover ein Stück hügelabwärts. Er zog die Handbremse an und schlug zur Sicherheit die Lenkung ein. Dann öffnete er das Handschuhfach und nahm Liesls Revolver heraus. Es befanden sich noch vier Patronen in der Trommel. Wenn er die Waffe benutzen wollte, musste er sich unbedingt Munition besorgen. Er steckte sie in die Jackentasche, ging zur

Haustür und klingelte. Keine Antwort. Er klingelte ein zweites Mal.

Nichts rührte sich.

Er drückte die Klinke. Die Tür war verschlossen.

Im Carport neben dem Haus stand ein ziemlich neuer Mercedes. Rossignols Wagen?

Er drehte sich um und wollte schon gehen, als ihm die Idee kam, es an den anderen Türen des Hauses zu probieren. Vorbei an gepflegten Blumenbeeten ging er über den frisch gemähten Rasen um das Haus herum. Jemand hielt das Anwesen gut in Schuss. Die von Blumenbeeten eingefasste Rasenfläche war größer als die vor dem Haus. In der Mitte einer großen Terrasse stand ein Pavillon, etwas abseits eine Gruppe Liegestühle.

Ben ging zur Hintertür und drückte die Klinke herunter.

Die Tür war nicht verschlossen.

Er schob die Tür langsam nach innen auf. Sein Puls beschleunigte sich. Jede Sekunde musste die Alarmanlage aufheulen. Nichts.

War Rossignol zu Hause? Oder das Hausmädchen, die Köchin, ein Familienmitglied?

Er stand in einem dunklen, gefliesten Raum, einer Art Vorraum. Mäntel hingen an Haken, zahlreiche Holzspazierstöcke mit verzierten Griffen standen in einem Ständer. Dahinter befand sich ein kleines Arbeitszimmer, in dem nur ein großer Schreibtisch und ein paar Bücherregale standen. Gaston Rossignol, einst eine der Säulen des Schweizers Bankwesens, war anscheinend ein Mann ohne große Ansprüche.

Auf dem Schreibtisch lag eine grüne Kladde. Daneben stand ein schwarz glänzend Panasonic-Telefon mit dem modernsten Schnickschnack: Konferenzschaltung, Nummern-Display, Freisprecheinrichtung, digitaler Anrufbeantworter.

Während er das Telefon betrachtete, klingelte es. Es war

ohrenbetäubend laut, die Lautstärke musste bis zum Anschlag aufgedreht sein. Wie betäubt starrte er das Telefon an und wartete darauf, dass sich die Tür öffnete und Rossignol hereinspazierte. Es klingelte viermal, dann hörte es auf.

Er wartete.

Niemand hatte abgehoben. Hieß das, dass keiner im Haus war?. Er schaute auf das Display und sah eine lange Nummer. Ferngespräch.

Vorsichtig betrat er einen Flur und ging weiter ins Innere des Hauses. Er hörte ganz leise Musik. Klang wie Bach. Aber woher kam die Musik? War also doch jemand im Haus? Ganz am Ende des Flurs sah er unter einer Tür einen Lichtstreifen. Er ging darauf zu, die Musik wurde lauter.

Er öffnete die Tür und befand sich in einem eleganten Speisezimmer. Links an der Wand stand auf einer Anrichte ein tragbarer Kassettenrekorder - eine Cello-Suite von Bach. Auf dem langen Tisch in der Mitte des Raums lag eine makellos weiße Tischdecke, darauf stand ein Silbertablett mit einem silbernen Teeservice. Am Tisch, mit dem Rücken zu Ben, saß ein alter Mann in einem Rollstuhl. Die kahle, gebräunte Schädeldecke war gesäumt von einem grauen Haarkranz. Der Mann hatte einen Stiernacken, und seine Schultern waren nach vorn gezogen. In seinem rechten Ohr steckte ein Hörgerät.

Wo war das Hausmädchen, das ihm den Tee serviert hatte?

Der alte Mann schien nicht gehört zu haben, dass Ben den Raum betreten hatte.

Ben schob die Hand in die Tasche seiner Lederjacke und zog den Revolver langsam heraus. Der alte Mann rührte sich nicht. Er musste sein Hörgerät abgestellt haben.

Ben zuckte zusammen, als plötzlich das Telefon wieder klingelte. Ihm kam es genauso laut vor wie eben, als er in dem kleinen Arbeitszimmer gewesen war.

Der Alte bewegte sich immer noch nicht.

Es klingelte ein zweites, ein drittes, ein viertes Mal. Dann hörte es auf.

Eine Stimme drang vom Flur ins Speisezimmer. Ben brauchte eine Sekunde, bis er begriff, dass jemand eine Nachricht auf Band sprach. Die Stimme klang panisch, allerdings konnte er nichts verstehen.

Er machte zwei Schritte vorwärts und drückte dem alten Mann die Mündung an die Schläfe. »Keine Bewegung.«

Der Kopf fiel nach vorn.

Ben packte mit der freien Hand eine Armlehne des Rollstuhls und drehte ihn ruckartig herum.

Das Kinn des alten Mannes lag auf der Brust, die weit aufgerissenen Augen starrten leblos auf den Boden.

Ben spürte, wie er in Panik geriet.

Er griff nach der Teekanne. Sie war noch warm.

Anscheinend war Rossignol erst vor wenigen Minuten gestorben. Hatte man ihn ermordet? Wenn ja, war dann der Mörder noch im Haus?

Er rannte in den Flur zurück und erreichte gerade das Arbeitszimmer, als das Telefon erneut klingelte. Das Nummern-Display: wieder eine lange Ziffernreihe. Die ersten Zahlen waren 431. Woher kam der Anruf? Die Zahlen kamen ihm bekannt vor. Irgendein Land in Europa, da war er sich sicher.

Der Anrufbeantworter schaltete sich ein.

»Gaston? Gaston?«, rief eine Männerstimme.

Dann kamen ein paar französische Worte, die Ben nicht verstand. Aber der Anrufer sprach mit einem deutlichen Akzent, anscheinend war er kein Franzose.

Wer rief Rossignol an? Und warum?

Ein anderes Klingeln: die Türglocke.

Er rannte zurück zum Hintereingang, schaute nach, ob die Luft rein war, lief um das Haus herum und versteckte sich hinter einem hohen Busch, von wo er die Straße sehen konnte. Ein weißer Streifenwagen setzte sich gerade in Bewegung. Routinepatrouille, nahm Ben an.

Ein niedriger schmiedeeiserner Zaun trennte Rossignols Grundstück von dem seines Nachbarn. Ben sprang über den Zaun in den Nachbargarten, der ungefähr so groß war wie der Rossignols, allerdings bei weitem nicht so liebevoll gepflegt. Trotz des Risikos, gesehen zu werden, lief Ben direkt am Haus vorbei und gelangte unbehelligt zur Hauserstraße. Er sprintete die fünfzig Meter bis zum Range Rover, riss die Tür auf, sprang hinein und ließ den Motor an.

Hastig wendete er und fuhr die steile Straße hinunter Richtung Innenstadt, wobei er sich dazu zwang, nicht schneller zu fahren als die ihrem Arbeitsplatz zustrebenden Züricher.

Vor ein paar Minuten hatte jemand versucht, Rossignol anzurufen. Jemand, dessen Vorwahl mit den Ziffern 431 begann.

Er kannte die Nummer. Aber woher? Plötzlich machte es klick..

Wien!

Der Anruf war aus Wien gekommen. Was hatte Liesl gesagt?

Diese Männer haben Nachfolger, haben Erben. Einer von ihnen lebte laut Mercandetti in Wien: der Sohn des KZ-Arztes Gerhard Lenz. Rossignol war tot. Warum nicht der Spur nach Wien folgen? Das war zwar alles andere als eine verlässliche Fährte, aber es war wenigstens eine Möglichkeit. Zumal er keine große Auswahl hatte.

Ein paar Minuten später war er in der Innenstadt, ganz in der Nähe vom Bahnhofplatz. An dem Ort, wo Jimmy Cavanaugh ihn hatte töten wollen. Wo alles begonnen hatte.

Er musste mit dem nächsten Zug nach Wien.

Die österreichischen Alpen

Es klopfte leise an der Tür. Der alte Mann rief gereizt: »Ja?«

Ein Arzt in weißem Kittel kam herein - ein kleiner dicker Mann mit nach vorn gekrümmten Schultern und Schmerbauch.

»Alles zu Ihrer Zufriedenheit, Sir?«, fragte der Arzt. »Gefällt Ihnen die Suite?«

»Das nennen Sie Suite?«, sagte Patient Achtzehn, der in seinem verknitterten Dreiteiler auf dem schmalen Einzelbett lag. »Das ist eine gottverdammte Mönchszelle.«

Der Raum war tatsächlich nur spärlich eingerichtet. Bett, Schrank, Schreibtisch mit Leselampe, Stuhl, Fernseher. Der Boden war gefliest, kein Teppich.

Der Arzt lächelte schwach. »Ich bin Dr. Löfquist«, sagte er und setzte sich auf den Stuhl, der neben dem Bett stand. »Ich möchte Sie willkommen heißen und gleichzeitig warnen. Sie haben zehn harte und schwierige Tage vor sich. Die Tests Ihrer Physis und Psyche werden sich als außerordentlich strapaziös erweisen.«

Patient Achtzehn machte sich nicht die Mühe, sich aufzusetzen. »Warum zum Teufel wollt ihr meine Psyche testen?«

»Nun ja, nicht jeder erweist sich als qualifiziert.«

»Und wenn Sie mich für plemplem halten?«

»Wer sich als ungeeignet für unsere Zwecke erweist, den müssen wir leider nach Hause schicken.«

Der Patient sagte nichts.

»Sie sollten sich jetzt erst mal ausruhen, Sir. Der Nachmittag wird anstrengend werden. Auf dem Programm stehen eine Röntgenuntersuchung des Brustkorbs mittels CAT Scan und ein paar kognitive Tests. Und natürlich der Standardtest, ob Sie unter Depressionen leiden.«

»Blödsinn. Ich habe keine Depressionen«, blaffte der Mann ihn an.

Ohne auf seinen Einwurf zu achten, fuhr der Arzt fort: »Ich möchte Sie noch darauf hinweisen, dass Sie heute kein Abendessen bekommen, damit wir bei der Blutentnahme morgen früh so exakte Werte wie möglich erhalten. Cholesterin, Triglyzeride, Lipoproteine etc.«

»Wie bitte? Kein Abendessen? Kommt überhaupt nicht infrage.«

»Sir«, sagte der Arzt und stand auf, »es steht Ihnen frei, jederzeit zu gehen. Wenn Sie bleiben und wenn man Sie für geeignet erachtet, dann werden Sie die Prozedur als langwierig und ziemlich schmerzhaft empfinden. Sie sehen, ich bin ganz offen. Aber Sie werden dabei auch eine Erfahrung machen, wie Sie sie in Ihrem ganzen Leben noch nicht gemacht haben. Das kann ich Ihnen versprechen.«

Zürich

Kesting konnte seine Überraschung nicht verhehlen, als Anna nach ein paar Stunden mit einer Adresse zurückkehrte. Tatsächlich wunderte sich sogar Anna darüber. Sie hatte durchgezogen, was sie vorgehabt hatte, und es hatte geklappt. Nach eingehendem Studium der Rossignol-Akte war sie auf einen einzigen Namen gestoßen, der vielleicht einen Ansatz bot: Daniel Taine, ein Staatsbeamter aus Zürich. Der Name tauchte in verschiedenen Zusammenhängen immer wieder auf, und schließlich wurde Annas Intuition bestätigt.

Gaston Rossignol war Taines erster Arbeitgeber und anscheinend auch sein Mentor gewesen. In den Siebzigern hatten Rossignol und Taine als Partner in einer GmbH kooperiert, die Geschäfte mit höchst profitablen Eurobonds betrieb. Rossignol hatte dann Taines Aufnahmebemühungen für die Kifkintler-Gesellschaft unterstützt, einen Herrenclub, der

viele der einflussreichsten Bürger Zürichs zu seinen Mitgliedern zählte. Inzwischen hatte es Taine zu einem bescheidenen Vermögen gebracht und diente dem Kanton Zürich in zahlreichen ehrenamtlichen Positionen. Er verfügte exakt über die Art von Kontakten und Mitteln, um seinem alten Mentor die ungestörte Verfolgung seiner Pläne zu ermöglichen.

Anna war unangemeldet in Taines Haus aufgetaucht, hatte sich vorgestellt und die Karten auf den Tisch gelegt. Ihre Botschaft war einfach. Gaston Rossignol befände sich in unmittelbarer und großer Gefahr.

Taine war sichtlich beunruhigt, hielt aber natürlich den Mund. Anna hatte nichts anderes erwartet. »Ich kann Ihnen nicht weiterhelfen, Miss Navarro. Er ist umgezogen. Keiner weiß wohin, und es interessiert auch keinen.«

»Die Mörder vielleicht.«

Taine bemühte sich zwar um einen skeptischen Gesichtausdruck, war für Annas Geschmack aber etwas zu schnell auf die Geschichte angesprungen. »Selbst wenn es diese Attentäter tatsächlich geben sollte, wer sagt, dass die ihn überhaupt finden, wenn schon Sie dazu nicht in der Lage sind. Bei den beträchtlichen Möglichkeiten, über die Ihr Arbeitgeber sicherlich verfügt.«

»Ich habe Grund zu der Annahme, dass die Verfolger bei ihrer Suche Fortschritte machen.«

Ein kurzer, scharfer Blick. »Ach ja? Und wie kommen Sie darauf?«

Anna schüttelte den Kopf. »Das gehört zu den gewissen Dingen, die ich nur mit Gaston Rossignol persönlich besprechen kann.«

»Warum sollte überhaupt jemand Rossignol töten wollen? Er ist einer der angesehensten Bürger Zürichs.«

»Versteckt er sich deshalb?«

»Sie reden Unsinn«, sagte Taine.

Anna schaute ihn einen Augenblick kühl an. Dann gab sie ihm ihre Visitenkarte, auf der auch ihre Telefonnummern im Office of Special Investigations verzeichnet waren. »Ich werde Sie in zwei Stunden in Ihrem Büro aufsuchen. Ich nehme an, auch Sie verfügen über recht beträchtliche Möglichkeiten. Überprüfen Sie mich. Tun Sie alles, was Sie für nötig halten, um sich davon überzeugen, dass ich mich Ihnen gegenüber korrekt verhalten habe.«

»Aber, Miss Navarro. Wie sollte ein einfacher Schweizer Bürger...«

»Sie haben Mittel und Wege, Mr. Taine. Und wenn nicht, dann Ihr Freund. Ich bin sicher, dass Sie Ihrem Freund behilflich sein wollen. Ich denke, wir verstehen uns.«

Zwei Stunden später fuhr Anna Navarro vor dem im vertrauten Beaux-Arts-Stil des ausgehenden 19. Jahrhunderts erbauten Marmorgebäude vor, in dem sich Taines Büro befand. Sie wurde sofort vorgelassen. Taines Büro war großzügig und sonnig; die Wände waren von hohen Bücherregalen gesäumt. Die dunkelgetäfelte Tür fiel kaum hörbar hinter ihr ins Schloss.

Taine saß ruhig hinter seinem Schreibtisch aus Walnussholz. »Das war nicht meine Entscheidung«, sagte er mit Nachdruck. »Monsieur Rossignol hat darauf bestanden. Ich bin ausdrücklich dagegen.«

»Haben Sie meine Angaben überprüft?«

»Man hat Sie überprüft, ja«, sagte Taine betont vage und gab ihr die Visitenkarte zurück. »Gute Reise, Miss Navarro.«

Die Adresse stand in kleinen Druckbuchstaben links neben ihrem Namen.

Als Erstes rief sie Bartlett an und brachte ihn auf den neuesten Stand. »Sie verblüffen mich immer wieder, Miss Navarro«, sagte er. Ein überraschend warmer Unterton lag diesmal in

seiner Stimme.

Auf dem Weg zur Hauserstraße sagte Kesting zu Anna: »Die Überwachung wurde heute Morgen genehmigt. Es werden mehrere Zivilfahrzeuge dafür abgestellt.«

»Und das Telefon?«

»Kein Problem. Dauert nur ein paar Stunden. Dann kann ein Beamter der Kantonspolizei im Mutterhaus mithören.«

»Mutterhaus?«

»Das Polizeipräsidium. Wir nennen es Mutterhaus.«

Sie fuhren die Hottingerstraße bergauf. Je höher sie kamen, desto größer und luxuriöser wurden die Häuser, desto mehr Bäume gab es. Schließlich bogen sie in die Hauserstraße und dann in die Einfahrt eines niedrigen braunen Steinhauses ein, das inmitten eines hübsch gestalteten Gartens lag. Anna fiel auf, dass nirgendwo zivile Polizeifahrzeuge zu sehen waren.

»Das ist die Adresse«, sagte Kesting.

Sie nickte. Noch ein Schweizer Bankier mit einem großen Haus in einem schönen Garten.

Sie stiegen aus und gingen zur Haustür. Kesting klingelte. »Es macht Ihnen hoffentlich nichts aus, wenn ich die Befragung durchführe?«

»Überhaupt nicht«, sagte Anna. Das gehörte zu den Gepflogenheiten der internationalen Zusammenarbeit. Beide waren damit vertraut.

Kesting wartete ein paar Minuten und klingelte ein zweites Mal. »Er ist schon seit ein paar Jahren an den Rollstuhl gefesselt. Dauert wahrscheinlich seine Zeit.«

Wieder verstrichen ein paar Minuten. »Kann mir nicht vorstellen, das er oft außer Haus ist«, sagte Kesting schließlich und klingelte noch einmal.

Wäre zu schön gewesen, dachte Anna. *Wieder ein Flop.*

»Vielleicht ist er krank«, meinte Kesting. Er probierte die Klinke, aber die Tür war verschlossen. Zusammen gingen sie um das Haus herum und versuchten es an der Hintertür. Sie war offen. »Dr. Rossignol!", rief Kesting. »Mein Name ist Kesting. Ich bin vom Büro des Staatsanwalts.« Das ›Dr.‹ war wohl eine Höflichkeitsfloskel.

Stille.

»Dr. Rossignol?«

Kesting und Anna gingen durch den Vorraum und das Arbeitszimmer in den Flur. Das Licht brannte. Sie hörten klassische Musik.

»Dr. Rossignol?«, rief Kesting jetzt lauter. Sie erreichten das Esszimmer. Es war hell erleuchtet. Sie sahen den Kassettenrekorder und...

»O Gott!«

Vor einem Teeservice, das auf dem langen Esstisch stand, saß ein alter Mann im Rollstuhl. Das Kinn lag auf der Brust, die aufgerissenen Augen waren starr auf den Boden gerichtet. Der Mann war tot.

Sie hatten ihn erwischt! Die Tatsache an sich war nicht überraschend. Was Anna verblüffte, war der Zeitpunkt. Es musste ganz kurz vor ihrer Ankunft passiert sein. Als ob sie gewusst hätten, dass ihnen jemand auf den Fersen war.

Zum ersten Mal hatte sie Angst.

»Verdammt,« sagte sie. »Rufen Sie einen Krankenwagen. Und die Polizei.«

21.KAPITEL

Zürich

Binnen einer Stunde traf die Spurensicherung der Züricher Kantonspolizei ein und machte Fotos und Videoaufnahmen vom Tatort. Das Haus wurde auf Fingerabdrücke abgesucht, wobei man auf die Vorder- und Hintertür sowie die drei Erdgeschossfenster besondere Sorgfalt verwandte. Anna bat den Spezialisten, Abdrücke von Rossignols Rollstuhl und von allen unbedeckten Hautpartien zu machen. Bevor man die Leiche abtransportierte, wurden noch Vergleichsabdrücke von Rossignols Fingern genommen.

Hätten die Amerikaner nicht so großes Interesse an Rossignol gezeigt, dass sie sogar um seine Überwachung gebeten hatten, dann wäre Gaston Rossignols Ableben sicher als natürlicher Tod abgehakt worden. Immerhin war er einundneunzig Jahre alt gewesen.

Stattdessen wurde eine Autopsie angeordnet mit der Maßgabe, besonders auf die Augenflüssigkeit zu achten. Da es in Zürich keinen amtlichen Leichenbeschauer gab, wurden Obduktionen im Institut für Rechtsmedizin der Universität Zürich durchgeführt.

Anna ließ sich in ihr Hotel zurückfahren. Weil sie im Flugzeug dann doch ohne Schlaftablette ausgekommen war, hatte sie noch keine Minute geschlafen und war jetzt hundemüde. Sie zog die Vorhänge zu, schlüpfte in ein übergroßes T-Shirt und legte sich ins Bett.

Das Klingeln des Telefons riss sie aus dem Schlaf. Sie brauchte ein paar Sekunden, bis sie realisierte, dass es nicht mitten in der Nacht war und dass sie nicht in ihrem Bett in Washington lag, sondern in einem Züricher Hotel. Auf dem

Leuchtzifferblatt ihrer Armbanduhr sah sie, dass es halb drei nachmittags war. Sie hob den Hörer ab.

»Spreche ich mit Miss Navarro?«, fragte eine Männerstimme

»Ja«, krächzte sie und räusperte sich kurz und fragte dann: »Wer sind Sie?«

»Ich bin Kommissar Schmid von der Kantonspolizei Zürich Morddezernat. Entschuldigung, habe ich Sie geweckt?«

»Nein, nein. Ich war nur etwas eingenickt. Was gibt's?«

»Die Auswertung der Fingerabdrücke hat einige interessante Ergebnisse erbracht. Könnten Sie wohl ins Präsidium kommen?«

Schmid war ein umgänglicher Mann mit breitem Gesicht und kurzem Haar. Ein paar lächerlich kurze Ponyfransen hingen ihm in die Stirn. Er trug ein marineblaues Hemd und eine Goldkette um den Hals.

Sein Büro war freundlich, hell und spärlich möbliert. Zwei Schreibtische aus hellem Holz standen sich gegenüber; an einem saß Anna, am anderen Schmid.

Schmid spielte mit einer Büroklammer. »Wir haben in der Abteilung Kriminaltechnik die Fingerabdrücke durch den Computer laufen lassen. Rossignols Abdrücke haben wir aussortiert. Übrig geblieben sind immer noch jede Menge, davon die meisten nicht identifizierbar. Er war Witwer, deshalb nehmen wir an, dass die meisten von der Haushälterin und anderen Leuten stammen, die in seinem Haus arbeiten. Die Haushälterin hatte die Nacht zuvor Dienst und ist erst am Morgen seines Todes gegangen. Wahrscheinlich haben die Täter das Haus beobachtet und gewartet, bis sie fort war.«

»Hatte er keine Tagesschwester?«

»Nein«, sagte Schmid und bog den Draht der Klammer auseinander. »Aber etwas anderes: Wir haben aufgeholt. Inzwischen haben wir wie Sie in den Staaten eine

Computerdatenbank für Fingerabdrücke.« Er sprach vom Automated Fingerprint Identification Service, in dem Millionen von Fingerabdrücken gespeichert waren. »Die Abdrücke sind eingegeben, digitalisiert und dann nach Bern an den Zentralcomputer geschickt worden, wo man sie mit allen anderen verfügbaren Dateien verglichen hat. Hat nicht lange gedauert. Wir hatten sehr schnell einen Treffer.«.

Sie richtete sich auf. »Ja?«

»Das ist auch der Grund, warum man den Fall mir übertragen hat. Die Abdrücke gehören zu einem Amerikaner, den wir vor ein paar Tagen kurz in Gewahrsam hatten- in Zusammenhang mit einer Schießerei am Bahnhofplatz.«

»Und? Wie heißt er?«

»Benjamin Hartman.«

Der Name sagte ihr nichts. »Was wissen Sie über ihn?«

»Eine ganze Menge. Nun ja, ich habe ihn selbst verhört.« Er gab ihr eine Aktenmappe, die Fotokopien von Hartmans amerikanischem Pass, Führerschein, Kreditkarten und die erkennungsdienstlichen Fotos der Schweizer Polizei enthielt.

Fasziniert betrachtete sie jede einzelne Kopie. War dieser Mann der Mörder? Amerikaner, Mitte dreißig, Investmentbanker bei Hartman Capital Management. Vermutlich ein Familienunternehmen. Vermutlich wohlhabend. Lebt in New York City. Auf Skiurlaub in der Schweiz, hatte er Schmid erzählt.

Aber das musste nicht stimmen.

Drei der Sigma-Opfer waren getötet worden, während er sich in Zürich aufgehalten hatte. Ein Opfer hatte in Deutschland gelebt, ein anderes in Österreich. Beides nur ein paar Autostunden entfernt. Also durchaus möglich.

Aber Paraguay? Das war ein langer Flug.

Dennoch konnte man es nicht ausschließen. Genauso wenig

wie die Möglichkeit, dass er nicht allein arbeitete.

»Was ist am Bahnhofplatz passiert?«, fragte sie. »Hat er jemanden erschossen?«

Die Büroklammer brach in der Mitte durch. »Es hat eine Schießerei in der Bahnhofstraße und dann in einem unterirdischen Einkaufszentrum am Bahnhofplatz gegeben. Er war darin verwickelt. Deshalb haben wir ihn verhört. Ich persönlich glaube nicht, dass er der Schütze war. Er hat angegeben, dass jemand versucht hat, ihn umzubringen.«

»Irgendwelche Opfer?«

»Mehrere Passanten. Und - zumindest sagt er das - der Kerl, der versucht hat, ihn zu töten.«

»Hmm«, brummte sie. Eine rätselhafte Geschichte. Was stimmte daran? Wer war dieser Mann? »Und Sie haben ihn laufen lassen?«

»Wir hatten keine Handhabe. Außerdem hat die Firma ihre Beziehungen spielen lassen. Wir haben ihn angewiesen, den Kanton zu verlassen.«

Lief so die Strafverfolgung in Zürich?, dachte Anna säuerlich *Hauptsache, raus aus meinem Kanton!* »Haben Sie eine Ahnung, wo er sich jetzt aufhält?«

»Er hat gesagt, er würde nach St. Moritz fahren. Hotel Carlton. Aber dort hat er nie eingecheckt. Gestern haben wir erfahren, dass er wieder in Zürich gewesen ist, in der Handelsbank Schweiz. Wir versuchten ihn festzunehmen, aber er konnte entkommen. Gab wieder eine Schießerei. Scheint sein Markenzeichen zu sein.«

»Tja, scheint so«, sagte Anna. »Können Sie feststellen, ob und in welchem Hotel Hartman in Zürich oder sonstwo in der Schweiz abgestiegen ist?«

Schmid nickte. »Jeder Kanton hat eine eigene Registratur, die von den örtlichen Polizeistellen Kopien aller Anmeldeformulare

erhält.«

»Und wie aktuell ist dieses Register?«

»Manchmal hängt es etwas hinterher«, gab Schmid zu. »Aber wenigstens wissen wir, wo er vorher gewesen ist.«

»Wenn er sich unter seinem richtigen Namen eingetragen hat.«

»Hotels sind verpflichtet, sich bei ausländischen Gästen den Pass vorlegen zu lassen.«

»Vielleicht hat er mehr als einen. Vielleicht war er in einem Hotel, das keinen sehen wollte. Vielleicht hat er Freunde hier.«

Schmid schien etwas verärgert. »Ich habe mit ihm gesprochen. Er sah nun wirklich nicht wie jemand aus, der falsche Pässe mit sich herumträgt.«

»Manche dieser international tätigen Geschäftsleute haben noch Pässe aus Ländern wie Panama, Irland oder Israel. Erweist sich manchmal als ganz nützlich.«

»Ich weiß, ich weiß. Aber der Name in diesen Pässen ist immer noch der richtige Name, oder?«

»Kann sein, muss aber nicht. Lässt sich feststellen, ob er das Land schon verlassen hat?«

»Kaum. Sie können mit Flugzeug, Auto oder Zug über die Grenze gelangen. Sogar zu Fuß.«

»Und das wird von der Grenzpolizei nicht registriert?«

»Die Grenzpolizei macht nur Stichproben«, sagte Schmid. »Nicht jeder wird kontrolliert. Die besten Chancen haben wir, wenn er das Flugzeug genommen hätte. Über die Passagierlisten der Fluglinien.«

»Und wenn er mit dem Zug gefahren ist?«

»Haben wir nur eine Chance, falls er einen Platz reserviert hat. Unwahrscheinlich, wenn Sie mich fragen.«

»Tja, wird wohl so sein«, entgegnete Anna nachdenklich.

»Sind Sie befugt, die Fahndung in die Wege zu leiten?«

»Natürlich«, sagte Schmid leicht pikiert. »Die läuft schon.«

»Wann kann ich mit dem Autopsiebericht rechnen? Mich interessiert vor allem der toxikologische Befund.« Sie wusste, dass sie dem Mann etwas zu hart auf die Zehen trat. Aber es ging nicht anders.

Schmid zuckte mit den Schultern. »Normalerweise in einer Woche. Vielleicht etwas schneller. Ich werde mich darum kümmern.«

»Ich würde gern wissen, ob sie ein ganz bestimmtes Nervengift gefunden haben«, erklärte sie. »Das dürfte ja nicht so lange dauern, oder?«

»Ich werde nachfragen.«

»Danke. Und dann brauchte ich noch die Kontoauszüge von Rossignol. Die letzten zwei Jahre. Spielen die Schweizer Banken da mit, oder lassen sie uns mit der Leier vom Bankgeheimnis abblitzen?«

»Bei Mord spielen sie mit«, sagte Schmid knapp. Er war sichtlich eingeschnappt.

»Das ist ja mal eine angenehme Überraschung. Ach, und noch was... Die Fotokopien von den Kreditkarten, kann ich die mitnehmen?«

»Wüsste nicht, was dagegen spricht.«

»Sehr schön.« Eigentlich war der Bursche ganz nett, dachte Anna.

São Paulo, Brasilien

Der Hochzeitsempfang fand im exklusivsten Privatclub von ganz Brasilien statt - im Hipica Jardins.

Die Clubmitglieder entstammten hauptsächlich der Aristokratie Brasiliens, den *Quatrocentoes* genannten

Nachfahren der ersten portugiesischen Siedler, die sich seit mindestens vierhundert Jahren im Land aufhielten. Sie waren die Großgrundbesitzer und Hotelmagnaten, die Besitzer der Papier- und Spielkartenfabriken, der Zeitungs- und Verlagshäuser. Die Reichsten der Reichen, wie man an der langen Reihe der Bentleys und Rolls Royces vor dem Clubhaus unschwer erkennen konnte.

Die Crème de la Crème traf sich in strahlend weißer Abendgarderobe zur Hochzeit der Tochter von Doutor Otavio Carva-Iho Pinto, einem der mächtigsten Plutokraten Brasiliens. Seine Tochter Fernanda heiratete in die ähnlich illustre Familie Alcantara Machados ein.

Unter den Gästen war auch ein ehrwürdiger weißhaariger Herr von fast neunzig Jahren. Er gehörte nicht zu den *Quatrocentoes*, sondern stammte aus Lissabon und hatte sich erst in den Fünfzigerjahren in São Paulo niedergelassen. Jörge Ramago war ein steinreicher Bankier und Großgrundbesitzer und schon seit Jahrzehnten Geschäftspartner und enger Freund des Brautvaters.

Jörge Ramago saß an seinem Platz und sah den tanzenden Paaren zu. Die vor ihm stehenden Noisettes de Veau Perigourdine hatte er nicht angerührt. Eine der Kellnerinnen, eine schwarzhaarige junge Frau, ging zögernd auf den alten Herrn zu und sagte: »Señor Ramago, Sie werden am Telefon verlangt.«

Ramago wandte sich langsam zu der Kellnerin um.

»Es geht um Ihre Gattin, Señor. Es scheint dringend zu sein.«

Ramago schaute sie beunruhigt an. »Wo ist das Telefon?«

»Hier entlang«, sagte die Kellnerin, fasste ihn sanft am Arm und half ihm hoch. Zusammen gingen sie langsam durch den Bankettsaal. Ramago litt an Rheuma, erfreute sich aber ansonsten bester Gesundheit.

Die Kellnerin geleitete den alten Mann in die Halle zu einer

antik aussehenden Telefonkabine aus Holz. Sie hielt ihm die Tür auf und strich ihm mit der anderen Hand das etwas verrutschte Dinnerjackett glatt.

Als Ramago den Arm hob und nach dem Hörer griff, der neben dem Telefon lag, spürte er einen kurzen, stechenden Schmerz im Oberschenkel. Er zuckte zusammen und schaute sich um, aber die Kellnerin war nicht mehr da.

Da der Schmerz sofort verschwand, drehte er sich wieder um und hob den Hörer ans Ohr. Er hörte das Freizeichen.

»Was soll das...?« Dann verlor Ramago das Bewusstsein und sackte zusammen.

Keine Minute später entdeckte ein Kellner den Toten in der Telefonkabine und holte Hilfe.

Die österreichischen Alpen

Patient Achtzehn wurde um Mitternacht geweckt.

Eine Schwester nahm seinen Oberarm, legte vorsichtig eine Aderpresse an und zapfte ihm Blut ab.

»Was zum Teufel soll das denn jetzt?«, brummte der Mann.

»Tut mir Leid«, sagte die Schwester. »Wir haben Anweisung, ab Mitternacht alle vier Stunden eine Blutprobe zu nehmen.«

»Wozu denn?«

»Um ihren Erythropoetinspiegel zu messen.«

Dieser ganze medizinische Hokuspokus war äußerst beunruhigend. Und er wusste, das hier war erst der Anfang.

»Das war's. Schlafen Sie gut. Morgen wird ein langer Tag.«

Das Frühstück wurde in einem luxuriösen Bankettsaal serviert. Das Büffet hielt frisches Obst, frisch gebackene Brötchen und Croissants, Frühstückswürstchen, Eier, Schinken und Speck im Überfluss bereit. Nachdem Patient Achtzehn gefrühstückt hatte, brachte man ihn in ein

Untersuchungszimmer, das in einem anderen Flügel untergebracht war. Dort schnipselte ihm eine Schwester mit einem kleinen Skalpell ganz behutsam ein Stückchen Haut von der Innenseite seines rechten Oberarms. Er stöhnte.

»Tut mir Leid, wenn es wehgetan hat.«

»Mein ganzer verdammter Körper tut schon weh. Wofür war das jetzt?«

»Die Gewebeprobe wird benötigt, um die Elastizität der Retikulinfasern zu untersuchen«, erklärte sie und verband ihm den Arm.

Im Hintergrund unterhielten sich zwei Ärzte leise auf Deutsch. Patient Achtzehn verstand jedes Wort.

»Die Gehirnfunktionen sind leicht beeinträchtigt«, führte der kleine Dicke aus. »Allerdings im Rahmen dessen, was man bei einem Mann seines Alters erwarten darf. Keine Anzeichen von seniler Demenz oder Alzheimer.«

Der andere Arzt - ein großer, graugesichtiger Mann - fragte: »Wie steht's mit dem Herzmuskelvolumen?«

»Annehmbar. Außerdem haben wir den Blutdruck an der Schienbeinarterie diesmal mit dem Doppler-Ultraschallverfahren gemessen. Wir konnten eine leichte Verengung der peripheren Arterien feststellen.«

»Erhöhter Blutdruck?«

»Etwas, aber noch im Normalbereich.«

»Irgendwelche Auffälligkeiten im Blutbild?«

»Das wird im Labor gerade gemacht.«

»Sehr schön. Schätze, da haben wir einen guten Kandidaten. Ich schlage vor, dass wir das Tempo der Tests etwas anziehen.«

Ein guter Kandidat, dachte Patient Achtzehn. Dann wäre es also geschafft. Er drehte sich zu den beiden Ärzten um und lächelte sie scheinheilig an.

22. KAPITEL

Wien

Jetzt wartete er schon eine halbe Stunde. Ben saß vor einer inzwischen kalten Melange in der geräumigen Lobby seines Hotels in der Kärntner Straße und wartete auf den Privatdetektiv, dessen Namen er aufs Geratewohl aus den Gelben Seiten gefischt hatte.

Sicher gab es weit bessere Methoden, sich einen Privatdetektiv zu besorgen als das Wiener Telefonbuch. Zum Beispiel hätte er einen von mehreren Geschäftsfreunden anrufen und sich einen empfehlen lassen können. Doch sein Instinkt sagte ihm, dass er in diesem Stadium möglichst jeden Kontakt zu Bekannten meiden sollte.

Er war mit dem ersten Zug von Zürich nach Wien gefahren, war in ein kleines Hotel marschiert und hatte glücklicherweise auch ohne Reservierung ein Zimmer bekommen. Eingetragen hatte er sich unter dem Namen Robert Simon, einem der Decknamen seines Bruders. Als er seinen Pass vorlegen musste, hatte sich kurz sein Puls beschleunigt, doch anscheinend sah er absolut echt aus. Ein bisschen angestoßen, mit einigen Stempeln, wie ein paar Jahre alter Pass eben aussieht.

Dann hatte er im Branchenbuch nach einem Privatdetektiv gesucht, der - soweit man das anhand einer Anzeige überhaupt beurteilen konnte - einen einigermaßen seriösen Eindruck machte. Im ersten Gemeindebezirk, im Herzen der Stadt, wo auch sein Hotel lag, gab es mehrere. Einer pries sich als Spezialist für die Suche nach verschwundenen Familienangehörigen an. Ben hatte ihn per Telefon mit der Beschaffung einiger Informationen über einen österreichischen Staatsbürger beauftragt.

Jetzt saß er in der Lobby seines Hotels und begann sich zu fragen, ob der Detektiv überhaupt auftauchen würde.

Dann ließ sich plötzlich ein etwa vierzigjähriger, korpulenter Mann gegenüber von Ben in den Sessel plumpsen. »Mr. Simon nehme ich an?« Er legte eine abgenutzte lederne Aktentasche auf das niedrige Tischchen, das zwischen ihm und Ben stand.

»Erraten.«

»Hans Hoffmann«, sagte der Mann. »Wie steht's mit dem Honorar?«

»Erfreut, Sie kennen zu lernen«, sagte Ben ironisch. Er nahm vier Einhundert-Dollar-Scheine aus seiner Briefasche und schob sie über den Tisch.

Hoffmann schaute das Geld ein paar Sekunden an.

»Stimmt was nicht?«, fragte Ben. »Sind Ihnen Schillinge lieber? Tut mir Leid, aber ich hatte noch keine Zeit, auf die Bank zu gehen.«

»Ich hatte unvorhergesehene Auslagen«, sagte der Detektiv.

»Ach?«

»Eine kleine Aufmerksamkeit für einen alten Kumpel beim Heeresnachrichtenamt.«

»Im Klartext Bestechungsgeld«, sagte Ben.

Hoffmann zuckte mit den Schultern.

»Ich nehme an, dass Ihnen Ihr Kumpel keine Quittung gegeben hat.«

Hoffmann seufzte. »So läuft das eben. An die von Ihnen gewünschte Information kommt man nur, wenn man diverse Quellen anzapft. Mein Freund musste sich seines Ausweises als Mitarbeiter des militärischen Nachrichtdienstes bedienen. Und das kostet eben zweihundert extra. Aber ich habe, was Sie wollten. Die Adresse und die Nummer - war übrigens eine Geheimnummer.«

Ben legte die zwei Hunderter drauf - den Rest seines Bargelds.

Der Detektiv steckte das Geld ein. »Ist mir egal, wofür Sie Nummer und Adresse von dieser Person brauchen. Aber ich könnte mir vorstellen, dass Sie da in eine ganz interessante Geschichte verwickelt sind.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Ihr Mann ist eine sehr bedeutende Persönlichkeit in Wien.« Er winkte der Kellnerin und bestellte eine Melange und ein Stück Sachertorte.

Dann zog er einen Laptop aus seiner Aktentasche, klappte ihn auf und schaltete ihn ein. »Der letzte Schrei auf dem Gebiet der Biometrie«, sagte er stolz. »Fingerspitzensensor. Mein Fingerabdruck ist mein Passwort. Ohne meinen Finger komme ich nicht in das Programm. Bei solchen Sachen kann den Deutschen keiner das Wasser reichen.«

Der Detektiv tippte etwas ein, dann drehte er den Computer zu Ben. Auf dem Bildschirm standen Name, Adresse und Telefonnummer von Jürgen Lenz.

»Kennen Sie den Mann?«, fragte Hoffmann, während er den Laptop wieder zu sich drehte. »Ist er ein Bekannter von Ihnen?«

»Nicht direkt. Erzählen Sie mir was über ihn.«

»Einer der reichsten Männer von Wien. Spendabler Philanthrop und Kunstmäzen. Die Stiftung seiner Familie baut Kliniken für die Bedürftigen. Sitzt im Verwaltungsausschuss der Wiener Philharmoniker.«

Die Kellnerin stellte Kaffee und Kuchen auf den Tisch. Sie hatte sich noch nicht ganz umgedreht, da schob sich Hoffmann schon den ersten Bissen in den Mund.

»Was für ein Doktor ist Lenz?«

»Mediziner. Hat die Praxis aber schon vor Jahren aufgegeben.«

»Wie alt?«

»In den Fünfzigern, würde ich sagen.«

»Die Medizin scheint in der Familie zu liegen.«

Hoffmann lachte. »Sie denken an seinen Vater, Gerhard Lenz. Interessanter Fall. Sehen Sie, Österreich ist nicht gerade das fortschrittlichste Land auf dieser Welt. Meine Landsleute lassen sich nur ungern an solch unappetitlichen Dinge erinnern. Es gibt ein geflügeltes Wort in Österreich: ›Wir haben es geschafft, aus Beethoven einen Österreicher und aus Hitler einen Deutschen zu machen.‹ Aber Jürgen Lenz gehört nicht zu dieser Sorte. Er ist einer von den Söhnen, die versuchen, etwas von der Schuld des Vaters abzutragen.«

»Wirklich?«

»Ja. Sein Engagement ist wirklich außergewöhnlich. In gewissen Kreisen ist Jürgen Lenz sogar ausgesprochen unbeliebt, weil er kein Blatt vor den Mund nimmt. Er verurteilt sogar seinen eigenen Vater. Es ist allgemein bekannt, dass er für die Verbrechen seines Vaters tiefe Scham empfindet.« Hoffmann schaute sehnsüchtig das Stück Torte an. »Anders als die meisten Kinder berühmter Nazis tut er was. Die Lenz-Stiftung ist Österreichs größter Förderer von Holocaust-Studien, historischen Forschungsprojekten oder Büchereien in Israel. Sie unterstützt alles, was Verbrechen aus Fremdenhass, Rassismus und Ähnliches bekämpft.« Er wandte sich dem Rest seiner Torte zu und schlang ihn hinunter, als hätte er seit Tagen nichts mehr gegessen.

Lenz' Sohn ein prominenter Nazigegner? Vielleicht bestanden da mehr Gemeinsamkeiten, als er geglaubt hatte. »Okay«, sagte Ben und signalisierte der Kellnerin mit der weltweit verbreiteten Kritzelbewegung, dass er die Rechnung wollte. »Ich danke Ihnen.«

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?«, fragte der Detektiv und schnippte einige Krümel vom Revers seines Jacketts.

Trevor Griffiths verließ das Hotel Imperial, das ein paar Straßen von der Oper entfernt am Kärntner Ring lag. Das Imperial, dachte Trevor, war nicht nur das beste Hotel Wiens, es war auch berühmt dafür, dass es während des Krieges das Hauptquartier der Nazis gewesen war. Von hier aus hatten sie die Stadt regiert. Trevor mochte das Hotel trotzdem.

Er spazierte durch die Mariahilfer Straße, dann in die Neubaugasse und stand nach ein paar Minuten vor der kleinen Bar. Auf dem grellroten Neonschild über der Tür der Schriftzug BROADWAY BAR. Er setzte sich in eine hintere Nische des nur schwach beleuchteten Kellerraums und wartete. In seinem maßgeschneiderten Zweireiher aus grauem Kammgarn wirkte er deplatziert. Er sah aus wie ein Topmanager oder ein erfolgreicher Anwalt.

Kalter Zigarettenrauch verpestete die Luft. Trevor hasste es, wenn hinterher Haare und Kleidung danach stanken. Er schaute auf seine Armbanduhr, eine Audemars Piquet, das Beste vom Besten. Neben teuren Anzügen und gutem, hartem Sex gehörten exklusive Uhren zu den wenigen Dingen, die er sich gönnte. Was sonst gab es schon, wenn man sich aus Essen, Kunst oder Musik nichts machte?

Er war verärgert. Der österreichische Kontaktmann war zu spät dran. Trevor konnte Unpünktlichkeit nicht ausstehen.

Nach einer halben Stunde tauchte der Österreicher auf. Ein grobschlächtiger primitiver Klotz namens Otto. Otto rutschte in die Sitzbank und stellte eine speckige Tasche aus rotem Filzstoff auf den Tisch.

»Sie sind Engländer, oder?«

Trevor nickte und zog den Reißverschluss der Tasche auf. Zum Vorschein kamen eine Neun-Millimeter-Makarov-Pistole mit Schalldämpfergewinde und der lange, perforierte Schalldämpfer. »Munition?«, fragte Trevor.

»Alles da drin«, sagte Otto. »Kaliber neun mal achtzehn. Jede Menge.«

Die Makarov war eine gute Wahl. Anders als die Neun-Millimeter-Parabellum war sie für Subsonic-Munition geeignet. »Wo ist die her?«, fragte Trevor. »Ungarn? China?«

»Russisches Fabrikat. Gute Qualität.«

»Wie viel?«

»Dreitausend Schilling.«

Trevor verzog das Gesicht. Er hatte nichts gegen teure Ware, aber er hatte was gegen Straßenräuber. Er sprach jetzt deutsch weiter, damit Otto auch alles verstand. »Der Markt ist überschwemmt mit Makarovs.«

Otto schien auf einmal hellwach.

»Die Dinger gibt's wie Sand am Meer«, sagte Trevor. »Die kannst du an jeder Ecke kaufen. Ich geb dir tausend. Sei froh, dass du überhaupt so viel kriegst.«

Ottos Gesichtsausdruck verriet Respekt. »Sind Sie Deutscher?«, fragte er. Wenn Ottos Ohr geübter gewesen wäre, hätte er Trevors Deutsch problemlos in die Gegend um Dresden einordnen können.

Trevor hatte schon ziemlich lange kein Deutsch mehr gesprochen. Er hatte keine Gelegenheit gehabt. Aber es war sofort wieder da gewesen.

Schließlich war es seine Muttersprache.

Zürich

Zum Abendessen ging Anna in ein Mövenpick, das nur ein paar Straßen von ihrem Hotel entfernt lag. Da sie auf nichts Lust hatte, was die Karte an Schweizer Küche bot, bestellte sie sich nur etwas zu trinken. Normalerweise fand sie es deprimierend, in einer fremden Stadt allein zu Abend zu essen. Doch heute

wurde sie von ihren Gedanken so in Anspruch genommen, dass sie gar keine Zeit hatte, sich einsam zu fühlen. Sie saß am Fenster und blickte die Tischreihe entlang, an der nur einzelne Gäste saßen. Fast alle hatten eine Zeitung oder ein Buch vor sich.

Im amerikanischen Konsulat hatte sie über eine abhörsichere Faxleitung alles Hartman betreffende Material - inklusive der Kreditkartenkopien - an die ICU geschickt und darum gebeten, Direktleitungen zu den Kreditkartengesellschaften zu schalten, damit sie, wenn er eine der Karten benutzte, sofort informiert werden konnten.

Außerdem hatte Anna angewiesen, ihr jede greifbare Information über Hartman umgehend mitzuteilen. Keine Stunde später hatte man sie auf ihrem verschlüsselten Handy zurückgerufen.

Volltreffer.

Laut Auskunft von Hartmans Büro machte er in der Schweiz Urlaub, hatte sich aber schon seit Tagen nicht mehr gemeldet. Seine Reiseroute war unbekannt, weil er keine hinterlassen hatte. Sein Büro konnte sich nicht mit ihm in Verbindung setzen.

Doch dann hatte die ICU noch etwas in Erfahrung gebracht: Hartman hatte einen Zwillingsbruder gehabt, der vor vier Jahren bei einem Flugzeugabsturz in der Schweiz ums Leben gekommen war. Dieser Bruder war anscheinend im Zusammenhang mit dem Nazigold auf einer Art Kreuzzug gewesen. Anna konnte sich darauf keinen Reim machen; es ergaben sich nur jede Menge neuer Fragen.

Und Benjamin Hartman selbst war stinkreich. Er arbeitete für Hartman Capital Management, eine von seinem Vater gegründete Investmentfonds-Gesellschaft.

Max Hartman war ein bekannter Philanthrop und ein Überlebender des Holocaust.

Die Möglichkeiten drängten sich geradezu auf. Der arme Sohnemann eines KZ-Überlebenden verbeißt sich in die Vorstellung, dass die Schweizer Bankiers den Holocaust-Opfern Unrecht getan haben. Der Zwillingsbruder setzt den Kreuzzug fort und will Rache üben an irgendeinem Schweizer Bankierbonzen. Ein reiches Bürschchen auf Vendetta.

Oder er steckte noch tiefer drin und arbeitete für die Gruppe, die aus diesem Sigma-Laden hervorgegangen war. Warum auch immer.

Die nächste Frage lautete, woher er die Namen der alten Männer und die Adressen ihrer Verstecke hatte.

Und was hatte der Tod seines Bruders mit all dem zu tun? Wenn er überhaupt damit zusammenhing.

Kurz nach neun ging sie zurück ins Hotel, wo ihr der Nachtportier eine Nachricht übergab. Thomas Schmid von der Züricher Polizei hatte angerufen.

Sie telefonierte vom Zimmer aus. Er war noch im Büro.

»Wir haben ein paar Teilergebnisse von der Autopsie«, sagte er. »Auch über dieses Gift, nach dem Sie gefragt haben.«

»Und?«

»Man hat in der Augenflüssigkeit tatsächlich dieses Nervengift gefunden. Rossignol wurde vergiftet.«

Anna setzte sich auf den Stuhl, der neben dem Telefon stand. Endlich ein Fortschritt. Sie spürte dieses wohlige Prickeln, das sie immer empfand, wenn sie einen Durchbruch erzielt hatte. »Hat man eine Einstichstelle gefunden?«

»Noch nicht. Sie suchen noch. Sie sagen, dass es extrem schwierig ist, so winzige Pünktchen überhaupt festzustellen.«

»Wann genau ist er gestorben?«

»Anscheinend heute Morgen, kurz bevor wir gekommen sind.«

»Das heißt, dass Hartman noch in Zürich sein könnte. Haben

Sie das im Griff?«

Eine kurze Pause, dann Schmids kühle Antwort. »Ja.«

»Irgendwas Neues von Rossignols Kontoauszügen?«

»Die Banken spielen mit. Aber es dauert etwas. Dienstwege, Sie verstehen.«

»Sicher, sicher.«

»Bis morgen müssten wir die Unterlagen eigentlich haben.«

Ein Piepsen in Annas Hörer unterbrach Schmid. »Sekunde, ich glaube, da kommt ein Anruf rein«, sagte sie und drückte auf den Knopf ›Rezeption‹. Der Nachtportier teilte ihr mit, dass jemand aus Ihrem Büro in Washington in der Leitung sei.

»Miss Navarro? Hier Robert Polozzi, ICU.«

»Was gibt's?«

»MasterCard hat eben angerufen. Hartman hat vor ein paar Minuten seine Karte benutzt. Er hat eine Rechnung in einem Wiener Restaurant bezahlt.«

Kent, England

Sir Edward Downey, englischer Premierminister im Ruhestand, spielte im Rosengarten seines Landsitzes in Westerham, Kent, gerade eine Partie Schach mit seinem Enkel, als das Telefon klingelte.

»Nicht schon wieder«, maulte der achtjährige Christopher.

»Reiß dich zusammen, junger Mann«, rief Sir Edward seinen Enkel gutmütig zur Ordnung.

»Sir Edward? Holland hier.«

»Mr. Holland, ist alles in Ordnung?«, fragte Sir Edward und machte sich plötzlich aus unerklärlichen Gründen Sorgen. »Unser Treffen findet doch wie geplant statt, oder?«

»Sicher, Sir. Es hat sich lediglich ein kleines Problem

ergeben. Möglicherweise könnten Sie uns behilflich zu sein.«

Während er zuhörte, schnitt Sir Edward eine bedrohliche Grimasse in Richtung seines Enkels, worauf dieser wie immer mit einem Kichern reagierte. »Nun, Mr. Holland, vielleicht lässt sich die Angelegenheit mit ein paar Telefonaten regeln. Ich werde sehen, was ich tun kann.«

Wien

Jürgen Lenz' Haus lag in Hietzing, einem exklusiven, dicht bewaldeten Viertel im Südwesten von Wien. Hier residierten die reichsten Familien der Stadt. Lenz wohnte in einer großen, modernen Villa, einer faszinierenden Mischung aus Tiroler Bauernhausstil und Frank Lloyd Wright.

Das Überraschungsmoment ist wichtig, dachte Ben. *Ich muss Lenz überrumpeln, wenn ich ihm gegenübertrete.* Das war ein überlebenswichtiger Aspekt. Er wollte nicht, dass Peters Mörder erfuhren, dass er in Wien war. Und trotz der Saat des Zweifels, die immer noch in ihm keimte, war es doch wahrscheinlicher, dass Lenz zu denen gehörte.

Natürlich konnte er auch nicht einfach an seiner Haustür klingeln und darauf hoffen, freundlich eingelassen zu werden. Er musste die Sache raffinierter angehen. Ben ging im Geiste eine Liste höchst prominenter und einflussreicher Persönlichkeiten durch, die er so gut kannte, dass sie für ihn bürgen, ja sogar lügen würden.

Ihm fiel der Präsident einer der größten gemeinnützigen Einrichtungen Amerikas ein, der Ben mehrere Male besucht und um Spenden gebeten hatte. Jedes Mal hatten sich die Hartman-Familie und die Firma großzügig gezeigt.

Zeit, Dankbarkeit einzufordern, dachte Ben.

Der Mann hieß Winston Rockwell und war ernstlich an Hepatitis erkrankt. Soweit Ben wusste, lag er im Krankenhaus

und war für niemanden zu erreichen. Dumm für Rockwell, passend für Ben.

Er rief im Hause Lenz an und erwischte Jürgen Lenz' Frau. Er stellte sich als Mr. Robert Simon vor und sagte ihr, dass er ein Freund von Winston Rockwell sei und sich für die Lenz-Stiftung interessiere. Was in einschlägigen Kreisen hieß: Ich habe Geld zu spenden. Selbst reiche Stiftungen lehnen Zuwendungen nie ab.

Frau Lenz sagte ihm, dass sie ihren Mann gegen fünf Uhr zurückerwarte und ob er nicht direkt bei ihnen vorbeischauen wolle. Ihr Mann wäre sicher hocherfreut, einen Freund von Winston Rockwell kennen zu lernen.

Die Frau, die ihm öffnete, war eine elegante zierliche Dame Anfang fünfzig, die ein graues Strickkleid trug sowie eine enge Perlenkette und dazu passende Ohrringe.

»Treten Sie doch näher, Mr. Simon«, sagte sie. »Ich bin Ilse Ich freue mich, Sie kennen zu lernen.«

»Ganz meinerseits«, sagte Ben. »Ich muss mich nochmals bei Ihnen bedanken, dass Sie mich so kurzfristig empfangen konnten.«

»Aber ich bitte Sie. Freunde von Winston sind uns jederzeit willkommen. Darf ich fragen, woher Sie kommen, Mr. Simon?«

»Aus Los Angeles.«

»Wir waren mal da, vor ein paar Jahren, auf so einem schrecklichen Technologiesymposium. Jürgen müsste jeden Moment hier sein. Ah, da ist er ja schon.«

Ein gertenschlanker, durchtrainierter Mann kam mit federnden Schritten die Treppe herunter. »Einen wunderschönen guten Tag!«, rief er schon von der letzten Stufe aus. Jürgen Lenz trug einen blauen Blazer, eine Ripskrawatte und graue Flanellhosen. Er sah aus wie der Präsident von Yale oder Harvard. Auf seinem glatten, gesunden Gesicht lag ein

strahlendes Lächeln.

Ben war verblüfft, das hatte er nicht erwartet. Liesls Revolver, der in einem Halfter unter seiner linken Schulter steckte, fühlte sich plötzlich klobig an. Sie war geladen, Ben hatte vorher in einem Waffengeschäft auf der Kärntner Straße Patronen gekauft.

Lenz schüttelte Ben kräftig die Hand. »Freunde von Winston Rockwell sind auch meine Freunde.« Dann wurde seine Stimme sanfter. »Wie geht's denn unserem Freund im Moment?«

»Nicht so gut«, sagte Ben. »Er liegt schon seit Wochen im George Washington University Medical Center. Die Ärzte sagen, dass er noch mindestens zwei Wochen bleiben muss.«

»Tut mir Leid, das zu hören. Er ist ein so prächtiger Mensch«, sagte Lenz und legte den Arm um die schlanke Taille seiner Frau. »Wie wär's mit einem Drink? Wie heißt's doch so schön bei Ihnen: Irgendwo auf der Welt ist es sicher schon sechs.«

Trevor hielt gegenüber von Lenz' Haus. Er stellte den Motor des gestohlenen Peugeot ab und lehnte sich zurück. Wenn sein Mann das Haus verließ, würde er aussteigen, die Straße überqueren und so weit wie möglich auf ihn zugehen. Er hatte nicht vor, sein Ziel zu verfehlen.

23. KAPITEL

Wien

Langsam wurde es eng.

Anna erkannte, dass sie für Anfragen und Dienstwege keine Zeit mehr hatte.

Hartman hatte gerade eine Rechnung in einem Hotel im ersten Gemeindebezirk von Wien bezahlt. Keine große Rechnung, nur zweihundert Schilling. Hieß das, dass er in der Bar nur ein Bier oder einen Kaffee getrunken oder im Restaurant nur etwas gegessen hatte? Wenn ja, dann war er längst wieder weg. War er aber dort abgestiegen, dann hatte sie ihn.

Sie hätte natürlich den offiziellen Weg über das FBI-Büro in Wien gehen können. Bis von denen jedoch über das österreichische Justizministerium Kontakt zur örtlichen Polizei hergestellt worden wäre, konnte Benjamin Hartman schon längst in einer anderen Stadt sein.

Stattdessen war sie zum Flughafen Zürich-Kloten gefahren, hatte sich einen Platz für den nächsten Austrian-Airlines-Flug nach Wien besorgt und sich dann ans Telefon gehängt.

Als Erstes rief sie eine Kontaktperson in der Bundespolizeidirektion Wien an. Der Mann hieß Dr. Fritz Weber und war Chef des Sicherheitsbüros, der für Gewaltverbrechen zuständigen Abteilung der Wiener Polizei. Das war zwar nicht die Abteilung, die sie brauchte, aber sie wusste, dass Weber ihr helfen würde.

Anna und Weber hatten vor einigen Jahren bei einem Fall in Wien zusammengearbeitet. Ein Kulturattaché der amerikanischen Botschaft war in die Geschäfte eines Sexrings verstrickt gewesen, der minderjährige Mädchen ins Land

schmuggelte.

Weber war ein freundlicher und gewandter Mann, der ihre Hilfe und Diskretion damals sehr zu schätzen gewusst hatte. Sie war ihm dabei behilflich gewesen, ein Problem zu beseitigen, das sich für beide Länder zu einer peinlichen Affäre hätte auswachsen können. Aus Dankbarkeit hatte er sie hinterher groß ausgeführt Er war hocherfreut über Annas Anruf und versprach, sofort einen Mann auf den Fall anzusetzen.

Danach rief sie den FBI-Mann in Wien an. Sie kannte Tom Murphy zwar nicht persönlich, doch hatte sie nur Positives über ihn gehört. Sie gab Murphy einen stellenweise frisierten Abriss über die Gründe ihres Wien-Trips. Er fragte, ob er schon mal Verbindung zur Wiener Polizei aufnehmen solle, was sie jedoch verneinte, da sie ihren eigenen Kontaktmann habe. Murphy, der ihr als äußerst gewissenhafter Beamter beschrieben worden war, schien darüber gar nicht glücklich zu sein, erhob aber keine Einwände.

Nach der Landung in Wien-Schwechat rief sie Fritz Weber ein zweites Mal an und bekam von ihm Namen und Telefonnummer des Beamten, der den Fall bearbeitete.

»Wir haben uns das Hotel angeschaut, in dem Hartman mit seiner Kreditkarte bezahlt hat«, erklärte ihr Inspektor Walter Heisler am Telefon. »Er hat dort ein Zimmer.«

Der Mann arbeitete schnell. Das klang viel versprechend. »Sehr gute Arbeit«, sagte sie. »Wissen Sie schon, ob er sich einen Mietwagen genommen hat?«

Das Kompliment schien den Inspektor aufzubauen. Angesichts der Tatsache, dass das Objekt der Ermittlung Amerikaner war und dass eine Beamtin der amerikanischen Regierung deshalb extra nach Wien gekommen war, konnte er sich ausrechnen, dass ihm der lästige Papierkrieg und die juristischen Haarspaltereien, die die Festnahme eines ausländischen Staatsbürgers sonst mit sich brachte, erspart

blieben.

»Wir sind sogar schon an ihm dran«, sagte Heisler hörbar stolz.

»Sie machen Witze. Wie haben Sie das so schnell geschafft?«

»Na ja, als wir wussten, dass er in dem bewussten Hotel wohnt, haben wir zwei Leute an dem Zeitungskiosk gegenüber postiert. Und die haben gesehen, wie er in einen gemieteten Opel Vectra gestiegen ist und sind ihm dann bis nach Hietzing gefolgt. Das ist ein Stadtteil von Wien.«

»Und was macht er jetzt dort?«

»Er besucht jemanden. Wen, wissen wir noch nicht. Aber wir sind dabei, es festzustellen.«

»Fantastische Arbeit«, sagte Anna. Und sie meinte es auch so.

»Vielen Dank«, entgegnete er vergnügt. »Soll ich Sie vom Flughafen abholen?«

*

Die ersten Minuten Smalltalk waren ziemlich anstrengend, da er seine Rolle nur unzureichend durchdacht hatte. Der fiktive Robert Simon besaß eine Firma in Los Angeles, die sich erfolgreich um die Geldanlage ihrer vermögenden Kunden kümmerte - Filmstars, reiche Immobilienmakler, Silicon-Valley-Milliardäre etc. Ben hatte sich ausgerechnet, dass das Risiko eines peinlichen Fauxpas dann am geringsten sei, wenn er sich so weit wie möglich an die Wahrheit anlehnte. Seine Kunden legten Wert auf äußerste Diskretion, stellte er mit Bedauern fest, ließ dann aber doch den einen oder anderen Namen fallen, vom dem er sich sicher war, dass sie ihn nie gehört hatten.

Und währenddessen stellte er sich immer wieder die gleiche Frage: Wer ist dieser Mann, der einzige Erbe von Gerhard Lenz, dem berüchtigten KZ-Arzt und Mitbegründer der Sigma AG?

Während sie an ihren Armagnacs nippten und plauderten,

begutachtete Ben unauffällig das Wohnzimmer. Es war gemütlich mit englischen und französischen Antiquitäten eingerichtet. An den Wänden hingen alte Meister in vergoldeten Rahmen, jedes Gemälde beleuchtet von einem eigenen kleinen Spotlight. Auf einem Tisch neben der Couch standen Fotos in silbernen Rahmen. Wahrscheinlich Familienmitglieder. Ein Foto von Lenz' Vater war bemerkenswerterweise nicht dabei.

»Jetzt aber Schluss mit meiner Arbeit«, sagte Ben. »Erzählen Sie mir von der Lenz-Stiftung. Soweit ich weiß, sehen Sie Ihre Hauptaufgabe darin, die Forschungen zum Thema Holocaust zu fördern.«

»Wir unterstützen historische Forschungsprojekte, das stimmt, und wir spenden auch an Bibliotheken in Israel«, erwiderte Jürgen Lenz. »Tatsächlich investieren wir sehr viel Geld, um den Hass in der Welt zu bekämpfen. Wir sind der Meinung, dass es sehr wichtig ist, dass österreichische Schüler über die Verbrechen der Nazis Bescheid wissen. Sie dürfen nicht vergessen, Mr. Simon dass vielen Österreichern die Nazis willkommen waren. Als Hitler in den Dreißigerjahren nach Wien kam, hielt er auf dem Balkon des Imperial eine Rede. Unglaubliche Menschenmengen wollten ihn sehen, Frauen brachen bei seinem Anblick in Tränen aus.« Lenz seufzte. »Widerwärtig.«

»Aber Ihr Vater... Entschuldigen Sie, wenn ich das anspreche...«

»Mein Vater war ein Unmensch, das ist eine historische Tatsache«, sagte Lenz. »Er hat in Auschwitz abscheuliche, unglaubliche medizinische Experimente an Kindern durchgeführt.«

»Würden Sie mich bitte entschuldigen?«, sagte Ilse Lenz und erhob sich. »Ich kann das nicht hören«, erklärte sie leise. Dann ging sie hinaus.

»Entschuldige, Liebling!«, rief Lenz ihr hinterher. Dann

wandte er sich wieder Ben zu. »Ich kann ihr keinen Vorwurf machen. Ihr Vater ist im Krieg gefallen, als sie noch ein Kind war.«

»Tut mir Leid, dass ich das Thema angesprochen habe«, sagte Ben.

»Aber ich bitte Sie. Das ist doch die selbstverständlichste Frage der Welt. Ist doch klar, dass es einem Amerikaner seltsam vorkommen muss, wenn der Sohn des berüchtigten Gerhard Lenz sein Leben der Aufgabe widmet, Geld für die Erforschung der Verbrechen seines Vaters aufzutreiben. Sie müssen wissen, dass die, denen das Schicksal diese Last beschert hat - nämlich als Kinder von prominenten Nazis geboren zu sein - mit dieser Situation völlig unterschiedlich umgehen. Manche, wie Rudolf Hess' Sohn Wolf, versuchen ihr Leben lang, den Namen des Vaters reinzuwaschen. Andere werden nie mit der Tatsache ihrer Herkunft fertig. Ich selbst habe keine persönliche Erinnerung an meinen Vater, ich war noch zu klein. Aber viele kennen ihre Väter nur als ganz normale Familienväter, nicht als Hitlers Helfer.«

Während er sprach, wurde Jürgen Lenz immer leidenschaftlicher. »Wir waren privilegierte Kinder. Wir wurden auf dem Rücksitz großer Limousinen durchs Warschauer Ghetto gefahren und haben uns gefragt, warum die Kinder da draußen so traurig sind. Wir haben das Leuchten in den Augen unserer Väter gesehen, wenn der Führer höchstpersönlich angerufen hat, um der Familie Frohe Weihnachten zu wünschen. Und als wir alt genug waren, haben einige von uns unsere Väter und alles, wofür sie eintraten, verachtet. Wir haben sie mit jeder Faser unseres Wesens verabscheut.«

Lenz' erstaunlich jugendliches Gesicht hatte sich gerötet. »Ich sehe meinen Vater nicht als meinen Vater. Er ist wie ein Fremder für mich. Kurz nach Kriegsende ist er nach Argentinien geflohen. Mit gefälschten Papieren außer Landes geschmuggelt, sie haben sicher davon gehört. Er hat meine Mutter und mich

völlig mittellos in einem Kriegsgefangenenlager zurückgelassen.« Er hielt kurz inne. »Ich persönlich hatte nie Zweifel über die Rolle der Nazis oder innere Konflikte deswegen. Diese Stiftung zu gründen war das Mindeste, was ich tun konnte.«

Für ein paar Sekunden herrschte Stille im Raum.

»Ich bin nach Österreich gegangen, um hier Medizin zu studieren«, fuhr er fort. »In gewisser Weise war ich damals erleichtert, Deutschland verlassen zu können. Ich lebte gern hier und bin dann auch geblieben. Wien ist meine Geburtsstadt. Später habe ich eine Praxis eröffnet und versucht, so anonym wie möglich zu bleiben. Nachdem ich Ilse kennen gelernt hatte, die Liebe meines Lebens, mussten wir entscheiden, was wir mit dem ererbten Geld ihres Vater machen sollten. Ihr Vater hatte als Verleger mit religiöser Literatur und Gesangbüchern ein Vermögen verdient. Also haben wir beschlossen, dass ich die Praxis aufgebe und fortan das bekämpfe, wofür mein Vater gekämpft hatte. Nichts kann jemals die Verbrechen des Dritten Reichs vergessen machen, aber ich hatte mich entschieden, mit meinem Leben einen kleinen Beitrag zu leisten.« Lenz' Rede klang ein wenig zu glatt, zu einstudiert. Als hätte er sie schon tausendmal gehalten. Was sicher auch der Fall war. Aber dennoch wirkte sie aufrichtig. Unter der Schale der gelassenen Selbstsicherheit war Jürgen Lenz unzweifelhaft ein zerrissener Mensch.

»Haben Sie Ihren Vater je wiedergesehen?«

»Ich habe ihn noch dreimal getroffen. Wenn er aus Argentinien zu Besuch in Deutschland war. Er reiste unter einem anderen Namen und hatte sich eine vollständig neue Identität zugelegt. Meine Mutter hat es abgelehnt, ihn zu treffen. Ich habe zwar mit ihm gesprochen, aber ich fühlte absolut nichts dabei. Er war wie ein Fremder für mich.«

»Ihre Mutter hatte die Verbindung für immer gekappt?«

»Sie hat ihn erst wieder gesehen - wenn man das so sagen kann -, als sie nach Argentinien zu seiner Beerdigung geflogen ist. Ich hatte den Eindruck, dass sie einfach sichergehen wollte, dass er wirklich tot war. Komisch - aber das Land gefiel ihr auf Anhieb. Sie ist später dorthin zurückgekehrt und verbringt jetzt ihren Lebensabend dort.«

Wieder herrschte Stille. Dann sagte Ben mit ruhiger und fester Stimme: »Ich muss zugeben, ich bin beeindruckt, mit welchem Nachdruck und welchen Mitteln Sie eine Zeit zu erforschen helfen, in der Ihr Vater eine derart unrühmliche Rolle gespielt hat. Haben Sie eigentlich im Laufe Ihrer Arbeit jemals von einer Organisation namens Sigma gehört?« Während er den Namen aussprach, behielt er Lenz gespannt im Auge.

Lenz schaute ihn eine Zeit lang an. Es war plötzlich so still, dass Ben seinen eigenen Herzschlag hören konnte.

Dann antwortete Lenz. »Sie stellen mir diese Frage so nebenher, aber könnte es sein, dass das der einzige Grund Ihres Besuchs ist?«, fragte Lenz. »Warum sind Sie hier, Mr. Simon?«

Ben fröstelte. Er stand mit dem Rücken zur Wand und musste sich entscheiden: Sollte er an der falschen Identität festhalten, oder sollte er mit der Wahrheit herausrücken?

Es war an der Zeit, deutlich zu werden. Die Beute aus ihrem Bau zu zerren.

»Welche Rolle spielen Sie in der Organisation Sigma?«

Lenz runzelte die Stirn. »Warum sind Sie hier, Mr. Simon? Warum erschleichen Sie sich den Zutritt zu meinem Haus und tischen mir Lügen auf?« Ein seltsames Lächeln lag um seine Lippen, während er leise weitersprach. »Sie sind von der CIA, Mr. Simon, stimmt's?«

»Wovon reden Sie überhaupt?«, erwiderte Ben. Er war verwirrt und beunruhigt.

»Wer sind Sie wirklich, Mr. Simon?«, fragte Lenz. Seine

Stimme war jetzt kaum noch hörbar.

*

»Schönes Haus«, sagte Anna. »Wer wohnt da?«

Sie saß auf dem Beifahrersitz eines zivilen Polizeiwagens, der völlig verqualmt war. Hinter dem Steuer des blauen BMW saß Walter Heisler, ein bulliger, kerngesund aussehender Mann Ende dreißig. Heisler war ein ausgesprochen herzlicher Mensch. Er rauchte eine Casablanca nach der anderen.

»Einer unserer prominenteren Mitbürger«, sagte Heisler und zog kräftig an seiner Zigarette. »Jürgen Lenz.«

»Weshalb ist er prominent?«

Sie befanden sich in der Adolfstorgasse, etwa einhundert Meter von der eleganten Villa entfernt. Die meisten der vor dem Anwesen parkenden Autos hatten Nummernschilder mit weißen Ziffern auf schwarzem Untergrund. Das sei der alte aristokratische Stil, erklärte ihr Heisler. Diese Art Nummernschilder kosteten Extragebühren.

Er blies eine Rauchwolke aus. »Lenz und seine Frau sind gesellschaftlich sehr aktiv. Opernball, Sie verstehen. Er leitet seine eigene Stiftung. Ist vor über zwanzig Jahren von Deutschland nach Wien gekommen.«

»Hmm.« Der Zigarettenqualm brannte ihr in den Augen, doch sie beklagte sich nicht. Heisler war ihr nicht unsympathisch. Außerdem gefiel es ihr in dieser rauchgeschwängerten Kiste. Sie fühlte sich wie ein richtiger Cop, wie einer, der dazugehört.

»Wie alt?«

»Siebenundfünfzig, glaub ich.«

»Und prominent?«

»Und wie.«

Es standen noch drei weitere zivile Polizeifahrzeuge in der Straße: eins direkt vor ihnen, die beiden anderen ein paar hundert Meter weiter; sie blockierten die andere Zufahrt zum Haus. Egal, auf welcher Route Hartman das Viertel verlassen wollte, sie hatten ihn in der Falle. Die Beamten waren Spezialisten des Überwachungsteams; sie waren bewaffnet und mit Funksprechgeräten ausgerüstet.

Anna trug keine Waffe. Höchst unwahrscheinlich, dachte sie, dass Hartman überhaupt Widerstand leisten würde. Die Nachforschungen hatten ergeben, dass er nie eine Waffe besessen oder auch nur einen Waffenschein beantragt hatte. Die alten Männer waren alle an Gift gestorben, das man ihnen mit einer Spritze injiziert hatte.

Tatsächlich wusste sie zwar nicht viel über Hartman, aber immer noch mehr als ihre Wiener Kollegen. Ihrem Freund Fritz Weber hatte sie nur erzählt, dass man am Tatort in Zürich Fingerabdrücke des Amerikaners gefunden hätte. Und auch Heisler wusste nur, dass Hartman in Zusammenhang mit dem Rossignol-Mord gesucht wurde. Das hatte der österreichischen Bundespolizei gereicht, um auf Ersuchen des Wiener FBI-Büros Hartmans Verhaftung anzuordnen.

Allerdings fragte sie sich, wie vertrauenswürdig die Wiener Polizei war.

Die Frage war keineswegs aus der Luft gegriffen. Der Mann, in dessen Haus sich Hartman in diesem Augenblick aufhielt, war immerhin...

Dann kam ihr eine Idee. »Die Frage hört sich vielleicht etwas komisch an«, sagte sie. »Aber hat dieser Lenz irgendwas mit den Nazis zu tun?«

Heisler drückte seine Zigarette in dem überquellenden Aschenbecher aus und blies Anna eine letzte Rauchwolke in die schmerzenden Augen. »Die Frage ist ganz und gar nicht komisch«, sagte er. »Haben Sie schon mal von seinem Vater

gehört - Dr. Gerhard Lenz?«

»Nein. Sollte ich?«

Er zuckte mit den Schultern - ignorante Amerikaner. »War einer von der ganz üblen Sorte. Kollege von Josef Mengele, der im KZ die grauenhaftesten Menschenexperimente durchgeführt hat.«

Daraus ergab sich wie von selbst folgende Vermutung: Hartman, Sohn eines Überlebenden, will Rache an der Generation der Söhne nehmen.

»Aber sein Sohn ist das genaue Gegenteil. Er hat sein Leben der Aufgabe gewidmet, etwas von den Verbrechen des Vaters wieder gutzumachen.«

Sie schaute erst Heisler an und dann aus dem Fenster zu Lenz' Prachtvilla. Der Sohn eines Nazis ein Kämpfer gegen den Nazismus? Faszinierend. Sie fragte sich, ob auch Hartman das wusste. Vielleicht wusste er über den jungen Lenz nur, dass er der Sohn von Gerhard Lenz war, der Sohn eines Nazis. Wenn Hartman wirklich der fanatische Rächertyp war, dann wäre es ihm auch egal, wenn Lenz Junior Wasser in Wein verwandeln konnte.

Was bedeutete, dass Jürgen Lenz seine tödliche Injektion von Hartman vielleicht schon bekommen hatte.

Herrgott noch mal, dachte Anna, als Heisler sich die nächste Casablanca anzündete. *Und wir sitzen hier rum.*

»Frag mich gerade, zu wem der Wagen da gehört«, sagte Heisler plötzlich.

»Welcher?«

»Der da.« Er zeigte auf den roten Peugeot, der gegenüber von Lenz' Anwesen stand. »Der stand schon da, als wir gekommen sind.«

»Ich dachte, der gehört zu Ihnen«, sagte Anna.

»Sicher nicht. Hat nicht das passende Nummernschild.«

»Vielleicht ein Nachbar oder ein Freund.«

»Könnten vielleicht Ihre amerikanischen Kollegen die Finger im Spiel haben?«, fragte er sichtlich erregt. »Vielleicht haben die ein Auge auf Sie. Wenn dem so ist, blase ich die ganze Geschichte sofort ab.«

Anna war beunruhigt. »Das kann ich mir nicht vorstellen«, erwiderte sie unsicher. »Tom Murphy hätte mir sicher gesagt, wenn jemand hergeschickt worden wäre.« *Hätte er das wirklich?* »Als ich ihm die Geschichte erzählte, kam er mir eher desinteressiert vor.«

Und wenn er ihr doch hinterher spionierte? War das denkbar?

»Wer ist es dann?«, fragte Heisler.

»Wer sind Sie?«, fragte Jürgen Lenz ein zweites Mal. Die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben. »Sie sind kein Freund von Winston Rockwell.«

»Nicht wirklich«, sagte Ben. »Ich kenne ihn nur beruflich. Ich heiße Ben Hartman. Mein Vater ist Max Hartman.« Wieder achtete er genau auf Lenz' Reaktion.

Lenz schien für einen Moment zu erstarren, dann entspannten sich seine Gesichtszüge wieder. »Großer Gott«, murmelte er. »Richtig. Jetzt erkenne ich die Ähnlichkeit. Ich erinnere mich an die Zeitungsberichte. Furchtbar, was Ihrem Bruder zugestoßen ist.«

Ben fühlte sich, als hätte man ihm in die Magengrube geschlagen. »Was wissen Sie darüber?«, fragte er heftig.

*

Das Funkgerät schaltete sich krächzend ein.

»Wer ist das, Inspektor?«

»Keine Ahnung«, sagte Heisler.

»Keiner von uns, oder?«

»Sicher nicht.«

Heisler nahm ein Nachtsichtfernglas vom Rücksitz und schaute hindurch. Es war inzwischen dunkel geworden, und das unbekannte Auto stand mit abgeschalteten Scheinwerfern am Bordstein. Da die nächste Straßenlaterne ein Stück entfernt war, konnte man das Gesicht des Fahrers mit bloßem Auge nicht erkennen.

»Er hält sich eine Zeitung vors Gesicht«, sagte Heisler. »Die *Kronenzeitung.«*

»Ganz schöne Leistung. Stockdunkel und Zeitung lesen«, sagte Anna und dachte, wir drehen hier Däumchen, und Lenz Junior ist vielleicht schon tot.

»Schätze, für mehr als die Überschriften reicht's nicht.« Heisler schien Annas Humor zuzusagen.

»Darf ich mal?«

Er gab ihr das Fernglas. Sie sah nur die Rückseite der Zeitung. »Anscheinend will er nicht erkannt werden«, sagte sie. *Was, wenn er wirklich vom Wiener FBI-Büro war?* »Ist ja auch schon ein Hinweis. Darf ich mal Ihr Handy benutzen?«

»Sicher.« Er gab ihr sein klobiges Ericsson, und sie wählte die Nummer der Wiener US-Botschaft.

»Hallo, Tom«, sagte sie, als Murphy abhob. »Anna Navarro. Nur eine Frage: Haben Sie jemanden nach Hietzing geschickt?«

»Hietzing? Hier in Wien?«

»Ja, es geht um meinen Fall.«

Eine Pause. »Nein, natürlich nicht. Ich hatte keine Anweisungen.«

»Irgendjemand pfuscht mir hier ins Handwerk. Keiner aus Ihrem Büro würde es wagen, mich auf eigene Faust ohne Ihr Wissen zu überwachen, oder?«

»Das würde ich ihm zumindest nicht raten. Ich halte es für ausgeschlossen, dass einer von meinen Leuten im Moment da draußen ist.«

»Danke.« Sie gab Heisler das Handy zurück. »Merkwürdig.«

»Wer kann das dann sein?«, fragte Heisler.

*

»Warum, wenn ich fragen darf, haben Sie angenommen, ich sei von der CIA?«

»Ein paar alte Betonköpfe aus dem Verein haben sich auf mich eingeschossen«, sagte Lenz schulterzuckend. »Sagt Ihnen der Name *Project Paper Clip* etwas?« Sie waren inzwischen zu Wodka übergewechselt. Ilse Lenz war nach ihrem plötzlichen Aufbruch vor über einer Stunde noch nicht wieder erschienen. »Vielleicht nicht dem Namen nach. Aber Sie haben sicher davon gehört, dass kurz nach dem Krieg die amerikanische Regierung - das heißt das Office of Strategie Services (OSS), der Vorläufer der CIA- einige der führenden Wissenschaftler Nazideutschlands in die USA geschmuggelt hat. Die Amerikaner frisierten die Papiere der Deutschen und haben die nötigen Änderungen der Lebensläufe vorgenommen. Zum Beispiel vertuscht, dass diese Leute Massenmörder waren. Der Grund war einfach: Sofort nach dem Krieg wandte sich Amerika einem neuen Krieg zu - dem Kalten Krieg. Plötzlich zählte nur noch der Kampf gegen die Russen. Der vierjährige Kampf Amerikas gegen die Nazis hatte zahllose Tote gekostet, und plötzlich waren die Nazis Freunde - wenn sie im Kampf gegen die Kommunisten von Nutzen sein konnten. Zum Beispiel bei der Entwicklung von Waffen. Diese Wissenschaftler waren brillante Köpfe. Sie waren die Gehirne hinter den gewaltigen wissenschaftlichen Errungenschaften des Dritten Reiches gewesen.«

»Und sie waren Kriegsverbrecher.«

»Exakt. Manche von ihnen waren verantwortlich für die Folterung und den Tod von Abertausenden von KZ-Insassen. Manche, wie Werner von Braun und Dr. Hubertus Strughold, hatten Kriegswaffen für die Nazis entwickelt. Arthur Rudolph, der an der Ermordung von zwanzigtausend Unschuldigen in Nordhausen beteiligt gewesen war, wurden die höchsten zivilen Ehrungen der NASA zuteil.«

Es dämmerte. Lenz stand auf und machte die Lampen im Wohnzimmer an. »Die Amerikaner haben den Mann ins Land geholt, der für die Todeslager in Polen verantwortlich war. Einer der Nazi-Wissenschaftler, dem sie Asyl gewährten, war der, der in Dachau die Kälteexperimente geleitet hatte. Er wurde ein hoch angesehener Professor für Weltraummedizin auf der Randolph Air Force Base in San Antonio. Die wenigen noch lebenden der damals verantwortlichen CIA-Leute sind natürlich alles andere als begeistert von meinen Bemühungen, Licht in dieses dunkle Kapitel zu bringen.«

»*Ihren* Bemühungen?«

»Ja, und denen meiner Stiftung. Kein geringer Teil der Gelder geht an Projekte mit dieser Zielsetzung.«

»Inwiefern stellt die CIA eine Bedrohung dar?«

»Die CIA ist zwar erst ein paar Jahre nach Kriegsende gegründet worden. Aber sie hat natürlich die Dienstaufsicht über diese OSS-Agenten geerbt. An bestimmte Vorkommnisse sollte man nach Meinung einiger altgedienter CIA-Leute besser nicht rühren. Und manche dieser Oldtimer werden sicher bis zum Äußersten gehen, um das zu gewährleisten.«

»Tut mir Leid, aber ich will das einfach nicht glauben. Die CIA schickt doch nicht Agenten los, die Leute umbringen.«

»Nein, nicht mehr«, gab Lenz zu. Ein Hauch Sarkasmus lag in seiner Stimme. »Nach der Ermordung Allendes in Chile und Lumumbas in Belgisch-Kongo und dem Mordversuch an Castro sind der CIA solche Dinge per Gesetz untersagt. Also betraut

man jetzt mit derartigen Aufgaben freie Mitarbeiter - so nennt man das wohl in Wirtschaftskreisen. Söldner, die man über mehrere zwischengeschaltete Unternehmen anheuert, sodass man sie nie mit der amerikanischen Regierung in Verbindung bringen kann.« Er hielt inne. »Die Welt ist komplizierter, als Sie glauben.«

»Das sind doch uralte Geschichten. Wen interessiert das noch?«

»Diejenigen, die in diese uralten Geschichten verstrickt waren, interessiert das sogar brennend«, entgegnete Lenz und setzte seine Lektion unerbittlich fort. »Ich spreche von den Staatsmännern, Diplomaten und Würdenträgern, die jetzt ihren Ruhestand genießen, die aber in ihrer Jugend mal eine Zeit lang für das OSS gearbeitet haben. Die werkeln jetzt in ihren Bibliotheken an ihren Memoiren herum und fühlen sich ganz und gar nicht wohl dabei.« Er starrte in die klare Flüssigkeit in seinem Glas, als hätte er darin etwas entdeckt. »Es sind einflussreiche Männer, und sie haben sich an die Hochachtung, die man ihnen entgegenbringt, gewöhnt. Sie sind alles andere als erpicht darauf, ihre goldenen Jahre durch Enthüllungen beschmutzt zu sehen. Natürlich verweisen sie auf das Wohl des Landes, auf den Schutz des guten Namens der Vereinigten Staaten von Amerika, um ihre Taten vor sich selbst zu rechtfertigen. Wie viele Perversionen geschehen im Namen des Gemeinwohls! Und eins können Sie mir glauben, Mr. Hartman: Die Gebrechlichen, die Alten sind die gefährlichsten. Ein Anruf hier, ein Anruf da; eine kleine Schuld, die noch zu begleichen ist. Der Mentor fordert nun die Loyalität seines Protegés ein. Beunruhigte alte Männer, die mit makellosem Leumund abtreten wollen. Ich wünschte, ich könnte Ihnen ein günstigeres Bild zeichnen. Aber ich kenne diese Sorte Zeitgenossen. Von der menschlichen Natur habe ich schon so einiges mitbekommen.«

Ilse Lenz kam zurück. Sie hielt ein kleines ledergebundenes Buch in der Hand. Ben konnte den Namen erkennen, der in Gold

geprägt auf dem Buchrücken stand: Hölderlin. »Wie ich sehe, seid ihr immer noch beim Thema«, sagte sie.

»Sie verstehen jetzt hoffentlich, dass wir immer etwas angespannt sind«, fuhr Lenz an Ben gewandt fort. »Wir haben viele Feinde.«

»Mein Mann hat schon viele Drohbriefe bekommen«, sagte Frau Lenz. »Rechte Fanatiker betrachten ihn als Abtrünnigen, als den Mann, der das Erbe seines Vaters verrät.« Sie lächelte freudlos und zog sich wieder ins Nebenzimmer zurück.

»Um ehrlich zu sein, machen mir die Fanatiker weniger Sorgen als die Egoisten, die scheinbar Vernünftigen, die einfach nicht begreifen wollen, warum man schlafende Hunde wecken soll.« Lenz schaute ihn jetzt mit wachsamen Augen an. »Deren Freunde könnten - wie schon gesagt - versucht sein, zu ziemlich rabiaten Maßnahmen zu greifen, damit die Erinnerung an ihre goldenen Jahre auch golden bleibt. Aber ich rede und rede, und Sie wollten mir Fragen über die Nachkriegszeit stellen; Fragen bei denen ich Ihnen vielleicht weiterhelfen kann.«

Ben reichte ihm das Foto, und Jürgen Lenz hielt es mit beiden Händen. Mit angespanntem Gesichtsausdruck schaute er es an. »Das ist mein Vater«, sagte er. »Kein Zweifel.«

»Sie sehen genauso aus wie er«, sagte Ben.

»Ganz der Alte, was?«, erwiderte Lenz. Seine Stimme klang jetzt traurig, die Rolle des zuvorkommenden, freundlichen Gastgebers war von ihm abgefallen. Er begutachtete sorgfältig jede Figur auf dem Foto. »Großer Gott. Das kann nicht stimmen.« Er lehnte sich zurück. Sein Gesicht war aschfahl.

»Was kann nicht stimmen? Was wissen Sie darüber?«

»Ist das Foto echt?« Carl Mercandetti, der Historiker aus Zürich, hatte genauso reagiert.

»Ja.« Ben atmete tief durch und sagte dann nochmals und mit Nachdruck. »Ja, das ist keine Fälschung.« Für die Echtheit des

Fotos bürgte, dass Peter und Liesl und wer weiß wie viele andere dafür hatten sterben müssen.

»Wir haben Sigma für einen Mythos gehalten. Wir waren hundertprozentig überzeugt, dass das nichts als Waschweibergeschwätz wäre.«

»Und was hat es mit dem Mythos auf sich?«

Lenz beugte sich vor. »Sie müssen sich das Chaos nach dem Krieg vorstellen. Jede Menge wilder Geschichten waren im Umlauf. Eine davon war die über Sigma. Eine verworrene und nebulöse Sache. Irgendwas über eine Allianz der mächtigsten Industriellen der Welt.« Er deutete auf zwei Gesichter. »Dass Männer wie Sir Alford Kittredge und Wolfgang Sieber - der eine hoch geehrt, der andere verabscheut - gemeinsame Sache machten. Dass sie sich an einem unbekannten Ort getroffen und einen geheimen Pakt geschmiedet hätten.«

»Was war Sinn und Zweck des Pakts?«

Lenz schüttelte ratlos den Kopf. »Wenn ich das wüsste, Mr. Hartman - darf ich Sie Ben nennen? Bis heute habe ich die Geschichte nie ernst genommen.«

»Und dass Ihr Vater darin verwickelt war?«

Lenz schüttelte langsam den Kopf. »Da bin ich überfragt. Vielleicht weiß Jakob Sonnenfeld mehr darüber.«

Sonnenfeld war der berühmteste noch lebende Nazijäger. »Würde er mir helfen?«

»Aus unserer Stiftung fließen beträchtliche Mittel an sein Institut«, sagte Lenz. »Ich bin sicher, dass er sein Bestes tun wird.« Er schenkte sich einen kräftigen Schluck Wodka ein. »Um eine Frage sind wir die ganze Zeit herumgeschlichen, stimmt's? Sie haben mir immer noch nicht gesagt, was Sie mit dieser Geschichte zu tun haben.«

»Kennen Sie den Mann, der neben Ihrem Vater steht?«

»Nein«, sagte Lenz. Er kniff die Augen zusammen. »Er hat

eine gewisse Ähnlichkeit mit... Aber das gibt's doch nicht.«

»Doch. Das ist mein Vater.« Bens Stimme war nüchtern und sachlich.

»Das ergibt alles keinen Sinn«, sagte Lenz aufgeregt. »Jeder meiner Freunde und Bekannten kennt Ihren Vater. Er ist ein Philanthrop, ein Kämpfer für die gute Sache, ein Überlebender des Holocaust. Stimmt, der Mann auf dem Foto sieht ihm ähnlich und Ihnen auch. Trotzdem: Das macht alles keinen Sinn.«

Ben lachte bitter. »Tja, für mich macht das alles auch keinen Sinn mehr, seit mich ein alter Collegekumpel umbringen wollte. In der Bahnhofstraße in Zürich.«

Lenz schaute ihn erschrocken an. »Wie bitte?«

Ben erzählte ihm, was in den letzten Tagen passiert war, und versuchte dabei, so ruhig und sachlich wie möglich zu bleiben.

»Dann wissen Sie ja, wie man sich fühlt, wenn man sich in Gefahr befindet«, sagte Lenz ernst. »Es gibt Verbindungsstränge, unsichtbare Fäden, die diese Fotografie und die jüngsten Todesfälle miteinander verbinden.«

Ben fiel in ein tiefes Verzweiflungsloch. So sehr er sich auch bemühte, Lenz' Informationen zu einem stimmigen, logischen Bild zusammenzusetzen, er schaffte es nicht. Anstatt die Lage zu klären, kam sie ihm immer verworrener, immer wahnsinniger vor.

Ben bemerkte erst, dass Ilse Lenz das Wohnzimmer wieder betreten hatte, als er ihr Parfüm roch.

»Dieser junge Mann hier bringt uns in höchste Gefahr«, sagte sie zu ihrem Mann mit einer Stimme wie Sandpapier. Dann schaute sie Ben an. »Verzeihen Sie, aber ich kann nicht mehr länger schweigen. Mein Mann wird wegen seines Kampfes für die Gerechtigkeit schon seit vielen Jahren von Extremisten bedroht Es tut mir aufrichtig Leid, was Sie durchmachen

müssen. Aber wie alle Amerikaner handeln Sie unbedacht und leichtsinnig. Um ihrer privaten Vendetta willen verschaffen Sie sich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen Einlass in unser Haus.«

»Ilse, bitte«, sagte Lenz.

»Sie sind ein ungebetener Gast, der uns in Lebensgefahr bringt. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie jetzt gehen würden. Mein Mann engagiert sich über die Maßen für die Sache. Soll er auch noch sein Leben opfern?«

»Sie müssen Ilse verstehen«, sagte Lenz entschuldigend. »An manche Dinge in meinem Leben hat sie sich bis heute nicht gewöhnen können.«

»Sie hat ja Recht«, sagte Ben. »Ich habe schon zu viele Menschen in Gefahr gebracht.« Seine Stimme klang hohl.

Ilses Gesicht glich einer starren Maske. »Gute Nacht«, sagte sie entschieden und drehte sich um.

Während Lenz seinen Gast zur Haustür brachte, sprach er leise und eindringlich auf ihn ein. »Ich helfe Ihnen. Meine Beziehungen und Kontakte werden Ihnen nützlich sein. Ich tue, was in meiner Macht steht. Mit einem hat Ilse allerdings Recht. Sie sind leichtsinnig; Sie wissen nicht, mit wem Sie es zu tun haben. Ich kann Ihnen nur raten, mein Freund, äußerst vorsichtig zu sein.« Lenz' gepeinigter Gesichtsausdruck kam Ben irgendwie vertraut vor. Und dann fiel ihm ein, dass Peter ihn mit dem gleichen Blick angeschaut hatte. Der Kampf gegen scheinbar übermächtige Gegner schien die beiden Männer ausgezehrt zu haben. Und dennoch teilten sie die Leidenschaft für die Gerechtigkeit.

Ben fühlte sich wie benebelt, als er Lenz' Haus verließ. Das war eine Nummer zu groß für ihn: Warum konnte er nicht einfach zugeben, dass die Aufgabe, die seinem Bruder das Leben gekostet hatte, seine Kraft und seine Fähigkeiten überforderte? Doch die Fakten, die er bis jetzt ausgegraben

hatte, bohrten sich ihm ins Hirn wie Glasscherben. War Max Hartman - Holocaust-Überlebender und Menschenfreund - in Wahrheit ein Mann wie Gerhard Lenz? Waren die beiden Verbündete im Geiste der Barbarei gewesen? Allein der Gedanke machte ihn krank. Und war Max Hartman möglicherweise in Peters Ermordung verwickelt? War er verantwortlich für den Tod seines eigenen Sohnes?

War er deshalb so plötzlich verschwunden? Um seiner Entlarvung zu entgehen? Welche Rolle spielte die CIA? Wie konnte ein Obersturmführer aus Hitlers SS in die USA emigrieren und sich dort niederlassen, wenn ihm die amerikanische Regierung nicht dabei geholfen hatte? Steckten gute alte Freunde von Max Hartman hinter den schrecklichen Ereignissen? War es möglich, dass die guten alten Freunde zwar im eigenen und im Interesse seines Vaters, aber ohne dessen Wissen aktiv geworden waren?

Du redest von Dingen, von denen du nichts verstehst, hatte sein Vater gesagt. Und hatte ihn angeschaut und gleichzeitig ins Leere gestarrt.

Ben wurde hin- und hergerissen von seinen Gefühlen. Der gehorsame, loyale Sohn in ihm hatte seit Peters Enthüllungen glauben wollen, dass es eine andere Erklärung geben müsse. Irgendetwas, das ihm zu glauben erlaubte, dass sein Vater kein Monstrum war. Er hörte wieder die flüsternde Stimme seiner Mutter auf dem Sterbebett. Inständig hatte sie ihn gebeten, Verständnis zu haben, den Riss zu kitten, zu versuchen diesen komplizierten, schwierigen Mann namens Max Hartman zu lieben.

Ein anderer Teil von Ben hieß die reinigende Klärung willkommen.

Ich hab verdammt hart dran gearbeitet, du alter Bastard, ein bisschen Verständnis für dich aufzubringen!, schrie Ben innerlich. *Ich hab versucht dich zu lieben. Was bleibt mir jetzt*

anderes als Hass - angesichts eines solchen Verrats, angesichts deines Ekel erregenden wirklichen Lebens?

Vor dem Besuch hatte Ben noch gedacht, Lenz gehöre zu den Verschwörern. Er hatte deshalb ein Stück vom Haus entfernt geparkt, damit sein Wagen nicht auffiel und man seine Autonummer nicht notierte.

Er ging auf dem Plattenweg zur Straße hinunter. Kurz vor dem Gartentor sah er aus dem Augenwinkel ein Licht aufleuchten.

Es war die Innenbeleuchtung eines Wagens, der nur ein paar Meter entfernt auf der anderen Straßenseite stand. Jemand stieg aus dem Wagen und kam auf ihn zu.

Trevor sah auf der gegenüberliegenden Straßenseite Licht. Die Haustür war offen. Das Zielobjekt plauderte mit einem älteren Herrn. Wahrscheinlich Lenz. Trevor wartete, bis sich die beiden die Hand geschüttelt hatten und das Zielobjekt den Weg hinunterging. Dann öffnete er die Wagentür.

24. KAPITEL

Wien

»Jagt die Autonummer durch den Computer«, sagte Heisler in den Hörer. Und dann zu Anna: »Es ist keiner von uns, und es ist keiner von Ihnen. Wer zum Teufel ist das? Und was will er? Fällt Ihnen dazu gar nichts ein?«

»Offensichtlich macht er das Gleiche wie wir. Er beobachtet das Haus«, sagte sie. »Und das passt mir ganz und gar nicht.«

Irgendwas läuft hier ab, dachte sie, *von dem wir keine Ahnung haben. Vielleicht sollte ich Heisler von meinem Verdacht bezüglich Hartman erzählen?* Ach was, das sind ohnehin nur halbgare Spekulationen. Vielleicht wollte Hartman aus Lenz nur ein paar Informationen über alte Freunde von dessen Vater herauskitzeln. Vielleicht wollte er Lenz gar nicht töten.

Andererseits... Sie hatten die rechtliche Handhabe, das Haus zu stürmen. Was, wenn sich herausstellte, dass einer der prominentesten Bürger der Stadt in seinem Haus ermordet wurde, während die Polizei zur gleichen Zeit das Haus beobachtete? Der Aufschrei der Öffentlichkeit wäre gewaltig. Es gäbe internationale Verwicklungen, und sie müsste den Kopf dafür hinhalten.

Heisler riss sie aus ihren Gedanken. »Ich möchte, dass Sie an dem Wagen vorbeispazieren und sich das Gesicht des Kerls anschauen«, sagte er. Es klang mehr wie ein Befehl als eine Bitte. »Ich will hundertprozentig sichergehen, dass er nicht doch aus Ihrem Laden ist.«

»Okay.« Sie wollte sich ebenfalls vergewissern. »Aber ich brauche eine Waffe.«

Geisler gab ihr seine Pistole. »Die muss auf dem Wagenboden gelegen haben. Von mir haben Sie die jedenfalls nicht.«

Anna nickte, stieg aus und ging auf das Haus zu.

Die Haustür öffnete sich, zwei Männer erschienen unter der Außenlampe und redeten miteinander. Ein älterer und ein jüngerer.

Lenz und Hartman.

Lenz lebte. Wenigstens etwas.

Die beide schüttelten sich freundlich die Hand. Dann ging Hartman den Weg Richtung Gartentor hinunter.

Plötzlich ging im Innenraum des Peugeot das Licht an. Die Fahrertür öffnete sich, und der Mann stieg aus. Über seinem rechten Unterarm hing ein Trenchcoat.

Und dann sah sie zum ersten Mal sein Gesicht.

Das Gesicht kam ihr bekannt vor. Sie hatte es schon mal gesehen.

Aber wo?

Der Mann mit dem Trenchcoat über dem Arm schloss die Wagentür in dem Augenblick, als Hartman durch das Gartentor auf den Gehweg trat. Sie waren keine fünf Meter voneinander entfernt.

Anna sah den Mann ganz kurz von der Seite.

Das rief eine alte Erinnerung in ihr wach.

An ein Fahndungsfoto. Sie hatte schon mal ein Fahndungsfoto dieses Mannes gesehen. Frontansicht, Seitenansicht. Körnig. Schlechte Bildqualität. Die Assoziation, die sei dabei hatte, war eine unerfreuliche. Sie bedeutete Gefahr. Ein übler Bursche. Richtig. Sie hatte die Fotos ein paar Mal bei der wöchentlichen Lagebesprechung angeschaut.

Genau genommen hatte es sich dabei nicht um Fahndungsfotos gehandelt. Sie waren während einer

Observation aufgenommen worden. Aus ziemlich großer Entfernung. Deshalb so grobkörnig. Wegen der extremen Vergrößerung.

Genau.

Kein gewöhnlicher Verbrecher.

Ein Berufskiller.

Der Mann war ein außergewöhnlich versierter Auftragsmörder. Man wusste nur wenig über ihn - auf mehr als ein paar vage Hinweise hatte man es bislang nicht gebracht. Kollegen vermuteten, dass er kein ›Freier‹ war, sondern einen festen Auftraggeber hatte, dass er über ungewöhnlich umfangreiche Mittel verfügte und dass er weltweit agierte. Anna sah ein anderes Foto vor sich: die Leiche eines Gewerkschaftsführers in Barcelona, dessen Ermordung man ihm zuschrieb. Das Bild hatte sich in ihrem Gehirn festgesetzt. Vielleicht lag das an der Form des Blutflecks auf der Hemdbrust des Toten: Er sah aus wie eine Krawatte. Ein anderes Bild zeigte die Leiche eines populären Reformpolitikers aus Süditalien. Seine Ermordung wurde zunächst der Mafia zugeordnet. Später deuteten die Nachforschungen auf einen Mann, den man nur unter dem Namen ›Der Architekt‹ kannte. Sie erinnerte sich, dass der Politiker aufgrund zuvor eingegangener Drohungen bestens bewacht gewesen war. Seine Ermordung war brillant in die Tat umgesetzt worden - in technischem wie politischem Sinn. Er wurde nämlich in einem Bordell erschossen, dessen Personal vorwiegend aus illegalen somalischen Mädchen bestand. Die Umstände machten es seinen politischen Freunden unmöglich, ihn zum Märtyrer zu stilisieren.

Der Architekt. Ein internationaler Auftragsmörder aus der obersten Spielklasse.

Angesetzt auf Benjamin Hartman.

Sie suchte nach einer Erklärung dafür: *Hartman ist auf seinem privaten Rache-Trip. Okay. Aber weshalb war der Killer hier?*

Und was mache ich jetzt? Den Killer festnehmen?

Sie presste sich das Funksprechgerät an die Lippen und drückte auf die Sprechtaste.

»Ich kenne den Kerl«, sagte sie. »Profikiller. Ich kümmere mich um ihn. Sie kümmern sich um Hartman.«

»Entschuldigung!«, rief der Mann, während er mit raschen Schritten auf Ben zuging.

Irgendwas stimmt nicht mit dem Kerl, dachte Ben.

Der Mantel über dem Arm. Das Tempo, mit dem er auf ihn zusteuerte.

Das Gesicht. Er hatte das Gesicht schon mal gesehen. Das Gesicht würde er nie vergessen.

Ben schob zitternd vor Angst die rechte Hand unter das linke Revers seiner Jacke und fühlte den kalten, harten Stahl des Revolvers.

Sie brauchte Hartman lebend. Ein toter Hartman nützte ihr gar nichts.

Der Killer würde Hartman jeden Augenblick erledigen, da war sie sich sicher. Sie musste sofort eine Entscheidung treffen. Selbst ein lebender Hartman, der ihr jetzt durch die Lappen ging, nutzte ihr mehr als ein toter. Die Verfolgung Hartmans musste sie dann allerdings der österreichischen Polizei überlassen.

Sie hob Heislers Pistole, eine Glock.

Der Killer schien sie nicht zu bemerken. Seine ganze Konzentration galt Hartman. Sie wusste von ihrer Ausbildung her, dass der Killer gerade der größten Schwäche des Profis erlegen war nämlich der totalen Fixierung auf sein Ziel. Kurzzeitig hatte er den Überblick über die Lage verloren. Wenn sie die Muskeln zum Sprung spannt, ist die Raubkatze dem Jäger am schutzlosesten ausgeliefert.

Vielleicht würde ihr das den Vorteil bescheren, den sie

brauchte.

Sie musste ihn überrumpeln, ihn plötzlich aus der Konzentration reißen.

»Keine Bewegung!«, brüllte sie. »Rühr dich nicht vom Fleck.«

Hartman wandte sich zu ihr um.

Der Killer zuckte zwar leicht mit dem Kopf nach links, drehte sich aber nicht in die Richtung, aus der die Stimme kam. Sein Katzenblick fokussierte unverändert Hartman.

Anna zielte von der Seite etwa in Brusthöhe auf den Killer. Sie tat das automatisch; wenn sie schoss, dann um zu töten. So war sie ausgebildet worden.

Aus dem Augenwinkel sah sie, dass Hartman jetzt ebenfalls eine Waffe in der Hand hielt.

Der Architekt hatte sein Ziel im Visier. Anna nahm an, dass er sich wohl entschieden hatte, sie vorerst zu ignorieren. Wer immer da gerade gebrüllt hatte, stellte seiner Meinung nach keine unmittelbare Bedrohung dar. Zudem hätte er die Augen von seinem Ziel abwenden müssen.

Plötzlich drehte er sich doch um.

Mit den unnatürlich geschmeidigen Bewegungen eines Balletttänzers wirbelte er um hundertachtzig Grad herum und feuerte mit ausgestreckten Armen blitzschnell viermal hintereinander. Die Waffe bewegte sich kaum im festen Griff seiner Hände. Nur Sekunden später sah Anna vier Wiener Polizisten, die sich mit gezogenen Waffen angeschlichen hatten, auf dem Pflaster liegen.

Vier Schuss, vier Treffer. Anna hatte noch nie eine Demonstration derart grauenvoller Perfektion erlebt. Einen Augenblick lang war sie wie gelähmt.

Erst das grässlich laute Stöhnen der Getroffenen holte sie zurück in die Realität.

Der Mann war ein Profi. Zuerst hatte er die vier Hindernisse in seinem Rücken aus dem Weg geräumt, und jetzt würde er, bevor er sich wieder seinem eigentlichen Objekt zuwenden konnte, das letzte Hindernis beseitigen. Und das war Anna.

Doch während er wieder herumwirbelte, drückte Anna ab. Sie hörte Hartman brüllen, hörte das klickende Geräusch von Metall auf Stein, hörte einen Körper dumpf auf dem Boden aufschlagen.

Sie hatte den Killer getroffen.

Aber war er auch tot?

Hartman rannte die Straße hinunter.

Sie wusste, dass die Straße in beiden Richtungen abgesperrt war. Also lief sie zu dem Killer, schnappte sich seine Waffe und lief erst dann hinter Hartman her.

An der nächsten Straßenecke war Hartman der Polizei direkt in die Arme gelaufen. Die Mitglieder des Überwachungsteams standen mit gezückten Waffen auf der Straße und zielten auf ihn.

»Hände hoch! Sie sind verhaftet!«

Plötzlich hörte Anna hinter sich das Schlagen einer Wagentür. Sie drehte sich um und sah, dass der Killer nicht mehr auf der Straße lag. Er hatte sich trotz seiner Verletzungen zu dem Peugeot geschleppt und ließ jetzt den Motor an.

Anna überließ Hartman den fünf Wiener Polizisten und sprintete zurück. Der Peugeot setzte sich in Bewegung und raste direkt auf sie zu.

Immer wenn sich jene Begegnung mit dem Lincoln Town Car in Halifax wieder vor ihrem inneren Auge abspulte, hatte sie sich vorgestellt, was sie getan hätte, wenn sie bewaffnet gewesen wäre. Diesmal war sie es. Sie riss die Pistole hoch und feuerte mehrmals, so schnell sie konnte, auf den Fahrer des roten Peugeot.

Kleine Spinnweben bildeten sich auf der Windschutzscheibe, doch der Wagen raste weiter auf sie zu. Im letzten Moment warf sie sich auf den Gehweg. Der Wagen donnerte mit quietschenden Reifen an ihr vorbei, raste zwischen den zur Seite springenden Polizisten hindurch, bog um die nächste Ecke und war verschwunden.

Er war ihr durch die Lappen gegangen.

»Scheiße!«, brüllte sie.

Aber wenigstens hatte sie Hartman. Er stand mit erhobenen Händen am Straßenrand.

25. KAPITEL

Die österreichischen Alpen

Patient Achtzehn lief langsam auf einem Laufband.

Aus seinem Mund ragte ein Plastikteil, das wie das Mundstück eines Schnorchels aussah und an dem zwei lange Schläuche angeschlossen waren. Eine Klemme verhinderte, dass er durch die Nase atmete.

Auf seiner runzligen nackten Brust waren mit Klebeband zwölf Drähte befestigt, die mit einem EKG-Gerät verbunden waren. Ein einzelner Draht führte zu einem kleinen Gerät, das an der Spitze eines Zeigefingers klemmte. Der Mann schwitzte und sah blass aus.

»Wie fühlen Sie sich?« Der Arzt war ein großer Mann mit grauem Gesicht.

Der Patient reckte einen zitternden Daumen in die Luft.

»Da vorne ist der Notschalter«, sagte der Arzt. »Wenn es Ihnen zu viel wird, schalten Sie das Ding einfach ab.«

Patient Achtzehn lief weiter.

Der Arzt wandte sich an seinen kleinen, dicken Kollegen. »Schätze, wir sind am Limit. Anscheinend hat er die maximale Atemkapazität schon etwas überschritten. Keine Anzeichen von Ischämie. Kräftige Konstitution. Okay, den Rest des Tages soll er sich ausruhen. Morgen fangen wir dann mit der Behandlung an.«

Zum ersten Mal an diesem Tag huschte ein Lächeln über das graue Gesicht des Arztes.

Princeton, New Jersey

Der große alte Historiker aus Princeton saß an seinem Schreibtisch in Dickinson Hall, als das Telefon klingelte.

Alles in Professor John Barnes Godwins Büro stammte aus den Dreißiger- oder Vierzigerjahren. Sei es das schwarze Telefon mit Wählscheibe, der Karteikasten aus Eichenholz oder die Royal-Schreibmaschine. Für Computer hatte er keine Verwendung. Er mochte das Aussehen dieser alten Dinge, mochte die Solidität einer Zeit, als man noch mit Bakelit, Holz und Metall arbeitete und nicht mit Plastik, Plastik und wiederum Plastik.

Trotzdem war er keiner dieser alten Männer, die nur in der Vergangenheit lebten. Er liebte das Hier und Jetzt. Oft wünschte er sich, dass seine geliebte Sarah, mit der er siebenundfünfzig Jahre verheiratet gewesen war, noch am Leben gewesen wäre und all das mit ihm hätte teilen können. Früher hatten sie immer davon gesprochen, dass sie nach seiner Pensionierung viel reisen würden.

Godwins Spezialgebiet war Europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts. Er hatte den Pulitzerpreis bekommen, und seine Vorlesungen in Princeton waren immer unglaublich populär gewesen. Viele seiner Studenten bekleideten inzwischen herausragende Positionen. Der Präsident der amerikanischen Notenbank war einer seiner besten gewesen. Ebenso der Präsident von WorldCom, der Verteidigungsminister und sein Stellvertreter, der Botschafter der Vereinigten Staaten bei den Vereinten Nationen sowie zahllose Mitglieder des Council of Economic Advisers. Selbst der amtierende Vorsitzende des Republican National Committee hatte bei ihm studiert.

Professor Godwin räusperte sich, bevor er abhob. »Godwin.«

Er erkannte die Stimme sofort.

»Wie schön, mal wieder Ihre Stimme zu hören, Mr. Holland. Es läuft doch hoffentlich alles nach Plan?«

Er hörte ein paar Sekunden zu. »Natürlich erinnere ich mich.

Er war einer meiner Studenten. Wenn Sie mich fragen, ein angenehmer, wenn auch etwas starrköpfiger Bursche. Sehr intelligent, aber nicht intellektuell in dem Sinne, dass er sich sonderlich für Theorien um ihrer selbst willen interessiert hätte. Trug immer ausgeprägt moralische Grundsätze zur Schau, war aber trotzdem vernünftig und rational.«

Er hörte wieder zu. »Nein, Ben Hartman war sicher nicht der Kreuzrittertyp. Dafür fehlt ihm das Temperament. Er ist kein Märtyrer. Man kann immer mit ihm reden.«

Wieder ein Pause.

»Keiner will, dass das Projekt gefährdet wird. Aber tun Sie mir einen Gefallen: Geben Sie ihm eine Chance. Ich möchte wirklich nicht, dass ihm etwas zustößt.«

Wien

Der Verhörraum war klein, kalt und nackt. Er war eingerichtet wie alle Verhörräume dieser Welt. *Langsam bekomme ich Routine*, dachte Ben grimmig. Der Einwegspiegel war so groß und dezent wie das Schlafzimmerfenster eines Einfamilienhauses. Das Kabelgewirr über dem Fenster, das auf einen tristen Innenhof ging, war unübersehbar.

Die Amerikanerin saß ihm gegenüber. Sie trug ein graues Kostüm und kauerte auf ihrem Metallklappstuhl wie eine Raubkatze kurz vor dem Sprung. Sie hatte sich als Special Agent Anna Navarro vom Justizministerium, Office of Special Investigations, vorgestellt und ihm dabei ihren Ausweis unter die Nase gehalten. Außerdem war sie eine Schönheit, ein Vollweib: gewelltes dunkelbraunes Haar, karamellfarbene Augen, olivfarbener Teint; groß, schlank, mit langen Beinen. Gut angezogen obendrein - mit Klasse, was im Justizministerium sicher nicht die Regel war. Sie machte ganz auf geschäftsmäßig, erlaubte sich nicht den Hauch eines Lächelns. Kein Ring, wahrscheinlich geschieden. Derart

umwerfende Frauen verschwinden normalerweise früh vom Markt. Sicher hatte sie ein ritterlicher Kollege mit markantem Kinn abgeschleppt und mit heroischen Geschichten über die erregende Jagd nach üblen Dunkelmännern eingewickelt. Und dann hatte der Stress von zwei hochtourigen Karrieren seinen Tribut gefordert, und die Ehe war zerbrochen.

Auf dem Klappstuhl neben ihr saß ein Schrank von einem Kerl, der stumm vor sich hinbrütend eine Casablanca nach der anderen qualmte. Er hatte sich als Inspektor Walter Heisler vorn Sicherheitsbüro der Wiener Polizei vorgestellt.

Nachdem sie ihn eine halbe Stunde verhört hatten, wurde Ben allmählich ärgerlich. Er hatte versucht, vernünftig und rational jede Frage zu beantworten, doch die beiden gaben sich nicht zufrieden. »Bin ich jetzt verhaftet oder was?«, fragte er schließlich aufgebracht.

»Das können Sie gerne haben«, blaffte Anna Navarro ihn an.

»Hat sie das Recht, so mit mir umzuspringen?«, fragte Ben den bulligen Wiener Polizisten, der jedoch ungerührt an seiner Zigarette zog und ihn wie ein Ochse anstierte.

Stille.

»Wer ist der verantwortliche Beamte hier?«, fragte Ben.

»Wenn Sie meine Fragen beantworten, besteht kein Grund, Sie zu verhaften«, sagte Anna Navarro. »Noch nicht.«

»Dann kann ich also gehen?«

»Sie bleiben, bis unsere Fragen zu unserer Zufriedenheit beantwortet sind. Warum haben Sie Jürgen Lenz besucht? Sie haben uns das noch nicht einleuchtend erklärt.«

»Wie gesagt, es war ein reiner Höflichkeitsbesuch. Fragen Sie ihn doch selbst.«

»Sind Sie geschäftlich oder privat in Wien?«

»Beides.«

»Sie haben keine Termine hier. Pflegen Sie so Ihre

Geschäftsreisen zu planen?«

»Ich entscheide mich gern spontan.«

»Sie hatten fünf Tage in einem Sporthotel in den Schweizer Alpen gebucht, sind aber nie dort aufgetaucht.«

»Ich habe umdisponiert.«

»Warum fällt es mir bloß so schwer, das zu glauben?«

»Keine Ahnung. Ich hatte plötzlich Lust auf Wien.«

»Sie sind also nach Wien gefahren ohne Hotelreservierung?«

»Wie gesagt - ich entscheide mich gern spontan.«

»Verstehe«, sagte Agent Navarro, die allmählich nicht mehr weiter wusste. »Was hatte es mit Ihrem Besuch in Zürich auf sich? War das ein geschäftlicher Termin bei Gaston Rossignol?«

Verdammt! Woher wusste sie das? Er musste sich zusammenreißen, um der aufkommenden Panik Herr zu werden.

»Er war der Freund eines Freundes.«

»Merkwürdig. Sie töten den Freund eines Freunde»?

O Gott. »Er war schon tot, als ich ankam.«

»Ach ja?« Agent Navarro schaute ihn zweifelnd an. Hatte er Sie erwartet?«

»Nein. Ich bin auf gut Glück hingefahren.«

»Natürlich, Sie entscheiden sich gern spontan, nicht wahr?«

»Ich wollte ihn überraschen.«

»Stattdessen hat er Sie überrascht.«

»Ja. Es war ein ziemlicher Schock.«

»Woher kennen Sie Rossignol? Wer hat den Kontakt hergestellt?«

Ben zögerte eine Sekunde zu lang. »Dazu möchte ich nichts sagen.«

Sie fasste nach. »Weil Sie ihn vorher gar nicht kannten? In welcher Verbindung stand Rossignol zu Ihrem Vater?«

Was sollte das jetzt wieder heißen? Was wusste sie? Ben schaute Agent Navarro neugierig an.

»Eins können Sie mir glauben«, erklärte Anna Navarro trocken. »Typen wie Sie kenne ich zur Genüge. Reicher Bengel, der immer alles kriegt, was er will. Und wenn man mal Bockmist baut, dann haut einen der Daddy oder der Anwalt der Familie wieder raus. Typen wie Sie sind einfach daran gewöhnt, dass sie sich alles erlauben können und nie die Zeche zahlen müssen. Aber damit ist jetzt Schluss. Nicht mit mir, Freundchen.«

Ben musste unwillkürlich lächeln, hielt aber den Mund. Die Genugtuung eines Streits wollte er ihr nicht gönnen.

»Ihr Vater ist ein Überlebender des Holocaust. Stimmt das?«

Sie wusste doch nicht alles!

Ben zuckte mit den Schultern. »Soweit ich weiß.« Sie hatte ganz sicher kein Anrecht auf die Wahrheit.

»Und Rossignol war früher einer der führenden Bankiers in der Schweiz. Richtig?« Sie musterte ihn scharf.

Worauf wollte sie hinaus? »Haben Sie und die österreichische Polizei Lenz' Haus überwacht, um mich zu verhaften?«, fragte er.

»Nein«, entgegnete sie kühl. »Wir wollten eigentlich nur mit Ihnen reden.«

»Warum haben Sie mich nicht einfach gefragt? Dafür hätten Sie nicht die halbe Polizeitruppe Wiens gebraucht. Schätze, Sie würden mir den Mord an Rossignol nur zu gern in die Schuhe schieben. Dann wäre die CIA aus dem Schneider, stimmt's? Oder habt Ihr es nicht mehr miteinander - Justizministerium und CIA?«

Agent Navarro beugte sich vor. Ihre weichen braunen Augen waren auf einmal glashart. »Warum hatten Sie eine Waffe bei sich?«

Ben zögerte einen Moment. »Zu meinem Schutz.«

»Tatsächlich?« Das war weniger eine Frage als Ausdruck ihres Zweifels. »Sind Sie berechtigt, in Österreich eine Waffe zu tragen?«

»Ich glaube, das ist eine Angelegenheit zwischen mir und den österreichischen Behörden.«

»Ein Vertreter der österreichischen Behörden sitzt hier neben mir. Falls er sich dazu entschließen sollte, Sie wegen unerlaubten Waffenbesitzes zu verhaften, werde ich ihn nicht daran hindern. Wenn ausländische Besucher in ihrem Land verbotenerweise Waffen tragen, verstehen die Österreicher überhaupt keinen Spaß.«

Ben zuckte mit den Schultern. Damit konnten sie ihn natürlich festnageln. Allerdings war das die geringste seiner Sorgen.

»Damit wir uns verstehen, Mr. Hartman«, sagte Agent Navarro. »Dass Sie für den Besuch beim Freund eines Freundes eine Waffe mitnehmen, kann ich nur sehr schwer nachvollziehen. Zumal Rossignols Haus voll mit ihren Fingerabdrücken ist. Haben Sie mich verstanden?«

»Nein, nicht ganz. Glauben Sie etwa, dass ich Rossignol umgebracht habe? Wenn ja, warum sagen Sie es mir dann nicht ins Gesicht?« Er konnte kaum noch atmen, seine Anspannung wuchs mit jeder Minute.

»Die Schweizer sind der Ansicht, dass Ihr Bruder auf einem Rachefeldzug gegen die großen Schweizer Banken war. Vielleicht ist nach seinem Tod etwas in Ihnen zerbrochen. Vielleicht haben Sie seine Vendetta auf einer persönlichen, todbringenden Ebene weiter betrieben. Ein ziemlich plausibles Motiv, scheint mir. Und da sind ja noch die Fingerabdrücke. Ein Schweizer Gericht würde dieser Argumentation sicher einiges abgewinnen.«

Glaubte sie wirklich, dass er Rossignols Mörder war? Und wenn ja, was interessierte das eine Sonderermittlerin des

amerikanischen Justizministeriums? Er hatte keine Ahnung, wie weit ihre Befugnisse reichten oder welcher Art die Schwierigkeiten waren, in denen er steckte. Allein diese Ungewissheit jagte ihm Angst ein. Lass dich nicht in die Ecke drängen, sagte er sich. Wehr dich! Kämpfe!

Ben richtete sich auf. »Sie haben keinerlei Amtsgewalt hier.«

»Völlig richtig. Die brauche ich auch gar nicht.«

Was meinte sie damit? »Was genau wollen Sie von mir?«

»Ich will Informationen. Ich will wissen, warum Sie wirklich bei Rossignol waren. Warum Sie wirklich bei Jürgen Lenz waren. Was Sie wirklich wollen, Mr. Hartman.«

»Und wenn ich auf eine Zusammenarbeit verzichte?« Er versuchte, ihr den Selbstbewussten vorzuspielen.

Sie reckte ihm den Kopf entgegen. »Wollen Sie es ausprobieren? Von mir aus können Sie ein bisschen am Rad drehen. Vielleicht haben Sie Glück.«

Sie ist verdammt gut, dachte Ben. Er atmete tief durch. Der Raum kam ihm auf einmal kleiner vor. Er schaute sie ausdruckslos an.

»Wissen Sie eigentlich, dass man in Zürich einen Haftbefehl gegen Sie hat?«

Ben hob die Schultern. »Lächerlich.« Er beschloss, dass es an der Zeit war, auf aggressiv, beleidigt und großkotzig umzuschalten. Auf den typischen Amerikaner, der sich ungerecht behandelt fühlte. »Möglicherweise kenne ich mich mit den Schweizern ein bisschen besser aus als Sie. Einerseits halten sie dir schon einen Haftbefehl unter die Nase, wenn du nur auf die Straße spuckst. Andererseits liegt die Chance, dass die Österreicher mich an die Schweiz ausliefern, exakt bei Null komma Null.« So viel hatte er noch behalten von seinen Telefonaten mit Howie. »Der Kanton Zürich hat schon genug Schwierigkeiten, um nur die Polizeibehörden der anderen

Schweizer Kantone zur Zusammenarbeit zu bewegen. Außerdem hat die Schweizer Gastfreundschaft für Steuerflüchtlinge zur Folge, dass Schweizer Auslieferungsersuche an andere Länder in der Regel im Papierkorb landen.« Das waren Howies Worte, die er jetzt mit stoischem Gleichmut vortrug. Wahrscheinlich wusste sie ohnehin, dass sie so keine Chance hatte. »Die Züricher Bullen wollen mich vernehmen, mehr nicht. Die schützen noch nicht mal vor, einen handfesten Fall zu haben. Also, was ist? Wollen wir den Scheiß nicht endlich begraben?«

Sie beugte sich noch weiter zu ihm vor. »Dass Ihr Bruder gegen Schweizer Banken vor Gericht ziehen wollte, lässt sich belegen Gaston Rossignol war eine der herausragenden Figuren der Szene. Sie besuchen ihn, und jetzt ist er tot. Nur zur Erinnerung. Dann tauchen Sie plötzlich in Wien auf und besuchen den Sohn eines berüchtigten Nazis. Und Ihr Vater war im KZ. Sieht verdammt nach einem Rachefeldzug aus, den Sie da durchziehen.«

So sah sie das also. Vielleicht gar nicht mal unlogisch für jemanden, der die Wahrheit nicht kannte. Aber die Wahrheit kann ich ihr nicht erzählen.

»Das ist wirklich grotesk«, sagte er aufgebracht. »Ihre wirren Fantasien über Vendetten und Kreuzzüge will ich erst gar nicht kommentieren. Reden wir doch über Schweizer Bankiers. Ich arbeite mit diesen Leuten zusammen, Agent Navarro. Sie sind meine Geschäftspartner. Das internationale Finanzwesen eignet sich nicht für blutrünstige Gemetzel, müssen Sie wissen. In meiner Welt ist das Äußerste, was man sich an physischen Blessuren zuziehen kann, wenn man sich mit der Büroklammer in den Finger piekst.«

»Dann erklären Sie mir doch mal, was das mit dem Bahnhofplatz in Zürich auf sich hat.«

»Das kann ich nicht. Ich habe das mit den Züricher Bullen

schon tausendmal durchgekaut.«

»Wie haben Sie Rossignol aufgespürt?«

Ben schüttelte den Kopf.

»Und die anderen? Ich will wissen, woher Sie die Namen und Adressen hatten.«

Ben schaute sie nur an.

»Wo waren Sie am Mittwoch?«

»Kann mich nicht erinnern.«

»Vielleicht in Nova Scotia?«

»Jetzt fällt's mir wieder ein. Den hab ich ja im Polizeipräsidium Zürich verbracht. Sie können Ihre Freunde in Zürich anrufen. Wissen Sie, ich lass mich ganz gern in fremden Ländern verhaften, so gewöhnt man sich schnell an die landestypischen Gepflogenheiten.«

Sie ignorierte seinen Sarkasmus. »Weshalb hat man Sie verhaftet?«

»Das wissen Sie so gut wie ich.«

Navarro schaute ihren stummen und qualmenden Nachbarn an und wandte sich dann wieder Ben zu. »In den letzten paar Tagen hat man gleich mehrmals versucht, Sie umzubringen. Einschließlich heute.«

Er war überrascht, dass er plötzlich so etwas wie Dankbarkeit verspürte. »Sie haben mir das Leben gerettet. Ich muss mich wohl bei Ihnen bedanken.«

»Verdammt richtig«, sagte sie. »Also: Warum will man Sie umbringen? Wer könnte wissen, was Sie im Schilde führen?«

Kein schlechter Versuch, Lady. »Ich habe keinen Schimmer.«

»Wetten, dass doch?«

»Tut mir Leid. Vielleicht fragen Sie mal bei Ihren Freunden von der CIA nach, was die zu vertuschen haben. Oder in Ihrem eigenen Laden. Vielleicht hängen die auch mit drin.«

»Mr. Hartman, Ihr Zwillingsbruder ist in der Schweiz bei einem mysteriösen Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Und kürzlich waren Sie selbst - ebenfalls in der Schweiz - in ein paar genauso mysteriöse Schießereien verwickelt. Der Tod scheint an Ihnen zu kleben wie ein billiges Parfüm. Was soll ich von der ganzen Geschichte halten? Sagen Sie es mir!«

»Es ist mir egal, was Sie davon halten. Ich habe auf jeden Fall kein Verbrechen begangen.«

»Ich frage Sie noch einmal: Woher hatten Sie die Namen und Adressen?«

»Welche Adressen?«

»Von Rossignol und Lenz.«

»Von gemeinsamen Bekannten.«

»Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Glauben Sie doch, was Sie wollen.«

»Was verheimlichen Sie mir? Warum reden Sie nicht offen mit mir?«

»Tut mir Leid, aber ich verheimliche Ihnen nichts.«

Agent Navarro schlug das rechte Bein über das linke, stellte es wieder zurück, stand auf und sagte schließlich wütend: »Ich schlage Ihnen einen Deal vor, Mr. Hartman. Sie kooperieren, und ich tue mein Bestes, damit sich die Schweizer und Österreicher aus der Sache heraushalten.«

Meinte sie es ernst? Sein Misstrauen war schon fast ein Reflex »Angesichts der Tatsache, dass Sie es waren, die mir die Österreicher und Schweizer auf den Hals gehetzt haben, scheint mir das ein ziemlich fadenscheiniges Versprechen zu sein. Sonst noch was?«

Sie sah ihn stumm an und biss sich auf die Lippe. »Nein.« Sie zog eine Visitenkarte aus der Handtasche, schrieb etwas auf die Rückseite und gab sie ihm. »Falls Sie es sich anders überlegen, das ist die Nummer meines Hotels in Wien.«

Geschafft. Gott sei Dank. Er atmete ein und spürte, wie die Luft bis in die letzten Zellen seiner Lungen strömte. Die Angst war mit einem Schlag verschwunden.

»War nett, Sie kennen zu lernen, Agent Navarro«, sagte Ben

Stimme Schreibers.

»Was ist denn?«

»Ich bin's, Christoph. Machen Sie auf. Ein Notfall.«

Trevor drückte gegen die summende Tür und durchquerte die kleine Lobby. Ein weiteres Summen, und er stand in der Praxis

Dr. Schreiber war verärgert. »Sie haben mich beim Abendessen gestört«, sagte er drohend. »Ich hoffe für Sie, dass es...« Dann sah er den blutigen Trenchcoat. »Okay, kommen Sie mit.« Der Arzt drehte sich um und ging ins Untersuchungszimmer voraus.

Dr. Schreiber hatte eine Schwester, die seit Jahrzehnten in Dresden lebte. Bis zum Mauerfall hatte diese simple geografische Tatsache zur Folge gehabt, dass die Stasi ein Druckmittel gegen den Doktor in der Hand gehalten hatte. Er selbst war 1961 aus Ostberlin in den Westen geflüchtet.

Allerdings hatte die Stasi ihn nie erpresst oder zur Spionagetätigkeit gezwungen - was hätte ein Arzt auch schon ausspionieren können. Ihm hatten sie eine ganz praktische Verwendung zugeordnet: Er diente der Stasi als Notarzt für ihre Agenten in Österreich. Wie in vielen anderen Ländern auch sind Ärzte in Österreich gesetzlich dazu verpflichtet, Schusswunden der Polizei zu melden. Und Dr. Schreiber erwies sich als äußerst diskret, wenn gelegentlich ein verletzter Stasi-Agent mitten in der Nacht an seiner Praxistür klingelte.

Bevor Sigma ihn abgeworben hatte, war Trevor viele Jahre in London für die Stasi tätig gewesen. Damals war er unter dem Deckmantel des Geschäftsreisenden gelegentlich nach Wien geschickt worden und hatte dabei zweimal die Dienste Schreibers in Anspruch nehmen müssen.

Auch wenn der Kalte Krieg und Schreibers Tage als verdeckter Helfer der DDR schon lange Geschichte waren, so war Trevor sich doch ziemlich sicher, dass der Arzt ihm helfen würde. Für seine Tätigkeit zugunsten der Stasi konnte er immer

noch belangt werden, und daran hatte er sicher kein Interesse.

Seine etwas heikle Lage hielt Schreiber jedoch keineswegs davon ab, Trevor seine Verachtung offen zu zeigen. »Da sind wir ja wieder mal haarscharf davongekommen«, sagte er höhnisch.

Die Kugel hat sie direkt oberhalb des Herzens erwischt, ohne in den Brustraum einzudringen. Bei etwas anderem Einschusswinkel wären Sie auf der Stelle tot gewesen. Anscheinend ist die Kugel in spitzem Winkel eingetreten, ist durch die Haut, das darunter liegende Fettgewebe und den Brustmuskel gedrungen und ist genau hier unter der Achsel wieder ausgetreten. Sie müssen sich genau im richtigen Moment gedreht haben.«

Dr. Schreiber schaute ihn über den Rand seiner Lesebrille an. Trevor sagte nichts. Dann stupste er ihn mit einer Pinzette, worauf Trevor zusammenzuckte. Der Schmerz war fast unerträglich. Der ganze Körper glühte und prickelte.

»Um ein Haar hätte es Nerven und Blutgefäße im Bereich des Armplexus erwischt. Die Folge wäre gewesen, dass Sie ihren rechten Arm nicht mehr hätten bewegen können. Vielleicht hätten Sie ihn sogar ganz verloren.«

»Ich bin Linkshänder«, sagte Trevor. »Außerdem können Sie sich die blutrünstigen Einzelheiten ersparen.«

»Ja, ja«, sagte der Arzt abwesend. »Trotzdem sollten Sie das unbedingt im Krankenhaus anschauen lassen.«

»Das kommt gar nicht infrage. Und das wissen Sie auch.« Wie ein glühender Pfeil schoss ihm der Schmerz durch den ganzen Arm.

Der Arzt bereitete das Nahtmaterial vor, streifte sich Latexhandschuhe über und setzte ihm rund um die Wunde ein paar Betäubungsspritzen. Mit Schere und Pinzette entfernte er Hautgewebe und säuberte die Wunde.

Trevor war übel. Er spürte keinen richtigen Schmerz, eher ein heftiges Ziehen, und biss die Zähne zusammen. »Hauptsache, die Wunde öffnet sich nicht gleich wieder, wenn ich zur Tür raus bin«, sagte er.

»Sie sollten es eine Zeit lang etwas ruhiger angehen lassen.«

»Mein Fleisch heilt schnell.«

»Richtig«, sagte Schreiber. »Hatte ich fast vergessen.«

»Zeit ist der einzige Luxus, den ich nicht habe«, sagte Trevor. »Nähen Sie die Wunde fest zu.«

»Ich kann einen dickeren Faden nehmen. Dann bleibt allerdings eine ziemlich hässliche Narbe.«

»Das ist mir egal.«

»Na gut«, sagte der Arzt und drehte sich zu dem mit den medizinischen Utensilien um.

Als er fertig war, fragte er: »Soll ich Ihnen für die Schmerzen etwas Voltaren mitgeben? Oder geht's so?«

»Etwas Ibuprofen reicht«, sagte Trevor.

»Wie Sie wollen.«

Als Trevor sich erhob, zuckte er kurz zusammen. »Also dann Vielen Dank für Ihre Hilfe.« Er gab Dr. Schreiber ein paar Tausendschillingscheine.

Der Arzt schaute ihn an. »Stets zu Diensten«, sagte er sarkastisch.

*

Anna spritzte sich heißes Wasser ins Gesicht. Dreißigmal hintereinander. So hatte sie es von ihrer Mutter gelernt. Das war die einzige Schönheitspflege gewesen, die sich ihre Mutter je gegönnt hatte. Hält die Haut vital und frisch, hatte sie immer gesagt.

Als das Telefon klingelte, stellte sie das Wasser ab, schnappte

sich ein Handtuch und lief zum Bett.

»Hallo Anna. Robert Polozzi hier. Tschuldige, dass ich so spät noch anrufe.«

Robert Polozzi von der ICU in Washington.

»Schon gut. Was gibt's, Robert?«

»Ich hab das mit dem Patent gecheckt.«

Was hatte er gecheckt? Sie trocknete sich das Gesicht ab.

Er sagte: »Das Nervengift...«

»Ach ja, richtig. Tschuldigung, hatte ich ganz vergessen. Und?«

»Am sechzehnten Mai diesen Jahres wurde ein Patent für exakt diese synthetische Verbindung beantragt. Von einer kleinen Biotech-Firma aus Philadelphia namens Vortex. Ich zitiere: ›... ein synthetisches Gift, das in seiner Wirkungsweise dem Gift der Seeschlange entspricht und für die Forschung empfohlen wird.‹ Und dann kommt noch was Fachchinesisches mit lokalisieren von ›Ionenflüssen‹ und ›Markieren von Chemorezeptoren‹« Er zögerte kurz, sprach dann aber weiter. »Ich hab bei der Firma angerufen. Natürlich unter einem Vorwand.«

Ein bisschen unorthodox, aber das war Anna egal. »Und?«

»Na ja, nichts Genaues. Die Produktion ist ziemlich aufwändig, und sie brauchen nur winzige Mengen davon, weil sie noch in der Experimentierphase sind. Deshalb haben sie immer nur ganz wenig von dem Zeug vorrätig, und das ist immer unter Kontrolle. Ich hab den Typ - das war der wissenschaftliche Leiter des Ladens - gefragt, ob man das Zeug auch als Gift benutzen könne, und er sagt ja. Ist absolut tödlich. Wie das Gift von der Seeschlange in der freien Wildbahn. Schon die kleinste Menge würde zu sofortigem Herzversagen führen.«

Anna wurde immer aufgeregter. »Was hat er mit ›unter Kontrolle‹ gemeint - dass es unter Verschluss ist?«

»Genau.«

»Und der Kerl war vertrauenswürdig?«

»Man weiß ja nie, aber ich glaube schon.«

»Okay, danke. Sehr gute Arbeit. Können Sie noch mal anrufen und rausfinden, ob irgendwas von dem Zeug abhanden gekommen ist?«

»Hab ich schon«, sagte Polozzi stolz. »Die Antwort lautet nein.«

Sie war enttäuscht. »Ich würde gern so viel wie möglich über diese Firma wissen. Besitzer, Geschäftsführer, Angestellte etc. Könnten Sie sich darum kümmern?«

»Wird gemacht.«

Sie legte auf und blieb grübelnd auf der Bettkante sitzen. Gut möglich, dass die Spur zur Aufklärung der Verschwörung - oder aber ins Nichts führte.

Die gesamte Untersuchung erwies sich als zunehmend frustrierend. Und die Wiener Polizei hatte von dem Killer auch noch keine Spur. Der Peugeot war erst kürzlich als gestohlen gemeldet worden. Überraschung, Überraschung. Noch eine Sackgasse.

Dieser Hartman verwirrte sie. Gegen ihren Willen fand sie ihn ganz sympathisch, ja sogar anziehend. Er war einer von dieser ganz speziellen Sorte, die glaubt, dass sie mit allem davonkommt: der strahlende Jüngling, unverschämt attraktiv und unverschämt reich, selbstbewusst bis zur Arroganz. Er war Brad, der Footballspieler, der sie vergewaltigt hatte. Die Sorte, für die immer schon der rote Teppich ausgerollt ist. Eine meist recht drastisch formulierende Collegefreundin hatte sich so ausgedrückt: »Das sind die, die glauben, dass sie geruchlos scheißen.«

Aber war er ein Mörder? Unwahrscheinlich. Sie glaubte seine Version über das, was in Rossignols Haus in Zürich passiert war

Das passte zu den Mustern der Fingerabdrücke und zu ihrer Einschätzung von ihm. Aber er hatte eine Waffe bei sich gehabt und wollte nicht sagen, warum. Andererseits hatte die Durchsuchung seines Wagens nichts ergeben: keine Spritze, kein Gift, nichts.

Schwer zu sagen, ob er Teil der Verschwörung war. Er hält den Tod seines Bruders, damals vor vier Jahren, für Mord. Vielleicht war dieser Mord der Katalysator für die aktuellen Morde. Aber warum so viele? Und warum so kurz hintereinander?

Eins war sicher: Benjamin Hartman wusste mehr, als er sagte. Aber sie hatte weder die Befugnis noch die Handhabe, um ihn festzusetzen. Es war zum Verzweifeln. Sie fragte sich, ob ihr Verlangen, ihn zu schnappen - okay, okay: ihre Besessenheit - mit dieser Reicher-Bengel-Aversion, mit den alten Wunden, mit Brad zu tun hatte.

Schließlich nahm sie ihr Adressbuch vom Nachttisch, schlug eine Nummer nach und wählte.

Es klingelte ein paar Mal, dann meldete sich eine raue Männerstimme: »Donahue.« Donahue war im Justizministerium der Papst in Sachen Geldwäsche. Bevor sie in die Schweiz geflogen war, hatte sie ihn in groben Umrissen eingeweiht. Er kannte keine Zusammenhänge, nur den Teil mit den Geldüberweisungen. Donahue machte es nichts aus, dass man ihn über den Kern der Untersuchung im Dunkeln ließ. Er schien es als Herausforderung zu betrachten.

»Ich bin's, Anna Navarro.«

»Hi Anna. Wie läuft's da drüben?«

Sie schaltete auf die Kumpeltour um. Was ihr leicht fiel, da sie den Umgangston von ihrem Vater und den Nachbarn zu Hause gewohnt war.

»Alles paletti. Und bei dir? Schon was über die Kohle rausgekriegt?«

»Null. Hauen uns die Schädel an 'ner Backsteinwand blutig. Sieht so aus, als ob man die Konten der Toten von unseren ganz speziellen Inselparadiesen aus verwaltet hat. Cayman Islands, British Virgin Islands, Curacao. Und da steht auch die Backsteinwand.«

»Was passiert, wenn du diesen Offshore-Banken ein formelles Ersuchen der Regierung unter die Nase hältst?«

Donahue lachte kurz, laut und höhnisch. »Die zeigen uns den Stinkefinger. Wenn wir mit dem MLAT-Wisch wedeln und um Kontounterlagen bitten, nehmen Sie ihn dankend in Empfang. ›Könnte allerdings ein paar Jährchen dauern, bis wir dazu kommen‹, heißt es dann.« MLAT stand für Mutual Legal Assistance Treaty und war ein Rechtshilfeabkommen, das zwischen den USA und vielen Steuerparadiesen bestand. »British Virgins und Caymans sind die Schlimmsten. Die Antwort lautet immer, dass unter zwei, drei Jahren gar nichts geht.«

»O Mann.«

»Und selbst wenn wir einen Blick reinwerfen dürfen, in ihre heiligen Hallen, nutzt uns das auch nicht viel. Weil nämlich jede Überweisung, und da wette ich ein Monatsgehalt drauf, wieder von einer anderen Offshore-Bank kommt. Isle of Man, Bahamas, Bermuda, Luxemburg, San Marino, Anguilla. Wahrscheinlich läuft das über eine ganze Serie von solchen Banken oder Briefkastenfirmen. Schnipp ein paar Mal mit dem Finger, und deine Kohle jagt über ein Dutzend Konten auf der ganzen Welt.«

»Was dagegen, wenn ich dich was frage?«

»Schieß los!«

»Wie zum Teufel findet ihr dann überhaupt je was raus?«

»Rausfinden tun wir jede Menge«, sagte er etwas zurückhaltend. »Nur dauert das jedes Mal ein paar Jahre.«

»Klasse«, sagte sie. »Vielen Dank auch.«

Das Sicherheitsbüro befand sich in der Bundespolizeidirektion Wien an der Roßauer Lände. In einem kleinen Raum im vierten Stock saß ein junger Mann mit Kopfhörern vor einem Computer. Ab und zu drückte er eine Zigarette in einem großen goldenen Aschenbecher aus. An der Wand über dem Schreibtisch hing ein Schild mit der Aufschrift ›Bitte nicht rauchen‹.

In einem kleinen Kasten oben links auf dem Schirm stand die Telefonnummer, die der Mann überprüfte. Darunter Datum, Uhrzeit, Dauer des Anrufs auf die Zehntelsekunde und die angerufene Nummer. In einem anderen Kasten waren sämtlich Nummern aufgeführt, die von dem Apparat angerufen worden waren. Man bewegte den Cursor auf die gewünschte Nummer doppelklickte, und das digital aufgezeichnete Gespräch wurde über Kopfhörer oder Lautsprecher abgespielt. Je nach Lautstärke tänzelten kleine rote Balken über den Schirm. Außer der Lautstärke konnte man auch die Geschwindigkeit der Aufnahme einstellen

Jedes Gespräch, das die Frau von ihrem Hotelzimmer aus geführt hatte, war auf der Festplatte gespeichert. Die Technologie stammte von den Israelis.

Die Tür öffnete sich, und Inspektor Walter Heisler betrat den kleinen, mit grünem Linoleum ausgelegten Raum. Er ging zum Schreibtisch und nickte kurz zur Begrüßung. Auch er rauchte. Der Techniker setzte den Kopfhörer ab und drückte seine Zigarette aus.

»Irgendwas Interessantes?«, fragte der Inspektor.

»Die meisten Anrufe gingen nach Washington.«

»Eigentlich müssten wir ja Interpol informieren, wenn wir internationale Telefonate aufzeichnen«, sagte Heisler augenzwinkernd.

Der Techniker runzelte komplizenhaft die Stirn.

Heisler zog einen Stuhl näher. »Was dagegen, wenn ich ein bisschen zuschaue?«

Kalifornien

Als das Handy klingelte, spazierte der junge Computer-Milliardär Arnold Carr gerade mit seinem alten Freund und Mentor, dem Investment-Guru Ross Cameron, durch einen Redwoodwald im Norden Kaliforniens.

Die beiden verbrachten in einer Art exklusivem Sommerlager, das unter dem Namen Bohemian Grove bekannt war, gerade ein Wochenende mit einigen der reichsten und einflussreichsten Männer Amerikas. Im Lager lief gerade irgendein idiotisches Spiel mit dem Namen »Paintball«, das vom Präsidenten der Bank-America und dem amerikanischen Botschafter am Hof von St. James geleitet wurde.

Doch Carr, der Gründer eines ungeheuer erfolgreichen Software-Unternehmens, und sein Milliardärskumpel Cameron, der so genannte Weise von Santa Fe, nutzten die seltene Gelegenheit, um sich mal wieder richtig auszuquatschen. Sie wanderten stundenlang durch den Wald und redeten über Geld und Geschäfte, über gemeinnützige Stiftungen und Kunstsammlungen, über ihre Kinder und über jenes höchst geheime Projekt, bei dem man sie um ihre Mitwirkung gebeten hatte.

Carr zog das winzige, schnarrende Handy aus der Brusttasche seines karierten Holzfällerhemdes. Die wenigen Angestellten, die die Nummer kannten, hatten strikte Anweisung, ihn an diesem Wochenende auf keinen Fall zu stören.

»Ja?«, sagte er ärgerlich.

»Mr. Carr, es tut mir furchtbar Leid, dass ich Sie an einem Sonntagmorgen behellige«, sagte die Stimme. »Hier ist Mr. Holland. Hoffentlich habe ich Sie nicht geweckt.«

Carr erkannte die Stimme sofort. »Nein, nein«, sagte er freundlich. »Ich bin schon seit Stunden auf den Beinen. Was gibt's, Mr. Holland?«

Als Mr. Holland fertig war, sagte Carr: »Okay, mal sehen, was ich tun kann.«

27. KAPITEL

Wien

Gegen neun Uhr war Ben wieder in seinem Hotel. Er hatte zwar Hunger, konnte aber vor lauter Nervosität nichts essen. Die vielen Tassen Kaffee hatten seinen Magen arg strapaziert. Weil bei der Schießerei zwei Scheiben des Opel Vectra zu Bruch gegangen waren und der ganze Innenraum mit Glassplittern übersät war, hatte er sich ein Taxi nehmen müssen.

In der Lobby war nichts los. Die Hotelgäste waren entweder noch beim Abendessen oder schon auf ihren Zimmern. Zwischen den sich überlappenden Persern blitzte an manchen Stellen der polierte Marmor auf.

Der Portier war ein aalglatter Mittvierziger, der ihn durch die Gläser seiner Nickelbrille aufmerksam anschaute. Noch bevor Ben etwas sagen konnte, gab er ihm den Zimmerschlüssel.

»Danke«, sagte Ben. »Irgendwelche Nachrichten?« Vielleicht hatte sich der Detektiv gemeldet.

Der Portier tippte auf der Computertastatur. »Nein, Sir. Nichts außer der, die Sie schon bekommen haben.«

Wie bitte? Was für eine Nachricht?

»Was war das für eine Nachricht?«, fragte er.

»Keine Ahnung, Sir. Sie haben sie sich vor ein paar Stunden am Telefon durchgeben lassen.« Er tippte wieder. »Um zwanzig nach sechs.«

»Könnten Sie mir die Nachricht noch mal geben?« Das musste ein Irrtum sein. Oder...

»Tut mir Leid, Sir. Aber wenn der Gast die Nachricht erhalten hat, wird sie gelöscht.« Er grinste verschlagen. »Wir können schließlich nicht alle Nachrichten speichern.«

Ben fuhr in dem kleinen Eisenkäfig in den dritten Stock hinauf.

Nervös spielte er mit der Messingkugel herum, an der der Zimmerschlüssel hing. Er traute es Anna Navarro einfach nicht zu dass sie im Hotel hatte anrufen lassen, um an seine Nachrichten und eventuelle Kontaktpersonen zu kommen.

Aber wer hatte ihm die Nachricht hinterlassen? Außer Anna Navarro wusste nur der Privatdetektiv, wo er wohnte. Es war zu spät, um Hans Hoffmann noch anzurufen. Spät am Abend war er sicher nicht mehr im Büro.

Anna Navarro misstraute seiner Geschichte. Andererseits konnte sie nicht ernsthaft glauben, dass er Rossignol umgebracht hatte. Oder doch? Sie musste doch wissen, dass sie es nicht mit einem Serienmörder zu tun hatte. Schließlich war sie Profi. Sie musste wissen, wer in so ein Raster passte und wer nicht.

Wonach suchte sie also?

War es denkbar, dass sie für die CIA arbeitete? Oder für irgendeine Altherrentruppe, die mal dazugehört hatte und jetzt klar Schiff machen wollte? Und deren Verstrickung sie zu vertuschen half, indem sie den Verdacht auf ihn lenkte?

Eins blieb Fakt. Ein Mitbegründer dieser geheimnisvollen Organisation - ob die CIA die Hände dabei im Spiel hatte oder nicht - war gerade ermordet worden: Gaston Rossignol. Und auch Peter hatte man ermordet. Und zwar offenbar aus keinem anderen Grund als dem, eine Liste der Direktoren eben jener Organisation ausgegraben zu haben. Waren sie ein und demselben Mörder zum Opfer gefallen? Zumindest lag diese Vermutung nahe.

Waren die Mörder Amerikaner? Gehörten sie zur CIA?

Schwer vorstellbar. Sicher, Jimmy Cavanaugh war Amerikaner gewesen. Aber konnte er nicht für ausländische Auftraggeber gearbeitet haben?

Und was steckte hinter dem mysteriösen Verschwinden seines Vaters?

Warum war er untergetaucht? Godwin hatte zur Klärung dieser Frage auch nichts beigetragen. Warum hatte sein Vater Godwin angerufen, kurz bevor er verschwunden war?

War sein Vater auch schon tot?

Er musste in Bedford anrufen.

Ben ging über den langen Flur zu seinem Zimmer. Er drehte den Schlüssel um, machte die Tür auf und erstarrte.

Es war dunkel im Zimmer.

Er wusste genau, dass er das Licht angelassen hatte, als er gegangen war. Wer hatte es ausgemacht?

Reiß dich zusammen, Mann. Sicher hat das Zimmermädchen das Licht gelöscht. Die Österreicher sind doch so stolz auf ihr Umweltbewusstsein.

Fing er schon an zu spinnen? Wurde er langsam paranoid? Hatten die letzten paar Tage ihm derart zugesetzt?

Trotzdem...

Er rührte sich nicht vom Fleck, zog die Tür wieder vorsichtig zu, schloss ab und machte sich auf die Suche nach einem Hotelangestellten. Als er im dritten Stock niemanden fand, stieg er die Treppe hinunter in die zweite Etage. Dort sah er am Ende des Flurs gerade einen Hotelangestellten in Uniform aus einem Zimmer kommen.

»Entschuldigung«, sagte Ben, während er mit großen Schritten auf ihn zuging. »Ich brauchte kurz Ihre Hilfe.«

Der junge Bursche drehte sich um. »Sir?«

»Mir ist was Dummes passiert«, sagte Ben. »Ich habe mich ausgesperrt. Könnten Sie mir wohl die Tür aufmachen?« Er steckte ihm einen Fünfzig-Schilling-Schein zu und sagte verlegen: »Ist mir jetzt schon das zweite Mal passiert. War mir ein bisschen peinlich, schon wieder den Portier zu bemühen. Ist

nur ein Stock höher. Zimmer 316.«

»Kein Problem, Sir. Einen Augenblick.« Er suchte an dem großen Schlüsselring an seinem Gürtel nach dem passenden Schlüssel. »Alles klar. Da ist er.«

Sie gingen in den dritten Stock, und der Hotelangestellte öffnete die Tür zu Zimmer 316. Ben kam sich ein bisschen albern vor, wie er schräg hinter dem jungen Burschen stand und gespannt in das Zimmer spähte, ohne dass man ihn von innen sehen konnte.

Eine Silhouette, die Gestalt eines Mannes. Er zielte mit einer Pistole mit langem Lauf auf die Tür. Und jetzt erkannte Ben auch das Gesicht. Es war der Killer, der erst vor ein paar Stunden versucht hatte, ihn vor Jürgen Lenz' Haus zu erschießen.

Der Killer aus dem Landgasthof in der Schweiz. Der Mörder seines Bruders.

Der Hotelangestellte schrie auf und stürzte davon.

Für einen Augenblick war der Killer verwirrt - er hatte Ben erwartet und nicht einen uniformierten Hotelangestellten. Die Sekunde reichte Ben, um ebenfalls abzuhauen. Hinter sich hörte er eine Serie dumpfer, ploppender Geräusche. Putz spritzte von den Wänden. Der schreiende Hotelangestellte rannte die Treppe hinunter. Ben entschied sich gegen die Treppe. Ein bewaffneter Killer, der ihm im offenen Treppenhaus auf den Fersen war, schien ihm nicht erstrebenswert. Er bog in einen vom Hauptflur abzweigenden Gang und lief zu einem Zimmer, vor dem der Wäschewagen eines Zimmermädchens stand. Ohne nachzudenken, stürzte er in das offene Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu. Keuchend presste er sich mit dem Rücken gegen die Tür und fragte sich, ob der Killer gesehen hatte, wie er in das Zimmer geschlüpft war. Dann hörte er lauter und wieder leiser werdende Schritte. Der Killer war vorbeigelaufen. Ben hörte immer noch die Rufe des Hotelangestellten.

Anscheinend war er unverletzt.

Dann vernahm er lautes Schluchzen. Er ging ein paar Schritte in das Zimmer und sah ein dunkelhäutiges Mädchen in einer hellblauen Uniform, das sich in die Zimmerecke kauerte.

»Ruhig!«, zischte Ben.

»Wer sind Sie?«, fragte das Zimmermädchen, die Augen vor Schreck weit aufgerissen. »Bitte, tun Sie mir nichts.«

»Halt den Mund«, sagte Ben. »Leg dich flach auf den Boden. Und halt den Mund, dann passiert dir nichts.«

Das Zimmermädchen presste sich flach auf den Teppichboden. Sie zitterte am ganzen Körper und wimmerte leise vor sich hin.

»Streichhölzer«, sagte Ben. »Ich brauche Streichhölzer.«

»Im Aschenbecher«, sagte das Mädchen. »Auf dem Sekretär neben dem Fernseher.«

Ben holte sich die Streichholzer und einen Stuhl, den er direkt unter den an die Decke montierten Rauchmelder stellte. Er stieg auf den Stuhl, zündete ein Streichholz an und hielt es unter den Rauchmelder. Ein paar Sekunden später gingen im Zimmer und auf dem Flur die Sirenen los - ein metallisches Heulen in kurzen, regelmäßigen Abständen. Rufe und Schreie vermischten sich mit der Sirene, als die Gäste aus ihren Zimmern auf die Flure stürzten. Wieder ein paar Sekunden später sprang die Spinkleranlage an und besprühte Bett, Möbel und Teppichboden. Ben öffnete die Tür und schaute links und rechts den Gang hinunter. Es herrschte Chaos. Menschen riefen und schrien, standen in Gruppen zusammen, deuteten in alle möglichen Richtungen oder drängten sich die Treppen hinunter, während von den Decken das Wasser der Sprinkleranlage auf sie herabregnete. Ben verließ das Zimmer und zwängte sich mit der Menge die Treppen hinunter bis ins Erdgeschoss. Dort wandte er sich dem hinteren Teil des Hotels zu, lief durch die Küche zum Lieferanteneingang und stieß die Tür auf. Er stand auf einer

schmalen Laderampe und sog die kühle Abendluft ein. Vor ihm lag eine schmale Gasse, in der eine Mülltonne neben der anderen stand. Er sprang von der Rampe und lief durch die dunkle Gasse in Richtung Straße. In der Ferne waren schon die Feuerwehrsirenen zu hören.

Zwanzig Minuten später befand er sich auf der anderen Seite des Stadtparks am Donaukanal vor einer modernen, gesichtslosen Bettenburg, die zu einer amerikanischen Hotelkette gehörte. Er marschierte durch die Lobby schnurstracks auf den Lift zu ein Hotelgast auf dem Weg zu seinem Zimmer.

Er klopfte an die Tür mit der Nummer 1423.

Special Agent Anna Navarro öffnete die Tür. Sie hatte eine Flanellnachthemd an, trug kein Makeup und sah umwerfend aus.

»Ich hab's mir überlegt«, sagte Ben. »Ich kooperiere.«

Anna Navarro mixte Hartman einen Drink aus der Minibar: eine Spielzeugflasche Scotch plus ein grünes Fläschchen Mineralwasser plus ein paar Eiswürfelchen aus dem winzigen Gefrierfach. Über das Nachthemd hatte sie sich einen Frotteebademantel angezogen. Sie benahm sich - wenn das überhaupt möglich war - noch geschäftsmäßiger als im Präsidium. Und sich mit einem fremden Mann in einem engen Hotelzimmer aufzuhalten, wenn man schon fertig fürs Bett war, entspannte die Situation auch nicht gerade.

Ben nippte dankbar an seinem Drink. Etwas wässerig. Eine starke Trinkerin war sie jedenfalls nicht. Aber so durch den Wind, wie er war, nahm er jeden Drink, den er kriegen konnte.

Trotz des Sofas, auf dem Ben saß, schien das Zimmer nicht für Besucher eingerichtet. Anna Navarro ließ sich auf der Bettkante nieder, stand aber gleich wieder auf und zog sich aus einer Eck einen Ohrensessel heran.

Das Spiegelglasfenster glich einem schwarzen pointillistischen Gemälde. Von hier oben sah Wien aus wie ein Meer aus blinkenden Lichtpunkten unter einem Himmel voller Sterne.

Navarro beugte sich etwas vor und schlug die Beine übereinander. Sie war barfuß, ihre Füße waren schlank und wohl geformt, die Nägel lackiert.

»Und Sie sind sicher, dass es derselbe war?«, fragte sie. Der abweisende Tonfall war verschwunden.

Ben nahm einen Schluck. »Ganz sicher. Das Gesicht werde ich nie vergessen.«

Sie seufzte. »Und ich hab gedacht, dass meine Kugel ihn schwer verletzt hätte. Nach allem, was ich weiß, ist der Kerl brandgefährlich. Wie er die vier Polizisten erschossen hat - unglaublich. Eine Exekutionsmaschine. Sie haben ganz schön Glück gehabt. Oder besser: Sie waren ganz schön clever. Zu merken, dass da was nicht stimmt... Ihn mit dem Hotelburschen zu verwirren, um sich die nötigen Sekunden Vorsprung zu sichern. Nicht schlecht.«

Er zuckte scheinbar unbeeindruckt mit den Schultern, war aber insgeheim doch stolz auf das überraschende Kompliment. »Was wissen Sie über den Kerl?«

»Ich habe ein Dossier über ihn gelesen, das allerdings sehr viele Lücken hat. Er soll in England leben. In London.«

»Ist er Engländer?«

»Nein. Hat früher für die Stasi gearbeitet. Es gab keine besser ausgebildeten Agenten als die der Stasi. Allerdings auch kaum skrupellosere. Was er nach dem Mauerfall gemacht hat? Keine Ahnung.«

»Warum lebt er in England?«

»Wer weiß? Vielleicht, um sich vor den deutschen Behörden zu verstecken. Wie viele seiner Ex-Kollegen. Wir wissen auch

nicht, ob er als ›Freier‹ arbeitet oder für eine einzige Organisation mit sehr breit gestreuten Interessen.«

»Wie heißt er?«

»Vogler, glaube ich. Hans Vogler. Er ist ganz offensichtlich in Wien, um einen Auftrag zu erledigen.«

Einen Auftrag zu erledigen. Und ob! Der Auftrag bin ich. Ben war wie betäubt.

»Sie sagten, dass er vielleicht für eine Organisation arbeitet?«

»Das ist der Standardspruch, wenn wir noch keine Ahnung haben.« Sie schürzte die Lippen. »Sie könnten auch für eine Organisation arbeiten. Und ich meine nicht Hartman Capital Management.«

»Sie glauben mir immer noch nicht, stimmt's?«

»Wer sind Sie, und weshalb sind Sie hier?«

»Jetzt erzählen Sie mir bloß noch, dass Sie keine Akte über mich haben«, sagte er aufgebracht.

Sie schaute ihn wütend an. »Ich habe lediglich ein paar isolierte Fakten über Sie, die hinten und vorne nicht zusammenpassen. Erstens: Sie kommen nach Zürich, und plötzlich taucht ein Kerl aus Ihrer Vergangenheit auf und versucht, Sie zu töten. Schafft es aber nicht, er wird selbst getötet. Und dann verschwindet auch noch die Leiche. Zweitens: Sie sind illegal in die Schweiz eingereist. Drittens: Das Haus des Bankiers Rossignol, von dem Sie behaupten, er sei schon tot gewesen, als Sie ihn fanden, ist voll mit Ihren Fingerabdrücken. Viertens: Sie tragen eine Waffe, wollen aber nicht sagen, warum, und machen ein Geheimnis draus, woher Sie sie haben.«

Ben hörte schweigend zu.

»Warum haben Sie sich mit Lenz getroffen, dem Sohn eines berüchtigten Nazis?«

Ben überlegte, wie viel er ihr erzählen sollte. Doch bevor er noch den Mund aufmachen konnte, sprach sie weiter.

»Folgendes interessiert mich: Was hat Lenz mit Rossignol zu tun?«

Ben kippte den Rest seines Scotch. »Mein Bruder...«, fing er an.

»Der vor vier Jahren gestorben ist?«

»Das hatte ich zumindest geglaubt. Es stellte sich heraus, dass er sich die ganze Zeit vor ziemlich üblen Leuten versteckt hatte. Er hat nie gewusst, wer da eigentlich hinter ihm her war. Und das weiß auch ich bis heute nicht. Irgendein Industriellenzirkel oder deren Nachkommen oder irgendwelche CIA-Söldner. Vielleicht jemand ganz anders - wer weiß? Aber trotzdem hat er es geschafft, diese Namensliste auszugraben...«

Agent Navarros karamellfarbenen Augen wurden groß. »Was war das für eine Liste?«

»Eine sehr alte.«

»Wo hatte er die her?«

»Er hat sie zufällig im Archiv einer Schweizer Bank gefunden.«

»Einer Schweizer Bank?«

»Auf der Liste waren die führenden Mitglieder einer Organisation verzeichnet, die in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs gegründet worden war.«

»O Gott«, flüsterte Anna. »Das ist es also.«

Ben zog ein gefaltetes, verknittertes und verdrecktes Stück Papier aus der Brusttasche und gab es ihr. »Hatte es in meinem Schuh versteckt. Damit es nicht Leuten wie Ihnen in die Hände fällt.«

Sie faltete es auf und betrachtete es mit gerunzelter Stirn. »Max Hartman. Ihr Vater?«

»Ja, leider.«

»Hat er Ihnen von dieser Organisation mal erzählt?«

»Natürlich nicht. Mein Bruder hat es zufällig rausgefunden.«

»Aber war Ihr Vater nicht im KZ?«

»Das ist die Hunderttausend-Dollar-Frage.«

»Hatten Lagerinsassen nicht eine Tätowierung?«

»In Auschwitz ja, in Dachau nein.«

Sie schien über etwas anderes nachzudenken. »Diese geheimnisvolle Mordserie.« Offensichtlich sprach sie mit sich selbst, während sie die Liste betrachtete. »Jeder Name steht auf der Liste. Rossignol, Prosperi, Ramago. Aber nicht alle stehen auch auf meiner Liste.« Sie schaute ihn an. »Warum haben Sie Rossignol aufgesucht?«

Worauf wollte sie hinaus? »Ich dachte, er wüsste vielleicht, warum man meinen Bruder getötet hat. Und wer es getan hat.«

»Doch bevor Sie mit ihm sprechen konnten, hatte man ihn auch getötet.«

»Sieht so aus.«

»Haben Sie sich mit dieser Organisation Sigma näher beschäftigt? Wo hat sie ihren Sitz, was gibt die Firmengeschichte her?«

Ben nickte. »Fehlanzeige. Aber vielleicht hat sie ja im realen Sinne nie existiert.« Er sah, dass sie die Stirn runzelte, und fuhr fort. »Ich meine, dass sie lediglich ein gedankliches Gebilde war, so was wie ein Scheinunternehmen.«

»Was für eine Art Scheinunternehmen?«

Ben schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Eine Organisation, die irgendwie mit dem Abwehrdienst des amerikanischen Militärs zu tun hatte.« Er erzählte ihr von Lenz' Befürchtungen.

»Kommt mir sehr unwahrscheinlich vor.«

»Warum?«

»Ich arbeite für die Regierung, vergessen Sie das nicht. Ich weiß, wie Behörden funktionieren. Sie sind geschwätzig. Eine

ganze Serie von Morden zu koordinieren, ohne dass die Öffentlichkeit Wind davon bekommt, halte ich für völlig unmöglich.«

»Was glauben Sie, wie das alles zusammenhängt?«

»Ich bin mir nicht sicher, wie viel ich Ihnen erzählen darf.«

Ben wurde sauer. »Wenn ich kooperiere, wenn ich meine Informationen auf den Tisch lege, dann kann ich das von Ihnen ja wohl auch erwarten, oder? Sie müssen mir schon vertrauen.«

Sie nickte. »Also gut. Alle betreffenden Personen waren oder sind keine Hungerleider. Sie waren alle enorm reich - sichtbar reich. Der Einzige, der nach außen bescheiden lebte, hatte massenhaft Geld auf der Bank.« Sie erzählte in groben Strichen vom Verlauf ihrer Ermittlungen.

»Einer von denen hat für Charles Highsmith gearbeitet. Wir haben also die Moguln selber und dann die Leute, die für sie die Drecksarbeit gemacht haben. Und 1945 lässt Allen Dulles sie alle überprüfen, damit ihm keiner seiner Mitspieler in dem großen Spiel unliebsame Überraschungen bereitet.«

»Bleibt noch die eigentlich zentrale Frage. Worum geht's in dem Spiel? Warum wurde Sigma überhaupt gegründet?«

»Vielleicht ist die Antwort ganz einfach«, sagte Ben. »Eine Hand voll Industriebosse tut sich 1944 oder 45 zusammen, um beim absehbaren Niedergang des Dritten Reichs ganz groß abzusahnen. Sie teilen sich die Beute, und das war's. Ich weiß, wie solche Leute ticken. Die sagen sich, ich hol mir nur zurück, was mir sowieso gehört.«

Anna war verblüfft. Aber nur kurz. »Dazu passt aber Folgendes nicht. Auf die Konten von einigen sind bis wenige Tage vor deren Tod regelmäßig große Summen überwiesen worden. Und zwar in der Größenordnung zwischen einer viertel und einer halben Million Dollar.«

»Von wem kamen die Überweisungen?«

»Das wissen wir nicht. Gewaschenes Geld. Wir kennen nur das letzte Glied der Kette. Und das waren Orte wie die Caymans oder die Turks and Caicos.«

»Also Steuerparadiese«, sagte Ben.

»Genau. Auf welchem Weg das Geld dorthin gekommen ist kann man unmöglich feststellen.«

»Vielleicht doch«, sagte Ben. »Hängt immer davon ab, wen man kennt. Und ob man gewillt ist, das Recht ein wenig zu beugen. Sie verstehen, man muss nur die richtigen Leute schmieren.«

»Wir beugen das Recht nicht«, sagte Agent Navarro mit fast schon arrogantem Stolz.

»Kein Wunder, dass Ihr einen Scheißdreck wisst, woher das Geld stammt.«

Sie schaute ihn an, als hätte er sie geohrfeigt. Dann lachte sie. »Was wissen Sie denn darüber, wie man Geld wäscht?«

»Ich selbst habe noch nie Geld gewaschen - wenn es das ist, woran Sie denken. Aber unsere Firma unterhält natürlich eine Offshore-Zweigstelle, um für unsere Kunden Steuern zu sparen oder gewisse Bestimmungen zu umgehen. Wir hatten Kunden, die waren brillant, wenn es darum ging, ihr Vermögen vor Leuten wie Ihnen zu verbergen. Ich kenne Leute, die Informationen aus Offshore-Banken besorgen. Die haben sich darauf spezialisiert. Die Honorare sind horrend. Aber dafür gräbt man Ihnen finanzielle Daten in jedem Eck der Welt aus. Nur mittels persönlicher Kontakte. Die wissen genau, wen sie wofür schmieren müssen.«

Sie dachte kurz nach. »Was halten Sie davon, wenn wir bei dieser Sache zusammenarbeiten? Inoffiziell natürlich.«

Ben war überrascht. »Und was heißt das genau?«

»Wir tauschen Informationen aus. Unsere Interessen überschneiden sich. Sie wollen wissen, wer Ihren Bruder warum

umgebracht hat. Und ich will wissen, wer die alten Männer um die Ecke bringt.«

Spielt sie mit offenen Karten?, fragte er sich. *Oder war das ein Trick? Was wollte sie wirklich?*

»Sie glauben, dass die, die meinen Bruder und die Männer auf Ihrer Liste ermordet haben, die gleichen sind?«

»Ja, das glaube ich. Das gehört alles zu einem großen Mosaik.«

»Was springt für mich dabei heraus?« Sein dreister Gesichtsausdruck wurde durch die Andeutung eines Lächelns etwas abgemildert.

»Offiziell gar nichts. Damit das klar ist. Vielleicht ein wenig Schutz. Lassen Sie es mich so ausdrücken: Ein paar Anschläge haben Sie überstanden, aber wer weiß, wie lange das Glück Ihnen noch hold ist?«

»Und wenn ich mich an Sie halte, dann passiert mir nichts?«

»Zumindest haben Sie bessere Karten. Wissen Sie was Gescheiteres? Immerhin sind Sie in mein Hotel gekommen. Und Ihre Waffe, die hat ja wohl die Wiener Polizei, oder?«

Wie wahr. »Ich hoffe, Sie nehmen mir mein Zögern nicht übel. Ist noch gar nicht so lange her, dass Sie mich einbuchten lassen wollten.«

»Es steht Ihnen frei, in Ihr Hotel zurückzugehen. Ich wünsche Ihnen eine angenehme Nachtruhe.«

»Touché. Ihr Angebot ist tatsächlich großzügig. Wäre vielleicht wirklich dumm, es abzulehnen. Trotzdem...«

»Schlafen Sie drüber.«

»Apropos schlafen...«

Sie schaute sich im Zimmer um. »Tja...«

»Ich ruf in der Rezeption an und lass mir ein Zimmer geben.«

»Das wird wohl nichts werden. Die sind ausgebucht,

irgendein Kongress. Ich hab gerade noch eins erwischt. Wenn Sie wollen, können Sie die Couch haben.«

Er warf ihr einen kurzen Blick zu. Hatte die förmliche Anna Navarro, Special Agent des US-Justizministeriums, ihm eben angeboten, die Nacht mit ihm zu verbringen? Nein, natürlich nicht. Er machte sich etwas vor. Ihre Körpersprache, die nonverbalen Signale waren eindeutig: Sie bot ihm nur ein Versteck an, nicht ihr Bett.

»Danke«, sagte er.

»Schätze, die Couch ist etwas kurz. Tut mir Leid.«

»Kein Problem. Hab schon auf wesentlich unangenehmerem Untergrund geschlafen.«

Sie stand auf und holte ihm eine Decke aus dem Schrank. »Der Zimmerservice bringt Ihnen sicher eine Zahnbürste. Ihr Gepäck holen wir dann morgen früh aus dem Hotel.«

»Ich lass mich da besser nicht mehr blicken.«

»Tja, das wäre wirklich keine gute Idee. Ich werde mich darum kümmern.« Plötzlich störte es sie, dass er so dicht vor ihr stand Verlegen trat sie einen Schritt zurück. »Schön, ich werde mich dann hinlegen.«

Plötzlich fiel ihm ein, was ihm schon seit seinem Besuch bei Lenz vage im Kopf herumgegangen war. »Jacob Sonnenfeld, der Nazijäger, der lebt doch in Wien, oder?«

Sie drehte sich um. »Glaube schon, ja.«

»Neulich hab ich irgendwo gelesen, dass er zwar steinalt ist, aber sein Verstand immer noch messerscharf arbeitet. Außerdem soll er umfangreiches Aktenmaterial haben. Ich frage mich, ob er...«

»... sich mit Ihnen trifft?«

»Einen Versuch ist es wert.«

»Aber passen Sie auf, dass Ihnen keiner folgt. Wegen Sonnenfeld. Könnte gefährlich für ihn werden.«

»Wenn ich Sie und Ihre Ratschläge nicht hätte.«

Während sie sich im Bett noch einen Aktenordner vornahm, rief Ben per Handy in Bedford an.

Mrs. Walsh hatte sich immer noch nicht beruhigt. »Nichts, Benjamin, kein Wort. Er ist wie vom Erdboden verschluckt. Ich hab die Polizei alarmiert. Ich weiß nicht, was ich noch tun soll.«

Ben spürte einen dumpfen Kopfschmerz. Die Anspannung, die kurzzeitig nachgelassen hatte, meldete sich zurück. Mit ein paar beruhigenden Floskeln beendete er das Gespräch, zog seine Jacke aus und hängte sie über die Lehne des Schreibtischstuhls. Hose und Hemd behielt er an. Dann schlüpfte er unter die Decke.

Was hatte das zu bedeuten? Sein Vater machte sich, ohne ein Wort zu hinterlassen, aus dem Staub. Er war offenbar freiwillig in den Wagen gestiegen; es war also keine Entführung. Vermutlich wusste er, wohin er wollte.

Wohin?

Ben wälzte sich hin und her. Die Couch war zu kurz, sie hatte Recht gehabt. Sie saß im Bett und las im Schein der Nachttischlampe. Ben sah ihre sanften braunen Augen.

»Ging's bei dem Gespräch um Ihren Vater?«, fragte sie. »Entschuldigung, dass ich mitgehört habe, aber...«

»Macht nichts. Ja, er ist vor ein paar Tagen spurlos verschwunden. Hat sich in seinem Wagen zum Flughafen fahren lassen und seitdem nicht mehr gemeldet.«

Sie ließ den Ordner sinken und setzte sich auf. »Vielleicht ist er entführt worden. Wenn ja, dann ist das Bundessache. FBI.«

Er schluckte. Sein Mund war trocken. Ob man ihn doch entführt hatte?

»Was genau ist passiert?«, fragte sie.

Ein paar Stunden später weckte sie das Klingeln des Telefons.

Anna hob ab. »Ja?«

»Spreche ich mit Anna Navarro?«

»Ja. Und wer sind Sie?«

»Mein Name ist Phil Ostrow, amerikanischer Botschaftsangestellter hier in Wien. Ich hoffe, ich habe Sie nicht geweckt.« Akzent aus dem Mittelwesten. Chicago.

»Ich hätte sowieso aufstehen müssen... wegen des Telefons«, konterte sie trocken. »Was kann ich für Sie tun?« Warum rief dieser Botschaftstrottel um Mitternacht an?

»Nun ja, ich rufe auf Anraten von Jack Hampton an.« Er machte eine Pause und ließ den Namen wirken.

Hampton war Einsatzleiter bei der CIA. Er hatte Anna bei einem früheren Job mehr als einmal zur Seite gestanden. Ein guter Mann und so ehrlich, wie man in einem falschen Gewerbe wie diesem nur sein konnte. Anna fielen Bartletts Worte ein vom »krummen Holz, aus dem der Mensch gemacht ist«. Hampton war anders.

»Ich habe ein paar Informationen über den Fall, an dem Sie gerade arbeiten.«

»Was ist Ihre... Wer sind Sie, wenn ich fragen darf?«

»Mir wäre es lieber, wenn wir darüber am Telefon nicht sprechen würden. Ich bin ein Kollege von Jack.«

Also CIA. Daher die Verbindung zu Hampton.

»Welche Informationen haben Sie? Oder ist das auch nichts fürs Telefon?«

»Sagen wir einfach, es ist wichtig. Könnten Sie morgen früh gleich als Erstes bei mir im Büro vorbeischauen? Sagen wir um sieben. Oder ist das zu früh?«

Was konnte so dringend sein? fragte sie sich. »Seid wohl alle Frühaufsteher? Okay, um sieben.«

»Also, bis morgen dann. Kennen Sie den Weg?«

»Zur Botschaft?«

»Das Gebäude gegenüber vom Konsulat.«

Nachdem er ihr erklärt hatte, wo genau sich sein Büro befand legte sie auf.

»Alles in Ordnung?«, fragte Ben.

»Ja«, sagte sie unsicher. »Alles okay.«

»Wir sollten morgen das Hotel wechseln. Ist sicherer.«

»Ja«, entgegnete sie abwesend.

»Was ist los, Agent Navarro? Nervös?«

»Ich bin immer nervös«, sagte sie. »Mein ganzes Leben ist Nervosität. Und sagen Sie Anna zu mir.«

»Ich bin eigentlich nie nervös«, erklärte er. »Schlafen Sie gut.«

28. KAPITEL

Wien

Ben wurde vom Geräusch eines Föhns geweckt. Er brauchte ein paar Sekunden, bis er realisierte, dass er sich in einem Wiener Hotelzimmer befand und dass ihm der Rücken wehtat, weil er die Nacht auf einer Couch verbracht hatte.

Vorsichtig hob er den Kopf und dehnte seinen Hals. Als er das angenehme Knacken der Halswirbel hörte, fühlte er sich augenblicklich besser.

Die Badtür öffnete sich, und ein breiter Lichtstreifen fiel ins Zimmer. Anna Navarro hatte Makeup aufgelegt und trug ein braunes Tweedkostüm - nicht gerade der letzte Schrei, aber ganz adrett.

»Ich bin in etwa einer Stunde zurück«, sagte sie. »Sie können sich ruhig noch mal umdrehen.«

Gegenüber dem Konsulatsbau der US-Botschaft befand sich, wie von Ostrow beschrieben, ein trister moderner Büroklotz. Auf der Hinweistafel in der Lobby waren hauptsächlich amerikanische und österreichische Firmen verzeichnet. Die Handelsvertretung der Vereinigten Staaten von Amerika - die Tarnung für das Wiener CIA-Büro - lag im elften Stock. Wenn Anna Untersuchungen bei Regierungsbehörden durchführte, streckten eben jene Behörden oft ihre Fühler aus. Das war nichts Ungewöhnliches. Daraus hatten sich manchmal brauchbare Spuren ergeben.

Anna betrat das unscheinbare Empfangszimmer. An der Wand hing das Wappen der Vereinigten Staaten. Eine junge Frau saß telefonierend hinter einem typischen Behördenschreibtisch und bearbeitete gleichzeitig eine Computertastatur. Sie sah nicht mal auf. Anna stellte sich vor,

worauf die Empfangsdame auf ein Knopf drückte und ihre Ankunft meldete.

Keine Minute später huschte die Karikatur eines Beamten auf Lebenszeit durch die Tür. Blässliches, ausgemergeltes Pickelgesicht; braunes, langsam ergrauendes Haar; kleine, graue Augen hinter großer Nickelbrille.

»Miss Navarro?«, sagte er und streckte ihr die Hand entgegen »Ich bin Phil Ostrow.«

Er führte sie in ein kleines Konferenzzimmer, wo ein schlanker attraktiver Mann mit dunkler Hautfarbe auf sie wartete. Er saß an einem Tisch mit Kunststofffurnier und Resopalplatte. Er hatte schwarzes, kurz geschorenes Haar mit grauen Strähnen und braune Augen mit langen schwarzen Wimpern. Ende dreißig, Naher Osten, schätzte Anna. Ostrow und Anna setzten sich ihm gegenüber an den Tisch.

»Yossi, das ist Anna Navarro. Anna, Yossi.«

Die tiefen Augenfalten in Yossis gebräuntem Gesicht ließen darauf schließen, dass er entweder zu oft in die grelle Sonne blinzelte oder dass es zu viel Stress in seinem Leben gab. Er hatte ein scharf geschnittenes Kinn mit einem Grübchen. Das fast hübsche Gesicht erhielt einen deutlich männlichen Zug durch die wie gegerbt wirkende Haut und den Dreitagebart.

»Freut mich«, sagte Anna.

Sie beäugten sich misstrauisch. Keiner lächelte oder bot dem anderen die Hand.

»Yossi ist Agent. So viel kann ich doch verraten, nicht wahr, Yossi? Offiziell ist er Geschäftsmann. Er war noch nicht mal zwanzig, als er aus Israel in die USA ausgewandert ist. Jeder hält ihn für einen Israeli. Das hat den Vorteil, dass bei Schwierigkeiten immer jemand anderer den Ärger hat.« Ostrow kicherte.

»Das reicht jetzt, Ostrow«, sagte Yossi. »Kommen wir zur

Sache: In den letzten Wochen sind an verschiedenen Orten in der Welt tote Männer aufgefunden worden. Sie, Miss Navarro, untersuchen diese Todesfälle. Sie wissen, dass es sich dabei um Mord handelt, aber Sie wissen nicht, wer dahinter steckt.«

Anna schaute ihm gleichgültig ins Gesicht.

»Sie haben im Sicherheitsbüro der Wiener Polizei Benjamin Hartman verhört. Und Sie stehen, soweit ich weiß, seitdem in engem Kontakt zu ihm. Richtig?«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Wir werden einen offiziellen Antrag an Ihre Vorgesetzten stellen, damit Mr. Hartman von uns wieder in Untersuchungshaft genommen werden kann«, sagte Ostrow.

»Was zum Teufel...?«

»Entschuldigen Sie, Agent Navarro, aber das ist jetzt nicht mehr Ihre Sache.« Ostrow hielt ihrem Blick gelassen stand.

»Ich kann nicht ganz folgen.«

»Hartman ist ein Sicherheitsrisiko. Er ist ein Doppelagent.«

»Soll das etwa heißen, dass Ben Hartman für die CIA arbeitet?« Aber das war doch Irrsinn. Andererseits... Eine Tarnung als weltweit tätiger Geschäftsmann eignete sich perfekt für jede Art von Agententätigkeit. Der bekannte Spross eines nicht minder bekannten Finanzunternehmers - kein erfundener Lebenslauf könnte je so überzeugend und vielseitig verwendbar sein.

Yossi und Ostrow wechselten einen kurzen Blick. »Nicht direkt CIA.«

»Ach ja. Was dann?«

»Nach unserer Theorie ist er auf Rechnung von jemandem tätig, der als ›Freier‹ für uns arbeitet. Möglicherweise segelt er unter falscher Flagge.«

»Theorie? Sie schleppen mich hierher und tischen mir Theorien auf?«

»Er muss unbedingt zurück auf amerikanischen Boden. Es ist mir ernst, Agent Navarro. Sie haben keine Ahnung, mit wem Sie es hier zu tun haben.«

»Ich habe es mit jemandem zu tun, dem einige Dinge ziemlich zu denken geben. Und der unter Schock steht, weil man seinen Zwillingsbruder ermordet hat. Das glaubt er zumindest.«

»Wir wissen darüber Bescheid. Ist Ihnen mal der Gedanke gekommen, dass er selbst seinen Bruder umgebracht haben könnte?«

»Spinnen Sie jetzt völlig?« Eine groteske und furchtbare Unterstellung. War es möglich, dass sie zutraf?

»Was wissen Sie denn schon von Benjamin Hartman?«, fragte Ostrow gereizt. »Oder anders gefragt: Was wissen Sie eigentlich darüber, auf welchem Weg Ihre Namensliste mit den Zielpersonen in die Hände anderer Leute gekommen ist? Derartig Informationen gibt's nicht umsonst, die gibt's nur für harte Dollars. Und jemand wie Ihr Benjamin Hartman, der hat das nötige Kleingeld parat.«

Und weiß, welche Leute man schmieren muss, dachte Anna.

»Aber warum? Was hat er vor?«

»Solange er hier in Europa rumschwirrt, werden wir es nicht rausfinden«, sagte Ostrow. »Yossi hört da so einiges von seinen ehemaligen Landsleuten. Der Mossad hat seine Leute auch hier in Wien. Vielleicht gibt's da eine Verbindung zu den Mordopfern.«

»Eine Splittergruppe?«, fragte Anna. »Oder reden Sie über die Kidon?« So hieß die Exekutionseinheit des Mossad.

»Nein. Nichts Offizielles. Eine private Unternehmung.«

»In die Mossad-Agenten verwickelt sind?«

»Plus ein paar ›Freie‹, die sie angeheuert haben.«

»Aber diese Morde tragen überhaupt nicht die Handschrift des Mossad.«

»Ich bitte Sie«, sagte Yossi und verzog pikiert das Gesicht. »Seien Sie doch nicht so blauäugig. Glauben Sie etwa, dass die bei jeder ihrer Aktionen Visitenkarten zurücklassen? Wenn sie wollen, dass man die Tat ihnen zuschreibt, klar. Aber sonst?«

»Das heißt, sie wollen nicht, dass man sie verantwortlich macht.«

»Natürlich nicht. Viel zu heikel, als dass Israel bei dem derzeitigen politischen Klima damit in Verbindung gebracht werden möchte.«

»Wer sind dann die Auftraggeber?«

Yossi warf Ostrow einen kurzen Blick zu, schaute dann wieder zu Anna und zuckte mit den Schultern.

»Also nicht für den Mossad, oder?«

»Mordaufträge an den Mossad durchlaufen einen Dienstweg. Die Exekutionsliste muss vom Premierminister abgezeichnet werden. Und zwar jeder einzelne Name, sonst darf man die Exekution nicht ausführen. Bei Mossad und Shin Bet sind schon Leute entlassen worden, weil sie gegen diese Vorschrift verstoßen haben. Und diese Morde sind sicher nicht von oben autorisiert.«

»Und? Wer ist jetzt der Auftraggeber?«

Wieder schaute Yossi zu Ostrow, doch diesmal war es kein fragender Blick.

»Eins muss klar sein, Agent Navarro«, sagte Ostrow. »Ich habe nichts gesagt.«

Anna bekam eine Gänsehaut.

»Die CIA würde sich die Hände niemals selbst schmutzig machen«, sagte Ostrow. »Nicht mehr. In den guten alten Tagen, da haben wir irgendeinen Diktator aus dem Amtssessel gesprengt, wenn er uns nur schief angeschaut hat. Heutzutage gibt's Direktiven vom Präsidenten und Aufsichtsgremien im Kongress und CIA-Direktoren, die sich vor lauter Vorsicht in

die Hose machen. Scheiße, man frittiert uns schon die Eier, wenn wir einen Ausländer nur anhusten.«

Es klopfte. Ein junger Mann steckte den Kopf zur Tür herein. »Langley auf drei, Phil.«

»Sag ihnen, ich bin noch nicht so weit.« Die Tür schloss sich wieder, und Ostrow verdrehte die Augen.

»Hab ich das richtig verstanden?«, sagte Anna zu Ostrow. »Die CIA hat Informationen an ›Freie‹ weitergegeben, die auch für den Mossad arbeiten?«

»Irgendwer hat's getan. Mehr weiß ich nicht. Es geht das Gerücht, dass Ben Hartman als Mittelsmann agiert hat.«

»Haben Sie stichhaltige Beweise dafür?«

»Yossi hat mir ein paar aufschlussreiche Einzelheiten erzählt«, sagte Ostrow ruhig. »Von toten Briefkästen, Standardtreffs etc. Genug, um sicher zu sein, dass die CIA ihre Hand im Spiel hatte.«

Anna konnte zwei und zwei zusammenzählen: Yossi war ein amerikanischer Agent, den die CIA beim Mossad eingeschleust hatte. Sie dachte kurz daran, ihn direkt danach zu fragen, ließ es dann aber. Das wäre ein Verstoß gegen die Etikette gewesen. »Wer in Langley?«, fragte Anna.

»Wie gesagt, ich weiß es nicht.«

»Wissen Sie es nicht, oder wollen Sie es mir nicht sagen?«

Yossi, der den Hahnenkampf interessiert verfolgte, musste zum ersten Mal lächeln. Es war ein strahlendes Lächeln.

»Sie kennen mich nicht, Agent Navarro«, sagte Ostrow. »Sonst wüssten Sie, dass ich ein leidenschaftlicher Verfechter der Spielregeln unseres Berufs bin. Ich würde Ihnen den Namen nennen aber ich darf nicht.«

Das nahm Anna ihm ab. Es war die logische Antwort für einen CIA-Nahkämpfer wie Ostrow. Aber sie wollte ihm nicht zeigen dass sie ihm glaubte. »Wo liegt das Motiv? Haben Sie

irgendwelche Fanatiker in Ihrem Laden?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, dass sich bei uns keiner für irgendwas besonders interessiert - außer für die Urlaubspläne.«

»Also warum? Wo liegt das Motiv?«

»Meine Vermutung ist folgende«, sagte Ostrow, nahm die Brille ab und putzte mit einem Taschentuch die Gläser. »Sie haben da eine Liste mit Gaunern und Großkapitalisten. Kleine Fische und wirklich große Tiere. Die einen machen die Drecksarbeit für die andern. Wenn Sie ein bisschen in den Nachkriegskellern von CIA und Nazis rumschnüffeln, dann stolpern Sie über jede Menge Leichen. Meine Theorie ist, dass eine hochstehende Persönlichkeit - und damit meine ich ein wirklich großes Tier - die Gefahr voraussieht, dass da plötzlich ein paar Namen aus den alten Tagen an die Öffentlichkeit gezerrt werden.«

»Und das heißt?«

Ostrow setzte sich die Brille wieder auf. »Namen von alten Männern, die früher mal auf unserer Lohnliste gestanden haben. Männer, die fast alle im Nebel der Geschichte abgetaucht sind. Und plötzlich kommt da eine Liste zum Vorschein. Und raten Sie mal, was passiert? Die Namen von ein paar unserer Altvorderen, die die Scheiße damals mit angerührt und unterstützt haben, werden ebenfalls bekannt. Und damit vielleicht die eine oder andere finanzielle Trickserei. Die alten Sabberer werden höllisch nervös und werfen sofort ihre Hilfstruppen ins Gefecht. Und wen heuert man da am besten an? Ein paar fanatische Israelis. Die erledigen das akkurat und sauber. Hinterher gibt's ein bisschen Geschwafel von Gespenstern des Zweiten Weltkriegs, unerklärlicher Rachefeldzug, blablabla. Die Ärsche der alten Garde sind wieder im Trockenen, und alle sind glücklich.«

Ja, dachte sie grimmig. Alle sind glücklich.

»Ist doch ganz einfach: Wir brauchen beide Ben Hartman. Sie wollen eine Mordserie aufklären, und wir wollen eine Serie von Sicherheitslöchern stopfen. Ich will Sie erst gar nicht mit irgendwelchen Mutmaßungen langweilen. Meiner Meinung nach ist es sehr wahrscheinlich, dass die gleichen Leute, die ihn angeheuert haben, ihn auch aus dem Weg schaffen wollen. Das Problem mit Säuberungsaktionen ist, dass man nie fertig wird.«

Säuberungsaktion... War das nicht auch eine treffende Beschreibung ihrer Aufgabe?

Ostrow schien zu merken, dass Anna nicht ganz überzeugt war. »Wir müssen einfach wissen, was hier gespielt wird.«

»Haben Sie was Schriftliches?«, fragte Anna.

Ostrow tippte mit einem Finger auf ein paar zusammengeheftete Blätter. Die fette Überschrift über einem Absatz konnte Anna entziffern: *Die Überführung eines in Gewahrsam befindlichen amerikanischen Staatsbürgers.* »Der Papierkram ist erledigt, jetzt brauche ich nur noch die Person dazu. Jack Hampton sagt, Sie verstehen sich auf so was.«

»Wie haben Sie sich die Übergabe vorgestellt?«

»Nun ja, es sind da einige heikle Punkte bezüglich der Exterritorialität zu beachten.«

»Was heißt, dass ich ihn nicht in dieses Büro bringen kann.«

»Exakt. Aber dafür machen wir Hausbesuche. Sie legen ihm die Eisen an und geben das vereinbarte Zeichen, und schon rückt die Kavallerie an. Wenn Sie völlig außen vor bleiben wollen auch kein Problem. Sie nennen uns Zeit und Ort - am besten irgendwo außerhalb, nicht zu abgelegen, und dann...«

»... erledigen wir den Rest«, sagte Yossi mit düsterer Stimme.

»Wie die Cowboys. Das gefällt euch, was?«, sagte Anna.

»Cowboys mit luftgepolsterten Sätteln«, meinte Ostrow sarkastisch. »Klar, wenn es sein muss, organisieren wir auch eine Entführung. Eine saubere Operation. Wie bei einem guten

Chirurgen.«

»Chirurgen schneiden ins Fleisch.«

»Nicht zu viel drüber nachdenken. Wir tun das Richtige. Und wir erledigen beide unseren Job.«

»Danke für den Rat«, sagte Anna und verzog das Gesicht.

»Ich hab noch einen.« Ostrow gab ihr ein Blatt Papier mit den Abflugzeiten für die Strecken Wien - Washington und Wien - New York. »Der Zeitfaktor ist von entscheidender Bedeutung.«

*

In einem dunklen Büro im ersten Stock eines Hauses in der Wallnerstraße knallte der Privatdetektiv Hans Hoffmann laut fluchend den Telefonhörer auf die Gabel. Es war zehn Uhr morgens, und er hatte schon viermal vergeblich versucht, den Amerikaner in seinem Hotel zu erreichen. Auf seine Nachricht vom Vorabend hatte er keine Antwort erhalten. Der Hotelportier hatte keine andere Telefonnummer von Hartman und wollte ihm auch nicht sagen, ob er die Nacht im Hotel verbracht hatte.

Hoffmann musste den Amerikaner sofort sprechen.

Es war dringend. Er hatte Hartman einen falschen und gefährlichen Tipp gegeben. Was immer die Leute über Hans Hoffmann auch sagen mochten, keiner konnte behaupten, er sei skrupellos. Es war lebenswichtig, dass er Hartman erreichte, bevor er sich mit Jürgen Lenz traf.

Was der Detektiv gestern am späten Nachmittag herausgefunden hatte, war nichts weniger als eine Sensation. Die Routinenachfragen, die er bezüglich Jürgen Lenz angestellt hatte, waren äußerst überraschend gewesen.

Hoffman wusste zwar, dass Jürgen Lenz kein praktizierender Arzt mehr war, aber er hatte in Erfahrung bringen wollen, warum er nicht mehr praktizierte. Zu diesem Zweck hatte Hoffmann die Ärztekammer um eine Kopie seiner Zulassung

gebeten.

Es gab keine Zulassung für Jürgen Lenz.

Es hatte nie eine existiert.

Laut offizieller Biografie, die das Büro der Lenz-Stiftung jedem Interessierten gerne überließ, hatte Lenz sein Medizinstudium in Innsbruck absolviert und abgeschlossen.

Tatsächlich war Jürgen Lenz nie Medizinstudent in Innsbruck gewesen.

Die Neugier trieb Hoffmann in die Universität Wien, wo die Zulassungsunterlagen aller in Österreich approbierten Ärzte verwahrt werden.

Nichts.

Hans Hoffmann hatte seinem Kunden den Namen und die Adresse eines Mannes besorgt, dessen Biografie gefälscht war. Irgendetwas lief hier fürchterlich falsch.

Hoffmann hatte seine im Laptop abgespeicherten Notizen noch mal genau überprüft und versucht herauszufinden, ob die recherchierten Fakten irgendeinen anderen Sinn ergaben. Jetzt saß er wieder vor seinem Computer, starrte auf den Bildschirm und überprüfte ein weiteres Mal, ob ihm bei den herangezogenen Quellen ein Fehler unterlaufen war, der das merkwürdige Ergebnis erklären würde.

Ein lautes Summen riss ihn aus den Gedanken. Jemand stand unten an der Haustür. Hoffmann ging zur Gegensprechanlage, die an der Wand neben der Bürotür befestigt war.

»Ja?«

»Ich würde gern mit Herrn Hoffmann sprechen.«

»Und?«

»Mein Name ist Leitner. Ich hätte etwas sehr Wichtiges mit Herrn Hoffmann zu bereden.«

»Worum geht es?«, fragte Hoffmann. Hoffentlich kein

Handelsvertreter.

»Eine vertrauliche Angelegenheit, bei der ich seine Hilfe benötige.«

»Kommen Sie hoch. Erster Stock.« Hoffmann drückte auf den Knopf, der das Schloss der Haustür elektronisch entriegelte.

Er speicherte die Lenz-Datei ab, schaltete den Laptop aus und öffnete die Bürotür.

Ein Mann in schwarzer Lederjacke stand vor der Tür. Er hatte stahlgraues Haar, einen Schnauzer und einen Knopf im linken Ohrläppchen. »Herr Hoffmann?«

»Ja?« Wie bei jedem potenziellen Kunden taxierte Hoffmann den Mann und versuchte abzuschätzen, wie viel Honorar er sich wohl leisten konnte. Der Mann hatte ein glattes, faltenloses und auch über den Backenknochen noch straffes Gesicht. Wahrscheinlich kaum älter als vierzig - trotz des grauen Haarschopfs. Er war beeindruckend kräftig gebaut, hatte aber bis auf die ausdruckslosen grauen Augen nichts sagende, unauffällige Züge. Ein seriöser Mann.

»Kommen Sie herein«, sagte Hoffmann freundlich. »Was kann ich für Sie tun?«

Es war neun Uhr morgens, als Anna ins Hotel zurückkehrte.

Nachdem sie die Key Card in den Schlitz über der Türklinke geschoben hatte, hörte sie, dass im Bad das Wasser lief. Sie schlüpfte schnell hinein, hängte den Mantel in den Schrank hinter der Tür und ging ins Schlafzimmer. Sie hatte eine wichtige Entscheidung zu treffen. Und dabei konnte sie sich einzig auf ihre Intuition verlassen.

Das Wasser in der Dusche wurde abgedreht, und kurz darauf stand Ben tropfnass mit einem Badetuch um die Hüfte in der Badezimmertür. Früher hätte eine derart perfekte, muskulöse Figur auf körperliche Arbeit schließen lassen. Heutzutage war sie das Ergebnis eines privilegierten Lebens mit Privattrainer

und regelmäßiger sportlicher Betätigung. Mit klinischem Blick begutachtete Anna die offenkundigen Früchte dieser Lebensführung: Waschbrettbauch, Brustmuskeln, die wie Brustpanzer aussahen, geschwungener Bizeps. Das Wasser perlte von der gebräunten Haut. An der Stelle, wo der Schulterverband gewesen war, glänzte ein kleiner entzündeter Fleck.

»Ah, schon zurück«, sagte er. »Was Neues?«

»Kommen Sie her. Ich möchte mir mal Ihre Schulter ansehen«, sagte sie. Als er auf sie zuging, spürte sie ein seltsames Ziehen in der Magengegend. Sie fragte sich, ob ihr Interesse rein beruflicher Natur war.

»Ist schon ziemlich verheilt«, sagte sie und fuhr mit dem Finger um die rötliche Stelle. »Den Verband brauchen Sie nicht mehr. Ein bisschen Wundsalbe vielleicht. Ich glaube, bei dem Verbandszeug in meinem Koffer ist welche dabei. Augenblick.«

Als sie zurückkam, hatte er sich abgetrocknet und Boxershorts angezogen.

»Gestern haben Sie ein paar Andeutungen über die CIA gemacht«, sagte Anna, während sie die Tube aufschraubte.

»Vielleicht liege ich ja falsch damit, ich weiß auch nicht«, sagte er »Lenz hat den Verdacht, dass die ihre Finger im Spiel haben. Aber ich kann das einfach nicht glauben.«

Log er? Hatte er ihr gestern Abend Theater vorgespielt? Sie konnte es sich nicht vorstellen. Es würde ihrer Berufserfahrung oder ihrer Intuition völlig widersprechen. In seiner Stimme war keine Spur von Überheblichkeit oder Anspannung festzustellen, die auf ein Täuschungsmanöver hingedeutet hätten.

Als sie die Salbe einrieb, kamen sich ihre Gesichter sehr nahe. Sie roch Seife, das nach grünen Äpfeln duftende Hotelshampoo und etwas, das leicht lehmig nach Mann roch. Sie atmete tief ein. Doch dann, erschrocken über sich selbst, stand sie abrupt auf.

Versagte vielleicht ihr persönliches Frühwarnsystem, weil andere Gefühle sich einmischten? Das konnte sie sich in ihrer momentanen Lage unter keinen Umständen leisten.

Andererseits war es denkbar, dass die CIA-Beamten einer Fehlinformation aufgesessen waren. Wer oder was waren ihre Quellen? Ein Agent war nur so gut wie seine Mitarbeiter. Sie wusste nur zu gut, welche Schwachstellen das System hatte. Falls die CIA tatsächlich verwickelt war, schwebte Ben Hartman dann nicht in Gefahr, wenn sie ihn auslieferte? Es gab so viele Unwägbarkeiten. Ihr blieb nichts übrig, als sich auf ihre Intuition zu verlassen.

Sie rief Walter Heisler an. »Ich möchte Sie um einen Gefallen bitten«, sagte sie. »Ich habe in Hartmans Hotel angerufen. Es hat da eine Schießerei gegeben. Anscheinend hat Hartman sich abgesetzt, ohne sein Gepäck mitzunehmen. Ich würde gern mal einen genauen Blick in seinen Koffer werfen.«

»Tja, nach Einleitung einer Untersuchung ist der eigentlich Eigentum der Polizei.«

»Haben Sie eine Untersuchung eingeleitet?«

»Nein, noch nicht. Aber...«

»Ich wäre Ihnen außerordentlich dankbar, wenn Sie das Gepäck in mein Hotel bringen lassen könnten.«

»Nun ja, ich glaube, das lässt sich einrichten«, sagte Heisler mürrisch. »Auch wenn es etwas ungewöhnlich ist.«

»Danke, Walter«, erwiderte sie mit süßer Stimme und legte auf.

»Das nenne ich Service«, sagte Ben grinsend. Außer den Boxershorts hatte er immer noch nichts an.

Sie warf ihm ein Unterhemd zu. »Ziemlich kühl heute« bemerkte sie mit trockener Stimme.

Als Ben Hartman auf den Gehweg vor dem Hotel trat, wanderte sein Blick nervös umher. Nachdem er sich geduscht

und rasiert hatte, fühlte er sich wenigstens einigermaßen frisch - obwohl er die zerknitterten Sachen trug, in denen er geschlafen hatte. Er betrachtete den dichten Verkehr auf der breiten Straße, blickte hinüber zu den grünen Bäumen des Stadtparks und kam sich vor wie auf dem Präsentierteller - entblößt und verwundbar. Dann wandte er sich nach rechts, Richtung erster Gemeindebezirk.

Während der letzten halben Stunde hatte er ein Telefonat nach dem andern geführt. Als Erstes hatte er auf den Cayman Islands einen Kontaktmann angerufen, der die eine Hälfte einer Zwei-Mann-Firma war, die offiziell für multinationale Konzerne potenzielle zukünftige Mitarbeiter überprüfte. In Wirklichkeit engagierten wohlhabende Privatpersonen oder Firmen sie hauptsächlich deshalb, weil sie - aus welchen Gründen auch immer - Einblick in die Geheimnisse der dort ansässigen Banken begehrten.

O'Connor Security Investigations war die äußerst diskrete Unternehmung des Iren und ehemaligen Polizeibeamten Fergus O'Connor, der ursprünglich als einfacher Wachmann einer britischen Bank auf die Cayman Islands gekommen und dann geblieben war. Er stieg zum leitenden Angestellten und schließlich zum Chef der Sicherheitstruppe auf, kannte seitdem alle Chefs der diversen Sicherheitsunternehmen und wusste, wen man schmieren konnte und wen nicht und wie das System funktionierte. Als er den Marktwert seiner Kontakte und seines Wissens erkannt hatte, kündigte er und machte sich selbstständig.

»Muss ja mächtig wichtig sein«, brummte Fergus ins Telefon.

»Weiß ich nicht«, sagte Ben. »Ich weiß nur, dass es mächtig lukrativ sein wird.«

»Na, das hört sich doch gut an«, meinte Fergus. Er klang jetzt deutlich versöhnlicher.

Ben leierte eine Liste Routing-Codes und

Überweisungsnummern herunter und sagte, dass er ihn noch heute Abend zurückrufen würde.

»Keine Chance bis heute Abend«, erklärte Fergus.

»Und wenn ich Ihr übliches Honorar verdopple? Ändert das was?«

»Na, aber ganz gewaltig.« Nach einer kurzen Pause sprach er weiter. »Übrigens sind da ein paar unschöne Geschichten über Sie im Umlauf.«

»Ach ja? Was denn?«

»Haufen Affenscheiße. Wissen ja, wie schnell die Gerüchteküche brodelt. Es heißt, dass Sie wie im Blutrausch Leute abschlachten.«

»Sie machen Witze.«

»Es heißt, dass Sie Ihren eigenen Bruder umgebracht haben.«

Ben sagte nichts. Ihm war auf einmal speiübel. Entsprach das in gewissem Sinne nicht sogar der Wahrheit?

»Verrücktes Zeug halt. Kenn mich bei so was nicht so aus. Mit was anderm kenn ich mich aus: Wie man in der Finanzwelt Gerüchte streut, um ein bisschen Staub aufzuwirbeln. Haufen Affenscheiße, wie ich immer sag. Trotzdem: Interessant ist es schon, dass jemand meint, so was unter die Leute bringen zu müssen.«

»Dank Ihnen für die Warnung, Fergus«, sagte Ben und klang dabei angeschlagener, als ihm lieb war.

Er schnaufte ein paar Mal durch, bis er sich wieder gefangen hatte, und rief dann eine junge Frau an, die im New Yorker Büro einer Firma arbeitete, die eine andere Art von Informationen beschaffte. Die Firma war groß, weltweit tätig, legal und hatte ehemalige FBI- und sogar CIA-Leute in ihren Reihen. Knapp Incorporated führte im Auftrag großer Unternehmen ›Buchprüfungen‹ bei potenziellen zukünftigen Geschäftspartnern durch, untersuchte Wirtschaftsverbrechen

sowie Unterschlagungen und Betrügereien innerhalb von Firmen. Eine Art global agierender Privatdetektei, deren Dienste auch von Hartman Capital Management gelegentlich in Anspruch genommen wurde.

Eine von Knapps Spitzenleuten war Megan Crosby, eine Absolventin der Harvard Law School und auf dem Gebiet ›Hintergrundinformationen von Unternehmen‹ unschlagbar. Sie hatte ein schon unheimliches Talent, extrem undurchsichtige Firmenstrukturen aufzustöbern und dann zu entwirren. Firmenstrukturen, die einzig dem Zweck dienten, Behörden, argwöhnischen Investoren oder Konkurrenten den Blick auf die wahren Strukturen zu verstellen. Bei zwei weiteren Fragen konnte man keinen Besseren als Megan Crosby bekommen: was wem an einer Firma gehörte und wer sich hinter welcher Briefkastenfirma verbarg. Wie sie zu ihren Ergebnissen kam, erfuhren die Klienten nie. Ein Magier gibt seine Tricks nicht preis. Ben hatte Megan einige Male zum Lunch ausgeführt, und da er sie hin und wieder aus Europa hatte anrufen müssen, hatte sie ihm auch ihre Privatnummer gegeben.

»Wer ist da? Es ist drei Uhr morgens«, blaffte sie ins Telefon.

»Ben Hartman. Entschuldigen Sie, Megan, aber es ist wichtig«, sagte er leise.

Megan war sofort hellwach und änderte ihren Tonfall. Hartman Capital Management war ein guter Kunde. »Macht nichts. Was kann ich für Sie tun?«

»Ich bin mitten in einer Besprechung in Amsterdam. Große Sache.« Seine Stimme wurde noch mal leiser. »Ich bin an einer kleinen Biotech-Firma in Philadelphia interessiert. Vortex Laboratories.« Anna hatte den Namen erwähnt. »Ich will wissen, wem der Laden gehört, ob's stille Teilhaber gibt etc. etc.«

»Ich werde sehen, was ich tun kann«, sagte Megan. »Versprechen kann ich aber nichts.«

»Heute Abend?«

»O Gott.« Dann, nach einer kurzen Pause. »Welcher Tag? Ihrer oder meiner? Sechs Stunden Unterschied sind immerhin etwas.«

»Also gut, Ihr Tag. Hängen Sie sich rein.«

»Alles klar.«

»Noch eins. Oscar Peyaud, Paris, erledigt ab und zu für Hartman Capital Management Buchprüfungen in Frankreich. Der ist auch bei Knapp auf der Lohnliste. Schicken Sie alles, was Sie rauskriegen, auch an ihn.«

Im Graben, einer von Wiens größten Fußgängerzonen, wimmelte es um zehn Uhr morgens von Kauflustigen, Geschäftsleuten und Touristen. Auf dem Weg zum Kohlmarkt kam er am berühmten Café Demel vorbei, wo er kurz stehen blieb und einen Blick in das verschwenderisch dekorierte Schaufenster warf. Im spiegelnden Glas bemerkte er, wie sich jemand nach ihm umschaute und dann den Kopf sofort wieder abwandte.

Ein großer, brutal aussehender Mann in einem ausgebeulten blauen Regenmantel. Das schwarze Haar war grau meliert und widerspenstig. Er hatte die dicksten Augenbrauen, die Ben je gesehen hatte. Mindestens zwei Zentimeter dick, zwei veritable Bürsten, schwarz mit grauen Sprenkeln. Die Backen des geröteten Gesichts waren überzogen mit einem Netz aus geplatzten Äderchen. Das Gesicht eines Trinkers.

Ben hatte den Mann schon mal gesehen. Er war sich ganz sicher.

Irgendwann in den letzten beiden Tagen war er diesem Rotbäckchen mit den beiden Bürsten über den Augen begegnet. Irgendwo in einer Menschenmenge. Aber wo?

Oder bildete er sich das nur ein?

Wurde er langsam paranoid? Sah er schon hinter jeder

Hausecke Feinde?

Als Ben sich umdrehte, war der Mann verschwunden.

»Sehr verehrte Miss Navarro«, sagte Alan Bartlett. »Könnte es sein, dass wir hinsichtlich des Zwecks Ihrer Mission unterschiedliche Auffassungen hegen? Ich kann meine Enttäuschung nicht verhehlen. Angesichts der hohen Erwartungen, die Sie geweckt hatten.«

Anna hatte in der ICU in Washington angerufen und nach Robert Pollozi verlangt, war aber ohne Vorwarnung zu Bartlett durchgestellt worden.

»Darf ich das erklären«, sagte Anna, die den Hörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt hatte. »Ich bin ganz kurz davor, eine entscheidende...«

Bartlett fuhr ihr über den Mund. »Ich erwarte von Ihnen, dass Sie regelmäßig Bericht erstatten, Agent Navarro, und nicht tagelang abtauchen wie ein Collegestudent auf Sauftour.«

»Würden Sie mich eine Minute anhören, damit ich...«

»Sie hören jetzt mir zu, Agent Navarro. Die Anordnung lautet: Schließen Sie die Sache ab. Und zwar unverzüglich. Ramago ist aus dem Spiel, und Rossignol war unsere letzte Chance. Ich weiß nicht, wie Sie an ihn herangekommen sind; Fakt ist, dass er jetzt tot ist. Was Ihren Sinn für Diskretion angeht, bin ich also ganz offensichtlich einer Fehlinformation aufgesessen.« Bartletts Stimme war eisig.

»Aber die Sigma-Liste...«

»Sie haben mir gegenüber davon gesprochen, die Beschattung und Kontaktaufnahme mit der nötigen Diskretion vorzunehmen Sie haben mich nicht darauf aufmerksam gemacht, dass Sie darunter verstehen, jemanden ins Rampenlicht zu zerren. Wie oft habe ich Sie auf den extrem heiklen Charakter dieses Einsatzes hingewiesen? Wie oft, Agent Navarro?«

Anna fühlte sich, als hätte man ihr einen Schlag in den Magen versetzt. »Ich entschuldige mich für alles, was den Eindruck erweckt...«

»Das brauchen Sie nicht, Agent Navarro. Ich bin ja selbst schuld. Ich habe Sie angefordert. Und ich kann nicht leugnen, dass man mich ausdrücklich gewarnt hat. Ich war zu stur. Sie mit dieser Aufgabe zu betrauen, war ganz allein mein Fehler. Die Verantwortung liegt ganz allein bei mir.«

»Ach, hören Sie doch auf mit dem Scheiß«, sagte Anna. Sie hatte die Nase plötzlich gestrichen voll. »Sie haben gar nicht die Informationen, um mir mit solchen Anschuldigungen zu kommen.«

»Sie haben dienstrechtliche Schritte zu gewärtigen, Agent Navarro. Ich erwarte Sie bis spätestens fünf Uhr morgen Nachmittag in meinem Büro.«

Anna brauchte ein paar Sekunden, bis sie merkte, dass Bartlett aufgelegt hatte. Ihr Herz raste, sie war rot vor Zorn. Wenn er nicht schon aufgelegt hätte, hätte sie ihn sicher so beschimpft, dass ihre Karriere ein für alle Mal beendet gewesen wäre.

Die ist sowieso im Eimer, dachte sie. Aus und vorbei. Wenn Dupree Wind davon bekam, dass sie mit der Internal Compliance Unit aneinander geraten war, dann konnte sie sich fünf Minuten später ihre Papiere abholen.

Aber wenn sie schon flog, dann wenigstens mit Pauken und Trompeten.

Der Gedanke an das Unvermeidliche war irgendwie berauschend. Wie in der Achterbahn. Du kannst nicht raus, also amüsier dich wenigstens.

29. KAPITEL

Wien

Das Büro von Jakob Sonnenfeld befand sich - eingezwängt zwischen billigen Geschäften und schummerigen Cafés - in einem düsteren, relativ modernen Gebäude in der Salztorgasse. Der legendäre Nazijäger hatte zahlreiche Zeitschriftentitel geziert, war im Fernsehen Thema zahlloser Porträts und Dokumentarfilme gewesen und hatte sogar einige kleine Auftritte in Spielfilmen absolviert. Seine Telefonnummer stand ohne Adresse im Wiener Telefonbuch. Ben hatte um halb neun morgens angerufen und war überrascht gewesen, dass sofort jemand abhob. Eine forsche Dame erkundigte sich, weshalb er Sonnenfeld sprechen wolle.

Ben sagte ihr, dass er der Sohn eines Holocaust-Überlebenden sei und sich wegen privater Nachforschungen über die Nazizeit in Wien aufhalte. Das Einfachste war, sich an bekannte Tatsachen zu halten. Er wurde ein zweites Mal überrascht, als die Frau nichts gegen einen Termin noch am gleichen Morgen einzuwenden hatte.

Am Abend zuvor hatte Anna Navarro ihm zu ein paar ›Ausweichmanövern‹ geraten, um etwaige Verfolger abzuschütteln. Und tatsächlich hatte er auf seinem verschlungenem Weg zu Sonnenfeld das Rotbäckchen mit den Bürstenbrauen gesehen. Daraufhin hatte er ein paar Mal kehrtgemacht, hatte mehrmals überraschend die Straßenseite gewechselt und war schließlich in einen Buchladen gegangen und hatte dort eine Zeit lang herumgestöbert. Entweder hatte er ihn abgehängt, oder sein Verfolger achtete jetzt mehr darauf, dass man ihn nicht entdeckte.

Ben stand jetzt vor dem Bürogebäude in der Salztorgasse. Als

der Summer ertönte, ging er ins Haus und fuhr mit dem Aufzug in den dritten Stock. Dort erwartete ihn ein Wachmann, der ihm den Weg zeigte. Eine junge Frau öffnete die Tür und deutete auf einen unbequemen Stuhl. Die Wände des Flurs hingen voller Urkunden und Auszeichnungen zu Ehren Sonnenfelds.

Während er wartete, zückte er sein Handy und sprach Oscar Peyaud in Paris eine Nachricht auf Band. Dann rief er das Hotel an, das er am Vorabend so unelegant hatte verlassen müssen.

»Guten Morgen, Mr. Simon«, sagte der Portier. Für Bens Ohren klang er einen Tick zu vertraulich. »Ja, Sir, ich habe eine Nachricht für Sie. Einen Augenblick bitte. Sie ist von Hans Hoffmann. Anscheinend dringend. Ach, Mr. Simon, ich sehe gerade, dass mein Chef mir ein Zeichen macht. Er würde Sie gerne sprechen.«

Bens erster Gedanke war, sofort aufzulegen. Doch dann dachte er sich, dass es vielleicht ganz nützlich sein könnte, zu erfahren, wie viel der Hotelmanager wusste.

»Mr. Simon?« Der laute und gebieterische Bass des Managers. »Eins unserer Zimmermädchen sagt mir, dass sie von Ihnen bedroht wurde. Außerdem hat es gestern Abend im Hotel eine Schießerei gegeben. Sie sollten sich umgehend für einige Fragen bei der hiesigen Polizei melden.«

Ben unterbrach die Verbindung.

Kein Wunder, dass der Manager mit ihm sprechen wollte. Im Hotel war Schaden entstanden; außerdem war er wegen der Schießerei verpflichtet gewesen, die Polizei anzurufen. Aber etwas an der Stimme des Angestellten hatte Ben irritiert. Diese plötzlich so großkotzige Selbstsicherheit eines Mannes, der die Macht der Behörden hinter sich weiß.

Was hatte wohl der Privatdetektiv Hoffmann so Dringendes mitzuteilen?

Die Tür zu Sonnenfelds Büro öffnete sich, und ein kleiner, gebückter alter Mann bat ihn mit einer matten Handbewegung

einzutreten. Er begrüßte Ben mit einem zitterigen Händedruck und setzte sich dann hinter einen Schreibtisch, der mit Bergen von Papier überhäuft war. Jakob Sonnenfeld hatte einen borstigen grauen Schnauzer, vorstehende Backenknochen, große Ohren und rot geränderte, zusammengekniffene, wässerige Augen. Er trug eine altmodisch breite Krawatte mit einem klobigen Knoten, eine ebenso altmodische braune Wollweste und ein kariertes Sakko.

»Viele Menschen wollen einen Blick in mein Archiv werfen«, sagte Sonnenfeld plötzlich. »Manche aus hehren Gründen, andere aus weniger hehren. Was sind die Ihren?«

Ben räusperte sich, um zu antworten, doch Sonnenfeld sprach schon weiter. »Ihr Vater ist also ein Überlebender des Holocaust. Und? Es gibt Tausende, die den Holocaust überlebten haben. Warum interessieren Sie sich für meine Arbeit?«

Kann ich offen mit dem Mann sprechen?, fragte sich Ben. »Sie machen nun schon seit Jahrzehnten Jagd auf Nazis«, begann er zögerlich. »Hassen Sie diese Leute eigentlich?«

Sonnenfeld schüttelte den Kopf. »Nein. In mir ist kein Hass. Wenn Hass meine Triebfeder wäre, hätte ich diese Arbeit keine fünfzig Jahre machen können. Sie hätte mich schon längst von innen zerfressen.«

Ben runzelte die Stirn. Er ärgerte sich über Sonnenfelds großherzige Pietät.

»Zufällig bin ich der Meinung, dass diese Kriegsverbrecher sehr wohl hassenswert sind.«

»Ach, Sie glauben, das sind Kriegsverbrecher? Ein Kriegsverbrecher verübt seine Verbrechen in Verfolgung seiner Kriegsziele. Er mordet und foltert, um zum Sieg beizutragen. Sagen Sie mir eins: War es für den Sieg der Nazis nötig, Millionen von Unschuldigen zu massakrieren und zu vergasen? Natürlich nicht. Sie taten es aus rein ideologischen Gründen.

Um, wie sie glaubten, den Planeten zu reinigen. Es war völlig überflüssig. Sie erledigten das nebenher. Es kostete sie wertvolle Ressourcen, die sie dringend für ihren Krieg benötigt hätten. Meiner Meinung nach hat der Genozid ihre Kriegsanstrengungen behindert. Nein, die Verantwortlichen für den Holocaust waren keine Kriegsverbrecher.«

Ben nickte zustimmend. »Wie nennen Sie sie dann?«

Sonnenfeld lächelte. Mehrere Goldzähne blitzten. »Bestien.«

Ben atmete tief durch. Er musste Sonnenfeld vertrauen. Es war die einzige Möglichkeit, ihn zur Mitarbeit zu bewegen. Er war zu intelligent. »Dann lassen Sie mich gleich zur Sache kommen, Mr. Sonnenfeld. Mein Zwillingsbruder ist von Leuten ermordet worden, die meiner Meinung nach mit einigen dieser Bestien in Verbindung stehen.«

Sonnenfeld beugte sich vor. »Entschuldigen Sie, aber Sie sehen mich verwirrt«, sagte er gespannt. »Sie und Ihr Zwillingsbruder sind ja wohl eindeutig zu jung, um den Krieg noch miterlebt zu haben.«

»Mein Bruder ist erst vor gut einer Woche getötet worden« sagte Ben.

Sonnenfeld runzelte die Stirn. Er schaute Ben misstrauisch an. »Werden Sie deutlicher. Ich verstehe nicht.«

Ben erzählte Sonnenfeld, was Peter herausgefunden hatte. »Diese Urkunde hat meinen Bruder aus einem besonderen Grund brennend interessiert. Einer der maßgeblichen Männer war unser Vater. Max Hartman.«

Verblüfftes Schweigen. »Ich kenne den Namen. Ihr Vater hat viel Geld für wohltätige Zwecke gestiftet.«

»1945 trug eine seiner Wohltätigkeitsaktionen den Namen Sigma«, sagte Ben ungerührt. »Die anderen Mitbegründer waren Industrielle der westlichen Welt, und dann noch ein paar wenige Nazis. Und zu denen gehörte der Finanzchef der Organisation:

Obersturmführer Max Hartman.«

Sonnenfelds wässerige Augen blickten starr geradeaus. »Eine außergewöhnliche Geschichte. Sigma, sagten Sie? Großer Gott.«

*

»Ich fürchte, Sie werden die Geschichte ziemlich abgedroschen finden«, sagte der Besucher mit der schwarzen Lederjacke.

»Es geht um Ihre Frau«, entgegnete Privatdetektiv Hoffmann zwinkernd.

Der Mann grinste verlegen.

»Sie ist jung, und sie ist hübsch, stimmt's?«

Ein Seufzer. »Ja.«

»Die jungen Hübschen sind die Schlimmsten«, sagte Hoffmann kumpelhaft. »Mein Rat: Vergessen Sie sie. Sie werden ihr ohnehin nie mehr trauen.«

Dem Besucher schien es Hoffmanns teurer neuer Laptop angetan zu haben. »Edles Teil«, sagte er.

»Kann mir ein Leben ohne gar nicht mehr vorstellen«, meinte Hoffmann. »In technischen Dingen bin ich eine absolute Null. Aber mit dem Apparat ist es wirklich kinderleicht. Aktenschränke ade. Alles ist da drin.«

»Was dagegen, wenn ich mal einen Blick drauf werfe?«

Hoffmann zögerte. Der wildfremde Mann von der Straße, der vermeintliche Kunde, konnte ein ganz gewöhnlicher Dieb sein. Er schaute ihn noch mal an: breite Schultern, schmale Taille, kein Gramm zu viel. Vorsichtig zog er eine Schublade seines Metallschreibtischs ein paar Zentimeter auf. Die Glock lag an ihrem Platz.

»Vielleicht ein andermal«, sagte Hoffmann. »Die Daten sind vertraulich. Also, jetzt erzählen Sie mir mal was über Ihre Frau

und den Arsch, der sie vögelt.«

»Stellen Sie ihn doch mal an«, sagte der Besucher. Hoffmann schaute den Mann scharf an. Das war keine Frage mehr, sondern ein Befehl.

»Was wollen Sie von mir?«, fuhr Hoffmann seinen Besucher an. Und dann sah er die Makarov mit Schalldämpfer, die auf ihn gerichtet war.

»Schalten Sie den Computer ein«, sagte der Mann leise.

*

»Eins steht fest. Diese Urkunde war niemals für die Öffentlichkeit bestimmt«, sagte Sonnenfeld. »Eine Art Formblatt einer Schweizer Bank. Ausschließlich für internen Gebrauch. Nur für die Finanzjongleure in Zürich.«

»Ich verstehe nicht.«

»Die Legende Sigma existiert schon seit Jahrzehnten. Aber es ist nie auch nur der geringste Anhaltspunkt aufgetaucht, der eine konkretere Spekulation erlaubt hätte. Das wüsste ich. Das können Sie mir glauben.«

»Bis jetzt. Richtig?«

»Sieht so aus«, sagte Sonnenfeld leise. »Auf jeden Fall war Sigma eine fiktive Konstruktion. Eine Fassade, ein Trick. Ein separater Friedensschluss zwischen Industriellen beider Kriegsseiten, unabhängig von den tatsächlichen Waffenstillstandsbedingungen. Das Papier, das Ihr Bruder ausgegraben hat, stellt vielleicht die einzige Manifestation dieses Pakts dar.«

»Die Legende Sigma, wie Sie das eben genannt haben, worin bestand die?«

»Die Legende besagt, dass bei geheimen Treffen einflussreiche Geschäftsleute und Politiker sich darüber verständigten, gewaltige, dem deutschen Staat gestohlene

Vermögenswerte außer Landes zu schaffen. Es dürfte Ihnen bekannt sein, dass nicht jeder Gegner Hitlers automatisch ein Held war. Viele waren kühle Pragmatiker, denen klar war, dass das Ende bevorstand und - wer dafür die Verantwortung trug. Diese Leute machten sich Sorgen um eine mögliche Verstaatlichung. Sie hatten sich um ihre eigenen Imperien zu kümmern. Wirtschaftsimperien. Es gibt jede Menge Hinweise dafür, dass es solche Pläne gegeben hat. Nur haben wir immer geglaubt, dass es bei den Plänen geblieben sei. Fast alle Beteiligten sind inzwischen tot.«

»Aber eben nicht alle«, sagte Ben scharf. »Ich möchte Sie bitten, mir etwas über die Leute zu erzählen, die in Ihr Spezialgebiet fallen - über die Nazis Gerhard Lenz, Josef Strasser und...« Er machte eine kurze Pause. »Max Hartman.«

Sonnenfeld sagte nichts. Er stützte den Kopf in seine großen, runzeligen Hände. »Wer sind diese Leute?«, murmelte er abwesend. Eine rein rhetorische Frage. »Immer die gleiche Frage. Und ich gebe immer die gleiche Antwort: Wer will das wissen? Warum wollen Sie das wissen?«

*

»Was soll der Blödsinn?«, sagte Hoffmann. »Nehmen Sie die Waffe runter.«

»Machen Sie die Schublade zu. Vorsichtig!«, sagte der Mann. »Eine falsche Bewegung, und Sie sind tot.«

»Das würde ich lassen. Sonst kommen Sie nämlich nie an die Daten«, entgegnete Hoffmann. »Der Computer ist mit einem biometrischen Erkennungssystem ausgestattet, einem Fingerabdruckscanner. Ohne meinen Fingerabdruck kommt niemand an meine Dateien. Es wäre also keine gute Idee, mich umzubringen.«

»Na ja, man muss ja nicht gleich bis zum Äußersten gehen«,

meinte der Besucher aufgeräumt.

*

»Kennen Sie die Wahrheit über meinen Vater?«, fragte Ben. »Über einen derart prominenten Holocaust-Überlebenden und verzeihen Sie den Ausdruck - potenziellen Sponsor Ihrer Arbeit müssten sie doch eine Akte haben. Mehr als jeder andere hätten Sie die Möglichkeit gehabt, seine Lügen zu durchschauen. Sie verfügen über die Namen sämtlicher KZ-Häftlinge. Niemand kann auf ein so umfangreiches Archiv zurückgreifen wie Sie. Deshalb frage ich Sie: Kannten Sie die Wahrheit über meinen Vater?«

»Kennen Sie sie?«, erwiderte Sonnenfeld in scharfem Ton.

»Ich habe sie schwarz auf weiß gesehen.«

»Sie haben etwas schwarz auf weiß gesehen, richtig, aber Sie haben nicht die Wahrheit gesehen. Der typische Fehler des Amateurs. Verzeihen Sie, Mr. Hartman, aber mit Schwarzweiß kommen wir hier nicht weiter. Derartige Fälle haben in der Regel viele Facetten. Ich weiß zwar nicht viel über Ihren Vater, aber die Geschichte ist so normal wie traurig. Es ist eine Geschichte, die uns in moralische und ethische Grenzbereiche führt, wo Licht und Schatten beständig wechseln. Fangen wir mit einer simplen Tatsache an: Hatte ein Jude Geld, ließen die Nazis mit sich handeln. Das ist eins der hässlichen Geheimnisse der Kriegszeit, über die kaum gesprochen wird. Es kam ziemlich oft vor, dass reiche Juden sich freies Geleit erkaufen konnten. Die Nazis nahmen alles: Gold, Schmuck, Wertpapiere, egal. Es war Erpressung, ganz einfach. Es gab sogar eine Preisliste. Ein Leben war dreihunderttausend Schweizer Franken wert. Einer der Rothschilds tauschte seine Stahlfabriken gegen die Freiheit ein. Er überschrieb sie an die Hermann-Göring-Werke. Aber man liest nichts über diese Dinge. Keiner redet darüber. Zum Beispiel die Familie Weiss: steinreiche Juden aus Ungarn,

Eigentümer von Unternehmen in dreiundzwanzig Ländern der Erde. Sie haben ihren gesamten Besitz der SS übereignet. Als Gegenleistung wurden sie in die Schweiz verfrachtet.«

Ben war es heiß geworden. »Aber bei einem Obersturmführer...«

»Einem jüdischen Obersturmführer obendrein. Sie fragen ob das möglich ist?« Er räusperte sich. »Ein SS-Offizier namens Kurt Becher wickelte im Auftrag von Eichmann und Himmler solche Deals ab. Becher verkaufte zum Beispiel einem Ungarn namens Dr. Rudolf Kastner eintausendsiebenhundert Juden für eintausend Dollar pro Nase. Eine ganze Zugladung. Die Juden in Budapest haben sich um die Plätze geprügelt. Sie wissen sicher, dass Ihre Familie vor dem Krieg ziemlich wohlhabend war. Der Ablauf bei einem Fall wie dem von Max Hartmann war also ziemlich nahe liegend. Eines Tages tauchte Obergruppenführer Becher auf, und die beiden machten ein Geschäft. Das war's. Wozu das ganze Geld, wenn man sowieso starb? Und so hat er sich und seine Geschwister freigekauft. Das war keine Frage der Moral. Man tat, was man tun musste, um am Leben zu bleiben.«

Ben hatte sich seinen Vater nie als verängstigten und verzweifelten jungen Mann vorgestellt. Bens Tante Sarah hatte bei seiner Geburt schon nicht mehr gelebt, aber er erinnerte sich an Tante Leah, die gestorben war, als er die Highschool besucht hatte. Eine kleine, stille und sanftmütige Dame, die als Bibliothekarin in Philadelphia gelebt hatte. Die ihren Bruder nicht nur von ganzem Herzen geliebt, sondern auch seine Charakterstärke bewundert und sich ihm in allen Dingen gefügt hatte. Wenn es Geheimnisse gab, dann waren sie bei ihr sicher gewesen.

Aber welche Geheimnisse hütete sein Vater?

»Wenn das alles stimmt, warum hat er uns nie davon erzählt?«, fragte Ben.

»Glauben Sie etwa, dass man mit solchen Geschichten

hausieren geht?« Ein leicht spöttischer Unterton war in Sonnenfelds Stimme zu hören. »Glauben Sie, dass Sie das begriffen hätten? Millionen sind in den Verbrennungsöfen umgekommen, während Max Hartmann das Glück hatte, über genügend Geld zu verfügen. Diese Leute haben das nie jemandem erzählt. Sie hatten genug damit zu schaffen, es aus ihrem eigenen Gedächtnis zu verbannen, das können Sie mir glauben. Ich beschäftige mich seit Jahrzehnten mit diesem Thema. Man zerrt solche Dinge besser nicht an die Öffentlichkeit.«

Ben wusste nicht, was er dazu sagen sollte.

»Himmler hat sogar Churchill und Roosevelt ein Angebot gemacht. Im Mai '44. Sein Vorschlag an die Alliierten lautete: ein Lastwagen für hundert Juden. Die Nazis wollten ihnen alle verkaufen. Sie würden die Gaskammern abreißen und das Morden sofort einstellen - für ein paar Lastwagen, die sie für den Russlandfeldzug benötigten. Juden gab's im Angebot. Nur dass sie keiner wollte. Roosevelt und Churchill lehnten ab. Sie weigerten sich, dem Teufel ihre Seele zu verkaufen. Leicht gesagt, was? Eine Million europäischer Juden hätten sie retten können, aber sie haben abgelehnt. Es gab führende jüdische Persönlichkeiten, die diesen Deal unbedingt machen wollten. Sie sehen, Mr. Hartman, ziemlich vertrackte Sache mit der Moral.« Sonnenfelds Stimme klang jetzt verbittert. »Heute lässt sich leicht über Moral und weiße Westen schwadronieren. Um sein Leben zu retten, ist Ihr Vater auf einen anstößigen Handel eingegangen, und ein Resultat davon ist, dass es Sie gibt.«

Ben sah zwei Bilder vor sich: seinen alten und gebrechlichen Vater in Bedford und den drahtigen und athletischen Mann auf dem Foto. Ben konnte sich nicht mal ansatzweise eine Vorstellung davon machen, was für ein langer Weg zwischen diesen beiden Bildern lag. Was hatte er außer dieser Geschichte sonst noch vor ihm verborgen? »Aber das alles erklärt nicht, warum sein Name auf diesem Dokument steht«, sagte Ben.

»Und dass er ein SS-Mann war.«

»Sicher nur dem Namen nach.«

»Und das heißt?«

»Was wissen Sie über Ihren Vater?«

Gute Frage, dachte Ben. »Anscheinend jede Minute weniger«, erwiderte er. Weitere Bilder tauchten vor Bens innerem Auge auf: wie Max Hartman - kraftvoll und Furcht einflößend wie ein Feldherr - einer Vorstandssitzung präsidiert. Oder den sechsjährigen Ben hoch in die Luft wirft. Oder abweisend und entrückt am Frühstückstisch sitzt und die *Financial Times* liest.

Immer habe ich versucht, mir seine Liebe und seinen Respekt zu verdienen. Und wie ich gestrahlt habe in den seltenen Augenblicken, wenn er sie gewährte. Max Hartman, mein Vater, war mir immer ein Rätsel geblieben.

»Eins weiß ich sicher«, sagte Sonnenfeld ausdruckslos. »Ihr, Vater hatte in deutschen Finanzkreisen schon als junger Mann den Ruf eines Genies. Aber er war Jude. Als mit Beginn des Krieges immer mehr Juden verschwanden, bot man ihm Arbeit bei der Reichsbank an. Er sollte Finanzstrukturen entwickeln, die es den Nazis erlaubten, die Geldblockade der Alliierten zu umgehen. Als eine Art Tarnung hat man ihn pro forma mit einem SS-Dienstgrad ausgestattet.«

»Dann hat er also in gewisser Weise dabei mitgewirkt, das Naziregime zu finanzieren«, sagte Ben. Das war zwar keine große Überraschung mehr, die endgültige Bestätigung war aber dennoch ein Schock.

»Das kann man leider nicht leugnen. Ich bin sicher, dass man ihn unter Druck gesetzt hat. Was hätte er schon tun sollen? Man hat ihn dem Sigma-Projekt wahrscheinlich ganz einfach zugeteilt.« Er machte wieder eine Pause und schaute Ben eindringlich an. »Für Grauzonen haben Sie wohl nicht viel übrig, was?«

»Komischer Spruch für einen Nazijäger.«

»Wieder so eine Journalistenschublade«, sagte Sonnenfeld. »Ich kämpfe für die Gerechtigkeit. Und da muss man unterscheiden können - zwischen verzeihlichem und unverzeihlichem, zwischen gewöhnlichem und außergewöhnlichem Fehlverhalten. Und falls Sie es noch nicht wissen sollten: Not produziert keinen Edelmut.«

Ben schwindelte. Der Boden unter seinem Stuhl schien zu schwanken. Er atmete tief ein und aus und versuchte klar im Kopf zu werden.

Plötzlich sah er wieder seinen Vater vor sich. In dessen Arbeitszimmer. Wie so oft nach dem Abendessen saß er im Dunkeln in seinem dick gepolsterten Lieblingssessel und hörte Mozarts Don Giovanni. Wie einsam muss er gewesen sein; immer mit der Furcht lebend, dass die hässliche Vergangenheit eines Tages aufgedeckt würde. Ben war überrascht über die Zärtlichkeit, die er auf einmal für seinen Vater empfand. *Der alte Mann hat mich so geliebt, wie er eben fähig war, einen Menschen zu lieben. Wie kann ich ihn dafür verachten?* Ben kam der Gedanke, dass der eigentliche Grund, warum Jürgen Lenz seinen Vater hasste, nicht seine Abscheu vor der Naziideologie war, sondern dass er die Familie im Stich gelassen hatte.

»Erzählen Sie mir, was Sie über Strasser wissen«, sagte Ben. Nur ein Themawechsel konnte ihn jetzt auf andere Gedanken bringen.

Sonnenfeld schloss die Augen. »Strasser war ein Wissenschaftler im Dienste Hitlers. Er war kein menschliches Wesen. Aber er war ein brillanter Wissenschaftler. Er hat für die IG Farben gearbeitet, dem von den Nazis kontrollierten Chemiekonzern, und war an der Entwicklung eines neuen Gases in Tablettenform beteiligt, das man Zyklon B nannte. Es wurde zuerst in den Gaskammern von Auschwitz getestet. Das Gift

stieg vom Boden auf, sodass erst die kleineren Gefangenen starben, auf die dann die größeren stiegen, die so noch ein paar Sekunden länger lebten. Nach vier Minuten war alles vorbei.«

Sonnenfeld hielt inne, sein Blick war leer. Ben hörte das Ticken einer Uhr.

»Es wirkte sehr schnell«, sagte Sonnenfeld. »Dafür schulden wir Dr. Strasser Dank. Wussten Sie eigentlich, dass Allen Dulles, Ihr CIA-Direktor in den Fünfzigern, der Rechtsanwalt der IG Farben in Amerika war? Ja, ja, er war immer ein loyaler Vertreter der Firmeninteressen.«

Ben hatte das zwar schon mal irgendwo gehört, fand es aber deshalb nicht weniger unglaublich.

»Dann waren Strasser und Lenz gewissermaßen Partner«, sagte er.

»Genau. Zwei der brillantesten und furchtbarsten Naziwissenschaftler. Lenz war seiner Zeit weit voraus. Er experimentierte mit Kindern - mit Zwillingen. Sein besonderes Interesse galt ihrem Stoffwechsel. Er ließ Kinder verhungern und beobachtete, wie sich ihr Wachstum verlangsamte, bis sie schließlich starben. Oder er ließ sie langsam erfrieren und registrierte, wie das ihren Stoffwechsel beeinflusste. Er sorgte dafür, dass er für seine Studien alle Kinder mit Progeria bekam, das ist eine schreckliche Form der vorzeitigen Vergreisung.« Er machte eine kurze Pause und fuhr dann mit bitterer Stimme fort. »Ein angenehmer Mensch, dieser Dr. Lenz. Immer in engem Kontakt mit dem Oberkommando. Als Wissenschaftler genoss er hohes Ansehen. Man hielt ihm zugute, im ›hehren Dienst der Wissenschaft‹ zu handeln. Lenz ist übrigens wie Strasser nach Buenos Aires gegangen. Sind Sie mal dort gewesen? Wunderschöne Stadt. Das Paris Südamerikas. Kein Wunder, dass es den Nazis da gefallen hat. Lenz ist dort auch gestorben.«

»Und Strasser?«

»Keine Ahnung. Lenz' Witwe weiß wahrscheinlich, wo er

sich aufhält. Aber geben Sie sich keine Mühe, aus der kriegen Sie kein Wort raus.«

»Richtig«, sagte Ben und richtete sich auf. »Jürgen Lenz hat mir erzählt, dass seine Mutter ihren Lebensabend in Argentinien verbringt.«

»Sie haben mit Lenz gesprochen?«

»Ja. Sie werden ihn ja wohl kennen.«

»Natürlich. Das war eine ziemlich komplizierte Angelegenheit. Ich muss gestehen, dass ich anfangs größte Bedenken hatte, von diesem Mann Geld anzunehmen. Aber ohne Zuwendungen könnte ich meine Arbeit einstellen. Hier in Österreich, einem Land, das Nazis immer gedeckt hat und dies auch heute noch tut, habe ich nie Spenden erhalten. Nicht einen Schilling. Hier ist zwanzig Jahre lang kein Nazi angeklagt worden. Hier war ich jahrelang Staatsfeind Nummer eins. Auf der Straße hat man mich angespuckt. Und das Geld von Lenz schien mir das Geld eines Mannes zu sein, der lediglich sein Gewissen beruhigen wollte. Doch nach unserem ersten Gespräch habe ich meine Meinung schnell geändert. Er setzt sich ernsthaft für die Sache ein. So ist er zum Beispiel der alleinige Finanzier der Wiener Progeria-Stiftung. Er will ehrlich Wiedergutmachung. Es wäre unfair, ihm die Gräueltaten seines Vaters vorzuhalten.«

Sonnenfelds Worte klangen nach. *Gräueltaten seines Vaters. Bizarr, dass sich Lenz und ich anscheinend in der gleichen Lage befinden.*

»Der Prophet Ezechiel erklärt: ›Nie mehr sollen sie sagen, dass die Väter saure Trauben essen und den Söhnen werden die Zähne stumpf.‹ Und weiter: ›Der Sohn soll nicht die Schuld seines Vaters tragen.‹ Das ist ziemlich eindeutig.«

Ben schwieg ein paar Sekunden und sagte dann: »Sie meinen, dass Strasser vielleicht noch lebt?«

»Vielleicht ist er auch schon tot«, erwiderte Sonnenfeld rasch.

»Ich habe das nie zweifelsfrei feststellen können.«

»Sie müssen doch eine Akte über ihn haben.«

»Hören Sie mir doch mit den Akten auf. Was bilden Sie sich eigentlich ein? Dass Sie den Kerl aufspüren können, und er beantwortet Ihnen dann brav alle Fragen?« Ben hatte das vage Gefühl, dass Sonnenfeld ihm auswich. »Jahrelang haben mir junge Fanatiker im Nacken gesessen, die um der Rache willen eines dieser amtlich beglaubigten Monster zur Strecke bringen wollten. Ein kindisches Unterfangen, dass niemandem nützt. Ich hatte schon gedacht, dass Sie nicht zu dieser Sorte gehören. Was wollen Sie in Argentinien ausrichten? Außerdem ist der Kerl sicher schon tot.«

Die junge Frau, die Ben hereingelassen hatte, kam ins Zimmer und flüsterte Sonnenfeld etwas zu. »Wenn Sie mich ein paar Minuten entschuldigen würden. Ein wichtiger Anruf«, sagte Sonnenfeld und verschwand ins Nebenzimmer.

Ben schaute sich in dem Raum um. Entlang der Wände standen hohe schiefergraue Aktenschränke. Sonnenfeld war ihm ausgewichen, als er ihn auf Strassers Aufenthaltsort angesprochen hatte. Verheimlichte er ihm etwas? Und wenn ja, warum?

Hatte sich ganz so angehört, als ob das Telefonat länger dauern würde. Vielleicht lang genug, um währenddessen ein bisschen in den Akten zu stöbern. Ben stand auf und ging zu einem Aktenschrank mit fünf Schubladen für die Anfangsbuchstaben R und S. Die Schubladen waren verschlossen, doch der Schlüssel lag oben auf dem Schrank. Nicht gerade Sicherheitsstufe eins, dachte er. Er öffnete die unterste Schublade, die voll gestopft war mit gelben Ordnern und alten, schon in Auflösung begriffenen Dokumenten. Stefan. Steinberg. Sterngeld...

STRASSER. Die braune Tinte war schon verblasst. Er zog den Ordner heraus und hatte plötzlich eine Idee. Er ging zu dem

Schrank für die Buchstaben K - M und stieß schnell auf die dicke Akte von Gerhard Lenz. Daneben steckte die dünne Akte, die Ben interessierte - die der Witwe Lenz.

Er zerrte an der dünnen, zwischen den anderen Ordnern festgeklemmten Akte, als er aus dem Nebenzimmer Schritte hörte. Sonnenfeld kam zurück. Er riss an dem Ordner, bekam ihn schließlich frei und stopfte ihn schnell unter seinen Trenchcoat, der auf einem Sessel lag. Er saß noch keine Sekunde auf seinem Stuhl vor dem Schreibtisch, als Sonnenfeld die Tür öffnete.

»Es ist ziemlich gefährlich, den Frieden dieser alten Manne zu stören«, sagte Sonnenfeld und knüpfte nahtlos an das unterbrochene Gespräch an. »Sie haben vielleicht keine Zähne mehr aber sie verfügen immer noch über einflussreiche Netzwerke. Vor allem in Südamerika, wo sie noch viele Anhänger haben: zum Beispiel in Vereinen wie dem so genannten ›Kameradenwerk‹. Sie werden beschützt; so wie in der freien Wildbahn alte, kranke Tiere von ihren jüngeren Artgenossen beschützt werden. Und die Beschützer töten, wann immer sie das für nötig halten. Ohne zu zögern.«

»In Buenos Aires?«

»Vor allem da. Dort sind sie am mächtigsten.« Er schaute Ben mit müden Augen an. »In Buenos Aires nach alten Deutschen zu fragen, ist ziemlich unklug.«

Sonnenfeld erhob sich unsicher. Auch Ben stand auf. »Selbst heute noch begleitet mich hier in Wien rund um die Uhr ein Leibwächter. Das können wir uns gerade noch leisten.«

»Warum leben Sie dann in einer Stadt, wo man sich mit Fragen nach der Vergangenheit nur unbeliebt macht?«, fragte Ben.

Sonnenfeld legte eine Hand auf Bens Schulter. »Ist doch ganz einfach, Mr. Hartman. Wenn Sie was über Malaria erfahren wollen, dann müssen Sie rein in den Sumpf.«

Fort Mead

In dem kleinen Essraum, der im Hauptquartier der National Security Agency (NSA) in Fort Mead den leitenden Beamten vorbehalten war, saßen sich Julian Bennett, Assistant Director of Operations der NSA, und Joel Skolnik, Deputy Director des Justizministeriums, gegenüber.

Obwohl der schlaksige, fast kahlköpfige Skolnik den höheren Dienstgrad bekleidete, war es der herrische Bennett, der das Wort führte. Die innere Struktur der NSA brachte es mit sich, dass Leute wie Bennett von den Behördenstrukturen außerhalb der NSA keinen Schimmer hatten. Das leistete einer gewissen Arroganz Vorschub, die gerade ein Typ wie Bennett demonstrativ zur Schau stellte.

Ein verbranntes Lammkotelett und ein Berg Spinat lagen auf Skolniks Teller. Der Appetit war ihm schon lange vergangen. Abgesehen von einem Rest an Höflichkeit war Bennetts Verhalten raffiniert schikanös, und die Botschaft, die er zu überbringen hatte, höchst alarmierend.

»Sieht nicht gut für Sie aus«, sagte Bennett nicht zum ersten Mal. Mit den kleinen, weit auseinander stehenden Augen und den hellen Augenbrauen erinnerte er entfernt an ein Ferkel.

»Ich weiß.«

»Man erwartet von Ihnen, dass Sie Ihren Laden im Griff haben«, sagte Bennett. Sein eigener Teller war blitzblank. Er hatte sein Porterhouse-Steak mit schnellen Bissen hinuntergeschlungen. Für Bennett war Essen nichts als Brennstoffzufuhr. »Was uns da zu Ohren gekommen ist, klingt verdammt beunruhigend.«

»Das ist mir inzwischen klar«, sagte Skolnik. Er hasste sich für den respektvollen, ja kriecherischen Ton. Leuten wie Bennett seine Angst zu zeigen war immer ein Fehler. Es wirkte wie Blut im Haifischbecken.

»Die Fahrlässigkeit, die Ihre Leute in Fragen der nationalen Sicherheit an den Tag legen, kompromittiert uns alle. Wenn ich mir das Verhalten Ihrer Leute so anschaue, weiß ich nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Was zum Teufel nützt es, wenn ich die Haustür verrammele und die Hintertür steht sperrangelweit auf?«

»Die zur Debatte stehende mögliche Bloßstellung wird wohl kaum schwerwiegende Folgen haben«, sagte Skolnik. Die gestelzten Worten klangen selbst in seinen eigenen Ohren lahm.

»Ich will Ihre Zusicherung, dass diese Scheißangelegenheit erledigt ist, sobald Sie diese Navarro haben.« Bennett beugte sich vor und tätschelte Skolniks Unterarm - halb intim, halb drohend. »Und dass Sie ja alle Ihnen zu Gebote stehenden Mittel einsetzen, damit die Frau so schnell wie möglich hier auf der Matte steht.«

»Selbstverständlich«, sagte Skolnik und schluckte schwer.

Wien

»Aufstehen,«, sagte der Mann mit dem Schnauzer und wedelte mit der Makarov in seiner Linken.

»Was soll das? Sie kriegen meinen Finger nie auf den Sensor« sagte Hoffmann. »Und jetzt raus hier, sonst mach ich Ihnen Beine.«

»Mir hat noch nie jemand Beine gemacht«, entgegnete der Mann mit gleichgültiger Stimme. »Stehen Sie auf.«

Hoffmann erhob sich zögernd.

Der Mann stand ebenfalls auf und ging auf ihn zu.

»Es nützt Ihnen gar nichts, wenn Sie mich umbringen«, sagte Hoffmann.

»Ich werde Sie nicht umbringen«, sagte der Mann und machte einen blitzschnellen Satz vorwärts.

Hoffmann sah etwas Metallisches aufblitzen und spürte einen brennenden Schmerz an seiner Hand. Er schaute nach unten. Wo sein Zeigefinger gewesen war, war jetzt ein Stumpf. Ein perfekter Schnitt. Am Fingeransatz sah er einen weißen Knochenring, der von einem größeren Ring aus Fleisch umgeben war. In der Millisekunde, bevor er anfing zu schreien, sah er in der Hand des Mannes das rasiermesserscharfe Jagdmesser und auf dem Teppich den abgeschnittenen Finger. Er lag da wie ein von der Schlachtbank gefallener und dann vergessener Fleischfetzen.

Und dann heulte er auf. Der Schmerz war unbeschreiblich.

Trevor hob den abgeschnittenen Finger auf und hielt ihn hoch. Von der Schnittstelle tropfte Blut.

30. KAPITEL

Wien

Anna rief David Denneen an.

»Verdammt, Anna, wo bist du? Hier kocht die Scheiße über.«

»Wieso? Was ist los?«, fragte Anna.

»Es heißt, dass du...« Die Stimme verstummte.

»Was?«

»Sprichst du von einem sicheren Telefon?«

»Natürlich.«

Nach einer kurzen Pause sagte David: »Hör zu, Anna. Das Ministerium hat P-47 für dich verhängt. Alles wird kontrolliert: Post, E-Mail, Telefon.«

»Verdammt«, sagte Anna. »Ich glaub's einfach nicht.«

»Kommt noch schlimmer. Order 12-44, seit heute Morgen. Fahndung mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, sofortige Festnahme. Du läufst unter Nationales Sicherheitsrisiko. Es heißt, dass du seit Jahren auf der Lohnliste von feindlichen Nationen stehst. Ich dürfte nicht mal mit dir reden.«

»Das ist doch Wahnsinn.«

»Es heißt, dass das FBI in deiner Wohnung Schmuck, teure Klamotten und Bargeld in verschiedenen Währungen gefunden hat. Und Kontonummern von Offshore-Banken.«

»Lügen!« Anna schrie fast. »Gottverdammte Lügen!«

Es entstand eine lange Pause. »Das weiß ich doch, Anna. Trotzdem tut es gut, es noch mal aus deinem Mund zu hören. Irgendwer spielt dir ganz übel mit. Aber warum?«

»Warum?« Anna schloss kurz die Augen. »Meine Vermutung ist, damit ich genau diesem ›Warum?‹ nicht mehr nachgehen

kann.«

Anna verabschiedete sich von David und schlug die Hände vors Gesicht. Was zum Teufel ging hier vor? War Bartlett von Yossi oder Phil Ostrow mit irgendwelchen Lügen gefüttert worden? Gut, sie hatte in Washington kein einziges Mal Bericht erstattet Vielleicht war Bartlett einfach sauer, weil er erst auf Umwegen Einzelheiten über ihre Ermittlungen erfuhr. Vielleicht war Bartlett auch sauer, weil sie sich nicht daran gehalten hatte, Ben Hartman auszuliefern.

Plötzlich fiel ihr ein, dass keiner der beiden Wiener CIA-Leute Hans Vogler, den ehemaligen Killer der Stasi, erwähnt hatte Hieß das, dass Yossi nichts über ihn wusste? Wenn ja, bedeutete das dann, dass die vom Mossad engagierten ›Freien‹ nichts mit der Anwerbung von Vogler zu tun hatten? Sie zog Ostrows Karte aus der Handtasche und wählte die Nummer. Der Anrufbeantworter schaltete sich ein. Anna legte auf, ohne eine Nachricht zu hinterlassen.

Vielleicht wusste Jack Hampton etwas über die Sache. Sie rief seine Privatnummer in Chevy Chase an. »Hallo, Jack«, sagte sie. »Ich muss unbedingt...«

»Herrgott, Anna«, unterbrach Hampton aufgeregt. »Bist du verrückt? Du kannst mich in Teufels Küche bringen. So einen Anruf kann man leicht missverstehen.«

»Wirst du etwa abgehört?«

»Ich?«, fragte Hampton und machte eine kurze Pause, bevor er weitersprach. »Ich bestimmt nicht, das wüsste ich.«

»Dann können wir ja reden. Meine Leitung ist sauber. Wer sollte also davon erfahren?«

»Okay, okay«, erwiderte Hampton misstrauisch. »Du bist mir ein Rätsel, Anna. Wie ich so höre, bist du gerade zum Top-Schurken unseres Planeten aufgestiegen. Eine Mischung aus Ma Barker und Mata Hari im Outfit von Imelda Marcos.«

»Bockmist. Das weißt du genau.«

»Vielleicht, Anna. Vielleicht aber auch nicht. Bei den Summen, die die Gerüchteküche auf Lager hat, wäre ich auch versucht. Würde mir ein kleines Stückchen Strand auf Virgin Gorda kaufen. Weißer Sand, blauer Himmel, jeden Tag Schnorcheln...«

»Red keinen Scheiß, Jack!«

»Kleiner Tipp noch. Lass dir keine Rubel andrehen und hör auf damit, Schweizer Banker umzunieten.«

»Aha, das erzählt man sich also.«

»Unter anderem. Nach allem, was man so hört, hat man dir den größten Haufen Scheiße angehängt seit Wen Ho Lee. Wenn du mich fragst, haben sie bei der Geschichte etwas *überzogen.* Wer soll schon mit so viel Kohle rumschmeißen? Die Russen sind so pleite, dass ihre Atomwissenschaftler in New York Taxi fahren. Die Chinesen? Dritte Welt mit ein paar Atomraketen im Vorgarten.« Hamptons Stimme hörte sich schon wieder versöhnlicher an. »Also, weshalb rufst du mich an? Willst du die Abschuss-Codes für die Atomraketen an die Chinesen verscherbeln?«

»Jetzt mal ernsthaft, Jack. Bevor dieser ganze Scheiß angefangen hat, bin ich mit deinem Freund Phil Ostrow zusammengetroffen.«

»Ostrow?«, fragte Hampton zögernd. »Wo?«

»In Wien.«

»Was versuchst du hier abzuziehen, Anna?«, fragte Hampton. Er klang verärgert.

»Was soll das jetzt wieder heißen? Wovon redest du?«

Der Klang ihrer Stimme machte ihn stutzig. »Entweder verarschst du mich, oder jemand hat dich verarscht.«

»Ist Ostrow etwa gar nicht in Wien?«

»Er ist 0-15.«

»Und das heißt?«

»Dass er inoffiziell schon außer Dienst ist. Offiziell ist er noch dabei, um die bösen Buben da draußen etwas zu verwirren.«

»Was heißt außer Dienst?«

»Er ist schon seit ein paar Monaten wieder hier. Hatte schon lange mit Depressionen zu kämpfen. Ist aber in letzter Zeit schlimmer geworden. Momentan hält er sich im Walter Reed Hospital auf.«

»Und da ist er jetzt?« Anna erstarrte.

»Korrekt. Traurig, aber wahr. In einem von diesen Krankenhäusern, wo es keine Schwester ohne Sicherheitsüberprüfung gibt.«

»Wenn ich sagen würde, dass Ostrow klein und blass ist, ergrauendes braunes Haar hat und eine Nickelbrille...«

»Dann würde ich sagen, dass du mal zum Augenarzt musst.

Ostrow sieht aus wie ein in die Jahre gekommener Surferboy Groß, schlank, blond. Wie aus dem Bilderbuch.«

Ein paar Sekunden herrschte Stille.

»Was zum Teufel ist da drüben los, Anna?«

31. KAPITEL

Wien

Wie gelähmt saß sie kerzengerade im Bett.

»Was ist?«, fragte Ben.

»Ich möchte jetzt nicht darüber sprechen.«

»Wenn es mit unserem Fall zu tun...«

»Hat es nicht. Nicht direkt. *Diese Schweine!«*

»Was ist denn passiert?«

»Bitte!«, sagte sie. »Später. Ich muss jetzt nachdenken.«

»Schon gut.« Ben schaute sie verwirrt an und zog dann sein Handy aus der Jackentasche.

Kein Wunder, dass ›Ostrow‹ sie mitten in der Nacht angerufen hatte, dachte sie. So hatte sie keine Möglichkeit gehabt, sich bei der amerikanischen Botschaft nach ihm zu erkundigen.

Wer waren die Männer gewesen, die sich Ostrow und Yossi nannten? Und war das Büro, in dem sie sich getroffen hatten, wirklich die Wiener Außenstelle der CIA?

Ben sprach französisch am Telefon. Dann schwieg er und hörte eine Zeit lang zu. »Oscar, du bist ein Genie«, sagte er schließlich.

Ein paar Minuten später wählte er die nächste Nummer. »Megan Crosby, bitte.«

Wenn Phil Ostrow ein Hochstapler war, dann hatte er seine Rolle perfekt gespielt. Aber was steckte dahinter? Yossi konnte durchaus aus Israel gewesen sein. Oder aus einem anderen Land im Nahen Osten.

»Hallo, Megan. Ben hier.«

Wer zum Teufel waren die beiden, fragte sie sich immer wieder.

Sie rief noch einmal Jack Hampton an. »Jack, ich brauche die Nummer vom CIA-Büro in Wien.«

»Herrgott, Anna. Bin ich die Auskunft?«

»Wo genau befindet sich das Büro eigentlich?«

»Im Hauptgebäude der Botschaft.«

»Nicht gegenüber vom Konsulat? In einem Büro unserer Handelsvertretung? Bist du sicher?«

»Was soll das, Anna? Das einzige CIA-Büro in Wien befindet sich mitten in der Botschaft. Soweit ich weiß zumindest.«

Sie legte auf. Langsam geriet sie in Panik. Wenn das Büro nicht der CIA gehörte, wem dann? Es hatte echt und überzeugend gewirkt. Jedes Detail.

»Wirklich?«, hörte sie Ben sagen. »Sie sind fantastisch, Megan.«

Wer versuchte sie zu manipulieren? Und warum? Offensichtlich wusste der Betreffende, dass sie in Wien war, woran sie arbeitete und in welchem Hotel sie wohnte.

Wenn Ostrow ein Hochstapler war, dann war auch seine Mossad-Geschichte falsch. Er hatte sie für einen ausgeklügelten Plan benutzen wollen. Er wollte Hartman, und sie hätte ihn auf dem Silbertablett anliefern sollen.

Benommen und verloren schüttelte sie den Kopf und ging im Geist noch mal die Zeitspanne zwischen Ostrows Anruf und dem Treffen durch. War das alles inszeniert gewesen?

Neben sich hörte sie wieder Bens Stimme. »Eine Sekunde, ich notier mir das eben. Sehr gute Arbeit, Megan. Brillant.«

Dann war diese aus plausiblen Bruchstücken zusammengepuzzelte Mossad-Geschichte nichts weiter als ein Hirngespinst? Was von dem, was sie zu wissen glaubte, war noch alles falsch?

Wer versuchte, sie in die Irre zu führen? Und warum?

Was war die Wahrheit? Und wo versteckte sie sich?

»Ben«, sagte sie.

Er hob den Zeigefinger, worauf sie verstummte und wartete, bis er das Gespräch beendet und das Handy ausgeschaltet hatte.

Doch inzwischen hatte sie ihre Meinung geändert und beschlossen, ihn noch nicht in die Neuigkeiten einzuweihen. Stattdessen fragte sie: »Gab's irgendwas Wichtiges bei Sonnenfeld?«

Hartman berichtete über sein Gespräch mit ihm, wobei Anna gelegentlich eine Frage stellte oder sich einen Punkt genauer erklären ließ.

»Dann war Ihr Vater doch kein Nazi?«

»Zumindest sieht es Sonnenfeld so.«

»Hatte er eine Idee, was sich hinter Sigma verbirgt?«

»Ist ziemlich vage geblieben. Und als ich auf Strasser zu sprechen kam, ist er mir direkt ausgewichen.«

»Und warum Ihr Bruder umgebracht worden ist?«

»Anscheinend, weil man Enthüllungen fürchtete. Irgendwer will nicht, dass diese Namen bekannt werden.«

»Oder dass jemand von der Existenz der Organisation erfährt. Und zwar jemand, für den finanziell einiges auf dem Spiel steht. Was heißt, dass diese alten Burschen...« Plötzlich hielt sie inne. »Natürlich. Das gewaschene Geld. Diese alten Burschen sind natürlich bezahlt worden. Vielleicht von jemandem, dem sie bei der Gründung von Sigma geholfen haben.«

»Bezahlt im Sinne von geschmiert«, sagte Ben. »Vielleicht haben sie auch einen Anteil am Profit kassiert.«

Anna stand auf. »Wenn die Zahlungsempfänger tot sind, gibt's auch keine Überweisungen mehr. Schluss mit den Zahltagen für unsere Tattergreise. Was heißt, dass der Auftraggeber der Morde

von diesen finanziell profitiert. Leute wie Strasser. Oder Ihr Vater.« Sie schaute ihn an. Die Möglichkeit war nicht auszuschließen. Auch wenn Ben das nicht hören wollte. Vielleicht hatte sein Vater Blut an den Händen. Er könnte ein Mörder sein oder einer der Auftraggeber.

Doch was hatte es mit dem Täuschungsmanöver des falschen CIA-Mannes Ostrow auf sich? Stand er in irgendeiner Verbindung zu den Erben dieser verborgenen Reichtümer?

»Theoretisch könnte mein Vater einer von denen sein«, sagte Ben. »Aber ich kann's einfach nicht glauben.«

»Warum nicht?«

»Weil mein Vater so viel Geld hat, dass er gar nicht mehr weiß, was er damit anfangen soll. Vielleicht ist er ein rücksichtsloser Geschäftsmann, vielleicht ist er auch ein Lügner. Okay. Aber nach dem Gespräch mit Sonnenfeld glaube ich nicht mehr, dass er durch und durch schlecht ist.«

Anna bezweifelte, dass Ben ihr etwas verheimlichte. Er schien tatsächlich ein loyaler Mensch zu sein. Und sicher auch ein loyaler Sohn. Eine bewundernswerte Eigenschaft, die einem allerdings manchmal den Blick auf die Wirklichkeit verstellte.

»Eins verstehe ich nicht«, sagte Ben. »Diese Typen sind steinalt - sie sterben sowieso bald. Warum heuert jemand Killer an um sie umzubringen? Das ist das Risiko doch gar nicht wert.«

»Außer wenn du glaubst, dass sie vor dem Abnippeln noch was ausplaudern. Zum Beispiel über die damals vereinbarten finanziellen Regelungen.«

»Die haben eine halbes Jahrhundert den Mund gehalten. Warum sollten sie gerade jetzt anfangen zu reden.«

»Vielleicht machen die Justizbehörden Druck. Jetzt, nachdem die Liste aufgetaucht ist. Der Knüppel Strafverfolgung kann einen schon zum Plaudern bringen. Vielleicht befindet sich die

Organisation auch in einer Art Übergangsphase und will sich ihrer Unsicherheitsfaktoren entledigen.«

»Alles Vermutungen«, entgegnete Ben. »Wir brauchen Fakten.«

Eine Zeit lang sagte keiner ein Wort. Dann fragte sie: »Mit wem haben Sie eben telefoniert?«

»Mit der Mitarbeiterin einer Art Privatdetektei, die ab und zu für unsere Firma arbeitet. Sie hat ein paar interessante Sachen über Vortex Laboratories herausgefunden.«

»Und?«, fragte Anna gespannt.

»Hundertprozentige Tochter der Armakon AG. Riesiger Chemie- und Technologiekonzern aus Österreich.«

»Österreich«, murmelte Anna. »Das ist ja interessant.«

»Die Giganten kaufen die kleinen Startup-Firmen auf und schnappen sich damit die Rechte an Entwicklungen, die ihre eigenen Forschungsabteilungen nicht zustande gebracht haben.« Er machte eine Pause. »Noch was. Mein Freund in den Caymans hat ein paar Überweisungen zurückverfolgen können.«

Und ihre eigenen Jungs im Ministerium hatten nichts herausgefunden, dachte Anna. Sie versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie aufgeregt sie war. »Legen Sie los.«

»Das Geld wurde von einer auf den Kanalinseln registrierten Briefkastenfirrna überwiesen. Und zwar ein paar Sekunden, nachdem es dort von einer Treuhand-Anstalt aus Liechtenstein eingelaufen war.«

»Wenn ein Unternehmen Geld überweist, ist dann irgendwo in den Unterlagen der Name des Firmenbesitzers vermerkt?«

»Das ist der raffinierte Teil. Solche Treuhand-Anstalten sind meistens Scheinunternehmen, die nur auf dem Papier existieren. Sie werden normalerweise von Agenten verwaltet, in der Regel von Anwälten. Ein Agent in Liechtenstein kann locker tausende solcher Firmen betreuen.«

»Hat Ihr Freund den Namen des Agenten herausbekommen?«

»Ich glaube ja. Das Problem ist, dass ein Agent unter keinen Umständen, Folter mal ausgenommen, Informationen über einen Klienten preisgeben wird. Ohne Diskretion ist das Geschäft ruiniert. Aber mein Freund arbeitet dran.«

Sie musste grinsen. Der Bursche wurde ihr immer sympathischer.

Das Telefon klingelte.

Sie hob ab. »Navarro.«

»Walter Heisler hier. Hab gerade ein paar Untersuchungsergebnisse reinbekommen.«

»Und?«

»Wir konnten die Fingerabdrücke auf der Waffe des Schützen in Hietzing identifizieren. Sie stimmen mit den Interpol-Abdrucken eines Hans Vogler überein. Ex-Stasi-Mann. Hat wahrscheinlich nicht damit gerechnet, dass da jemand auf ihn wartet. Sonst hätte er wohl Handschuhe getragen.«

Heislers Information war zwar keine Neuigkeit, aber die Fingerabdrücke würden ein gewichtiges Beweisstück abgeben.

»Fantastisch. Ich möchte Sie um noch einen Gefallen bitten, Walter.«

»Das scheint Sie gar nicht zu überraschen«, sagte Heisler pikiert. »Ex-Stasi, verstehen Sie? Geheimdienst der ehemaligen DDR.«

»Doch, doch, Walter, hab ich schon verstanden. Ich danke Ihnen, sehr gute Arbeit.« Sie merkte, dass sie mal wieder zu rüde gewesen war, und versuchte zurückzurudern. »Das war wirklich bestens gemacht, Walter. Noch eine Sache... wenn Sie so nett wären.«

»Ja?«, sagte Heisler gequält.

»Einen Augenblick noch.« Sie hielt die Hand über die Sprechmuschel und fragte Ben: »Haben Sie Hoffmann schon

erwischt?«

Ben schüttelte den Kopf.

Sie nahm die Hand von der Muschel. »Walter, ich brauchte all greifbaren Informationen über einen Wiener Privatdetektiv namens Hans Hoffmann. Könnten Sie das für mich erledigen Walter?«

Keine Antwort.

»Walter?«

»Ich bin noch da. Was wollen Sie von Hans Hoffmann?«

»Na ja, ich brauchte noch jemanden, der mir zur Hand geht« sagte sie schnell. »Er ist mir empfohlen worden.«

»Da werden Sie sich wohl nach jemand anderem umschauen müssen.«

»Was soll das heißen?«

»Vor einer Stunde hat die Angestellte eines Privatdetektivs namens Hans Hoffmann im Sicherheitsbüro angerufen. Sie hatte gerade ihren Chef tot im Büro aufgefunden. Kopfschuss aus nächster Nähe. Ist das Ihr Hoffmann? Ach, noch was, man hat ihm den rechten Zeigefinger abgeschnitten.«

Während Anna die Geschichte Ben erzählte, schaute er sie ungläubig an. »O Gott, als wenn sie immer nur einen Schritt hinter uns wären«, murmelte er.

»Oder einen Schritt voraus«, sagte Anna. »Trifft es vielleicht besser.«

Ben massierte sich mit den Fingerspitzen die Schläfen. Schließlich sagte er leise: »Der Feind meines Feindes ist mein Freund.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sigma ist offensichtlich dabei, die eigenen Leute zu töten. Die Männer auf Ihrer Liste, Anna, haben mit mir eines gemein - den Feind. Ein Muster kennen wir zumindest: Verängstigte alte

Männer tauchen auf ihre alten Tage noch unter. Man kann ja wohl davon ausgehen, dass sie wissen, weshalb sie das tun. Wir müssen also einen der noch Lebenden aufspüren und zum Reden bringen. Das ist unsere einzige Chance. Wir müssen ihn davon überzeugen, dass es seinem eigenen Schutz dient, wenn er uns hilft.«

Anna stand auf und ging unschlüssig hin und her. »Was ist, wenn gar keiner mehr lebt?«

Er schaute sie lange an, ohne ein Wort zu sagen. Sie sah in seinen Augen, dass er mit sich rang. Sie sah, dass er ihr genauso gern vertrauen wollte, wie sie ihm. Schließlich sagte er leise und zögernd. »Ich hab da so ein Gefühl, oder besser: eine begründete Vermutung, dass zumindest einer noch am Leben ist.«

»Wer?«

»Georges Chardin. Franzose.«

Sie nickte nachdenklich. »Der Name stand auf der Sigma-Liste. Aber er soll seit vier Jahren tot sein.«

»Seine Name steht in den Sigma-Akten. Also hat Allen Dulles aus einem bestimmten Grund überprüfen lassen, ob er ein Sicherheitsrisiko darstellt.«

»Sicher, aber das war in den Fünfzigern. Die meisten sind schon lange tot. Mich interessieren die, die erst kürzlich gestorben sind. Oder die in Kürze sterben sollen. Chardin gehört in keine der beiden Gruppen. Er war kein Gründungsmitglied.« Sie stutzte und schaute Ben scharf an. »Der Name steht in der Sigma-Liste, aber nicht in der Gründungsurkunde. Wie kommen Sie also auf den Namen? Verheimlichen Sie mir etwas?«

Ben schüttelte den Kopf.

»Wir haben keine Zeit, um Spielchen zu spielen«, sagte Anna. »Ich habe den Namen gelesen. Aber das ist auch schon alles, was ich über ihn weiß. Warum ist er wichtig?«

»Wichtig ist sein Boss, ein legendärer französischer

Industrieller. Und der war einer der Gründungsmitglieder auf dem Foto. Emil Menard. Einer der ganz großen Konzernherren seiner Zeit. 1945 ein bedeutender Mann. Er ist schon lange tot.«

»Den kenne ich. Der Gründer von Trianon, stimmt's? Der Mann, der das erste moderne Firmenkonglomerat geschaffen hat.«

»Genau. Trianon ist heute eines der größten Firmenimperien Frankreichs. Menard hat aus Trianon einen Petrochemie-Giganten gemacht. Daneben sieht Schlumberger wie eine Dorftankstelle aus.«

»Und dieser Georges Chardin war also ein Angestellter von Emil Menard?«

»Angestellter trifft's wohl nicht ganz. Er hat sozusagen für ihn geatmet. Chardin war sein Faktotum, sein Adjutant, sein Schlachtenlenker. Er war nicht einfach nur die rechte Hand Menards, er war beide Hände. Mit einundzwanzig hat Menard ihn 1950 angeheuert. Ein paar Jahre später hatte das Greenhorn die Art der Bestimmung von Kapitalkosten verändert, hatte ein neues ausgefeiltes System der Renditeberechnung eingeführt und das Unternehmen entsprechend umstrukturiert. Er war seiner Zeit weit voraus. Ein brillanter Mann.«

»Vielleicht in Ihrer Welt.«

»Okay, zugegeben. Was ich sagen wollte, ist Folgendes: Der alte Mann vertraute seinem jungen Protegé alles an und überließ ihm praktisch die alleinige Leitung des riesigen Unternehmens. Nach 1950 machte Menard ohne Chardin keinen Schritt. Es heißt, Chardin habe die Geschäftsbücher im Kopf gehabt, er sei ein wandelnder Computer gewesen.« Ben zog das vergilbte Foto der Sigma-Gruppe aus der Jacke, legte es vor Anna auf den Couchtisch und zeigte auf Menard. »Was fällt Ihnen auf?«

»Ziemlich abgemagert. Sieht krank aus.«

»Exakt. Er war zu der Zeit schon schwer krank. Kämpfte praktisch die letzten zehn Jahre seines Lebens gegen den Krebs

an. Hat sich aber bis zum letzten Tag äußerst eindrucksvoll gehalten. Gestorben ist er in der festen Überzeugung, dass sein starkes Unternehmen weiter wachsen würde. Und zwar dank seines brillanten jungen Finanzchefs, seines Directeur General du Departement des Finances.«

»Und Sie glauben, dass Menard seinen Protegé auch in das Geheimnis Sigma eingeweiht hat?«

»Ich bin sicher. Chardin hat sich zwar immer im Hintergrund gehalten, aber er war Menards Schatten. Es ist unvorstellbar, dass Chardin über das Wesen der Organisation Sigma, über ihre Ziele und Methoden nicht in allen Einzelheiten eingeweiht gewesen wäre. Das lag auch im Interesse von Sigma. Wofür auch immer man die Organisation geschaffen hatte: Um sie am Leben zu erhalten, brauchte man Nachwuchs, der die Gründerriege mal ablösen konnte. Chardin war für eine herausragende Rolle geradezu prädestiniert. Damals schon - und später erst recht. Dafür hat Menard sicher Vorsorge getroffen.«

»Okay, okay«, warf Anna ungeduldig ein. »Sie haben mich überzeugt. Aber was nützt uns das heute? Chardin ist seit vier Jahren tot. Glauben Sie, dass irgendwo noch Akten oder andere Unterlagen von ihm liegen?«

»Offiziell ist Chardin vor vier Jahren gestorben. Etwa um die Zeit, als mein Bruder Peter seinen Tod inszenierte. Ist doch möglich, dass Chardin das Gleiche getan hat und abgetaucht ist. Er wusste, dass die Killer ihm auf den Fersen waren.«

»Jetzt machen Sie mal halblang, Ben! Das sind doch haarsträubende Mutmaßungen.«

Ben fuhr gelassen fort: »Laut Ihrer Liste ist er bei einem Feuer umgekommen, oder? Der alte Trick: ›Bis zur Unkenntlichkeit verbrannt‹. Genau wie mein Bruder. Noch mal lass ich mich nicht verarschen.« Sie schaute ihn zweifelnd an.

»Was wollen Sie? Sie haben *es* doch selbst gesagt. Die Alten werden umgebracht, weil sich Sigma-Mitglieder oder deren

Erben von ihnen bedroht fühlen. Also denken wir weiter: Warum sollten ein paar alte Knacker, die es sowieso nicht mehr lange machen, eine derart ernste Bedrohung darstellen, dass man sie ermordet?« Er stand auf und ging nachdenklich im Zimmer umher. »Wissen Sie, was von Anfang an ein Denkfehler war? Sigma als Fassade, als Scheinorganisation zu betrachten und nicht als real existierendes Unternehmen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Es ist so nahe liegend, dass ich gleich hätte drauf kommen müssen. Während meiner Wall-Street-Zeit ist so etwas hundertmal passiert. Zum Beispiel der Machtkampf um den Chefsessel bei Time Warner 1992. Nachdem der Sieger seinen Konkurrenten ausgeschaltet hatte, was machte er da? Was sie alle tun: Er hat die ihm feindlich gesinnten Vorstandsmitglieder gefeuert. Er hat seine Gegenspieler rausgeschmissen.«

»Aber der Bursche von Time Warner hat seine Gegner nicht umgebracht«, meinte sie trocken.

»In der Wall Street zieht man andere Methoden vor«, erwiderte Ben mit einem sarkastischen Grinsen. »Aber das Ziel wird auch erreicht: Man spielt nicht mehr mit. Ist immer das Gleiche, wenn das Management wechselt.«

»Sie glauben also, dass sich bei Sigma gerade ein Wechsel des Managements vollzieht?«

»Genau. Eine Säuberung von missliebigen Vorstandsmitgliedern, wenn Sie so wollen.«

»Rossignol, Mailhot, Prosperi und die anderen sind umgebracht worden, weil sie auf der falschen Seite standen?«

»Könnte man so sagen, ja. Und der brillante, geniale Georges Chardin hat das ohne Zweifel vorausgesehen und ist rechtzeitig untergetaucht.«

»Könnte hinkommen, bleibt aber trotzdem nichts als wüste Spekulation.«

»Nicht ganz«, sagte Ben leise und schaute Anna scharf an »Gemäß dem altehrwürdigen Grundsatz ›Folge der Spur des Geldes‹ habe ich mich an einen französischen Detektiv gewandt, der schon früher für Hartman Capital Management tätig war. Oscar Peyaud - ein wahrer Zauberer. Er hat für uns Objekte in Paris überprüft, und wir waren jedes Mal ganz von den Socken über die Geschwindigkeit und Qualität seiner Arbeit. Allerdings auch über die Höhe seiner Rechnungen.«

»Vielen Dank, dass Sie mich über Ihre Aktivitäten auf dem Laufenden halten«, sagte Anna sarkastisch. »So viel zum Thema Teamwork.«

»Die Idee war folgende: Ein Mensch kann nicht leben ohne Geld. Also klemm dich an Chardins Nachlassverwalter und versuche herauszufinden, in welcher Form er sein Vermögen hinterlassen hat und wie er möglicherweise darauf zugreifen könnte.« Er machte eine Pause und zog ein gefaltetes Blatt Papier aus der Jackentasche. »Vor einer Stunde kam das hier von Oscar Peyaud.«

Auf dem Blatt stand nur eine Adresse:

Rogier Chabot

1554 Rue des Vignoles

Paris 20

Anna schaute Ben an. Sie war plötzlich verwirrt und aufgeregt. »Chabot?«

»Jede Wette, dass das Georges Chardins Deckname ist. Jetzt geht's nur noch darum, wer schneller ist: wir oder Sigma.«

Eine Stunde später klingelte auf Walter Heislers Schreibtisch das Telefon. Immer zwei kurze Klingeltöne hintereinander: eine hausinterne Leitung. Heisler zog noch einmal kräftig an seiner Zigarette - er arbeitete hart an der dritten Schachtel des Tages und hob dann ab. Er wartete noch zwei Sekunden, bevor er sich meldete. »Heisler.«

Es war einer der Techniker aus dem kleinen Büro im vierten Stock. »Hast du schon das Fax über die Amerikanerin gelesen? Ober diese Navarro?«

»Welches Fax?« Heisler ließ den warmen Rauch langsam durch die Nasenlöcher entweichen.

»Hab's gerade auf den Tisch bekommen.«

»Wahrscheinlich hat's schon den ganzen Morgen im Nachrichtenraum geschlummert.« Die Effizienz des Nachrichtenraums im Sicherheitsbüro hätte einer Bananenrepublik alle Ehre gemacht und war für Heisler Quell ewigen Ärgers. »Und, was ist jetzt? Oder muss ich erst das Radio einschalten, um die Neuigkeit zu erfahren?« Heislers Standardsatz, wenn ihm etwas nicht schnell genug ging. Einmal hatte er den Aufenthaltsort eines Flüchtigen tatsächlich aus dem Radio erfahren. Das entsprechende Fax war auf dem Weg zu seinem Schreibtisch irgendwo verloren gegangen.

»Scheint ein ziemlich schlimmer Finger zu sein. Die hat uns ganz schön benutzt. Die amerikanische Regierung hat einen Haftbefehl ausgestellt. Nicht mein Ressort, aber ich dachte mir, dass dich das interessieren würde.«

»Verdammte Scheiße!«, sagte Heisler. Die Zigarette fiel aus seinem Mund in die Kaffeetasse und soff zischend ab. »Peinlich, peinlich.«

»Nicht ganz so peinlich, wenn du derjenige bist, der sie schnappt«, sagte der Techniker.

»Ich reise ab. Zimmer 1423«, sagte Anna zu dem Angestellten an der Rezeption, der einen ziemlich erledigten Eindruck machte. Sie legte die beiden Key Cards auf die schwarze Granitplatte.

»Einen Augenblick, bitte. Ich brauche noch Ihre Unterschrift auf der Rechnung.« Der Mann war etwa vierzig Jahre alt, hatte leicht eingefallene Wangen und schmutzig blondes Haar, das glatt nach vorn gekämmt war und ihn offenbar jünger machen

sollte. Anna fragte sich, ob das Haar gefärbt war. Die steife Uniformjacke mit den schon etwas speckigen Schulterstücken bestand aus einem braunen Synthetikstoff. Anna sah ihn plötzlich im Feierabend-Outfit vor sich: In schwarzem Leder, kräftig eingenebelt mit Moschusparfüm versuchte er im Schutz der trüben Beleuchtung eines Nachtclubs Mädchen anzubaggern.

»Kein Problem«, sagte Anna.

»Hoffentlich hatten Sie einen angenehmen Aufenthalt, Miss Navarro.« Er tippte etwas in den Computer, schaute plötzlich auf und lächelte sie an, wobei eine Reihe gelblicher Zähne zum Vorschein kam. »Tut mir Leid, aber es dauert ein bisschen. Das neue Computersystem spielt mal wieder verrückt.« Sein Lächeln wurde breiter, als hätte er etwas besonders Geistreiches von sich gegeben. »Spart jede Menge Arbeit. Wenn es denn funktioniert. Entschuldigen Sie bitte, aber ich muss eben dem Manager Bescheid sagen.« Dann hob er den roten Telefonhörer ab.

»Was ist denn los?«, fragte Ben ungeduldig. Er stand ein, zwei Meter hinter Anna.

»Irgendwas mit dem Computer«, sagte Anna.

Hinter der Rezeption tauchte ein kleiner dicker Mann in schwarzem Anzug und Krawatte auf. »Ich bin der Manager. Entschuldigen Sie bitte die kleine Verzögerung«, sagte er zu Anna und wechselte einen kurzen Blick mit seinem Untergebenen. »Ein kleiner technischer Defekt. Wird ein paar Minuten dauern. Liegt ja auch in Ihrem Interesse, dass es mit der Rechnung alles seine Richtigkeit hat. Wir wollen doch nicht, dass plötzlich die Telefongespräche Ihres Zimmernachbarn auf Ihrer Rechnung auftauchen, nicht wahr? Ist leider alles schon passiert. Ja, ja, die Technik.«

Irgendwas stimmte hier nicht. Und das lag sicher nicht am Computersystem.

Dem verbindlichen und freundlich überschwänglichen

Manager stand der Schweiß auf der Stirn. Obwohl es in der Lobby ziemlich kalt ist, dachte Anna. »Wollen wir nicht in mein Büro gehen, bis die kleine Störung behoben ist? Ich nehme an, Sie sind auf dem Weg zum Flugplatz. Darf ich Ihnen vielleicht einen Wagen des Hotels anbieten? Das ist das Mindeste, was wir zum Ausgleich für die Ungelegenheit tun können.«

»Das ist sehr freundlich«, sagte Anna. Im Laufe ihrer Berufsjahre hatte sie mit Typen wie diesem schon oft Bekanntschaft gemacht. Dem Typ, der unter großer Anspannung geschwätzig wird. Der Mann hatte Anweisung, ihre Abreise hinauszuzögern. Das lag auf der Hand.

»Ach was, nicht der Rede wert. Wie wär's mit einer Tasse Kaffee? Wenn wir Wiener etwas können, dann Kaffee machen. Da sind wir unschlagbar.«

Wahrscheinlich hatte man ihm nicht erzählt, dass und warum sie gefährlich waren, dachte Anna. Er hatte Anweisung gehabt, die Polizei zu verständigen, aber die war offenbar noch nicht eingetroffen. Sonst hätte er nicht so viel Angst. Sie wollte abreisen - und zwar vorzeitig. Das hieß, dass... Nun ja, es gab mehr als eine Möglichkeit. Vielleicht hatte die Polizei sie - oder Ben oder sie beide - gerade erst ins Visier genommen. Was bedeutete, dass sie noch keine umfangreichen Vorkehrungen getroffen hatten.

»Wie wär's, wenn Sie mir die Rechnung einfach nachschicken?«, sagte sie. »Ist doch keine große Sache, oder?«

»Ich bin sicher, dass die Techniker gleich so weit sind«, sagte der Manager. Dabei schaute er nicht sie an, sondern warf einen verstohlenen Blick zu einem Wachmann, der auf der anderen Seite der Lobby stand.

Anna betrachtete demonstrativ ihre Armbanduhr. »Ihre Kusinen werden sich schon Sorgen machen«, sagte sie zu Ben. »Ich glaube, wir müssen jetzt.«

Der Manager kam hinter der Rezeption hervor und legte ihr

jovial die feuchtkalte Hand auf den Arm. »Glauben Sie mir, es kann sich nur noch um Sekunden handeln«, sagte er. Er roch unangenehm nach geschmolzenem Käse und Haargel.

»Würden Sie bitte Ihre Hand von meinem Arm nehmen«, erklärte sie bestimmt. Ben war überrascht von der plötzlichen Härte in ihrer Stimme.

»Ich werde einen Wagen holen lassen. Wir werden Sie natürlich zum Flughafen bringen«, sagte der Manager unterwürfig.

Der Wachmann kam nun mit langen, schnellen Schritten auf sie zu.

Anna warf sich ihren Kleidersack über die Schulter und machte sich auf den Weg zum Ausgang. »Los, kommen Sie«, sagte sie zu Ben.

Die beiden näherten sich rasch der Tür. Der Wachmann würde erst den Manager fragen, was er tun sollte, sodass sie das Hotel unbehelligt verlassen konnten.

Auf dem Gehweg schaute Anna nach rechts und links und sah an der nächsten Straßenecke einen Polizisten, der in sein Funkgerät sprach. Sah ganz so aus, als wäre er die Vorhut.

Sie warf Ben den Kleidersack zu und marschierte schnurstracks auf den Polizisten los.

»Sind Sie verrückt?« Ben war fassungslos.

Anna trat dicht vor den Polizisten und sagte mit lauter, herrischer Stimme: »Sind Sie Beamter der Wiener Polizei?«

»Ja«, sagte der Polizist verunsichert. Er war ein sportlicher Typ, etwa Ende zwanzig und hatte einen Bürstenhaarschnitt.

»Ich bin Beamtin des FBI. United States Federal Bureau of Investigation«, sagte Anna. »Wir verfolgen eine flüchtige amerikanische Staatsbürgerin. Ich brauche Ihre Hilfe. Der Name der gesuchten Person ist Anna Navarro.« Sie hielt ihm für den Bruchteil einer Sekunde ihren OSI-Ausweis unter die Nase und

steckte ihn wieder ein.

»Anna Navarro, sagen Sie?« Der Polizist war offensichtlich sehr erleichtert. »Wir sind schon benachrichtigt worden. Die Frau befindet sich in dem Hotel da vorn.«

»Ich weiß, sie hat sich in ihrem Zimmer verbarrikadiert«, sagte Anna. »Vierzehnter Stock. Zimmer 1423. Wissen Sie, ob sie in Begleitung ist?«

Der Polizist zuckte mit den Schultern. »Von einem Begleiter weiß ich nichts. Man hat uns den Namen Navarro genannt.«

Anna nickte. Eine äußerst wichtige Information. »Ich habe zwei Agenten im Hotel, okay? Aber nur als Beobachter. Auf österreichischem Territorium ist es uns untersagt, selbst aktiv zu werden. Das ist Ihre Aufgabe. Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Nehmen Sie den Seiteneingang und fahren Sie dann mit dem Lift in den vierzehnten Stock.«

»Einverstanden«, erwiderte der Polizist.

»Und sagen Sie Ihren Kollegen Bescheid.«

Er nickte eifrig. »Wir schnappen sie. Sie können sich ganz auf uns verlassen. In Österreich herrschen Recht und Ordnung.«

Anna bedachte ihn mit ihrem verführerischsten Lächeln. »Wir zählen auf Sie.«

Ein paar Minuten später saßen Ben und Anna in einem Taxi zum Flughafen.

»Ziemlich dreist, den Polizisten so frontal anzugehen«, sagte Ben.

»Eigentlich nicht. Ich kenne doch meine Pappenheimer. Natürlich hab ich drauf spekuliert, dass sie die Meldung gerade erst reinbekommen haben. Sonst wäre vor dem Hotel schon mehr Betrieb gewesen. Sonst hätte der Polizist auch gewusst, wie ich aussehe. Aber der wusste nur, dass es um eine Amerikanerin geht. Er konnte also nichts wissen.«

»Hört sich ganz plausibel an«, meinte Ben. »Aber warum sind

die überhaupt hinter Ihnen her?«

»Genau weiß ich das auch noch nicht. Ich weiß nur, dass irgendwer in die Welt gesetzt hat, dass ich auf einmal kriminell geworden sein soll. Verrat von Staatsgeheimnissen, Bestechlichkeit etc. etc. Die Frage ist, wer so was streut. Und warum? Und wie?«

»Klingt ganz so, als ob die Sigma-Leute ihre Beziehungen spielen lassen, und die Polizei erledigt dann die Drecksarbeit.«

»Hab ich auch schon gedacht.«

»Verdammt«, sagte Ben. »Wenn wir jetzt neben irgendwelchen Psychokillern, die Sigma auf uns hetzt, auch noch jeden Bullen Europas am Arsch haben, dann wird's mit unserem Plan ein bisschen schwierig werden.«

»So kann man's ausdrücken,« entgegnete Anna trocken.

»Wir sind praktisch tot.«

»Na ja, das ist vielleicht ein wenig zu drastisch formuliert«, meinte Anna. »Wie wär's, wenn wir einfach einen Schritt nach dem anderen machen?«

»Und der nächste wäre?«

»Ben Hartman und Anna Navarro buchen einen Flug von Graz nach München.«

»Und was machen wir in München?«

»Wir fahren nicht nach München. Die Sache ist nämlich die: Ihre Kreditkarten sind registriert. Wenn Sie eine Ihrer Karten benutzen, blinken gleich in mehreren Büros in Washington die Lämpchen.«

»Scheiße.«

»Im Gegenteil. Das machen wir uns zunutze. Ihr Bruder hatte doch für sich und Liesl immer Pässe und Kreditkarten bereitliegen, falls sie mal Hals über Kopf hätten verschwinden müssen. Robert und Paula Simon werden also den nächsten Flug von Wien nach Paris nehmen. Ein typisches amerikanisches

Paar. Fällt keinem auf.«

»Richtig«, sagte Ben. »Tschuldigung, aber im Moment bin ich wohl etwas durcheinander. Trotzdem bleibt es gefährlich.«

»Sicher. Ungefährlich ist gar nichts. Aber wenn wir sofort verschwinden, stehen die Chancen gut, dass die Flughafenpolizei noch keine Fotos von uns hat. Außerdem suchen sie nicht nach Mr. und Mrs. Simon. Wir müssen Ruhe bewahren, die Augen offen halten und wenn nötig improvisieren. Okay?«

»Okay«, sagte Ben lahm.

Sie schaute ihn an. Er kam ihr jetzt jünger vor als gestern. Die Großspurigkeit war dahin. Er schien etwas Aufmunterung vertragen zu können. »Sie haben in letzter Zeit so viel durchgestanden, da werden Sie das auch noch locker schaffen. Sie müssen einfach weiter kühlen Kopf bewahren. Das ist das Wichtigste.«

»Das Wichtigste ist, dass wir an Chardin rankommen.«

»Das werden wir«, sagte Anna entschlossen. »Das werden wir.«

Zürich

Matthias Deschner presste die Hände vors Gesicht und hoffte auf einen Augenblick der Erleuchtung. Eine von Peters Kreditkarten, die alle über seine Kanzlei liefen, war benutzt worden. Es war ein Routineanruf gewesen: Weil das Konto schon lange nicht mehr in Anspruch genommen worden war, hatte sich ein Angestellter irgendeiner Kreditkartenabteilung vergewissert, dass die Karte nicht in falschen Händen gelandet war.

Peter hatte dafür gesorgt, dass die Jahresgebühr automatisch bezahlt wurde. Name, Telefonnummer und Postadresse lieferte eine Kapitalgesellschaft, die Deschner für Peter gegründet hatte.

Als Rechtsvertreter der Gesellschaft ging die Post an ihn. Deschner war alles andere als wohl gewesen bei der Sache, die um das Mindeste zu sagen - rechtlich etwas zweifelhaft war. Doch schließlich hatte er sich von Liesl breitschlagen lassen. Im Nachhinein wusste er natürlich, dass er von Anfang an die Finger von der Sache hätte lassen sollen. Deschner hielt sich zwar für einen ehrbaren Menschen, machte sich über seine Qualitäten als Heldendarsteller aber keine Illusionen.

Das war schon der zweite Schlamassel binnen weniger Tage, in den ihn dieser verfluchte Ben Hartman brachte. Oder besser, die beiden Hartmans.

Deschner hatte zwar ein ungutes Gefühl dabei, aber er brauchte sich jetzt nicht mehr an das Peter und Liesl gegebene Wort zu halten. Sie waren tot, und damit war auch das Versprechen hinfällig. Er hatte jetzt andere Sorgen.

Sein Leben war in Gefahr.

Bernard Suchet von der Handelsbank hatte er gesagt, er hätte keine Ahnung gehabt, in was für Dinge Peter verwickelt gewesen wäre. Doch der intelligente Suchet hatte ihm das ohnehin nicht abgenommen. Tatsächlich war es so gewesen, dass er gar nichts hatte wissen wollen, dass er geglaubt hatte, es werde schon alles glatt gehen.

Er hatte sich getäuscht.

Je mehr er darüber nachdachte, desto wütender wurde er.

Liesl war ein liebenswertes Mädchen gewesen - wenn er in der Vergangenheitsform an sie dachte, fühlte er immer noch einen Kloß im Hals. Aber es war nicht richtig von ihr gewesen, ihn in diese Geschichte hineinzuziehen. Hatte sie seine Loyalität zur Familie etwa nicht missbraucht? Er stellte sich vor, wie er sich mit seiner Kusine stritt. Es war einfach nicht richtig von ihr gewesen, dass sie ihn da reingezogen hatte. Er hatte nie Teil ihres Kreuzzugs sein wollen. War ihr überhaupt bewusst gewesen, in welche Lage sie ihn damit gebracht hatte?

Ihm fielen wieder ihre Worte ein: *Wir brauchen deine Hilfe. Du bist der einzige Mensch, der uns noch helfen kann.* Deschner erinnerte sich an ihre Augen. Das klare, leuchtende Blau hatte ihn immer an einen tiefen Bergsee erinnert. Es waren Augen, deren Rechtschaffenheit von jedem Menschen die gleiche Rechtschaffenheit erwartete.

Deschners Schläfen pochten. Die junge Frau hatte einfach zuviel verlangt. Wahrscheinlich von allen Menschen, ganz sicher von ihm.

Sie hatte sich eine Organisation zum Feind gemacht, die mit einer Gleichgültigkeit Menschen ermordete, wie Politessen Strafzettel verteilten. Liesl war tot, und es war durchaus möglich, dass sie ihn mit in den Abgrund riss.

Sie würden herausfinden, dass die Kreditkarte benutzt worden war. Und dann würden sie herausfinden, dass man ihn davon unterrichtet und er die Nachricht nicht weitergeleitet hatte. Einen Dr. Matthias Deschner würde es dann nicht mehr lange geben. Er dachte an seine Tochter Alma, die in zwei Monaten heiraten wollte. Alma hatte ihm erzählt, wie sehr sie sich darauf freue, von ihrem Vater zum Altar geführt zu werden. Er schluckte schwer und sah Alma, die allein den Gang hinunterschritt. Das würde er nicht zulassen. Das wäre nicht nur rücksichtslos, das wäre selbstsüchtig.

Das Pochen in seinem Kopf hielt unvermindert an. Er nahm ein Aspirin aus der Schreibtischschublade und schluckte es trocken hinunter.

Dann schaute er auf die Uhr.

Er würde den Anruf melden. Aber nicht sofort. Er würde ein paar Stunden verstreichen lassen und erst dann anrufen.

Die Verzögerung könnte er leicht erklären, und sie wären sicher dankbar für seine Kooperationsbereitschaft. Ganz sicher.

Vielleicht konnte dieser Hartman mit dem kleinen Vorsprung etwas anfangen. Zumindest hatte er ein paar Stunden länger zu

leben. Das bin ich ihm schuldig, dachte Deschner, aber nicht mehr.

32. KAPITEL

Paris

Das zwanzigste Arrondissement war der östlichste und heruntergekommenste Stadtteil von Paris. Er erstreckte sich über die Hänge eines Hügels an der *Périphérique* genannten Ringautobahn, die gleichzeitig die Stadtgrenze markierte. Im 18. Jahrhundert befand sich hier die Winzergemeinde Charonne. Im Laufe der Jahre waren die Weinhänge kleinen Häusern gewichen, die ihrerseits hässlichen Betonbauten Platz machen mussten. Ein Straßenname wie Rue des Vignoles wirkte in diesem verrotteten Stadtviertel auf lächerliche Weise deplatziert.

Die Reise nach Paris hatte Ben einige Nerven gekostet. In jeden zufälligen Blick fantasierte er eine Bedeutung hinein, und hinter der Langsamkeit der Zöllner vermutete er einen Trick, der unweigerlich mit ihrer Verhaftung enden musste. Anna hatte mehr Erfahrung mit der Sturheit von Bürokratenschädeln, die eine effiziente Umsetzung von Sicherheitsrichtlinien eher behinderten denn beförderten. Sie war nicht im Mindesten überrascht, als sie die Kontrollen problemlos hinter sich brachten. Dass die Lage sich in ein paar Tagen völlig anders darstellen würde, war ihr allerdings genauso klar.

Erst in dem überfüllten Shuttle-Zug vom Flughafen de Gaulle in die Innenstadt löste sich die Spannung allmählich. Jetzt verließen sie gerade die Metrostation Gambetta und gingen an dem großen Gerichtsgebäude vorbei durch die Rue Vitruve in Richtung Rue des Orteaux. Dort bogen sie links ab. Links und rechts von der Rue des Vignoles zweigten schmale Straßen ab, die den Wegen folgten, die früher zwischen den Weingärten verlaufen waren.

Das südlich von Belleville gelegene Charonne war eines der

unpariserischsten Stadtviertel von ganz Paris. Man traf hier mehr Afrikaner, Spanier und Menschen aus der Karibik als Franzosen Doch schon lange bevor die Einwandererwellen in diesen Teil der Stadt geschwappt waren, hatte das Pariser Bürgertum geringschätzig auf das Viertel herabgeblickt. Es war ein Sammelbecken für Arme und Kriminelle gewesen; ein Ort, wo die durch die Unordnung im Zweiten Empire befeuerten Aufständischen der Pariser Kommune große Unterstützung gefunden hatten; ein Ort der Unzufriedenen und Vernachlässigten. Berühmt war das 20. Arrondissement allerdings für seinen Friedhof Père Lachaise, einen vierundvierzig Hektar großen Garten voller Grabsteine. Seit dem 19. Jahrhundert ließen sich Pariser Bürger, die zeitlebens nie einen Fuß in dieses Arrondissement gesetzt, geschweige denn dort gelebt hatten, auf dem Père Lachaise zur letzten Ruhe betten.

Während Ben und Anna wie Touristen durch die Straßen spazierten, nahmen sie die Atmosphäre des Viertels in sich auf. Die duftenden Falafelstände; den stampfenden Rhythmus nordafrikanischer Popmusik, der aus offenen Fenstern dröhnte; die Straßenhändler, die billige Strümpfe und alte, abgegriffene Ausgaben von *Paris-Match* verhökerten. So bunt die Kleidung der Menschen, so vielfältig war auch das Sprachengewirr. Man sah junge Künstler mit verschlungenen Bodypiercings, die sich ohne Frage für legitime Nachfolger Marcel Duchamps hielten, und Einwanderer aus dem Maghreb, die auf Arbeit hofften, um ihren Familien in Tunesien und Algerien Geld schicken zu können. Hin und wieder roch man den kräftigen, harzigen Duft von Marihuana und Haschisch, der aus einer schmalen Gasse auf die Straße wehte.

»Kaum zu glauben, dass sich ein ehemaliger Industrieboss in so ein Viertel zurückzieht«, sagte Anna. »Gibt's keine schnuckeligen Strandhäuser an der Côte d'Azur mehr?«

»Ist doch perfekt«, sagte Ben nachdenklich. »Gibt nichts

Besseres, wenn man untertauchen will. Niemand kennt dich, niemand achtet auf dich. Wenn er aus irgendeinem Grund in der Stadt bleiben wollte oder musste, gibt's wahrscheinlich keinen Ort, der vielfältiger ist: alte und neue Einwanderer, Künstler und exzentrische Figuren jeder Spielart.« Im Gegensatz zu Anna kannte Ben Paris. Die Vertrautheit mit der Stadt gab ihm die Selbstsicherheit, die er jetzt gut gebrauchen konnte.

Anna nickte. »Die Sicherheit der Menge.«

»Es ist optimal: ein Labyrinth kleiner Straßen, die öffentlichen Verkehrsmittel vor der Tür, ein Bahnhof und die *Périphérique.* Jede Menge Fluchtwege.«

Anna lächelte. »Sie lernen schnell. Wollen Sie einen Job bei der Regierung? Fünfundfünzigtausend plus reservierter Parkplatz.«

»Klingt verlockend«, sagte Ben.

Sie gingen am *La Flèche d'Or* vorbei, einem Restaurant mit roten Dachziegeln, das wie eine Brücke über die verrosteten Gleise einer verlassenen Bahnstrecke gebaut war. Dann ließ sich Anna von Ben in ein kleines marokkanisches Café führen. In der schwülen Luft hing der Duft von Couscousgerichten.

»Keine Ahnung, wie das Essen ist«, sagte er. »Aber die Aussicht hat was für sich.«

Durch das Spiegelglas sahen sie direkt auf das dreieckige Gebäude Rue des Vignoles Nr. 1554. Der siebenstöckige Bau füllte eine dreieckige Insel aus, an deren Seiten drei schmale Straßen entlangführten. Die von den Autoabgasen geschwärzte Fassade war besprenkelt mit weißlichem Vogelkot. Das in jeder Hinsicht unauffällige Gebäude dämmerte altersschwach vor sich hin. Auf dem Platz davor befanden sich die Überreste eines von Erosion zerfressenen Springbrunnens, der aussah, als sei er in der Sonne geschmolzen. Die Marmorplatten, die reich verzierte Umrandung und das Geländer schienen einer verrückten, längst vergangenen Zeit anzugehören. Einer Zeit, als man noch

hochfliegende Pläne für das Arrondissement entwickelt hatte.

»Laut Peyaud ist er unter dem Spitznamen ›L'Ermite‹ bekannt. Der Eremit. Er bewohnt das gesamte obere Stockwerk. Dass er überhaupt da ist, weiß man nur, wenn man aus der Wohnung Geräusche hört. Oder wenn er sich Lebensmittel bringen lässt. Aber auch die Lieferanten haben ihn noch nie zu Gesicht bekommen. Sie laden das Zeug in den Speisenaufzug, und wenn der wieder runterkommt, liegt das Geld drin. Die paar Leute, die zumindest schon mal von ihm gehört haben, tun ihn als schrulligen Exzentriker ab. Und von denen gibt's ja hier sowieso jede Menge.« Er biss hungrig in seine Lammtagine.

»Dann lebt er also völlig zurückgezogen?«

»Das ist noch untertrieben. Niemand kann sich daran erinnern ihn je gesehen zu haben. Peyaud hat mit einer Frau gesprochen, die im Erdgeschoss wohnt. Sie und alle anderen Hausbewohner stellen sich ihn als einen ältlichen, paranoiden und krankhaft scheuen Rentner vor. Und keiner weiß, dass er der Besitzer des Hauses ist.«

»Und was stellen Sie sich jetzt vor? Dass wir bei diesem möglicherweise verrückten und gefährlichen Alten mal eben so anklingeln und höflich um ein Tässchen Koffeinfreien und die Beantwortung unserer Fragen bitten?«

»Darauf bin ich nun wirklich nicht scharf«, sagte Ben grinsend. »Ich meine auf Koffeinfreien.«

»Das Vertrauen in Ihren Charme scheint ja keine Grenzen zu kennen«, sagte Anna und beäugte misstrauisch ihr vegetarisches Couscous. »Spricht er eigentlich Englisch?«

»Fließend. Wie fast alle französischen Geschäftsleute. Deshalb kann man sie auch so gut von französischen Intellektuellen unterscheiden.« Er wischte sich mit einer dünnen Papierserviette den Mund ab. »Ich hab uns hierher gebracht, meine Arbeit ist erledigt. Jetzt sind Sie dran. Sie sind der Profi. Was empfehlen denn Ihre schlauen Lehrbücher für solche Fälle?

Gibt's da einen speziellen Modus operandi?«

»Lassen Sie mich kurz nachdenken. Sie meinen den MO für einen Höflichkeitsbesuch bei einem Paranoiden, den die Welt fälschlicherweise für tot hält und der das Geheimnis einer weltumspannenden Böse-Buben-Bande hütet? Tja, bedaure, damit kann ich nicht dienen.«

Die Lammtagine lag Ben im Magen wie ein Backstein.

Anna stand auf und nahm ihn bei der Hand. »Immer dicht bei mir bleiben.«

*

Therese Broussard stand am Fenster und schaute trübsinnig auf die Fußgänger, die sieben Stockwerke unter ihr die Rue de Vignoles entlanggingen. Wenn ihr Kamin nicht schon seit Jahren zugemauert wäre und ihr kleiner Fernseher nicht schon vor vier Wochen den Geist aufgegeben hätte, dann hätte sie mit dem gleichen Blick ins Feuer oder auf den Bildschirm geschaut. Sie schaute, um die Nerven zu beruhigen und die Langeweile zu vertreiben; sie schaute, weil sie nichts Besseres zu tun hatte. Außerdem hatte sie gerade zehn Minuten lang ihren großen sackartigen Unterrock gebügelt und brauchte eine Pause.

Therese war eine kräftig gebaute vierundsiebzigjährige Frau mit glattem schwarz gefärbtem Haar und einem schwabbeligen Schweinsgesicht. Obwohl sie schon seit zehn Jahren kein Stück Stoff mehr zugeschnitten hatte und in ihrem Fach ohnehin keine Koryphäe gewesen war, erzählte sie den Leuten immer noch, dass sie Damenschneiderin sei. Sie war in Belleville aufgewachsen, hatte mit vierzehn die Schule verlassen und war nie so attraktiv gewesen, dass sie auf einen Mann hätte hoffen dürfen, der ihr finanzielle Sicherheit geboten hätte. Sie war gezwungen gewesen, einen Beruf zu erlernen. Da eine Freundin ihrer Großmutter Schneiderin war, wurde sie deren Gehilfin. Die Augen der alten Frau waren nicht mehr die besten, und wegen

ihrer Arthritis waren auch die Hände nicht mehr die geschicktesten. Obwohl Therese ihr eine Hilfe war, trennte sich die alte Frau, die von dem Mädchen Tati Jeanne genannt wurde, nur widerwillig von den wenigen Francs, die sie ihr jede Woche zahlte. Tati Jeannes ohnehin spärliche Kundschaft und Einkünfte wurden immer spärlicher, sodass es eine große Belastung für sie war, das Wenige auch noch teilen zu müssen.

Eines Tages im Jahre 1945 schlug in der Porte de la Chapelle nur wenige Meter neben Therese eine Bombe ein. Sie blieb zwar unverletzt, doch die Explosion verfolgte sie fortan in ihren Träumen und riss sie immer wieder aus dem Schlaf. Mit den Jahren wurde ihr Nervenkostüm immer dünner. Beim kleinsten Geräusch fuhr sie zusammen. Außerdem entwickelte sie eine unstillbare Fresssucht. Als Tati Jeanne starb, übernahm Therese deren schwindende Kundschaft, doch es reichte kaum mehr zum Leben.

Wie sie befürchtet hatte, war sie allein geblieben, hatte allerdings auch gelernt, dass es Schlimmeres gab. Zumindest für diese eine Erkenntnis schuldete sie Laurent Dank. Sie lernte Laurent kurz nach ihrem fünfundsechzigsten Geburtstag in der Rue Ramponau kennen, als sie vor dem Haus der *Schwestern von Nazareth* für ihr wöchentliches Lebensmittelpaket anstand. Auch Laurent stammte aus der Gegend um Ménilmontant. Er war zehn Jahre älter als sie und sah noch älter aus. Sein Gang war gebückt er hatte eine Glatze und trug eine Lederjacke mit zu langen Ärmeln. Sie waren ins Gespräch gekommen, weil sie ihn nach dem Namen des kleinen Hundes gefragt hatte, den er gerade Gassi führte. Der Terrier hieß Poupée, und Laurent erzählte ihr, dass erst der Hund sein Fressen bekäme, und zwar nur das Allerbeste, bevor er sich zum Essen an den Tisch setzte. Sie berichtete ihm von ihren Angstzuständen, dass sie regelmäßig untersucht werde und vom Sozialamt fünfhundert Francs pro Woche bekäme. Die Nachricht von der Unterstützung steigerte Laurents Interesse ungemein. Einen

Monat später heiratete er sie und zog bei ihr ein. Einem unbeteiligten Betrachter wäre die Wohnung bei Charonne vielleicht klein und schäbig erschienen, im Vergleich zu Laurents Loch, aus dem man ihn wenig später ohnehin rausgeworfen hätte, war sie attraktiv. Kurz nach der Hochzeit nötigte er sie, wieder mehr zu arbeiten, da das Lebensmittelpaket und der Scheck vom Sozialamt für zwei nicht reichten. Wenn sie schon jedem erzählte, dass sie Damenschneiderin sei, dann wäre das ja wohl nicht zu viel verlangt. Sie widersprach zunächst leise und verwies auf ihre dicken, groben Finger, die für derart feine Arbeit nicht mehr zu gebrauchen seien. Er reagierte mit lautstarken Vorhaltungen, worauf sie ihm nicht minder deutlich klar machte, dass sie ihn nie geheiratet hätte, wenn ihr bewusst gewesen wäre, dass er ein Säufer ist. Sieben Monate später kippte Laurent während einer ihrer inzwischen regelmäßigen Auseinandersetzungen um. Seine letzten Worte waren: »Du fette Sau.« Therese wartete ein paar Minuten, bis sie sich wieder beruhigt hatte, und rief dann einen Krankenwagen. Hinterher erfuhr sie, dass er infolge von Durchblutungsstörungen des Gehirns einen Schlaganfall erlitten hatte. Ein genervter Arzt erzählte ihr, dass Blutgefäße wie Schläuche seien und dass eine dünne Gefäßwand schon mal platzen könne. Sie wünschte sich, dass Laurents letzte Worte etwas freundlicher gewesen wären.

Obwohl Therese nie schlecht über ihren verstorbenen Mann sprach, ließen ihre wenigen Freunde sich davon nicht täuschen.

Aber die kurze Ehe hatte ihr eine nützliche Erfahrung beschert. Ihr ganzes Leben lang hatte sie geglaubt, dass sie nur einen Ehemann für ein perfektes Leben brauche. Laurent hatte sie gelehrt, dass man keinem Mann vertrauen konnte.

Während sie die verschiedenen Gestalten unten auf der Straße vor dem klotzigen Wohnhaus beobachtete, stellte sie sich vor, as diese Leute so trieben. War der da ein Junkie? Oder der ein Dieb? Verprügelte der seine Freundin?

Ein lautes, energisches Klopfen riss sie aus ihren Tagträumereien. *»Ich komme vom Sozialamt, Madame. Kann ich Sie einen Moment sprechen?«*

»Warum haben Sie nicht geklingelt?«, rief Madame Broussard.

»Ich hab's probiert. Die Klingel unten an der Haustür ist kaputt. Das Türschloss auch. Haben Sie das etwa nicht gewusst?«

»Was wollen Sie?«, rief sie. »Meine Unterstützung...«

»Ihre Unterstützung wird gerade überprüft, Madame«, sagte der Mann mit strenger Stimme. »Wenn wir kurz über die Sache sprechen könnten, dann wäre das gleich erledigt. Ansonsten könnte es sein, dass die Zahlungen eingestellt werden.«

Therese ging schwerfällig zur Wohnungstür und schaute durch den Spion. Der Mann hatte den arroganten Gesichtsausdruck, den Therese von französischen Staatsbediensteten kannte - kleine Angestellte, die sich für wichtige Beamten hielten; Männer, die ihr bisschen Macht genüsslich ausnutzten. Allerdings klang seine Sprache irgendwie fremd. Vielleicht stammte er von Belgiern ab. Therese mochte keine Belgier.

Sie kniff das rechte Auge zusammen und besah sich den Mann genauer. Er trug ein Jackett aus Kammgarnwolle und eine billige Krawatte; grau meliertes Haar, insgesamt unauffällig bis auf das glatte, faltenlose Gesicht. Wenn die Haut nicht so straff gewesen wäre, hätte man sie für die eines Babys halten können.

Therese schloss die beiden Sicherheitsschlösser auf, nahm die Kette herunter, drehte den Schnappriegel und öffnete die Tür.

Als Ben hinter Anna aus dem Café auf die Straße trat, betrachtete er das Haus Nummer 1554 Rue des Vignoles. Welche Geheimnisse warteten dort auf sie? Das Gebäude war das Abbild ganz gewöhnlichen Verfalls - zu vergammelt, um noch als ansehnlich durchzugehen, aber noch nicht so

vergammelt, dass es unangenehm aufgefallen wäre. Wenn man jedoch genauer hinschaute dann erkannte man das Skelett eines einst eleganten Wohngebäudes. Allerdings bezweifelte er, dass sich in den letzten Jahren irgendjemand diese Mühe gemacht hatte. Die Erkerfenster wurden von Kalksteinverzierungen gekrönt, die inzwischen von Rissen durchzogen waren; die Stehe an den Ecken des Hauses waren abwechselnd groß und klein; das Mansardendach war mit einer niedrigen, jetzt abbröckelnden Brüstung versehen; die schmalen, vorstehenden Simse waren früher mal Balkone gewesen, bevor man aus Gründen der öffentlichen Sicherheit die verrosteten Geländer hatte abmontieren missen. Trotzdem war die vor einem Jahrhundert auf die Konstruktion des Gebäudes verwandte Sorgfalt auch nach Jahrzehnten der Vernachlässigung noch erkennbar.

Annas Anweisungen waren eindeutig. Sie würden im Schutz einer Menschentraube die Straße überqueren. Die Leute strebten dem Nachbarhaus mit dem schäbigen Schnaps- und Zigarettenladen und dem offenen Shawarma-Lokal mit dem rotierenden, von Fliegen belagerten Fleischspieß zu. Niemand, der aus einem Fenster des Wohnhauses Nummer 1554 nach unten schaute, würde bemerken, wie sie in das Gebäude schlüpften.

»Klingeln wir?«, fragte Ben, als sie vor dem Eingang standen.

»Wir wollen ihn doch überraschen, oder?« Anna schaute kurz nach allen Seiten und fummelte dann mit einem schmalen Metallstreifen an dem Schloss herum.

Nichts passierte.

Ben wurde langsam nervös Als sie sich noch im Strom der Fußgänger bewegt hatten, war alles in Ordnung gewesen, aber jetzt fielen sie auf. Als Einzige standen sie bewegungslos da.

»Verdammt, Anna«, flüsterte er nervös.

Sie stand leicht vorgebeugt vor der Tür. Er sah den Schweiß

auf ihrer Stirn. »Holen Sie Ihren Geldbeutel raus und zählen Sie Ihr Geld«, sagte Anna. »Oder checken Sie Ihr Handy auf Nachrichten. Tun Sie irgendwas. Aber langsam, ganz langsam.«

Während sie sprach, hörte Ben das kratzende Geräusch von Metall auf Metall.

Dann ein Klicken... ein Metallbolzen schnellte zurück. Anna drückte die schwere Klinke herunter und öffnete die Tür. »Diese Art Schlösser brauchen ein feines Händchen. Besonders sicher sind sie allerdings nicht.«

»Ist ja auch nicht wichtig. Die Idee lautet doch: unsichtbar in der Masse.«

»Und noch nie hat ihn jemand zu Gesicht bekommen?«

»Richtig.«

»Haben Sie eigentlich mal dran gedacht, dass der Kerl möglicherweise ganz schön durchgeknallt ist? Wenn der hier seit Jahren total isoliert lebt, ist das durchaus drin.«

Sie gingen zum Fahrstuhl, wo Anna neben der beschmierten Fahrstuhltür auf einen Knopf drückte. Als sie die altersschwach krächzende Kette hörten, entschieden sie sich für die Treppe und stiegen leise bis in den sechsten und obersten Stock.

Vor ihnen lag ein Flur, der mit schmutzigen weißen Fliesen ausgelegt war.

Als sie sahen, dass die Tür zur einzigen Wohnung auf dem Stockwerk offen stand, begann ihr Puls zu rasen.

»Monsieur Chabot!«, rief Anna.

Keine Antwort.

»Monsieur Chardin!«, rief sie dann und warf Ben einen kurzen Blick zu.

Sie standen jetzt vor der offenen Tür.

Im Flur der Wohnung war schemenhaft eine Bewegung zu sehen. »Georges Chardin!«, rief Anna noch einmal. »Wir hätten

Ihnen etwas mitzuteilen, das für Sie von großem Interesse sein dürfte.«

Ein paar Sekunden Stille, dann ein ohrenbetäubender Knall.

Was zum Teufel war das gewesen?

Ein Blick auf die Treppenhauswand gegenüber der Wohnungstür genügte: Die Wand sah aus wie eine Kraterlandschaft.

Jemand feuerte mit einer Schrotflinte auf sie.

*

»Könnt ihr mich nicht in Ruhe lassen?«, sagte Therese Broussard, deren Gesicht vor Empörung rot angelaufen war. »Seit dem Tod meines Mannes hat sich nichts an meiner Lage geändert Haben Sie mich verstanden? Absolut nichts!«

Der Mann, der einen großen schwarzen Koffer trug, betrat die Wohnung und marschierte an Therese Broussard vorbei schnurstracks zum Fenster. Ein merkwürdiger Mensch.

»Nette Aussicht«, sagte der Mann.

»Ach was, da scheint die Sonne den ganzen Tag nicht rein« erwiderte sie ärgerlich. »Die Wohnung könnte man als Dunkelkammer benutzen.«

»Alles hat seine Vorteile. Kommt drauf an, was man vorhat.«

Irgendwas stimmte nicht mit dem Kerl. Er hörte sich jetzt anders an. Die steife Bürokratensprache war verschwunden. Die Stimme klang jetzt weicher, salopper.

Therese trat ein paar Schritte zurück. Ihr Puls ging plötzlich schneller. Ihr fielen die Zeitungsberichte über den Vergewaltiger ein, der in der Gegend um die Place de la Réunion sein Unwesen trieb. Manche der Frauen waren noch älter als sie gewesen. Auf jeden Fall war dieser Mann ein Hochstapler. Da war sie ganz sicher: Ihr Instinkt sagte ihr das. Wie der Mann sich bewegte,

mit der Behändigkeit und Kraft eines Reptils. O *Gott!* Sie war jetzt fast überzeugt, dass der Vergewaltiger vor ihr stand. Sie hatte gelesen, dass sein Auftreten so Vertrauen erweckend sei, dass ihn die Opfer sogar selbst in ihre Wohnungen gebeten hätten.

Ihr ganzes Leben hatte sie sich anhören müssen, dass ihre Nerven sehr schwach wären. Aber sie wusste es besser: Sie sah und fühlte Dinge, die andere Menschen nicht sahen, nicht fühlten. Und gerade jetzt, in einem derart entscheidenden Augenblick, hatte ihre Antenne sie im Stich gelassen. Wie hatte sie bloß so dumm sein können! Sie schaute sich hektisch nach etwas um, mit dem sie zuschlagen könnte, und packte einen schweren Tontopf, in dem ein kümmerlicher Gummibaum wuchs.

»Verschwinden Sie sofort aus meiner Wohnung!«, rief sie mit zitternder Stimme.

»Madame, bitte, reißen Sie sich doch zusammen«, sagte der Mann gelassen. Sein ruhiger, bedrohlicher Blick war der eines Räubers, der genau wusste, dass seine Beute ihm hoffnungslos unterlegen war.

Als sie das lange, gebogene Messer sah, das er aus der Innentasche seiner Jacke zog, warf sie den Topf nach ihm. Der Topf war jedoch so schwer, dass er gerade mal bis zu den Füßen des Mannes flog. Ein Schritt nach hinten brachte ihn in Sicherheit. Panisch schaute sie sich um, packte den kleinen kaputten Fernseher, hob ihn hoch über den Kopf und schleuderte ihn in Richtung des Mannes. Lächelnd, mit einem kleinen Ausfallschritt, wich er dem Geschoss aus. Der Fernseher krachte gegen die Wand und fiel zu Boden, wobei das Plastikgehäuse und die Bildröhre zerbarsten.

O Gott! Ihr Blick fiel auf das Bügeleisen, das auf dem Bügelbrett stand. Sie stürzte darauf zu und packte es am Griff.

Der Mann erkannte die Gefahr und sagte laut und sichtlich

verärgert: »Rühr dich nicht vom Fleck, du dumme Kuh!« Dann riss er mit einer blitzschnellen Bewegung ein zweites, kleineres Messer aus der Jacke und schleuderte es quer durchs Zimmer. Die messerscharfe Klinge sah aus wie eine Pfeilspitze, der stromlinienförmige Stahlgriff bildete das Gegengewicht.

Therese sah nichts. Sie spürte nur, wie sich die Klinge tief in ihre rechte Brust bohrte. Erst dachte sie, dass das, was sie getroffen hatte, von ihr abgefallen war. Doch dann schaute sie nach unten und sah den metallenen Griff, der aus ihrer Brust ragte. Im ersten Augenblick fühlte sie nichts. Doch dann spürte sie einen eiskalten, stärker werdenden Schmerz und sah, dass sich rund um den Stahl ein roter Fleck ausbreitete. Die Angst fiel von ihr ab und machte namenloser Wut Platz. Der Mann, der sie nur für ein weiteres dummes Opfer hielt, sollte sich bitter täuschen. Die nächtlichen Besuche ihres Vaters, die mit vierzehn angefangen hatten, fielen ihr ein. Der faulige Atem, der wie saure Milch roch, stieg ihr wieder in die Nase. Sie sah seine kurzen, groben Finger wieder, spürte die abgekauten Fingernägel, die ihren Körper blutig kratzten. Und sie erinnerte sich an Laurent, an seine letzten Worte. Wie Wasser aus einer unterirdischen Quelle schossen Wut und Empörung durch ihren Körper. Jede einzelne Demütigung, jeder Betrug, jede Misshandlung brach aus ihr heraus.

Heulend wie ein Tier walzte sie auf den Mann zu und rammte ihn mit der schieren Kraft ihrer zweihundertfünfzig Pfund zu Boden.

Sie wäre stolz auf ihre Leistung gewesen - wenn der Mann ihr nicht im letzten Moment vor dem Aufprall zwei Kugeln in den Kopf gejagt hätte.

Trevor erschauerte vor Ekel, als er sich die fette, leblose Leiche vom Körper schob. Die Frau war tot nur wenig abstoßender als lebend. Als er die Pistole mit Schalldämpfer zurück in das Schulterhalfter schob, spürte er die Hitze des Stahls. Die beiden Löcher in der Stirn sahen aus wie ein zweites

Augenpaar. Er zog sie vom Fenster weg. Wenn er gewusst hätte, dass sie so ausrasten würde, hätte er sie sofort erschossen. Egal, irgendetwas Unerwartetes passierte immer. Deshalb mochte er seinen Beruf. Er bestand nie ausschließlich aus Routine; immer gab es die Möglichkeit, dass etwas Überraschendes geschah, dass er sich einer neuen Herausforderung stellen musste. Nichts, womit er nicht fertig würde. Selbstverständlich. Nichts war je passiert, mit dem der Architekt nicht fertig geworden wäre.

*

Der Schrothagel aus der Flinte hatte Anna nur um einen Meter verfehlt. »Freundlicher Empfang, alle Achtung«, murmelte sie vor sich hin.

Aber woher war der Gruß gekommen?

In regelmäßiger Folge wurde ins Treppenhaus geschossen. Anscheinend saß der Mann weit hinten in der dunklen Wohnung und feuerte nach draußen. Anna und Ben kauerten links und rechts der Tür.

Das Herz schlug Ben bis zum Hals. »Georges Chardin!«, rief er. »Wir wollen Ihnen nichts tun. Wir wollen Ihnen helfen. Und wir brauchen auch Ihre Hilfe. Hören Sie uns bitte an.«

Aus dem Dunkel der Wohnung hörten sie ein merkwürdiges Keuchen. Ein unabsichtlich ausgestoßenes Geräusch. Wie das Wimmern eines verwundeten Tieres. Dann wieder ein paar Sekunden Stille. Als Nächstes hörten sie ein metallisches Klicken: das Geräusch einer Patrone, die ins Magazin einer Pumpgun geschoben wurde. Anna und Ben warfen sich links und rechts in gebückter Haltung zur Seite.

Ein ohrenbetäubender Knall. Eine Ladung Schrotkugeln zerfetzte das Holzgeländer im Treppenhaus und riss gezackte Löcher in den Putz der Wand. Beißender Korditgestank hing in der Luft. Das Treppenhaus sah aus wie ein Kriegsschauplatz.

»Hören Sie zu!«, brüllte Ben in Richtung seines unsichtbaren Gegners. »Merken Sie nicht, dass wir gar nicht schießen? Wir wollen Ihnen nicht schaden.« Stille. Hörte er etwa zu? »Wir sind hier, weil wir Sie vor Sigma schützen wollen.«

Stille.

Jetzt hörte der Mann bestimmt zu. Das Wort Sigma verfehlte seine Wirkung nicht. Die für lange Zeit begrabene Vergangenheit kehrte in die Gegenwart zurück.

Anna machte Ben mit der Hand Zeichen. Er solle bleiben, wo er war, während sie versuchte, in die Wohnung zu gelangen. Aber wie? Ein paar Sekunden später wusste er es. Anna öffnete das hohe Fenster an einem Ende des Treppenhauses. Eine kalte Bö wehte Ben ins Gesicht. Sie wollte aus dem Fenster steigen, den schmalen Sims entlangtappen und in die Wohnung des Franzosen einsteigen. Das ist heller Wahnsinn, dachte Ben. Ein Windstoß, und sie würde aus dem sechsten Stock in die Tiefe stürzen. Aber es war schon zu spät. Sie war bereits hinausgeklettert und stand auf dem Sims.

Plötzlich hörte er eine fremdartige tiefe Baritonstimme. Sie kam aus der Wohnung. »Diesmal haben sie also einen Ami geschickt?«

»Es gibt keine ›sie‹, Chardin«, sagte Ben. »Wir sind nur zu zweit.«

»Und wer sind diese zwei?«, fragte die Stimme misstrauisch.

»Wir sind Amerikaner, das stimmt. Aber es sind persönliche Gründe, weshalb wir Ihre Hilfe brauchen. Sigma hat meinen Bruder ermorden lassen.«

Wieder herrschte eine Zeit lang Stille. »Halten Sie mich für einen Idioten? Lebend bekommen Sie mich nicht.«

»Wenn wir Sie umbringen wollten, gab's leichtere Methoden. Wir wollen mit Ihnen sprechen. Geben Sie uns eine Minute. Sie können uns ja mit der Waffe in Schach halten.«

»Worüber wollen Sie mit mir sprechen?«

»Ohne Ihre Hilfe können wir Sigma nicht in die Knie zwingen.«

Eine Pause. Dann kurzes, höhnisches Lachen. »Sigma in die Knie zwingen? Sie sind wahnsinnig. Bis jetzt habe ich wenigstens geglaubt, dass ich mich verstecken könnte. Wie haben Sie mich gefunden?«

»Erstklassige Detektivarbeit, was sonst? Trotzdem: Respekt. Sie haben Ihre Spuren wirklich meisterhaft verwischt. Verständlich, dass man die Kontrolle über das Familienvermögen behalten will. Sie haben es über eine fictio juris gemacht. Schlau ausgedacht. Aber ein brillanter Kopf sind Sie ja schon immer gewesen. Sonst wären Sie nicht Finanzchef eines Konzerns wie Trianon geworden.«

Wieder folgte eine Denkpause. Dann hörte Ben, wie in der Wohnung ein Stuhl knarzte. Wollte Chardin herauskommen? Ben schaute zum Fenster, wo Anna sich langsam auf dem Sims entlangbewegte. Mit beiden Händen hielt sie sich an dem Mauervorsprung über ihrem Kopf fest. Ihr Haar wehte im Wind. Dann verschwand sie aus Bens Blickfeld.

Anna würde gleich vor dem ersten Fenster von Chardins Wohnung auftauchen. Ben musste Chardin unbedingt ablenken.

»Was genau wollen Sie von mir?«, fragte Chardin. Seine Stimme klang jetzt ruhiger. Wenigstens hört er jetzt zu, dachte Ben. Der erste Schritt war getan.

»Wir haben Informationen, Monsieur Chardin, die für Sie von unschätzbarem Wert sein könnten. Über Sigma, über die Nachfolger, über die neue Generation, die jetzt am Ruder ist. Der einzige Schutz für Sie und für uns sind Informationen.«

»Sie Narr! Gegen die kann man sich nicht schützen.«

Ben sprach jetzt lauter. »Verdammt! Ihr Hirn war mal legendär, Chardin. Wenn Sie's nicht mehr benutzen wollen,

können wir uns gleich verabschieden. Kapieren Sie nicht, wie widersinnig Ihr Verhalten ist?« In versöhnlicherem Ton fügte er hinzu: »Wenn Sie nicht mit uns sprechen, werden Sie sich immer fragen, was wir Ihnen erzählen wollten. Vielleicht werden Sie nie Gelegenheit erhalten...«

Das Geräusch von splitterndem Glas, gefolgt von lautem Krachen und Scheppern schnitten Ben das Wort ab.

Offenbar hatte sie die Aktion unbeschadet überstanden, denn nur ein paar Sekunden später hörte Ben laut und deutlich Annas Stimme. »Ich hab die Flinte und ziele genau auf seine Brust.« Offensichtlich waren ihre Worte sowohl an Ben wie an Chardin gerichtet.

Ben betrat die Wohnung. Er benötigte ein paar Sekunden, bis sich seine Augen an die Halbdunkel gewöhnt hatten. Dann sah er Annas Schatten vor dem schweren Vorhang und die Umrisse der Pumpgun, die sie in der Hand hielt.

Und er sah einen Mann, der sich mit unsicheren Bewegungen langsam erhob. Er war in eine sonderbare, schwere Kutte gehüllt. Sein Kopf war von einer Kapuze verdeckt. Chardin war alles andere als ein kraftstrotzender Mann. Er war ein Gefangener.

Was passiert war, lag auf der Hand. Anna war durchs Fenster gesprungen und hatte Chardin umgerissen, wobei ihm die Waffe aus der Hand gefallen war.

Ein Zeit lang standen die drei einfach nur da und schwiegen. Chardin atmete schwer. Als hätte er Schmerzen.

Ben tastete an der Wand nach einem Lichtschalter. Währenddessen behielt er Chardin im Auge. Unter dem mönchsartigen Gewand konnte sich durchaus eine weitere Waffe verstecken. Als die Deckenlampe aufleuchtete, wandte Chardin ruckartig das Gesicht ab.

»Keine Bewegung«, sagte Anna laut.

»Herrgott, Chardin, jetzt benutzen Sie mal Ihren berühmten Verstand«, sagte Ben. »Wenn wir Sie hätten umbringen wollen, dann wären Sie schon tot. Es ist ja wohl offensichtlich, dass das nicht unsere Absicht ist.«

»Drehen Sie sich um. Schauen Sie uns an«, sagte Anna.

Chardin rührte sich nicht. »Sie sollten das nicht von mir verlangen.« Seine Stimme klang wie ein Röcheln.

»Drehen Sie sich um, verdammt.«

Langsam drehte Chardin sich um. Und Ben stockte der Atem. Er konnte sich ein paar Sekunden nicht bewegen. Dann würgte es ihn. Fast hätte er sich übergeben. Unwillkürlich stöhnte auch Anna auf. Der Anblick war Furcht erregend.

Sie schauten in eine fast konturlose Masse aus Narbengewebe, das alle paar Zentimeter in eine andere Form oder Farbe überging. Manche Stellen waren zerfurcht, fast zerklüftet, an anderen Stellen war das wilde Fleisch glatt und fast glänzend, als ob es lackiert oder mit einer Plastikschicht versiegelt wäre. Bis auf die Stellen, wo sich dunkle, purpurrote, spiralenförmige Krampfadern befanden, war das ganze Gesicht mit haarfeinen Blutgefäßen überzogen, die entzündet und speckig rot leuchteten. Die starren, wässrig grauen Augen wirkten verwirrend deplatziert wie zwei einsame große Murmeln, die ein Kind nach dem Spielen auf dem Asphalt hatte liegen lassen.

Ben wandte den Blick ab, zwang sich aber dazu, wieder hinzuschauen. Eingebettet in eine Vertiefung in der Mitte des Gesichts sah man zwei Öffnungen, etwas oberhalb der Stelle, wo die Nase sich normalerweise befand. Darunter war der Mund, ein klaffender Spalt, eine Wunde inmitten einer Wunde.

»Großer Gott«, flüsterte Ben.

»Gelungene Überraschung, was?«, sagte Chardin. Der Mundschlitz bewegte sich kaum, während er sprach. Als ob er die von einem kranken Sadisten entworfene Puppe eines Bauchredners wäre. Er lachte kehlig. »Die Berichte über meinen

Unfall waren eigentlich alle korrekt. Bis auf den Punkt, dass ich dabei umgekommen wäre. ›Bis zur Unkenntlichkeit verbrannt‹ - stimmt genau. Ein Wunder, dass ich das Feuer überlebt habe. Wie oft wünschte ich mir, ich wäre wirklich gestorben. Dass ich überlebt habe, war eine monströse Laune des Schicksals. Das Schlimmste, was einem menschlichen Wesen zustoßen kann.«

»Man hat also versucht, Sie umzubringen«, murmelte Anna. »Aber es ist schief gegangen.«

»Ich würde eher sagen, dass es in fast jeder Hinsicht geklappt hat.« Er stöhnte auf: Ein dunkelroter Muskelstrang, der rund um eins seiner Augen verlief, zuckte. Es war offensichtlich, dass ihm das Sprechen Schmerzen bereitete. Er bemühte sich um eine überdeutliche Aussprache, weil aufgrund seiner Verletzungen die Konsonanten nur schwer zu verstehen waren. Seine Worte kamen zwar nur zögernd, entfalteten aber dennoch eine hypnotische Wirkung. »Einer meiner engsten Vertrauten hatte eine Ahnung, dass man versuchen könnte, mich auszuschalten. Es gab Gerüchte, dass man die *angeli rebelli* schon in Marsch gesetzt hatte. Als er mich auf meinem Landsitz besuchen wollte, war es schon zu spät. Er fand nur noch Asche, schwarze Holzbalken und den verkohlten Rest meines Körper. Aber mein Puls schlug noch. Er brachte mich in ein winziges, dreißig Kilometer entferntes Provinzkrankenhaus, tischte den Ärzten eine Geschichte von einer umgefallenen Petroleumlampe auf und gab einen falschen Namen an. Er hatte sofort geschaltet. Sollten meine Feinde erfahren, dass ich überlebt hatte, würden sie es noch mal versuchen. Ich blieb monatelang in diesem Hospital. Meine Haut war zu fünfundsiebzig Prozent verbrannt. Normalerweise ein hoffnungsloser Fall.« Er setzte sich in einen Holzstuhl mit hoher Rückenlehne. Das ungewohnt lange Sprechen hatte ihn anscheinend völlig erschöpft.

»Aber Sie haben überlebt«, sagte Ben.

»Ich hätte nicht mal genügend Kraft gehabt, mit dem Atmen aufzuhören«, sagte Chardin. Er hielt wieder inne. Selbst die

Erinnerung an die Schmerzen verursachte ihm Schmerzen. »Sie wollten mich in ein Krankenhaus in einer größeren Stadt verlegen. Aber das passte mir natürlich nicht. Es hätte ohnehin nichts genützt. Können Sie sich vorstellen, wie das ist, wenn der Wachzustand keine andere Bedeutung hat, als Schmerzen zu empfinden?«

»Und doch haben Sie überlebt«, sagte Ben noch einmal.

»Die Qualen waren jenseits all dessen, was ein Mensch ertragen sollte. Das Wechseln der Verbände war eine Tortur, der Gestank des verbrannten Fleisches bestialisch. Ist mehr als einmal vorgekommen, dass Pfleger oder Schwestern sich in meinem Zimmer übergeben haben. Die nächste Tortur wartete, als sich das Granulationsgewebe ausgebildet hatte. Kontraktion. Die Narben schrumpften, und die Schmerzen kamen wieder. Heute noch sind die Schmerzen, die ich jede Sekunde des Tages ertragen muss, stärker als alles, was ich aus meinem Leben vor dem Unfall kannte. Ich vegetiere nur noch. Mein Anblick ist kaum zu ertragen, stimmt's? Ich kann ihn selbst nicht ertragen.«

Das Wichtigste war jetzt, darüber war sich Anna im Klaren, einen persönlichen Kontakt zu dem Mann herzustellen. »Sie haben außergewöhnliches Durchhaltevermögen bewiesen. Über den Willen zu überleben steht nichts in medizinischen Lehrbüchern. Sie haben das Feuer überlebt. Und Sie haben die Strapazen danach überlebt. Etwas in Ihrem Innern hat gekämpft, weil es leben wollte. Das kann doch nicht alles umsonst gewesen sein.«

Chardin antwortete mit ruhiger Stimme. »Ein Dichter ist mal gefragt worden: ›Wenn Ihr Haus in Flammen stünde, was würden Sie retten?‹ Und er sagte: ›Ich würde das Feuer retten. Ohne Feuer gäbe es nichts.‹« Chardin lachte. Es klang wie ein tiefes beunruhigendes Grollen. »Schließlich gäbe es ohne Feuer keine Zivilisation. Allerdings ist es auch ein Werkzeug der Barbarei.«

Anna nahm die eine verbliebene Patrone aus dem Magazin und gab Chardin die Waffe zurück. »Wir brauchen dringend Ihre Hilfe«, sagte sie.

»Sehe ich aus wie jemand, der anderen helfen kann? Ich kann ja nicht mal mir selbst helfen.«

»Wir sind Ihre einzige Chance, wenn Sie Ihre Feinde zur Rechenschaft ziehen wollen«, sagte Ben düster.

»Für so eine Tat kann man sich nicht rächen. Nur weil ich meinen Rachegelüsten nachgebe, werde ich nicht länger leben.« Er zog einen kleinen Plastikzerstäuber aus dem Innern seiner Robe und sprühte sich eine Flüssigkeit auf die Augen.

»Sie haben mit Trianon jahrelang einen der größten petrochemischen Konzerne geleitet«, sagte Ben. Er wollte Chardin beweisen, dass sie sich die grundlegenden Fakten beschafft hatten und dass sie es ernst meinten. Nur so würden sie ihn zur Mitarbeit bewegen können. »Einmal ein Konzernlenker, immer ein Konzernlenker. Sie waren Emil Menards rechte Hand, das Gehirn, das um die Mitte des Jahrhunderts die Umstrukturierung von Trianon vorangetrieben hat. Menard war ein Mitbegründer von Sigma. Und mit der Zeit müssen Sie zwangsläufig auch bei Sigma eine entscheidende Rolle gespielt haben.«

»Sigma«, sagte er mit zitternder Stimme. »Damit hat alles angefangen.«

»Ihr Genie war sicher sehr hilfreich bei dem Unterfangen, große Vermögenswerte aus dem Dritten Reich ins Ausland zu schaffen.«

»Ach, Sie glauben, das war das große Projekt? Das war gar nichts. Eine Fingerübung. Das große Projekt...« Er hielt ein paar Sekunden inne. »Das große Projekt stieß in ganz andere Dimensionen vor. Und es war ganz sicher keine Unternehmung, die Sie imstande wären zu begreifen.«

»Versuchen Sie's«, sagte Ben.

»Ich werde doch nicht die Geheimnisse preisgeben, die ich mein Leben lang bewahrt habe.«

»Wie Sie schon sagten: Wenn man das überhaupt Leben nennen kann.« Ben trat einen Schritt auf ihn zu. Er überwand seinen Ekel und schaute ihm direkt in die Augen. »Was haben Sie zu verlieren?«

»Wenigstens sind Sie ehrlich«, erwiderte Chardin leise. Die nackten Augäpfel, die Ben eindringlich fixierten, schienen sich in ihren Höhlen zu drehen.

Eine Zeit lang sagte er kein Wort. Dann begann er langsam und wie unter Hypnose zu sprechen.

»Die Geschichte fängt vor meiner Zeit an. Und es wird sie zweifellos auch nach meiner Zeit noch geben. Es begann in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs. Ein Konsortium aus einigen der mächtigsten Industrieführer der Welt traf sich in Zürich, um die Richtlinien für die Nachkriegsordnung festzulegen.«

Ben musste an die alte Fotografie denken, an die Männer mit den harten Augen.

»Die Männer waren wütend«, sagte Chardin. »Sie hatten von Roosevelts Plan erfahren, Stalin bei seinem Griff nach den großen Landmassen im Osten Europas gewähren zu lassen. Und das hat Roosevelt ja vor seinem Tod auch noch durchgezogen. Er hat praktisch halb Europa an die Kommunisten abgetreten. Ein schändlicher Verrat. Die Wirtschaftsführer wussten natürlich, dass sie den in Jalta abgeschlossenen Deal zwischen Amerikanern und Sowjets nicht mehr torpedieren konnten. Und so gründeten sie eine Organisation, die mit riesigen Geldsummen den Kampf gegen den Kommunismus und für die Interessen des Westens fördern sollte. Das war der Beginn des nächsten Weltkriegs.«

Ben schaute erst Anna an und dann ins Leere. Chardins Worte verblüfften und hypnotisierten ihn.

»Die Führer des Kapitalismus sahen exakt voraus, dass sich die vom Faschismus verbitterten und angeekelten Menschen Europas der Linken zuwenden würden. Das Land war von den Nazis verwüstet worden, und nach Meinung der Industriellen könnte sich der Sozialismus von Europa aus über die ganze Welt ausbreiten, wenn man dem nicht mit massiven Mitteln entgegenwirken würde. Den Industriestaat erhalten und stärken - darin sahen sie ihre Mission. Was auch bedeutete, abweichende Stimmen zu unterdrücken. Sie halten diese Befürchtungen für übertrieben? Ich bin anderer Meinung. Diese Leute wussten, wie Geschichte funktioniert. Wenn auf das faschistische Regime ein sozialistisches gefolgt wäre, hätte man Europa möglicherweise abschreiben müssen. So sahen sie die Lage.

Es erschien ihnen nur vernünftig, bestimmte vorausblickende Köpfe der Nazis, die zum Kampf gegen den Stalinismus entschlossen waren, für ihre Zwecke einzuspannen. Sobald das Syndikat sich politisch und finanziell organisiert hatte, begann es aus den Kulissen heraus das Weltgeschehen zu manipulieren und Geld in genehme politische Parteien zu pumpen. Und sie hatten Erfolg - erstaunlicherweise. Die umsichtig eingesetzten Geldmittel erweckten in Frankreich de Gaulles Vierte Republik zum Leben und sicherten in Spanien dem rechten Regime Francos die Macht. Später wurde in Griechenland das Obristenregime installiert, das der vom Volk gewählten Linksregierung den Garaus machte. In Italien torpedierte kontinuierliche subversive Arbeit - die so genannte Operation Glado - die Versuche der Linken, Einfluss auf die nationale Politik zu nehmen. Für die eventuelle Notwendigkeit, Radio- und Fernsehstationen zu besetzen, lagen Einsatzpläne für die paramilitärische Polizei, die Carabinieri, bereit. Wir hatten ausführliche Dossiers über Politiker, Gewerkschafter und Geistliche. Um konservative Parteien moderat erscheinen zu lassen, floss von Zürich aus Geld an rechtsradikale Parteien überall auf der Welt. Wahlen wurden manipuliert,

Bestechungsgelder gezahlt, linke Politiker ermordet. Alles wurde unter strengster Geheimhaltung von Zürich aus gesteuert von uns. Politiker wie Senator McCarthy in den USA haben unser Geld ausgegeben. Wir haben Staatsstreiche in Europa, Afrika und Asien finanziert. Wir haben linksextreme Gruppen gegründet, die als *Agents Provocateurs* selbst dafür sorgten, dass das Volk ihre Ziele ablehnte.

Dieser Zirkel aus Industriellen und Bankiers hatte das Ziel, Sicherheit für eine Welt des Kapitalismus zu schaffen. Ihr Präsident Eisenhower, der vor der Entstehung eines Militärisch-Industriellen-Komplexes gewarnt hat, kannte nur die Spitze des Eisbergs. In Wahrheit haben diese Leute in Zürich und ihre Nachfolger das Drehbuch zu einem Großteil der Weltgeschichte des vergangenen halben Jahrhunderts geschrieben.«

»Mein Gott«, sagte Ben. »Dann haben die auch...«

»Genau«, sagte Chardin und nickte mit seinem hässlichen, gesichtslosen Kopf. »Wir haben den Kalten Krieg angefangen. Beginnen Sie jetzt langsam zu verstehen?«

*

Trevor öffnete den Koffer und setzte mit flinken, geübten Fingern das Gewehr Kaliber 50 zusammen - eine Sonderanfertigung der BMG AR-15. In Trevors Augen war es ein Kunstwerk. Die Waffe war ein Präzisionsgerät mit relativ wenig beweglichen Teilen und einer enormen Reichweite. Bei geringeren Distanzen war die Durchschlagskraft phänomenal: Das Geschoss durchschlug siebeneinhalb Zentimeter dicken Stahl, jagte glatt durch ein Auto oder sprengte einen Steinbrocken aus einer Hausecke. Bröckeliger Mörtel war wie Butter. Die Geschwindigkeit der Kugel betrug über neunhundert Meter pro Sekunde. Auf einem Zweibein und ausgestattet mit einem Leupold Vari-X-Infrarot-Zielfernrohr, verfügte das Gewehr über eine Präzision, die mehr als ausreichend war. Ein

Lächeln lag auf Trevors Lippen, als er das Gewehr auf das Zweibein montierte. Man konnte schwerlich behaupten, dass er für den Job ungenügend ausgerüstet war.

Zumal sich das Objekt auf der anderen Straßenseite befand.

33. KAPITEL

Paris

»Unfassbar«, sagte Anna. »Ich kann's einfach nicht glauben.«

»Ich habe so lange mit dieser Geschichte gelebt, dass sie für mich ganz alltäglich ist«, murmelte Chardin. »Aber mir ist natürlich klar, was für einen gewaltigen Aufruhr es geben würde, wenn die Menschen davon erführen. Immerhin müssten sie erkennen, dass ein beträchtlicher Teil der Geschichte, ihrer ganz persönlichen Geschichte, nichts als eine Inszenierung war. Eine Inszenierung von Leuten wie mir, von Geschäftsleuten, Finanzmanagern und Industriellen, die in der ganzen Welt ihre Verbündeten tanzen ließen. Nach einem Drehbuch von Sigma. Man müsste die Geschichtsbücher umschreiben. Zielstrebige Lebensläufe würden plötzlich wie das Gezappel einer Marionette im Puppentheater wirken. Sigma ist eine Geschichte darüber, wie Mächtige gestürzt und Gestürzte mächtig wurden. Eine Geschichte, die nie an die Öffentlichkeit gelangen darf. Haben Sie mich verstanden? Nie!«

»Was waren das für Menschen, die einen derart größenwahnsinnigen Plan ausgeheckt und umgesetzt haben?« Ben betrachtete Chardins weichen braunen Umhang. Er verstand jetzt die physische Notwendigkeit für das lockere, weite Kleidungsstück.

»Als Erstes müssen Sie das visionäre, elitäre Sendungsbewusstsein dieser Männer begreifen«, sagte Chardin. »Wir hatten schon vorher in den Lauf der Menschheitsgeschichte eingegriffen. Wir hatten das Auto und das Flugzeug erfunden, bald würde der Düsenjet folgen. Der Mensch konnte sich am Boden mit einer für unsere Vorfahren unvorstellbaren Geschwindigkeit vorwärts bewegen; wir

konnten fliegen! Mit Radio- und Schallwellen schufen wir uns einen sechsten Sinn, einen Einblick in unbekannte Welten. Wir automatisierten das Rechnen. Und dann die bahnbrechenden Entwicklungen in der Werkstoffkunde - in der Metallurgie, bei Kunststoffen, bei Produktionstechniken, die neue Formen von Gummi, Klebstoffen, Textilien und hundert anderen Dingen hervorbrachten. Die Welt, in der wir lebten, nahm eine andere Gestalt an. Die moderne Industrie machte in allen Sparten revolutionäre Entwicklungen durch.«

»Eine zweite industrielle Revolution«, sagte Ben.

»Eine zweite, dritte, vierte, fünfte«, betonte Chardin. »Wo war die Grenze? Der Leistungsfähigkeit moderner Industriekonzerne schienen keine Grenzen gesetzt zu sein. Und als sich dann noch die Möglichkeiten der Atomkraft abzeichneten, mein Gott, was konnten wir nicht alles erreichen, wenn wir nur wollten! Vannevar Bush, Lawrence Marshall oder Charles Smith leisteten in ihrer Firma Raytheon Pionierarbeit, sei es auf dem Gebiet der Mikrowellen, Raketenlenksysteme oder Radarüberwachung. Viele der in den folgenden Jahrzehnten allgegenwärtigen Errungenschaften - Xerografie, Mikrowellentechnologie, binäre Computersysteme, Festkörperelektronik - waren entwickelt und erstmals gebaut worden von Firmen wie Bell, General Electric, Westinghouse, RCA oder IBM. Die Welt der Wirtschaft tanzte nach unserer Pfeife. Warum nicht auch die Welt der Politik?«

»Was genau war *Ihre* Aufgabe?«, fragte Ben.

Chardin starrte auf einen imaginären Punkt irgendwo hinter Bens Rücken. Er griff unter die Kutte, holte den Zerstäuber hervor und befeuchtete seine Augen. Dann zog er ein weißes Taschentuch aus dem Innern des Umhangs und betupfte das Gewebe unterhalb seines schlitzartigen Mundes, wo sich glänzender Speichel angesammelt hatte. Schließlich begann er zu sprechen - zunächst stockend, dann immer flüssiger.

»Als der Krieg ausbrach, war ich acht Jahre alt. Ich ging auf eine schäbige kleine Provinzschule in Lyon, das Lycée Beaumont. Mein Vater war Bauingenieur bei der Stadt, meine Mutter Lehrerin. Ich war das einzige Kind und so was wie ein Wunderkind. Mit zwölf habe ich schon Kurse in angewandter Mathematik an der École Normale Supérieure de Lyon gehört. Das war die pädagogische Hochschule von Lyon. Ich hatte zwar eine natürliche Begabung für Zahlen, aber die Uni interessierte mich nicht im Geringsten. Ich wollte etwas anderes. Das Mysterium der Zahlentheorie reizte mich nur sehr begrenzt. Ich wollte etwas in der realen Welt bewegen, im alltäglichen Leben. Also habe ich mich bei Trianon beworben, in der Buchhaltung. Natürlich musste ich mich ein paar Jahre älter machen. Schon damals hat man Emil Menard als prophetischen, visionären Manager gefeiert. Aus grundverschiedenen, für unvereinbar gehaltenen Sparten hatte er einen Konzern geschmiedet. Er hatte erkannt, dass man durch die Zusammenführung von zuvor getrennten Unternehmen eine industrielle Macht schaffen konnte, die wesentlich stärker war als die Summe ihrer Einzelteile. Trianon war für mich ein Kunstwerk - die Sixtinische Kapelle der Unternehmensstruktur.

Binnen weniger Monate wurde der Chef der Abteilung, Monsieur Arteaux, auf meine Fähigkeiten auf dem Gebiet der Statistik aufmerksam. Arteaux war ein älterer Herr, der völlig in der Arbeit für die Visionen Menards aufging. Im Gegensatz zu vielen meiner Kollegen, die mich für einen unnahbaren Menschen hielten, mochte er mich. Wie zwei Fußballfans über ihren Sport konnten wir uns stundenlang über geschäftliche Dinge unterhalten - über die Vorteile von Binnenkapitalmärkten oder Alternativen zu Aktienrisikoprämien. Wir redeten über Themen, die die meisten Menschen anödeten, über die Architektur des Kapitals - darüber, wo man am geschicktesten investiert und reinvestiert; darüber, wie man am geschicktesten das Risiko verteilt. Arteaux, der kurz vor der Pensionierung

stand, ging ein ziemlich hohes Risiko ein, als er über alle anderen Entscheidungsebenen hinweg bei Menard einen Termin für mich arrangierte. Menard machte sich über meine Jugend lustig und stellte mir ein paar ziemlich gönnerhafte Fragen. Meine Antworten waren ernst, aber sehr provozierend, fast unverschämt. Arteaux war entsetzt, aber Menard hatte ich mit meiner ungewöhnlichen Art für mich eingenommen. Später hat er mir erzählt, dass ihn die Mischung aus Unverschämtheit und Nachdenklichkeit an ihn selbst erinnert hätte. Er war ein unglaublich selbstgefälliger Mensch, aber einer, der sich seine Selbstgefälligkeit verdient hatte. Der an mich adressierte Vorwurf der Arroganz war vielleicht nicht ganz unbegründet. Schon als Kind hatte man mir das vorgehalten. Demut mag für einen Diener des Herrn eine ganz akzeptable Eigenschaft sein. Doch der Verstand gebietet es, dass man sich seiner eigenen Talente auf vernünftige Weise bedient Ich hatte die Fähigkeit, messerscharfe Beurteilungen abzugeben Warum sollte ich diese Fähigkeit nicht auf mich anwenden? Das Handicap meines Vaters war, dass er seine eigenen Qualitäten zu niedrig einstufte und auch andere dazu verleitete, sich zu unterschätzen. Ich hatte mir geschworen, diesen Fehler nie zu begehen.

Nur wenige Wochen später war ich Menards persönlicher Assistent geworden. Ich war immer an seiner Seite, immer. Niemand wusste, ob ich nur eine Art Sekretär oder ein ernst zu nehmender Berater war. Und tatsächlich war es so, dass ich mich nach und nach von der einen Rolle zu der anderen hinbewegte. Menard behandelte mich eher wie einen Adoptivsohn denn wie einen Angestellten. Ich war sein einziger Protegé, quasi der einzige Messdiener, den der Hohepriester für würdig erachtete. Ich unterbreitete ihm teilweise ziemlich dreiste Vorschläge, die manchmal jahrelange Planungen über den Haufen warfen. So schlug ich zum Beispiel vor, den Konzernteil für die Erschließung von Ölfeldern abzustoßen, obwohl seine Manager Jahre gebraucht hatten, diesen Bereich

aufzubauen. Ich schlug massive Investitionen in noch unerprobte Technologien vor. Wenn er meinen Ratschlägen folgte, war er mit den Ergebnissen fast ausnahmslos zufrieden. L'ombre de Menard - Menards Schatten: So *wurde ich seit Anfang der Fünfziger genannt. Als ihn dann der Kampf gegen den Lymphknotenkrebs, der ihn schließlich besiegen sollte, immer mehr schwächte, verließen sich er und Trianon zunehmend auf mein Urteil. Meine Ideen waren zwar kühn, neuartig und scheinbar verrückt, wurden aber binnen kürzester Zeit überall kopiert. So wie ich ihn studierte, so studierte Menard auch mich, und zwar gleichzeitig mit Distanz wie mit ehrlicher Zuneigung. Wir waren Menschen, in denen diese beiden Eigenschaften problemlos miteinander auskamen.*

Trotz aller Privilegien spürte ich schon länger, dass es da ein letztes Heiligtum gab, zu dem er mir keinen Zutritt gewährte. Er machte Reisen, über die ich nicht informiert war, und nahm Geldüberweisungen vor, die ich nicht verstand. Zu diesem Komplex duldete er keine Fragen. Doch dann kam der Tag, an dem er mich in Kreise einführte, die mir fremd waren: in eine Organisation, die Sie unter dem Namen Sigma kennen.

Ich war erst Anfang zwanzig und immer noch Menards und Trianons Wunderkind. Was ich nun kennen lernte, traf mich völlig unvorbereitet. Das erste Treffen, an dem ich teilnahm, fand in einem Château in der Schweiz statt, einem prächtigen alten Schloss auf einem abgeschiedenen, riesigen Stück Land, das einem der Gründer Sigmas gehörte. Die Sicherheitsvorkehrungen waren immens. Sogar die Bäume und Büsche im Park des Schlosses waren so gepflanzt, dass Personen unbemerkt auf das Anwesen gelangen oder es wieder verlassen konnten. Bei meinem ersten Besuch habe ich nichts von der Ankunft eines anderen Teilnehmers bemerkt. Kein Abhörgerät gleich welcher Art, hätte man durch die Schranken aus hoch- und niederfrequenten elektromagnetischen Wellen schmuggeln können. Die Technologie war das Beste vom

Besten. Alle Metallgegenstände, die man bei sich führte, musste man abgeben. Sie wurden in Osmiumcontainern aufbewahrt, da die Wellen zum Beispiel eine Armbanduhr sofort zum Stillstand gebracht hätten. Menard und ich trafen am Abend ein und wurden sofort zu unseren Zimmern gebracht: Menard zu einer luxuriösen Suite mit Blick auf einen kleinen Gletschersee, ich in das nicht ganz so prächtige, aber immer noch außerordentlich komfortable Nebenzimmer.

Die Besprechungen begannen am nächsten Morgen. Worüber genau gesprochen wurde, ist mir entfallen. Man knüpfte an frühere, mir unbekannte Unterredungen an, sodass ich kaum verstand, worum es ging. Die Gesichter waren mir allerdings ganz und gar nicht unbekannt. Es war eine fast surreale Erfahrung, wie von einem Sciencefiction-Autor erfunden. Wegen seines Reichtums, seiner Macht und seiner visionären Kraft gab es nur wenige, die man mit Menard auf eine Stufe stellen konnte. Doch die, die es gab, die waren hier versammelt. Die Besitzer zweier mächtiger, miteinander konkurrierender Stahlkonzerne. Der Kopf von Amerikas größtem Hersteller von Elektrogeräten. Vorstandsvorsitzende aus Schwerindustrie-, Petrochemie-, Technologieunternehmen. Die Männer, die dafür verantwortlich waren, dass man das 20. das amerikanische Jahrhundert nannte. Außerdem ihre Pendants aus Europa, der berühmteste Medienmogul der Welt und Direktoren von gewaltigen Portfolio-Gesellschaften. Männer, die zusammen mehr Vermögenswerte kontrollierten, als das Bruttoinlandsprodukt der meisten Länder der Erde zusammengenommen ausmachte.

An diesem Tag wurde mein Weltbild zerstört, ein für alle Mal.

Im Geschichtsunterricht lernen die Kinder die Namen und Gesichter politischer und militärischer Führer kennen. Churchill und Eisenhower, Franco und de Gaulle, Atlee und Macmillan. Bedeutende Männer, sicher. Aber letztlich doch nicht viel mehr als Wortführer. Bessere Pressesprecher und Angestellte. Marionetten. Dafür sorgte Sigma. Die wirklichen

Männer an den Schalthebeln der Macht saßen an diesem langen Mahagonitisch. Sie waren die wahren Puppenspieler.

Während man Kaffee trank, an Gebäck herumknabberte und sich unterhielt, dämmerte mir allmählich, worum es eigentlich ging: Ich wohnte einem Treffen der Vorstandsvorsitzenden einer gewaltigen Organisation bei, die alle Großkonzerne kontrollierte.

Ein Rat von Vorstandsvorsitzenden, der die Geschichte der westlichen Welt bestimmte.

Was mir von diesem Tag in Erinnerung blieb, waren nicht so sehr die Gespräche, sondern die Einstellung dieser Männer, ihre Vision. Diese professionellen Manager hatten keine Zeit für nutzlose oder irrationale Gefühlsregungen. Sie glaubten an die Steigerung von Produktivität, an Errichtung stabiler Verhältnisse, an die sinnvolle Konzentration von Kapital. Sie glaubten, dass das Schicksal der menschlichen Rasse viel zu wichtig sei, um es dem Spiel der Massen zu überlassen. Das war die Lehre, die sie aus den beiden Weltkriegen gezogen hatten. Die Geschichte brauchte ein Management. Entscheidungen mussten leidenschaftslos von professionellen Köpfen getroffen werden. Der drohende Kommunismus verhieß Chaos, Aufruhr und Umverteilung des Besitzes. Das alles verlieh dem Projekt höchste Dringlichkeit. Die Gefahr war keine, die in ferner Zukunft lauerte, sondern eine, der man schon morgen entgegentreten musste.

Sie waren sich einig über die Notwendigkeit, eine Welt zu schaffen, in der der wahre Unternehmergeist sich unbehelligt von Neid und Habsucht der Massen entfalten konnte. Wer will schon seinen Kindern eine Welt unter der Knute des Kommunismus oder des Faschismus hinterlassen? Der moderne Kapitalismus wies uns den Weg. Allerdings musste der Industriestaat beschützt werden, er musste gegen zukünftige Stürme gewappnet sein. Das war die Vision. Sie war zwar schon vor dem Krieg in der Weltwirtschaftskrise entstanden, doch sie

gewann durch die Zerstörungen des Krieges erst recht an Überzeugungskraft.

Ich selbst habe an diesem Tag nur wenig gesagt. Nicht etwa, weil ich schüchtern wäre, mir hatte es schlicht die Sprache verschlagen. Ich fühlte mich als Pygmäe unter Riesen. Ich war der Bauer, der an der Tafel der Könige speiste. Ich stand praktisch neben mir und war die ganze Zeit nur damit beschäftigt, es meinem Mentor gleichzutun und einen so leidenschaftslosen Eindruck wie möglich zu machen. Das waren meine ersten Stunden bei Sigma. Es war der Anfang eines neuen Lebens. Der tägliche Zeitungsstoff - Streiks, Parteiversammlungen, Attentate - war plötzlich, keine Ansammlung zufälliger Ereignisse mehr. Plötzlich konnte man dahinter ein Muster erkennen: Eine komplexe und komplizierte Maschine produzierte komplexe und komplizierte Machenschaften.

Damit da kein Missverständnis entsteht: Sigmas Gründer fuhren gewaltige Profite ein. Ihre Unternehmen florierten durch die Bank, während viele Unternehmen, die nicht zu Sigma gehörten, vom Markt verschwanden. Doch die wirkliche Triebfeder war die Vision: Der Westen musste einig gegen einen gemeinsamen Gegner stehen, oder er würde degenerieren und untergehen. Seine Wehrhaftigkeit musste mit Diskretion und Klugheit verbessert werden. Zu aggressive oder schnelle Vorstöße hätten zu einem Rückschlag führen können. Augenmaß war gefragt. Eine Abteilung konzentrierte sich darauf, mit Attentaten intellektuelle Köpfe der Linken auszuschalten. Eine andere schuf - und das ist wörtlich zu verstehen - mit Gruppierungen wie der Baader-Meinhof-Bande oder den Roten Brigaden die Art von extremistischen Gruppen, die den moderaten Kräften der Linken entgegenwirkten.

Die westliche und ein großer Teil der restlichen Welt waren empfänglich für Sigmas Dienste und akzeptierten auch die sie begleitenden Erklärungen. In Italien schufen wir ein Netzwerk

aus zwanzigtausend ›Bürger-Komitees‹, über die wir Geld in die Democrazia Cristiana schleusten. Wie vieles andere wurde auch der Marshall-Plan von Sigma auf die Beine gestellt. Sehr oft war Sigma sogar für den Wortlaut von Gesetzestexten verantwortlich, die im amerikanischen Kongress eingebracht und dann von ihm verabschiedet wurden. Alle europäischen Wiederaufbauprogramme, alle Organisationen zur wirtschaftlichen Zusammenarbeit und schließlich sogar die NATO sind Organe von Sigma. Es war ein kompliziertes Räderwerk, das deshalb unsichtbar blieb, weil es allgegenwärtig war. In jedem Schulbuch finden Sie im Text über den Wiederaufbau Europas ein Foto von General Marshall. Jede Einzelheit des nach ihm benannten Plans war lange vor der Umsetzung von uns entworfen und abgesegnet worden.

Niemand ist je auf den Gedanken gekommen, dass der Westen von einem geheimen Konsortium beherrscht wurde. Das war unvorstellbar. Wenn das nämlich stimmte, dann wäre ja über die Hälfte der Welt nur die Filiale eines einzigen Megakonzerns gewesen.

Sigma.

Im Laufe der Zeit starben die alten Moguln und wurden von ihren jüngeren Protegés ersetzt. Sigma lebte fort und reformierte sich, wenn nötig. Wir waren nie Ideologen, wir handelten immer pragmatisch. Sigmas Ziel war, die Welt neu zu erschaffen. Sigma wollte nichts weniger als die Urheberschaft für die Geschichtsschreibung.

Und das hat Sigma geschafft.

*

Trevor Griffiths schaute durch das Zielfernrohr. Die schweren Vorhänge, die das Zimmer verdunkelten, waren für das Infrarotzielfernrohr so durchsichtig wie eine dünne Gardine. Dahinter bewegten sich verschwommene Gestalten, die wie

Quecksilberkleckse aussahen. Sie verschwanden oder veränderten ihre Größe, je nachdem, ob sie sich um Säulen herum oder an Möbelstücken vorbei bewegten. Die sitzende Gestalt war sein primäres Ziel. Die beiden anderen würden vom Fenster wegstürzen und sich in Sicherheit wähnen. Und dann würde er sie durch die Ziegelwand hindurch ebenfalls erledigen.

*

»Wenn das stimmt, was Sie sagen...«, fing Ben an.

»In den meisten Fällen lügen die Menschen, um ihr Gesicht zu wahren. Wie Sie sehen, hat sich diese Motivation für mich erledigt.« Chardins Mundschlitz hob sich an den Seiten. Ob zu einer Grimasse oder zu einem Lächeln konnte man nur mutmaßen. »Ich hatte Sie gewarnt, dass es Ihnen schwer fallen würde, das ganze Ausmaß zu begreifen. Vielleicht haben Sie aber wenigstens einen Einblick erhalten. Viele mächtige Männer überall auf der Welt haben allen Grund, die Wahrheit unter Verschluss zu halten. Heute mehr denn je. Und zwar, weil Sigma in den letzten Jahren eine neue Richtung eingeschlagen hat. Das lag zum einen am großen Erfolg der Organisation. Der Kommunismus stellt keine Bedrohung mehr dar. Es schien überflüssig, weiterhin Milliarden für Bürgeraktivitäten oder politische Gruppierungen auszugeben. Zumal, wenn eine weitaus wirkungsvollere Methode zur Verfügung stünde, um Sigmas Ziele zu erreichen.«

»Sigmas Ziele«, wiederholte Ben abwesend.

»Das ist vor allem Stabilität: Abweichende Meinungen im Keim ersticken, Störenfriede mundtot machen, jegliche Bedrohung für den Industriestaat ausschalten. Als Gorbatschow sich als lästig erwies, haben wir seine Amtsenthebung eingeleitet. Wenn Staaten im asiatischpazifischen Raum bockig wurden, haben wir für eine plötzliche und massive Kapitalflucht gesorgt, die schwere Rezessionen zur Folge hatten. Als die

politische Führung Mexikos sich als wenig kooperativ zeigte, haben wir Veränderungen innerhalb der Regierung vorgenommen.«

Ben schüttelte fassungslos den Kopf.

»Eine Sitzung wurde anberaumt, ein Entschluss gefasst und binnen kürzester Zeit in die Tat umgesetzt. Wir haben mit den Regierungen der Welt gespielt wie mit Zinnsoldaten. Und wir haben das Spiel beherrscht. In dem Zusammenhang hat es natürlich nicht geschadet, dass Sigma Eigentümer zahlloser Firmen war. Viele Aktiengesellschaften hielten Anteile an diesen Firmen sodass die wahren Eigentumsverhältnisse im Dunkeln blieben Allerdings vertrat eine kleine Gruppe innerhalb der Führung die Meinung, dass sich Sigma in der neuen Ära nicht damit begnügen dürfe, nur auf aktuelle Krisen zu reagieren, sondern dass man eine auf lange Sicht stabile Führung schaffen müsse. Also wurde in den vergangenen Jahren ein ganz besonderes Projekt lanciert. Sollte es Erfolg haben, würde es das Wesen der Weltherrschaft revolutionieren. Es ginge nicht mehr primär um die Zuteilung und Steuerung von Geldmitteln, sondern darum, wer den Sprung in die neue Führungsclique schaffte, wer zum ›Kreis der Auserwählten‹ gehörte. Und dagegen habe ich gekämpft.«

»Dann haben Sie sich also zerstritten mit Sigma«, sagte Ben. »Sie sind ein Ausgestoßener und bewahren trotzdem Sigmas Geheimnisse?«

»Ich wiederhole: Wenn die Wahrheit darüber ans Tageslicht kommen sollte, wie viele bedeutende Ereignisse seit dem Krieg manipuliert worden sind, dass sie von dieser Clique inszeniert wurden, dann käme es zu gewalttätigen Aufständen.«

»Was Sie uns erzählen, hat sich über Jahrzehnte entwickelt. Warum aber diese vielen Morde gerade in letzter Zeit?«

»Weil es jetzt nur noch um Tage geht«, sagte Chardin.

»Woher wissen Sie das?«

»Sie fragen sich, wie ein Eremit wie ich so gut informiert sein kann? Man lernt, auf die Signale zu achten, die aus den Eingeweiden kommen. Man muss das tun, wenn man überleben will. Und wenn man sonst nichts zu tun hat, macht man nichts anderes mehr. Die vielen Jahre bei Sigma haben mich gelehrt, dort Melodien zu erkennen, wo andere nur Krach hören.« Er schob mit dem Zeigefinger die Kapuze etwas zurück und deutete auf sein Ohr, das einfach ein Loch in wildem Fleisch war.

»Und das erklärt diese plötzliche Mordserie?«

»Es ist, wie ich gesagt habe: Sigma macht seit kurzem eine letzte Transformation durch. Einen Wechsel im Management, wenn Sie so wollen.«

»Und dagegen haben Sie sich gewehrt.«

»Schon lange, bevor die meisten sich damit befasst haben. Für den Fall, dass es Zweifel an der Loyalität eines Mitglieds gab, hatte sich Sigma immer das Recht auf Sanktionen vorbehalten. In meiner Arroganz habe ich geglaubt, dass meine hohe Stellung mich schützen würde. Das Gegenteil war der Fall. Die intensive Phase der Säuberungen von allen Abweichlern läuft erst seit wenigen Wochen. Die von der neuen Direktion als feindselig eingestuften Personen wurden als illoyal gebrandmarkt. Man nannte uns *angeli rebelli:* rebellische Engel. Wenn Sie sich in Erinnerung rufen, dass die *angeli rebelli* gegen Gott den Allmächtigen aufbegehrt haben, dann können Sie sich die Macht und die Selbsteinschätzung von Sigmas derzeitiger Führung vorstellen. Alleinherrschaft wäre der genauere Ausdruck, denn die Führung von Sigma obliegt mittlerweile einer Einzelperson. Die Zeit des alten Sigma-Bundes ist endgültig abgelaufen.«

»Was soll das jetzt wieder heißen?«, fragte Ben, dem der Kopf schwirrte vor lauter Fragen.

»Es geht nur noch um Tage«, sagte Chardin noch einmal. »Wenn überhaupt. Was sind Sie doch für Narren. Sie glauben, die Wahrheit würde Ihnen noch irgendetwas nützen. Jetzt, da die

Zeit abgelaufen ist. Es ist zu spät.«

»Worüber reden Sie eigentlich?«

»Deshalb habe ich anfangs geglaubt, dass sie von denen geschickt worden sind. Sie wissen, dass sie kurz vor Erreichen des Gipfels am verwundbarsten sind. Jetzt ist die Zeit für die abschließenden Säuberungen, für die Vernichtung aller Beweismittel, die auf sie hinweisen könnten.«

»Warum aber gerade jetzt?«

Chardin zog wieder den Zerstäuber hervor und besprühte seine grauen Augen. Plötzlich zerriss ein ohrenbetäubender Knall die Stille, und Chardin wurde samt Stuhl rückwärts zu Boden geschleudert. Ben und Anna sprangen auf. In der Wand hinter dem reglos am Boden liegenden Chardin klaffte ein etwa fünf Zentimeter großes Loch. Als sei es von einem großen Bohrer hineingebohrt worden.

Das Einschussloch sah viel zu groß aus für eine Gewehrkugel. Wo war dieses Geschoss abgefeuert worden? Ben betrachtete den gekrümmten Körper des legendären Finanzgenies. Die Augäpfel in dem verwüstetem Gesicht hatten sich gedreht, sodass nur noch das Weiße sichtbar war.

Eine dünne Rauchfahne stieg von einer verkohlte Stelle der Kapuze auf. Ein großes Projektil musste Chardins Schädel durchschlagen haben. Nach Jahren unbeschreiblicher Qualen, die er nur dank seines Überlebenswillens hatte durchstehen können war der Mann ohne Gesicht tot.

Aus welcher Richtung war das Geschoss gekommen? Wo sollte man Deckung suchen, wenn man nicht wusste, wo der Schütze sich befand? Anna lief geduckt in die am weitesten vom Fenster entfernte Ecke und presste sich flach auf den Boden. Ben folgte ihrem Beispiel.

Fast im gleichen Augenblick wurde der zweite Schuss abgefeuert. Ben sah einen hellen Lichtpunkt an der Wand. Die Kugel hatte ein Loch in die Außenwand aus Ziegel und den Putz

an der Innenseite gerissen. Die Schüsse kamen von draußen.

Das Projektil hatte die Ziegelwand durchschlagen wie einen Perlenvorhang. Und hatte Anna nur knapp verfehlt.

Es gab keinen sicheren Fleck im Zimmer.

»Wir müssen hier raus!«, brüllte Anna. »Sofort.«

Ben spähte durch einen Spalt des Vorhangs nach draußen und sah einen Lichtreflex in einer Fensterscheibe. Auf der anderen Straßenseite, genau gegenüber, erkannte er deutlich ein Gesicht.

Glatte, straffe Haut, hohe Backenknochen.

Der Killer aus Lenz' Villa. Der Killer aus dem Schweizer Landgasthof...

Der Killer, der seinen Bruder Peter auf dem Gewissen hatte.

Bens grenzenlose Wut entlud sich in einem verzweifelten Schrei. Dann rannten er und Anna Richtung Wohnungstür. Ein ohrenbetäubender Knall, dann riss das nächste Geschoss ein Loch in die Wand. Sie stürzten auf den Flur und dann die Treppen hinunter. Diese Geschosse blieben nicht im Fleisch stecken oder versengten die Haut - sie durchschlugen den menschlichen Körper, wie das ein Speer bei einem Netz von Spinnweben getan hätte. Diese Geschosse waren entwickelt worden, um die Stahlhülle von Panzern zu knacken.

Während sie die dunklen Treppen hinunterhasteten, schlug Geschoss auf Geschoss in die Mauern ein. Um sie herum platzten Ziegelbrocken aus den Wänden und spritzte der Putz. Schließlich erreichte sie die kleine Lobby. »Hier entlang!«, keuchte Anna und lief zu einer Tür, die nicht auf die Rue des Vignoles führte, sondern auf eine Seitenstraße, die für den Schützen nicht einsehbar war.

Sie schauten sich um. Überall Gesichter. An der Ecke zur Rue des Orteaux stand eine blonde Frau, die Jeans und einen Mantel aus Fellimitat trug. Auf den ersten Blick hielt Ben sie für eine Nutte. Aber irgendwie kam sie ihm bekannt vor. Er hatte das

Gesicht schon mal gesehen. Aber wo?

Plötzlich sah er die Züricher Bahnhofstraße vor sich. Die elegant gekleidete Blondine mit den Einkaufstaschen aus teuren Boutiquen. Der kurze, kokette Blickwechsel.

Es war dieselbe Frau. Arbeitete sie für die Organisation? Gegenüber der Blondine, auf der anderen Straßenseite, stand ein junger Bursche in Jeans und zerrissenem T-Shirt. Auch er kam Ben bekannt vor. Aber er wusste nicht, woher. Gehörte er ebenfalls dazu?

Am Ende der Straße stand ein Mann mit geröteten, zerfurchten Backen und dicken Augenbrauen.

Noch ein bekanntes Gesicht.

Drei geschickt postierte Killer der Organisation? Profis, die ihnen den Fluchtweg abschneiden sollten?

»Wir sitzen in der Falle«, sagte er zu Anna. »Es sind mindestens drei.« Wie erstarrt standen sie auf dem Gehweg. Was jetzt?

Anna ließ den Blick über die Straße schweifen. »Hören Sie zu, Ben. Sie haben doch gesagt, dass Chardin sich dieses Viertel aus strategischen Gründen ausgesucht hat. Wegen der Vielfalt an Fluchtwegen, die es zu bieten hätte. Die kennen wir zwar nicht, aber er hatte sie sicher genau geplant. Folgen Sie mir.«

Sie lief auf das Wohnhaus zu, wo sich der Scharfschütze im sechsten Stock eingenistet hatte. »Sind Sie wahnsinnig?«, rief Ben, während er hinter ihr herlief.

»Denken Sie doch nach«, sagte Anna. »Wenn wir uns nah am Gebäude halten, kann er uns nicht sehen.« Die Gasse war dunkel. Es stank. Ratten wuselten im Müll herum. Ein Eisentor versperrte den Durchgang zur Rue des Halles.

»Sollen wir drüberklettern?«, fragte Ben, während er nach oben schaute. In etwa vier Metern Höhe thronten scharfe Metallspitzen auf dem Tor.

»Wenn's Ihnen Spaß macht«, sagte Anna, zog ihre Glock und feuerte, bis die Kette des Vorhängeschlosses zwischen den Stäben baumelte. »Der Typ da oben benutzt ein Gewehr Kaliber 50«, sagte Anna. »Nach dem Golfkrieg war der Markt überschwemmt mit den Dingern. Heiß begehrte Ware. Mit der passenden Munition konnte man damit hübsche Löcher in irakische Panzer stanzen. Hauswände oder Pappe machen für das Kaliber keinen Unterschied.«

»Scheiße. Und was tun wir jetzt?«, fragte Ben.

»Uns ducken«, sagte Anna trocken. Dann lief sie los. Ben folgte ihr dichtauf.

Sechzig Sekunden später standen sie in der Rue de Bagnolet vor dem Restaurant *La Flèche d'Or*. Plötzlich lief Ben über die Straße. »Los, kommen Sie!«

Ein schwergewichtiger Mann stellte am Straßenrand gerade seine Vespa ab. »Monsieur«, sagte Ben. »Entschuldigen Sie, aber ich müsste mir mal kurz Ihre Vespa ausleihen.«

Der bärenhafte Mann schaute Ben ungläubig an, trat aber sehr schnell einen Schritt zurück, als er die Pistole in Bens Hand sah. Ben entriss ihm die Schlüssel, sprang auf und ließ den Motor an. »Los jetzt!«, rief Ben Anna zu.

»Was soll der Quatsch!«, rief Anna. »Dieser Dinger laufen höchstens achtzig. Aus jedem Auto auf der *Périphérique* knallen sie uns ab wie die Hasen.«

»Wir fahren nicht auf die *Périphérique*«, sagte Ben. »Wir nehmen überhaupt keine Straße. Los jetzt.« Widerwillig kletterte Anna auf den Soziussitz.

Ben steuerte die Vespa um das *La Flèche d'Or* herum und rumpelte dann eine Betonböschung hinunter, wo sie auf alte Schienen stießen. Das Restaurantgebäude hatte man direkt über die Bahnstrecke gebaut.

Er lenkte den Roller auf die verrosteten Geleise. Sie fuhren

durch einen Tunnel und kamen danach auf freies Gelände. Die Zeit hatte die Schwellen und die Erde dazwischen zu einer glatten Fläche eingeebnet, sodass sie ziemlich schnell vorwärts kamen.

»Was ist, wenn uns ein Zug entgegenkommt?«, rief Anna, die ihre Arme um seine Taille geschlungen hatte.

»Hier ist schon seit über fünfzig Jahren kein Zug mehr gefahren.«

»Was Sie so alles wissen.«

»Abfallprodukt einer vergeudeten Jugend!«, rief Ben. »Als junger Bursche habe ich mich eine Zeit lang in der Gegend hier rumgetrieben. Wir fahren auf einer Geisterstrecke. *La Petite Ceinture*, der kleine Ring. Die Strecke beschreibt einen Kreis rund um die Stadt. Das *La Flèche d'Or* war ursprünglich ein Bahnhof. Gebaut im 19. Jahrhundert. An der Schleife lagen über zwanzig Bahnhöfe. Zum Beispiel Neuilly, Porte Maillot, Clichy, Villette und Charonne. Mit dem Auto begann der Niedergang. Seitdem hat sich keiner drum gekümmert, ist einfach nur noch ein leerer Korridor rund um die Stadt. Als ich über die möglichen Fluchtwege von Chardin nachgedacht habe, ist mir die Geisterstrecke wieder eingefallen.«

Sie tauchten in einen weiteren breiten Tunnel ein. Als sie wieder herauskamen, fragte Anna: »Und wo sind wir jetzt?«

»Schwer zu sagen, weil man von hier keines der Wahrzeichen der Stadt sehen kann«, sagte Ben. »Vielleicht Obervillier. Oder Simplon. Auf jeden Fall sind wir schon ziemlich weit weg. Wenn man die Vororte nicht mitrechnet, ist die Stadt gar nicht so groß. Ungefähr hundert Quadratkilometer. Haben uns erst mal die Menschenmassen in der Metro geschluckt, dann können wir beruhigt unseren nächsten Treffpunkt ansteuern.«

Der Schriftzug *The Flann O'Brien* leuchtete als verschlungene Neonröhre über der Tür und war außerdem verschnörkelt auf das Schaufenster gemalt. Die Bar befand sich im ersten

Arrondissement in der Rue Balleul, gleich bei der Metrostation Louvre-Rivoli. Innen war es dunkel, es roch nach Bier, und die Holztäfelung war von tiefen Furchen durchzogen. Der dunkle Holzboden hatte im Lauf der Jahre so manchen Liter Guinness aufgesogen.

»Der Treffpunkt ist eine irische Bar?«, fragte Anna. Misstrauisch schaute sie sich nach verdächtigen Personen um.

»Das ist eben Oscars Sinn für Humor.«

»Warum sind Sie so sicher, dass wir ihm vertrauen können?«

Ben drehte sich um und schaute sie ernst an. »Ich setze darauf dass er *wahrscheinlich* vertrauenswürdig ist. Nicht darauf, dass er es *möglicherweise* nicht ist. Was Sigma so gefährlich macht, ist doch der Umstand, dass sie sich auf die Loyalität gläubiger Jünger stützen können. Und Oscar ist so verdammt gierig, dass er unmöglich ein gläubiger Jünger sein kann. Wir haben seine Rechnungen immer pünktlich bezahlt. Das zählt für Oscar. Hoffe ich zumindest.«

»Der Ehrenkodex eines Zynikers?«

Ben zuckte mit den Schultern. »Ich verlass mich auf mein Gefühl, und ich glaube, dass er mich mag. Jedenfalls hab ich ihn immer gemocht.«

Der Lärmpegel im *Flann O'Brien* war selbst um diese frühe Stunde überwältigend. Sie brauchten ein paar Sekunden, bis sich ihre Augen an die trübe Beleuchtung gewöhnt hatten.

Oscar saß mit dem Rücken zur Wand auf einer gepolsterten Bank. Vor dem kleinen grauhaarigen Mann stand ein gewaltiger Humpen mit öligem Stout. Daneben lag eine feinsäuberlich gefaltete Zeitung. Die Seite mit dem Kreuzworträtsel war aufgeschlagen. Es war fast gelöst. Er begrüßte sie mit einer einfachen Handbewegung und schaute sie mit belustigtem Gesichtsausdruck an - als wollte er jeden Augenblick anfangen zu zwinkern. Anna merkte schnell, dass er immer so schaute.

»Ich warte jetzt exakt vierzig Minuten«, sagte er und schüttelte Ben kräftig und freundschaftlich die Hand. »Vierzig Minuten, die sich selbstredend auf der Rechnung wieder finden werden.« Er genoss jedes einzelne seiner Worte.

»Wir sind aufgehalten worden«, sagte Ben knapp.

»Kann ich mir vorstellen«, entgegnete Oscar und nickte Anna zu. »Madame, nehmen Sie doch Platz.«

Ben und Anna setzten sich links und rechts neben Oscar auf die Bank.

Oscar widmete Anna seine ganze Aufmerksamkeit. »Madame, Sie sind noch schöner als auf den Fotos.«

»Bitte?«, sagte Anna verwirrt.

»Den Kollegen in der *Sûreté* ist neulich ein Satz Fotos zugegangen. Per E-Mail. Ein paar hat man auch mir zugesandt. Kamen mir sehr gelegen.«

»Für seine Arbeit«, fügte Ben erklärend hinzu.

»Meine Zuträger sind sehr effizient und sehr, sehr teuer.« Er tätschelte Bens Unterarm.

»Ich hatte nichts anderes erwartet.«

»Andererseits kann man leider nicht behaupten, dass das Foto von dir sonderlich schmeichelhaft ist. Diese Paparazzi haben einfach nicht mehr das Gespür für den günstigsten Blickwinkel.«

Bens Lächeln verschwand. »Wovon redest du?«

»Ich bin sehr stolz darauf, dass ich das Kreuzworträtsel in der *Herald Tribune* in der Regel knacke. Du wirst zugeben, dass nicht jeder Franzose dazu in der Lage ist. Mit dem von heute bin ich fast durch. Mir fehlt nur noch ein Wort mit fünfzehn Buchstaben: ›Ein mit internationalem Haftbefehl gesuchter Amerikaner‹.«

Er drehte die Zeitung um.

»Wie wär's mit Benjamin Hartman? Was meinst du?«

Als Ben sich die Titelseite der *Tribune* genauer anschaute, fühlte er sich plötzlich, als hätte jemand seinen Kopf in eiskaltes Wasser getaucht. Die Schlagzeile lautete: *Serienmörder auf der Flucht.* Daneben war ein grobkörniges Foto abgedruckt, wahrscheinlich von einer Überwachungskamera aufgenommen. Es war unzweifelhaft Bens Gesicht, auch wenn es nur schattenhaft zu erkennen war.

»Wer hätte gedacht, dass ich so eine berühmte Persönlichkeit zum Freund habe?«, sagte Oscar, drehte die Zeitung wieder um und fing an laut zu lachen. Ben brach ebenfalls in brüllendes Gelächter aus. In der allgemeinen alkoholseligen Fröhlichkeit fiel man so am wenigsten auf.

Am Nachbartisch versuchte sich ein Franzose an dem Lied ›Danny Boy‹, wobei es allerdings etwas an der stimmlichen wie sprachlichen Genauigkeit haperte. *Oh, Danny Boy, ze peeps ze peeps are caaalling.*

»Das ist ein Problem«, sagte Ben in ernstem Tonfall, der sein schmieriges Grinsen Lügen strafte. »Größer als der Scheiß-Eiffelturm.«

»Der ist echt gut«, grölte Oscar und schlug Ben auf die Schulter, als hätte er gerade den besten Witz seines Lebens gehört. »Wer behauptet, es gäbe keine schlechte Publicity, der hat noch nie welche gehabt«, sagte er. Dann zog er unter dem Polster der Bank ein flaches Paket hervor und gab es Ben.

Es war eine weiße Plastiktüte, auf der in grellbunten Buchstaben ›I love Paris‹ stand, wobei das ›love‹ durch ein Herz ersetzt worden war. Die Tüte hatte die Sorte von festen Plastikgriffen, die einrasteten, wenn man sie zusammendrückte.

»Für uns?«, fragte Anna misstrauisch.

»Unverzichtbar für jeden Paris-Touristen«, sagte Oscar. Seine Augen wirkten gleichzeitig vergnügt und todernst.

Teez I'll be here in sunshine or in shadow.

Oh, Danny Boy, l love you sooo.

Der betrunkene Franzose erhielt jetzt durch seine drei Kumpane in diversen Tonlagen Verstärkung.

Ben kam plötzlich das ganze Ausmaß seiner Lage zu Bewusstsein. Wie geschlagen sackte er auf der Bank zusammen.

Oscar boxte Ben in den Oberarm; es sah aus wie ein Klaps unter Freunden, war aber ein ziemlicher harter Schlag. »Reiß dich zusammen«, flüsterte er ihm zu. »Schau nicht so verstohlen in der Gegend rum und versuch nicht, so krampfhaft unauffällig zu wirken. Das ist so, als ob sich Jean-Paul Belmondo auf den Champs Elysees eine Sonnenbrille aufsetzt, um nicht erkannt zu werden. Tu comprends?«

»Oui«, sagte Ben lahm.

»Also dann«, meinte Oscar. »Was sagt der charmante und gebildete Amerikaner? ›Wird Zeit, dass wir uns verpissen.‹ «

Anna und Ben gingen durch Seitenstraßen zurück zur Metro. Unterwegs kauften sie in kleinen Läden ein paar Dinge ein. Für den unbeteiligten Betrachter sahen sie aus wie jedes andere verträumte Touristenpaar.

»Wir müssen uns unbedingt überlegen, wie wir weiter vorgehen«, sagte Ben.

»Da gibt's nicht viel zu überlegen«, erwiderte Anna. »Wir kennen nur ein einziges lebendes Gründungsmitglied von Sigma. Und das ist Strasser. Und an den müssen wir rankommen.«

»Wer sagt uns, dass er noch lebt?«

»Wenn wir davon ausgehen, dass er tot ist, können wir gleich aufgeben.«

»Ihnen ist ja wohl klar, dass jeder Flughafen überwacht wird.«

»Auf den Gedanken bin ich auch schon gekommen«, sagte Anna. »Sie lernen wirklich schnell und denken fast schon wie

ein Profi.«

»Das nennt man, glaube ich, die Immersionsmethode.«

In La Courneuve, einem alten Arbeiterviertel, stiegen sie aus. Sie waren zwar nur wenige Kilometer gefahren, befanden sich aber in einer anderen Welt. Hier dominierten zweistöckige Häuser und einfache Läden, wo man die praktischen Dinge des täglichen Lebens verkaufte. In vielen Schaufenstern der Bistros und kleinen Geschäfte hingen Poster der Red Stars, dem in der zweiten Liga spielenden Fußballteam. Das im Norden von Paris gelegene La Courneuve war nicht weit vom Flughafen Charles de Gaulle entfernt. Deshalb waren sie jedoch nicht hier.

Ben zeigte auf einen grellroten Audi, der auf der anderen Straßenseite stand. »Wie wär's mit dem?«

Anna schüttelte den Kopf. »Zu auffällig. Wir finden was Besseres.« Ein paar Minuten später sahen sie einen blauen Renault. Die Scheinwerfer waren verdreckt, und innen lagen gelbe Fast-Food-Packungen und Pappbecher auf dem Boden.

Anna machte sich mit ihrem Handpick an die Arbeit und hatte keine Minute später die Tür geöffnet. Sie rutschte auf den Beifahrersitz, und Ben klemmte sich hinter das Lenkrad. Die Zündung zu manipulieren, dauerte etwas länger, aber schließlich sprang der Motor an.

Zehn Minuten später fuhren sie auf der A1 in Richtung Flughafen Lille-Lesquins im Departement Nord-Pasde-Calais. Ben hielt sich genau an die Geschwindigkeitsbegrenzung. Eine mehrstündige Fahrt in einem gestohlenen Wagen war natürlich ein Risiko. Aber ein kalkulierbares: Da Autodiebstahl in La Courneuve keine Seltenheit war, würde sich der Elan der Polizei in Grenzen halten. Möglicherweise wären sie hinter den üblichen Verdächtigen im Viertel her, aber die für die großen Überlandstraßen zuständige *Police Nationale* würde wahrscheinlich nie davon erfahren.

Während der ersten halben Stunde sagte keiner ein Wort.

Beide hingen ihren Gedanken nach.

Schließlich brach Anna das Schweigen. »Ich will einfach nicht glauben, dass das alles stimmt, was Chardin uns da aufgetischt hat. Jemand erzählt dir, dass praktisch alles falsch ist, was du über jüngere Geschichte weißt. Das kann doch einfach nicht wahr sein oder?« Sie starrte geradeaus auf die Straße. Annas Stimme klang so, wie Ben sich fühlte: müde und ausgepumpt.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Ben. »Seit der Geschichte am Bahnhofplatz in Zürich begreife ich gar nichts mehr.« Ben stemmte sich gegen das Gefühl der Leere. Das Hoch nach der geglückten Flucht aus Chardins Wohnung hatte sich längst wieder verflüchtigt.

»Vor ein paar Tagen hatte ich es noch mit einer stinknormalen Morduntersuchung zu tun. Und jetzt puzzle ich an der Frage rum, ob man die Geschichte der Welt umschreiben muss. Unglaublich.«

»Apropos Morduntersuchung«, sagte Ben, den plötzlich eine dunkle Ahnung befiel. »Sie haben gesagt, dass Ihr Job mit dem Fall Mailhot angefangen hat. Der Kerl hat für Charles Highsmith gearbeitet, einem der Gründer von Sigma. Der nächste war Marcel Prosperi, der selbst zu den Gründungsvätern gehörte. Das Gleiche gilt für Rossignol.«

»Drei Punkte definieren eine Ebene«, sagte Anna. »Geometrie, Highschool.«

Plötzlich machte es ›klick‹ bei Ben. »Als Sie losgeflogen sind, um mit Rossignol sprechen, da hat er noch gelebt. Aber als Sie dann in seinem Haus waren, da war er schon tot, richtig?«

»Ja, stimmt, aber...«

»Wer hat Sie mit dieser Aufgabe betraut?«

Sie zögerte. »Alan Bartlett.«

»Und als Sie Rossignol in Zürich aufgespürt hatten, haben Sie

ihm Bericht erstattet, richtig?«

»Sofort«, sagte Anna.

Ben bekam einen trockenen Mund. »Natürlich haben Sie ihm Bericht erstattet. Das war ja auch der Grund, warum er Sie nach Zürich geschickt hat.«

»Was reden Sie da überhaupt?« Sie schaute ihn neugierig an.

»Kapieren Sie nicht, Anna? Sie waren sein Werkzeug. Er hat Sie benutzt.«

»Aber wie?«

Vor Bens geistigem Auge lief der Film der Ereignisse ab. »Das ist doch ganz simpel, verdammt. Alan Bartlett hat Sie abgerichtet wie einen Bluthund. Er hat Ihnen erst was zum Schnuppern unter die Nase gehalten. Da er Ihre Arbeitsweise kannte, wusste er genau, wonach Sie als Nächstes verlangen würden.«

»Nach der Liste«, sagte Anna mit tonloser Stimme. »Dieser Hurensohn. Er hat Theater gespielt. Er hat sich geziert und genau gewusst, dass das meine Entschlossenheit nur steigern würde. Und der getürkte Mordversuch in Halifax, mit dem Auto. Er hat darauf spekuliert, dass mich das erst recht heiß machen würde.«

»Sie haben also eine Liste mit Namen von Personen, die alle mit Sigma in Verbindung stehen. Aber nicht irgendwelche Personen, sondern nur solche, die sich versteckt halten. Solche, die Sigma sucht, aber nicht aufspüren kann - zumindest nicht, ohne die Gesuchten aufzuschrecken. Sigma hat es also nicht geschafft, an diese Personen heranzukommen. Andernfalls wären sie auch schon tot.«

»Weil alle auf der Liste zu den *angeli rebelli* gehörten«, sagte Anna. »Zu den Abweichlern, denen man das Vertrauen entzogen hat.«

»Chardin hat uns erzählt, dass Sigma momentan eine heikle

Übergangsphase durchmacht. Eine Phase, in der die Organisation extrem verwundbar ist und deshalb ihre Gegner unter allen Umständen ausschalten muss. Sie konnten Rossignol nur deshalb auf die Spur kommen, Anna, weil Sie mit offenen Karten gespielt haben. Weil Sie ihn wirklich retten wollten und weil Ihre Absichten bis ins kleinste Detail nachprüfbar waren. Nur dass Sie und Ihre Vorgehensweise praktisch vorprogrammiert waren.«

»Um für Sigma die *angeli rebelli* aufzuspüren«, sagte Anna mit zunehmend lauter werdender Stimme. »Nur deshalb hat Bartlett mir diesen Job gegeben.« Sie schlug mit der Faust auf das Armaturenbrett.

»Bartlett hat Sie als Spürhund eingesetzt und dann die Aufgespürten umbringen lassen. Bartlett arbeitet für Sigma.« Langsam nahm das Bild Gestalt an, und es tat ihm weh, Anna so zusetzen zu müssen.

»Genau wie ich!« Anna schrie jetzt fast. »Genau wie ich. O mein Gott.«

»Es ist nicht Ihre Schuld«, sagte Ben. »Man hat Sie benutzt. Sie waren ein Bauer auf ihrem Schachbrett. Und als Sie unbequem wurden, wollte Bartlett Sie von dem Fall abziehen. Sie hatten ihnen Rossignol geliefert und wurden jetzt nicht mehr gebraucht.«

»O mein Gott«, stöhnte Anna.

»Es ist natürlich nur eine Vermutung«, sagte Ben, obwohl er sich ziemlich sicher war.

»Eine Vermutung, die verdammt logisch klingt.«

Ben sagte nichts darauf. Das Verlangen nach einer Wirklichkeit, die den Regeln der Logik folgte, mutete in ihrer Lage ziemlich exotisch an. Chardins Worte gingen ihm durch den Kopf. Ihre Bedeutung war so schrecklich wie der Anblick von Chardins Gesicht. *Es war ein kompliziertes Räderwerk... Organe von Sigma... unsichtbar... Jede Einzelheit war lange vor*

der Umsetzung von uns entworfen... Niemand ist je auf den Gedanken gekommen, dass der Westen von einem geheimen Konsortium beherrscht wurde... unvorstellbar... dann wäre ja über die Hälfte der Welt nur die Filiale eines einzigen Megakonzerns. Sigma.

Wieder schwiegen beide.

Nach zehn Minuten meinte Ben: »Wir müssen uns eine genaue Route zurechtlegen.«

Anna nahm sich noch einmal den Artikel in der *Herald Tribune* vor. »›Der Verdächtige soll bei seinen Reisen die Namen Robert Simon und John Freedman benutzt haben.‹ Die beiden Namen können wir also schon mal vergessen.«

Moment mal!, dachte Ben. Hatte Liesl ihm nicht erzählt, dass Peter seine Kreditkartenkonten über ihren absolut vertrauenswürdigen Cousin zweiten Grades abgewickelt hatte? »Deschner«, sagte Ben. »Sie müssen irgendwie an ihn rangekommen sein.« Dann, nach einer kurzen Pause. »Ich frage mich, warum in dem Artikel die Decknamen erwähnt werden, aber nicht mein richtiger Name.«

»Aus deren Sicht ist es schlauer so«, sagte Anna. »Sie wussten, dass Sie nicht unter Ihrem richtigen Namen unterwegs sind. Ihr richtiger Name hätte die Sache nur komplizierter gemacht. Irgendeine Highschool-Lehrerin von Ihnen hätte beteuert, dass der liebe Benny zu so was nie fähig wäre. Außerdem hätten die Schweizer Untersuchungsergebnisse der Schmauchspuren Sie entlastet. Bei der Schweizer Polizei laufen Sie unter Benjamin Hartman. Eine Fahndung hält man so einfach wie möglich.«

In der Nähe der Stadt Croisilles hielten sie an einem Motel, einem dieser langen eingeschossigen Betonkästen, die überall auf der Welt gleich hässlich sind.

»Nur eine Nacht«, sagte Ben und zählte das Geld auf den Tresen.

»Ihr Pässe bitte«, sagte der junge Angestellte mit reglosem Gesicht.

»Die sind im Gepäck«, sagte Ben freundlich lächelnd. »Ich bring Sie Ihnen dann vorbei.«

»Nur eine Nacht?«

»Na ja, das ist doch schon was«, sagte Ben und warf Anna einen übertrieben lüsternen Blick zu. »Wir sind auf Hochzeitsreise in Frankreich.«

Anna legte ihm den Kopf an die Schulter. »Frankreich ist ein so wunderschönes Land«, sagte sie. »Und so kultiviert. Ich bin ganz hingerissen.«

»Auf Hochzeitsreise, so so«, sagte der Angestellte. Zum ersten Mal erschien ein Lächeln auf seinen Lippen.

»Entschuldigung, aber wir haben es ziemlich eilig«, sagte Ben. »Wir sind stundenlang gefahren und brauchen dringend ein kleines Päuschen.« Er zwinkerte dem jungen Burschen zu.

Der Angestellte gab ihm den Schlüssel, der an einer golfballgroßen Gummikugel hing. »Das Zimmer ganz am Ende des Gangs. Nummer 125. Wenn Sie irgendwas brauchen, Anruf genügt.«

Das Zimmer war spartanisch eingerichtet. Der blassgrüne, gesprenkelte Teppichboden roch leicht angeschimmelt. Selbst das aufdringliche Kirscharoma aus dem Duftspender kam nicht dagegen an.

Sobald die Tür hinter ihnen ins Schloss gefallen war, verteilten sie den Inhalt von Oscars ›I love-Paris‹ -Tüte sowie die anderen Einkäufe des Tages auf dem Bett. Anna nahm ihren neuen EU-Pass unter die Lupe. Es war zwar ihr Gesicht auf dem Passfoto, aber es war digital verändert worden. Um sich an den noch fremden Klang zu gewöhnen, sagte Anna mehrmals laut ihren neuen Namen.

»Ist mir ein Rätsel, wie das funktionieren soll«, sagte Ben.

»Wie Oscar gesagt hat. Sie kontrollieren erst, ob du in ihr Raster passt, bevor sie dich überhaupt richtig anschauen. Das nennt man Profiling. Wenn du nicht in das Raster passt, das sie von ihrem Verdächtigen haben, dann hast du es schon geschafft.« Anna probierte vor dem Spiegel vorsichtig den neuen Lippenstift aus. Sie wischte sich mehrmals die Lippen ab, bevor sie mit dem Ergebnis zufrieden war.

Währenddessen massierte sich Ben im Bad sirupartiges schäumendes Haarfärbemittel ins Haar. Es roch nach Teer und Ammoniak. Laut Gebrauchsanweisung musste er es zwanzig Minuten einwirken lassen, bevor er den Kopf unter die Dusche stecken konnte. Die Gebrauchsanweisung warnte ausdrücklich davor, das Mittel auf die Augenbrauen aufzutragen, weil die starken Chemikalien zur Erblindung führen könnten. Ben nahm das Risiko in Kauf. Mit einem Baumwolltupfer trug er die zähflüssige Farbe auf, wobei er das jeweilige Auge mit Klopapier bedeckte.

Die zwanzig Minuten kamen ihm vor wie zwei Stunden. Schließlich stieg er unter die Dusche, öffnete die Augen aber erst, als er ganz sicher war, dass auch der letzte Rest Peroxid im Abfluss gelandet war.

Er trat vor den Spiegel und begutachtete seinen - wie er fand - ganz akzeptablen Blondschopf.

»Darf ich vorstellen - Mister David Paine«, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Zu lang.« Sie hielt ihm den elektrischen Haarschneider unter die Nase. »Genau dafür hab ich das Ding hier gekauft.«

Zehn Minuten später waren seine Locken Geschichte, und sein Kopf passte zu der Uniform, die ihm Oscar Peyaud besorgt hatte. Mit dem blonden Bürstenhaarschnitt, den passenden Abzeichen und Schulterstücken sowie den speziellen Streifen für Überseesoldaten an der grünen Uniformjacke sah er aus wie ein Offizier der US-Army. Das war zwar keine unauffällige Art

zu reisen, aber manchmal sorgte die richtige Art von Auffälligkeit für die nötige Ablenkung, die einem das Leben retten konnte.

»Also los, wir haben keine Zeit zu verlieren«, sagte Anna. »Je schneller wir aus dem Land kommen, desto besser. Die Zeit ist auf ihrer Seite, nicht auf unserer.«

Sie rafften ihre Sachen zusammen, verließen das Zimmer und gingen auf den Parkplatz.

Annas Kleidersack und Oscars weiße Plastiktüte warfen sie auf den Rücksitz. In der Tüte befanden sich die leere Haarfärbemittelflasche und der restliche Kosmetikabfall. Sie hatten nichts im Zimmer zurückgelassen, jede Kleinigkeit konnte sie verraten.

»Das ist unsere allerletzte Chance«, sagte Anna, während sie auf der Autobahn weiter Richtung Norden fuhren. »Strasser war einer der Gründer von Sigma. Wir müssen ihn finden.«

»Falls er überhaupt noch lebt.«

»Haben Sie irgendwelche Hinweise in Sonnenfelds Akte gefunden?«

»Nein«, sagte Ben. »Sonnenfeld glaubt, dass Strasser schon vor Jahren gestorben sein könnte.«

»Vielleicht aber auch nicht.«

»Sie sind ein unverbesserlicher Optimist. Was ist, wenn die Polizei in Buenos Aires uns gleich aus dem Verkehr zieht?«

»Ach was, wenn da Nazis schon seit Jahrzehnten frei rumlaufen, dann werden die sich gerade um uns kümmern. Die örtliche Polizei macht mir die geringsten Sorgen.«

»Was ist mit Interpol?«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Die könnten uns helfen, Strasser zu finden.«

»Sind Sie wahnsinnig? Die haben sicher Ihren Namen auf der Fahndungsliste.«

»Wenn Sie wüssten, wie schlampig die Interpol-Leute in Buenos Aires arbeiten. Kein Mensch kontrolliert da Ausweise. Man nennt seinen Namen, und damit hat sich's. Nicht gerade die professionellste Niederlassung. Haben Sie eine bessere Idee?«

»Sonnenfeld hat gemeint, dass vielleicht Gerhard Lenz' Witwe noch lebt«, erwiderte Ben nachdenklich. »Könnte Sie uns nicht weiterhelfen?«

»Möglich ist alles.«

»Apropos«, sagte Ben »glauben Sie wirklich, dass wir unbemerkt aus Frankreich rauskommen?«

»Sicher. Natürlich gibt's keine Transatlantikflüge von dem Flughafen. Dafür ist er zu klein. Aber Flüge in die Hauptstädte Europas müsste man eigentlich buchen können. Die suchen nach einem Paar, also fliegen wir besser getrennt.«

»Einverstanden«, sagte er. »Dann fliege ich über Madrid. Und Sie über Amsterdam?«

Anna nickte. Sie schwiegen wieder, doch zum ersten Mal herrschte nicht die übliche Spannung zwischen ihnen. Ab und zu warf Ben ihr einen verstohlenen Blick zu. Trotz allem, was sie heute durchgemacht hatten, sah sie fantastisch aus. Einmal trafen sich ihre Blicke. Anna entschärfte die Situation mit einem linkischen Grinsen.

»Tut mir Leid, aber ich muss mich noch an Ihr martialisch-germanisches Aussehen gewöhnen«, sagte sie.

Wenig später zog sie ihr Handy aus der Tasche und wählte eine Nummer. David Denneens Stimme hatte den blechernen, künstlich klaren Klang eines abhörsicheren Telefons. »Anna!«, sagte er. »Alles in Ordnung?«

»Alles klar. David, hör zu! Ich brauche unbedingt deine Hilfe. Außer dir kann ich niemandem mehr trauen.«

»Schieß los.«

»Ich brauche alles, was du über einen Josef Strasser

auftreiben kannst. Das war der Mentor von Josef Mengele.«

»Ich werde sehen, was ich tun kann«, sagte Denneen zögernd. Er schien etwas verwirrt zu sein. »Wo soll ich das Material hinschicken?«

»B A.«

Denneen kannte das Kürzel für Buenos Aires. »Aber wohl kaum an die dortige Botschaft, oder?«

»Postlagernd an American Express«, sagte Anna und nannte ihm einen Namen.

»Gute Idee. Besser, man fällt nicht auf da unten.«

»Kannst du laut sagen. Und was köchelt an der Heimatfront?«

»Einiges. Großartiges Land mit großartigen Menschen. Allerdings haben manche ein ziemlich langes Gedächtnis. Ich mache mich dann gleich an die Arbeit. Gib gut auf dich Acht, Anna.« Denneen legte auf.

*

Das Hauptbüro der Grenzpolizei am Flughafen von Lille-Lesquin war ein trister fensterloser Raum, dessen niedrige Decke man mit Schallschutzplatten getäfelt hatte. An einer Wand war ein großer weißer Bildschirm montiert, an einer anderen hingen unter einer weißen Tafel mit der schwarzen Aufschrift *Défense de Fumer* Farbfotos von international gesuchten Verbrechern. Neun Beamte der Zoll- und Einwanderungsbehörde saßen auf beigen Metall- und Plastikklappstühlen und lauschten ihrem Vorgesetzten, dem Sicherheitschef Bruno Pagnol, der neue Direktiven für den Nachmittag ausgab. Marc Sully, einer der Beamten, versuchte sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr er sich langweilte. Der Job ödete ihn an, aber er war auf ihn angewiesen.

Pagnol erinnerte seine Männer an die sieben jungen Türkinnen, die sie erst letzte Woche geschnappt hatten. Sie

waren aus Berlin gekommen und hatten die illegale Fracht in ihren Mägen transportiert: Kondome prallvoll mit China White. Zwar hatte bei dem Fang auch das Glück seine Hand im Spiel gehabt, aber das Hauptverdienst gebühre Jean-Daniel Roux, dessen Aufmerksamkeit ausschlaggebend gewesen sei. Roux wollte sich die Genugtuung über das Lob nicht anmerken lassen und reagierte nur mit einem knappen Nicken. Roux war aufgefallen, dass eine der Frauen offensichtlich etwas benebelt war. Wie sich später herausstellte, hatte eines der Kondome geleckt, und die Frau wäre fast an einer Überdosis gestorben. Im Krankenhaus waren fünfzehn doppelt in Latex eingewickelte Bällchen zum Vorschein gekommen. Jedes war mit einem Stück Angelschnur zugebunden worden und enthielt mehrere Gramm reinsten Heroins.

»Wie hat man die Kondome aus ihr rausbekommen?«, fragte einer der Beamten.

Marc Sully, der in der letzten Reihe saß, ließ hörbar einen fahren und sagte: »Analextraktion.«

Die anderen lachten.

Der rotgesichtige Pagnol runzelte die Stirn. Für ihn war das kein Spaß. »Die Frau ist fast gestorben. Die war völlig verzweifelt, wie die anderen auch. Was glauben Sie, wie viel man ihr für den Job bezahlt hat? Tausend Francs. Und für die paar lumpigen Kröten wäre sie fast draufgegangen. Und jetzt wandert sie wahrscheinlich für ziemlich lange in den Knast. Diese Frauen sind wie wandelnde Koffer. Verstecken die Drogen in ihrer eigenen Scheiße. Es ist unser Job, das Zeug an der Grenze abzufangen. Oder wollen Sie, dass Ihre eigenen Kinder daran verrecken? Oder dass dadurch irgendein fettärschiges Schlitzauge stinkreich wird? Die glauben, dass sie mit ihrem Dreck einfach so in unser Land spazieren können. Zeigen wir diesen Schweinen, dass das bei uns nicht läuft.«

Marc Sully war jetzt vier Jahre bei der *police aux frontières*

und hatte schon Hunderte solcher Reden über sich ergehen lassen. Jedes Jahr wurde Pagnols Gesicht etwas feister, wurde ihm der Kragen etwas enger. Nicht dass er selbst als Vorbild dienen könnte. Er hatte ebenfalls immer ein bisschen zu viel auf den Rippen. Was ihn allerdings nicht weiter kümmerte. Außerdem biss er sich immer die Nägel bis aufs Fleisch ab, und auch das war ihm inzwischen egal. Der Boss hatte ihm mal vorgeworfen, dass er ziemlich ›verschlampt‹ aussehe. Als Marc ihn gefragt hatte, was er damit meine, hatte er nur mit den Schultern gezuckt. Auf jeden Fall würde man mit ihm sicher keine Werbekampagne starten.

Marc wusste, dass er bei einigen seiner jüngeren Kollegen nicht gerade beliebt war. Und zwar bei denen, die jeden Tag badeten, weil sie nicht wie menschliche Wesen, sondern wie zweibeinige Deoroller riechen wollten. Sie stolzierten mit ihren frisch schampoonierten Haaren grinsend zwischen den hübscheren der weiblichen Passagiere herum und glaubten, sie könnten einen Aufriss machen. Marc hielt sie allesamt für Idioten. Der Job war eine Sackgasse. Wenn sich die Frauen nackt ausziehen mussten, konnte man vielleicht mal dran schnuppern, vor allem wenn man auf Dritte-Welt-Pussis stand, aber fürs heimische Bettchen gab es da nie was abzuschleppen.

»Und jetzt noch zwei Anweisungen frisch von der DCPAF.« Die *Direction Centrale de la Police aux frontières* war die übergeordnete nationale Behörde, von der sie ihre Weisungen erhielten. Pagnol drückte ein paar Knöpfe und projizierte direkt von seinem Computer aus zwei Fotos auf den Bildschirm an der Wand. »Höchste Priorität. Amerikanerin mexikanischer Abstammung. Profi. Wenn Sie ihr über den Weg laufen, seien Sie äußerst vorsichtig. Genau so, als wenn Ihnen einen Skorpion übers Gesicht laufen würde. Okay?«

Zustimmendes Gemurmel.

Sully betrachtete das Foto. Der würde er gern mal sein Baguette zeigen.

»Und dann das andere Früchtchen«, sagte Pagnol. »Männlich, weiß, etwa Mitte dreißig. Gelocktes braunes Haar. Grüne oder braune Augen. Größe etwa einsfünfundsiebzig. Möglicherweise Serienmörder. Wahrscheinlich auch Amerikaner. Sehr gefährlich. Will wahrscheinlich das Land verlassen. Sie bekommen zwar später noch Steckbriefe, aber schauen Sie sich die beiden schon mal genau an. Wenn sich herausstellen sollte, dass die hier in Lille-Lesquin durchs Netz geschlüpft sind, dann könnte das nicht nur mich den Job kosten. Alles klar?«

Sully und alle anderen nickten. Es stank Sully gewaltig, dass dieser Affenschwanz von Roux immer noch von seinem Dusel mit der Gastarbeiterschlampe profitierte. Aber wer weiß? Vielleicht war ja heute Sullys Tag. Er sah sich noch mal die beiden Fotos an.

*

Ben ließ Anna an einer Haltestelle für den Flughafenbus aussteigen und stellte dann den blauen Renault auf dem Langzeitparkplatz des *Aeroport Lille-Lesquin* ab. Sie würden die Abflughalle getrennt betreten und verschiedene Flüge nehmen.

Ausgemacht war, dass sie sich in etwa zwölf Stunden in Buenos Aires treffen würden.

Wenn nichts dazwischenkam.

Als Anna den amerikanischen Offizier mit dem blonden Kurzhaarschnitt in die Halle gehen sah, war sie davon überzeugt, dass er es schaffen würde. Im Hinblick auf sich selbst fühlte sie sich trotz der starken Worte, mit denen sie Ben Mut gemacht hatte, keineswegs so sicher. Ihr Haar war weder anders frisiert noch gefärbt. Sie trug es glatt nach hinten gekämmt, und sie hatte ihre Garderobe und ihr Makeup verändert. Was ihre Tarnung wirklich ausmachte, war also nur eine Kleinigkeit. Die Angst schlug ihr auf den Magen, und da sie wusste, dass nichts sie schneller verraten würde, als wenn man ihr diese Angst

anmerkte, wurde die Angst noch größer. Sie musste sich auf etwas konzentrieren.

Ihre normalerweise übertriebene Zuvorkommenheit gegenüber ihren Mitmenschen könnte ihr jetzt ganz entschieden schaden Bevor sie den Flughafen betrat, musste sie jede Spur von Angst und Nervosität vertreiben. Sie stellte sich vor, wie sie über eine Bermudagraswiese voller Löwenzahn spazierte. Sie stellte sich vor, wie ein treuer und starker Mann ihre Hand hielt. Dieser Mann hätte irgendwer sein können, schließlich war es ja nur eine mentale Übung - aber der Mann, den sie vor sich sah, war Ben.

*

Von seinem Posten aus nahm Sully jeden Passagier, der die Abflughalle betrat, genau unter die Lupe. Er achtete auf Passagiere, die nervös waren oder fahrige Bewegungen machten; auf Passagiere mit zu wenigen oder zu vielen Gepäckstücken; auf Passagiere, auf die die Beschreibung der DCPAF zutraf.

Der dritte Mann in der Schlange erregte seine Aufmerksamkeit. Er hatte ungefähr die Größe, hatte braunes gelocktes Haar und klimperte nervös mit dem Kleingeld in seiner Hosentasche. Nach seinem Anzug zu urteilen, war er Amerikaner. Vielleicht hatte er ja allen Grund zur Nervosität.

Er wartete, bis der Mann dem Sicherheitsoffizier der Fluglinie Ticket und Pass zeigte, und trat dann vor.

»Dürfte ich Ihnen ein paar Fragen stellen, Sir?«, sagte Sully und ließ den Mann dabei keine Sekunde aus den Augen.

»Klar«, sagte der Mann. »Schießen Sie los.«

»Würden Sie bitte kurz mitkommen«, sagte Sully und ging mit ihm ein paar Meter bis zu einem Ticketschalter. »Was war der Grund Ihres Aufenthalts in Frankreich?«

»Ich war auf einem Medizinerkongress.«

»Sie sind Arzt?«

Ein Seufzer. »Nein, Pharma-Vertreter.« •

»Aha, Drogenhändler also«, sagte Sully lächelnd. Trotzdem blieb er auf der Hut.

»Wenn Sie so wollen«, entgegnete der Mann genervt. Er verzog das Gesicht, als stiege ihm ein übler Geruch in die Nase.

Amerikaner und ihr Hygienewahn. Sully schaute sich den Mann noch mal genau an. Das gleiche kantige Gesicht, eckiges Kinn, gelockte Haare. Aber dennoch passten die Gesichtzüge nicht ganz zu der Beschreibung. Außerdem verriet die Stimme keinerlei Anzeichen von Stress. Sully merkte, dass er seine Zeit verschwendete.

»Vielen Dank«, sagte Sully. »Gute Reise.«

Sully ging zurück zur Schlange am Eincheckschalter. Sein Blick fiel auf eine blonde Frau mit dunkler Hautfarbe. Das Haar könnte gefärbt sein. Die anderen Merkmale stimmten. Er trat auf sie zu.

»Dürfte ich bitte Ihren Pass sehen, Madame«, sagte er.

Die Frau schaute ihn verständnislos an.

»Votre passeport, s'il vous plâit, madame.«

»Bien sûr. Vous me croyez être anglaise? Je suis italienne, mais tous mes amis pensent que je suis allemande ou anglaise ou n'importe quoi.«

Laut Pass wohnte sie in Mailand. Sully hielt es für unwahrscheinlich, dass eine Amerikanerin in der Lage wäre, französisch mit einem derart grauenhaft italienischen Akzent zu sprechen.

Alle anderen Personen in der Schlange sahen nicht gerade viel versprechend aus. Vor der blonden Italienerin stand eine Inderin mit zwei heulenden Kindern. Wenn es nach Sully ging, konnten die gar nicht schnell genug aus dem Land verschwinden. Diese

gottverdammten Curryfresser würden noch dafür sorgen, dass das Nationalgericht bald Chicken Vindaloo hieß. Die Moslems waren natürlich noch schlimmer, aber die Inder mit ihren unaussprechlichen Namen reichten ihm schon. Als er sich letztes Jahr den Arm ausgekugelt hatte, war der indische Arzt in der Klinik doch glatt so unverschämt gewesen, ihm kein richtig starkes Schmerzmittel zu geben. Als ob er die Schmerzen mit irgendeinem Fakir-Selbsthypnose-Scheiß hätte betäuben können. Wenn ihm der Arm nicht halb aus dem Gelenk gehangen wäre, hätte er dem Kaffer ein Ding verpasst.

Sully sah sich gelangweilt den Pass der Frau an und winkte sie und ihre flennende Brut durch. Die Inderschlampe roch auch noch nach Safran.

Ein junger Russe mit Akne. Deutsch klingender Nachname. Wahrscheinlich Jude. Möglicherweise Mafia. Na ja, brauchte ihn heute nicht zu kümmern.

Ein waschechter Franzose mit Gattin auf Urlaubsreise.

Noch so eine verdammte Indertussi im Sari. Vorname Gayatri plus irgendein Kauderwelschnachname. Currygestank.

Keiner der anderen passte auf die Beschreibung: zu alt, zu fett zu jung, zu klein.

Scheiße. War vielleicht doch nicht sein Tag.

*

Anna machte es sich auf ihrem Platz in der Touristenklasse bequem, zupfte sich den Sari zurecht und übte im Geist ihren neuen Namen: Gayatri Chandragupta. Wäre ziemlich unangenehm, wenn sie ihren eigenen Namen nicht aussprechen könnte. Sie hatte ihr langes schwarzes Haar straff zurückgekämmt, und als sie ihr Spiegelbild im Fenster sah, hätte sie sich fast selbst nicht erkannt.

34. KAPITEL

Buenos Aires

Anna schaute ängstlich durch das Spiegelglasfenster der American-Express-Niederlassung nach draußen. Die Sonne brannte erbarmungslos auf die ruhige, von Bäumen umstandene Plaza Libertador General San Martin. Im Zentrum des Parks, auf dem man früher Stierkämpfe und Sklavenmärkte abgehalten hatte, stand eine bronzene Reiterstatue des Generals. Im Innern des Büros sorgte die Klimaanlage für angenehme Kühle.

»Señorita Acampo?«

Sie drehte sich um und sah einen schlanken jungen Mann auf sich zukommen. Er trug einen eng anliegenden blauen Blazer und eine modische Brille mit klobigem schwarzem Gestell. »Es tut mir sehr Leid, Señorita, aber wir können das Päckchen nicht finden.«

»Ich verstehe nicht ganz«, sagte Anna. »Haben Sie einen Beleg darüber, ob es bei Ihnen eingegangen ist?«

»Ja, es müsste eigentlich da sein. Aber es ist verschwunden.«

Es war zum Verrücktwerden. Trotzdem war es ein kleiner Fortschritt. Der andere Angestellte hatte noch rundweg abgestritten, dass überhaupt ein Paket für sie gekommen sei.

»Was soll das heißen? Dass Sie es verschlampt haben?«

Nervös zuckte der Mann mit den Schultern. »Laut unserem Computer ist es gestern, aus Washington, D. C., kommend, hier eingegangen. Was dann damit passiert ist, kann ich nicht sagen. Wenn Sie dieses Formular ausfüllen würden, dann können wir sofort mit den Nachforschungen beginnen. Falls es unauffindbar bleiben sollte, werden wir Ihnen den Wert natürlich vollständig erstatten.«

Verdammt! Sie hatte das ungute Gefühl, dass das Päckchen nicht verloren gegangen war, sondern dass man es gestohlen hatte. Aber wer hatte es gestohlen? Und warum? Wer konnte über den Inhalt Bescheid wissen? Hatte Denneen sie fallen gelassen? Das konnte sie nicht glauben. Vielleicht hatte man heimlich sein Telefon angezapft. Es gab zahllose mögliche Erklärungen, die aber alle an einer Tatsache nichts änderten: Falls man das Päckchen gestohlen hatte, dann wusste der Täter, wer sie war und warum sie hier war.

Das Büro von Interpol Argentinien befand sich im Präsidium der *Policía Federal Argentina* in der Calle Suipacha. Interpols *Jefe Sección Operaciónes* in Buenos Aires hieß Miguel Antonio Peralta. Auf dem Türschild stand *Subcomisario Departamento Interpol.* Er war ein stämmiger Mann mit einem großen runden Kopf und einem Rundrücken. Die wenigen schwarzen Haarsträhnen, die auf seinem kahlen Schädel klebten, brachte seine Glatze erst richtig zur Geltung.

Das holzgetäfelte Büro war voll gestopft mit Würdigungen seiner Arbeit für Interpol. Die Wände waren mit Tafeln und Erinnerungsplaketten von dankbaren Polizeieinheiten aus der ganzen Welt bepflastert. Dazwischen hingen Kruzifixe, Urkunden und Heiligenbilder. Besonders ins Auge fielen eine gerahmte Segnung seiner Familie durch den Papst höchstpersönlich und eine sepiafarbene Fotografie in antikem Silberrahmen, auf der sein Vater in Polizeiuniform zu sehen war.

Peraltas Eidechsenaugen lauerten scheinbar schläfrig hinter den Gläsern der runden Schildpattbrille. Ein Halfter samt Pistole lag auf der glänzenden leeren Tischplatte. Das Halfterleder schien zwar alt, war jedoch liebevoll gepflegt. Peralta war freundlich und von untadeliger Höflichkeit. »Wir sind natürlich immer bemüht, der Sache der Gerechtigkeit zu dienen«, sagte er.

»Wie Ihnen meine Assistentin schon dargelegt hat, stehen wir bei CBS gerade jetzt im knallharten Wettbewerb«, erklärte Anna. »Anscheinend werden die Leute von *Dateline* diesen Mann in Kürze aufspüren und der Öffentlichkeit präsentieren. Sollten sie die ersten sein, okay. Aber ich hätte keine Karriere gemacht, wenn ich immer klein beigegeben hätte. Der argentinische Produzent, mit dem ich hier zusammenarbeite, meint, dass wir uns die Story als Erste schnappen könnten, falls es uns gelingen würde, Sie zur Mithilfe zu bewegen.«

»Der Nationalsport in Argentinien ist Fußball. Bei Ihnen scheint das der Kampf der privaten TV-Sender zu sein.«

»Könnte man so sagen.« Anna bedachte ihn mit einem breiten Lächeln und schlug die Beine übereinander. »Ich mache meinen Kollegen von *Dateline* gar keinen Vorwurf. Sie tun ihre Arbeit. Aber wir wissen doch beide, dass der Tenor ihrer Story die ewig alte Leier sein wird. Das ach so hinterwäldlerische Argentinien, wo man als Krimineller so herrlich untertauchen kann. Sie können sich drauf verlassen: Die schlachten das auf die ganz billige Tour aus. Und genau das wollen wir nicht. Wir wollen die Sache anspruchsvoll und gewissenhaft angehen. Wir wollen unseren Zuschauern das neue Argentinien zeigen. Ein Land mit Menschen, die sich wie Sie für die Gerechtigkeit engagieren. Ein Land mit moderner Rechtsprechung und Achtung vor den Werten der Demokratie.« Wieder lächelte sie ihn an. »Selbstverständlich wären wir bereit, Ihre Bemühungen angemessen zu vergüten. Was sagen Sie dazu, Mr. Peralta?«

Peralta lächelte dünn. »Wenn Sie beweisen können, dass Josef Strasser in Buenos Aires lebt, brauchen Sie mir die Beweise nur vorzulegen.« Er breitete andeutungsweise beide Arme aus. »So einfach ist das.«

»Einer macht die Story, Mr. Peralta. Entweder wir oder die Konkurrenz.« Annas Lächeln war nicht mehr ganz so strahlend. »Es geht nur um das Wie. Wird es eine Geschichte über einen Ihrer Erfolge oder über eine Ihrer Niederlagen. Wollen Sie mir

etwa erzählen, Sie haben nie einen Hinweis erhalten, dass Strasser in Buenos Aires lebt?«

Peralta lehnte sich in seinem quietschenden Schreibtischstuhl zurück. »Miss Reyes«, sagte er im Tonfall eines Mannes, der zu einer köstlichen Klatschgeschichte anhebt. »Vor einigen Jahren ging in meinem Büro ein glaubhafter Hinweis von einer Frau ein, die in Belgrano lebte, einem der vornehmsten Vororte der Stadt. Sie hätte den SS Hauptsturmführer Alois Brunner gesehen, als er gerade ein Haus in ihrer Nachbarschaft verließ. Sofort ordnete ich an, das Haus rund um die Uhr zu überwachen. Die Frau hatte Recht gehabt, das Gesicht des Mannes stimmte mit unseren Fotos von Brunner überein. Wir haben uns den Gentleman vorgeknöpft, und er hielt uns seinen alten deutschen Pass vor die Nase - mit dem Dritte-Reich-Adler und dem großen J für Jude Der Mann hieß Katz.« Peralta richtete sich wieder auf. »Wie, werte Dame, würden Sie sich bei so einem Mann entschuldigen? Bei jemandem, der im KZ gesessen hat?«

»Ich kann verstehen, dass das eine furchtbar peinliche Situation war«, sagte Anna gleichmütig. »Aber unsere Informationen über Strasser sind stichhaltig. *Dateiine* filmt schon das Hintergrundmaterial. In diesem Moment, während wir hier sprechen. Das würden die sonst nie tun.«

»Dateline, sechzig Minutes, zwanzig-zwanzig - ich kenne diese Nachrichtenmagazine. Wenn Sie so überzeugt davon wären, dass Josef Strasser in Argentinien lebt, dann hätten sie ihn doch schon lange aus seinem Bau getrieben. Oder etwa nicht?« Er fixierte sie mit seinen Eidechsenaugen.

Sie konnte ihm die Wahrheit nicht sagen. Dass sie nämlich an Strassers Nazi-Vergangenheit überhaupt nicht interessiert war, sondern an seinen Aktivitäten in den Jahren nach Hitler, als er sich den selbst ernannten Architekten der Nachkriegszeit angeschlossen hatte. »Wo soll ich Ihrer Meinung nach mit meinen Nachforschungen beginnen?«

»Ich habe keinen Schimmer. Wenn wir etwas über einen Kriegsverbrecher in unserem Land wüssten, hätten wir ihn längst verhaftet. Ich kann Ihnen nur eins sagen: Es gibt keine mehr.« Er beugte sich vor, faltete die Hände und schaute sie an.

»Tatsächlich«, sagte Anna und tat so, als machte sie sich eine Notiz.

»Die Zeiten haben sich geändert. Die alten Zeiten, als ein Josef Mengele unbehelligt unter seinem richtigen Namen hier leben konnte, sind endgültig vorbei. Die Tage der Perón-Diktatur sind Vergangenheit. Argentinien ist eine Demokratie. Josef Schwammberger und Erich Priebke wurden ausgeliefert. Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wann wir das letzte Mal einen Nazi verhaftet haben.«

Anna kritzelte wieder etwas in ihren Block. »Existieren Unterlagen der Einwanderungsbehörde über Leute, die in den Vierzigern und Fünfzigern ins Land gekommen sind?«

Peralta runzelte die Stirn. »Vielleicht gibt's da noch was, kann sein. Karteikarten. Damals hat man das alles noch per Hand gemacht. Aber das ist alles ein halbes Jahrhundert her. Und unsere Küste ist Tausende von Kilometern lang. Wer weiß, wie viele Ruder- oder Fischerboote damals Leute ins Land gebracht haben, die dann auf den zahllosen Ranches untergetaucht sind? Das war unmöglich zu kontrollieren.«

Er breitete wieder die Arme aus. »1949 hat dann Perón eine Generalamnestie erlassen für alle Personen, die unter falschem Namen eingewandert sind. Selbst wenn Josef Strasser sich in Argentinien aufhält, ist es höchst unwahrscheinlich, dass es irgendwelche Unterlagen der Einwanderungsbehörden darüber gibt. Sie könnten runter nach Bariloche fahren und da Nachforschungen anstellen. Das ist ein Wintersportort. Die Deutschen lieben Bariloche. Erinnert sie an Bayern. Große Hoffnungen würde ich mir allerdings nicht machen. Tut mir Leid, dass ich Sie enttäuschen muss.«

Keine zwei Minuten, nachdem Anna Navarro das Büro von Miguel Antonio Peralta verlassen hatte, griff dieser zum Telefon: »Mauricio, ich hatte gerade hochinteressanten Besuch.«

Wien

In einem modernen Bürogebäude in Wien überwachte ein gelangweilter Mann, wie ein Trupp Handwerker die Gipsplattenwände, die einen Empfangsbereich und einen Konferenzraum abgeteilt hatten, abbauten und in den Lastenaufzug schoben. Es folgten ein Konferenztisch mit Resopalplatte, ein einfacher Schreibtisch aus Metall und diverse Büroeinrichtungsgegenstände - darunter ein Computer und die Attrappe einer Telefonanlage.

Der Mann trug eine Brille, war in mittleren Jahren und Amerikaner. Seit etwa zehn Jahren wurde er dafür engagiert, dass er überall auf der Welt eine Vielzahl von Dienstleistungen abwickelte, deren Sinn ihm völlig schleierhaft blieb. Er hatte seinen Chef noch nie getroffen und kannte auch seinen Namen nicht. Er wusste nur, dass der geheimnisumwitterte Kopf der Firma ein Geschäftspartner des Besitzers dieses Bürogebäudes war der wiederum den elften Stock mit Freuden an ihn vermietet hatte.

Der Mann kam sich vor, als schaue er beim Abbau einer Bühne zu. »Hey!«, rief er einem der Arbeiter zu. »Vergesst nicht die Hinweistafel unten in der Lobby. Das US-Wappen nehme ich selber mit. Kann man vielleicht noch mal brauchen.«

New York

Den früheren Außenminister Dr. Walter Reisinger erreichte der Anruf im Fond seiner Limousine, während diese durch die morgendliche Rushhour auf Manhattans East Side kroch.

Dr. Reisinger hasste das Telefon, was insofern unangenehm war, da er praktisch pausenlos telefonierte. Seine international tätige Beraterfirma - Reisinger Associates - hielt ihn mehr auf Trab als früher das Außenministerium.

Insgeheim hatte er befürchtet, nach dem Abschied aus dem Regierungsamt und der Fertigstellung seiner Memoiren nach und nach in der Bedeutungslosigkeit zu versinken. Er hatte befürchtet, als graue Eminenz behandelt zu werden, die man hin und wieder zu *Nightline* einlud und den die *New York Times* gelegentlich einen Gastkommentar schreiben ließ.

Stattdessen war er berühmter denn je. Und wesentlich wohlhabender. Er flog hektischer um den Globus als zu seinen besten Tagen der Shuttle-Diplomatie im Nahen Osten.

Er drückte auf den Knopf der Freisprecheinrichtung. »Ja?«

»Dr. Reisinger? Hier spricht Mr. Holland.«

»Schönen guten Morgen, Mr. Holland«, erwiderte Reisinger jovial. Die beiden Männer unterhielten sich kurz, dann sagte Reisinger: »Das dürfte nicht allzu schwierig sein. Ich habe in fast allen Regierungen der Welt gute Freunde. Der beste Weg wäre allerdings, sich direkt an Interpol zu wenden. Kennen Sie den Generalsekretär? Hochinteressanter Mann. Ich werde ihm Bescheid geben.«

Die österreichischen Alpen

Patient Achtzehn lag mit geschlossenen Augen in seinem Krankenhausbett. Am linken Arm hing ein Infusionsschlauch. Er zitterte, wie immer bei Beginn der Behandlung. Außerdem war ihm speiübel. In regelmäßigen Abständen würgte er Schleim in eine Spuckschale, die neben dem Bett auf einem Hocker stand. Eine Schwester und ein Techniker standen daneben und beobachteten ihn.

Dr. Löfquist, der schon seit sieben Jahren als Arzt in diesem

Krankenhaus arbeitete, betrat das Untersuchungszimmer und ging zu der Schwester. »Wie steht's mit dem Fieber?«, fragte er leise.

»Immer noch nicht gefallen«, entgegnete die Schwester mit angespannter Stimme.

»Und mit der Übelkeit?«

»Er übergibt sich regelmäßig.«

Dr. Löfquist wandte sich dem Bett zu und fragte laut: »Wie fühlen Sie sich?«

Patient Achtzehn stöhnte. »Meine Augen brennen wie Feuer.«

»Das ist nicht ungewöhnlich«, sagte Dr. Löfquist. »Ihr Körper wehrt sich. Ein ganz normaler Vorgang.«

Patient Achtzehn würgte, beugte sich über die Spuckschale und übergab sich. Die Schwester wischte ihm mit einem feuchten Waschlappen Mund und Kinn ab.

»Die erste Woche ist immer die schwierigste«, sagte Dr. Löfquist aufmunternd. »Sie halten sich prächtig.«

35. KAPITEL

Buenos Aires

In der vor Menschen wimmelnden Calle Defensa, gegenüber einem irritierend modernen Gebäude mit einer Filiale der *Banco de Galicia,* ragte die in italienischem Stil errichtete Basilika *Nuestra Señora de la Merced* in den Himmel. Die Granitfassade der Kirche war verrottet. Die Fliesen des schwarzweiß karierten, von einem schmiedeeisernen Zaun umfassten Vorplatzes waren verwaschen und teilweise aufgeplatzt. Eine Zigeunerin und ihre Kinder bettelten um Almosen.

Ben beobachtete die Frau, die auf den Stufen einer halb zerfallenen Säule saß. Sie trug Jeans, die schwarzen Haare waren zum Zopf zusammengebunden. Die Kinder krabbelten ihr über den Schoß und zwischen den Beinen herum. Weiter hinten hockte ein alter Mann auf einer Bank und döste vor sich hin. Er trug Jacke und Krawatte und stützte sich auf einen Stock. Der kahle Schädel war von der Sonne verbrannt.

Wie verabredet, trat Ben pünktlich um Viertel nach eins in die lehmfarbene Dunkelheit des Kirchenvorraums. Ein paar Sekunden dauerte es, dann hatten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Die Kirche machte einen schäbigen, vernachlässigten Eindruck. Hoch über ihm wölbte sich die romanische Decke. Der Boden war in wunderschönem Muster mit bunt glasierten Fliesen ausgelegt. Aus den Lautsprechern hallte der lateinische Singsang des Priesters, auf den die Gläubigen pflichtgemäß reagierten. Alle standen auf.

Ein Uhr mittags an einem Werktag, und trotzdem war die Kirche fast halb voll. Aber schließlich war Argentinien ein katholisches Land, dachte Ben. Ab und zu klingelte ein Handy. Er schaute sich in der Kirche um und sah rechts einen kleinen

Seitenaltar.

Ein paar Bankreihen waren um einen unter Glas stehenden Tabernakel gruppiert, in dem sich eine blutige Christusfigur befand. Die Inschrift lautete HUMILIDAD Y PACIENCIA. Links davon stand eine weitere Christusstatue, ohne Behältnis, mit der Inschrift SAGRADO CORAZON EN VOS CONFIO. Ben setzte sich in die erste Reihe und wartete - wie verabredet.

Ein Priester in vollem Ornat saß betend neben einer strohblonden jungen Frau, die Minirock und hochhackige Schuhe trug. Die Tür öffnete sich quietschend und fiel wieder zu. Kurz drang das Heulen eines Motorrads in die Kirche. Jedes Mal wandte Ben den Kopf und fragte sich, ob der Neuankömmling der war, mit dem er sich verabredet hatte. Ein Geschäftsmann mit Handy ging an ihm vorbei und wandte sich dem Altar zu. War er der Mann? Er berührte die Jesusfigur, schloss die Augen und betete. Der liturgische Singsang hob wieder an, und Ben wartete weiter.

Er hatte Angst, riss sich aber zusammen.

Vor ein paar Stunden hatte er eine Telefonnummer angerufen, die er in Sonnenfelds Akten gefunden hatte. Die Nummer war anscheinend früher die der Witwe Lenz gewesen.

Sie war es immer noch. Die Frau schien es nicht nötig zu haben, sich zu verstecken.

Abgehoben hatte allerdings ein Mann mit einer forschen, feindseligen Baritonstimme. Er sei ihr Sohn, hatte er gesagt. War er Jürgen Lenz' leiblicher Bruder? Oder ein Halbbruder?

Ben stellte sich als Michael Johnson vor. Er sei Nachlassanwalt in New York und habe in Buenos Aires eine riesige Hinterlassenschaft zu regeln. Nein, den Namen des Verstorbenen könne er nicht nennen. Er könne nur so viel sagen, dass einer Frau Vera Lenz eine ansehnliche Summe hinterlassen worden sei und dass er sie sprechen müsse.

Der Sohn hatte eine Zeit lang unschlüssig geschwiegen. Ben

hatte ihm noch einen kleinen, scheinbar unwichtigen Informationshappen hingeworfen, der dann den Ausschlag gab. »Ich komme gerade aus Österreich«, hatte er gesagt. Sonst nichts. Keinen Namen, nichts. Weniger war in diesem Fall mehr.

»Warum sollte ich Ihnen trauen, ich kenne Sie nicht«, hatte der Sohn schließlich gesagt.

»Ich Sie auch nicht«, hatte Ben trocken erwidert. »Wenn es Ihnen oder Ihrer Mutter im Moment nicht passt, dann...«

»Nein, nein«, hatte er hastig geantwortet. Sie könnten sich natürlich treffen. In einer bestimmten Kirche, an einem bestimmten Altar, auf einer bestimmten Bank.

Jetzt saß er hier mit dem Rücken zur Tür und drehte sich bei jedem Quietschen und jedem Motorengeräusch um.

Eine halbe Stunde verging.

Hatte man ihn reingelegt? Der Priester schaute ihn an und bot ihm wortlos ein paar Bienenwachskerzen an. »Nein, danke«, sagte Ben und drehte sich wieder zum Eingang um.

Eine Gruppe Touristen trat ein. Alle hatten Kameras um den Hals und den gleichen grünen Reiseführer in der Hand. Erneut wandte sich Ben Jesus in seinem Glasbehälter zu. Plötzlich beugte sich der Priester ganz nah zu ihm vor. Er war dunkelhäutig, groß und sicher schon über fünfzig, hatte schütteres Haar und sah sehr kräftig aus.

»Kommen Sie, Mr. Johnson.« Ein gedämpfter Bariton.

Ben stand auf und folgte dem Priester durch das Hauptschiff, dann rechts durch eine leere Bankreihe bis zu einem schmalen Gang, der parallel zum Hauptschiff an einer Steinwand entlangführte.

Sie standen jetzt in einer Nische vor einer kleinen, kaum erkennbaren Holztür. Der Priester öffnete sie, und sie betraten einen stockdunklen, nasskalten Raum. Der Priester riss ein Streichholz an, und das matte gelbe Licht ließ so etwas

Ähnliches wie einen Umkleideraum erkennen. An einer Hakenreihe hingen verschiedene geistliche Gewänder. Einige abgenutzte Holzstühle standen an der Wand.

Der Priester hatte eine Pistole auf ihn gerichtet.

Ben bekam es mit der Angst zu tun.

»Haben Sie eine Waffe bei sich?«, fragte der Priester in überraschend höflichem Tonfall. »Oder irgendwelches Elektronikspielzeug?«

Die Angst wich Zorn. »Nur mein Handy, falls Ihnen das gefährlich genug ist.«

»Dürfte ich es bitte haben? Sie bekommen es später zurück.«

Ben gab es ihm. Der Priester tastete mit der freien Hand Brust und Rücken von Bens Jacke ab. Dann die Achseln, die Taille, die Beine, die Fußknöchel. Schnell und gekonnt.

»Kann ich Ihren Pass oder einen anderen Ausweis sehen?«

Ben gab ihm seinen Michael-Johnson-Pass und eine Visitenkarte. Erst am Morgen hatte er sich in einem Copyshop an der Avenida de Julio 9 fünfzig Stück machen lassen. Eilauftrag, hatte extra gekostet. Eine Stunde später war er Michael Johnson gewesen, Sozius einer fiktiven Anwaltskanzlei in Manhattan.

Der Priester schaute sich Pass und Visitenkarte genau an.

Ben schaltete jetzt auf stocksauer. »Jetzt passen Sie mal auf... Ich hab keine Zeit für Ihren Quatsch. Und stecken Sie endlich das Ding da weg.«

Ohne ihn auch nur anzuschauen, deutete der Priester auf eine Tür und sagte: »Hier geht's lang.«

Dann öffnete er die Tür, und Ben blickte hinaus in einen winzigen Innenhof, wo in der blendenden Sonne ein Kastenwagen mit offener Schiebetür stand.

»Bitte.« Die Geste mit der Pistole war eindeutig: einsteigen!

»Tut mir Leid«, sagte Ben. Das sollte der Sohn der Witwe Lenz sein? Höchst unwahrscheinlich: Er hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit Jürgen, der ja zumindest sein Halbbruder sein musste. »Kommt gar nicht infrage.«

Der Priester schaute ihn zornig an. »Es steht Ihnen natürlich frei, wieder zu gehen. Wenn Sie mit meiner Mutter sprechen wollen, haben Sie allerdings keine andere Wahl.« Seine Stimme wurde versöhnlicher. »Sie müssen das verstehen. Dauernd tauchen irgendwelche Leute auf. Journalisten, Kopfgeldjäger, Verrückte, Mossad-Agenten. Man hat sie bedroht, man wollte einfach nicht glauben, dass ihr Mann schon tot ist. Alle dachten, dass er untergetaucht wäre. Wie Mengele. Ich lass jetzt keinen Fremden mehr zu ihr, bevor ich ihn nicht überprüft habe.«

»Sie sagen ›ihr Mann‹. Dann ist Lenz gar nicht Ihr Vater?«

»Mein Vater hat Lenz' Witwe geheiratet. Sie hat beide überlebt. Eine starke Frau. Ich kümmere mich um sie. Steigen Sie jetzt ein.«

Diese Chance durfte er nicht auslassen. Er war nicht um die halbe Welt geflogen, um jetzt zu kneifen. Vielleicht führte der rätselhafte Priester ihn näher an die Wahrheit heran. Er zögerte kurz, dann stieg er ein.

Mit einem dumpfen Knall fiel die Schiebetür ins Schloss. Die einzige Lichtquelle im Innern war ein trübes Licht am Wagendach. Der Laderaum des Kastenwagens war bis auf eine umklappbare Sitzbank leer.

Diese Chance durfte er nicht auslassen.

Ben fragte sich, ob er nicht einen Riesenfehler gemacht hatte.

So verschwinden und sterben Menschen, dachte Ben. *Ich bin zu einem wildfremden Mann in den Wagen gestiegen. Vielleicht gehört er zu einer dieser Gruppen, von denen Sonnenfeld gesprochen hat. Die alte Nazis verstecken und beschützen.*

Nach etwa zwanzig Minuten hielt der Wagen an. Die Tür glitt

nach hinten, und er sah eine Kopfsteinpflasterstraße. Durch das dichte Blätterdach der Bäume gelangten nur vereinzelte Sonnenstrahlen bis auf den Boden. Die Fahrt war so kurz gewesen, dass sie Buenos Aires nicht verlassen haben konnten. Im Vergleich zur Innenstadt war es eine andere Welt. Vogelgezwitscher, Klaviermusik - ganz leise, aber doch klar erkennbar. Es lag eine heitere Stille über der Straße.

Ben fühlte sich sofort besser.

Was wohl Anna zu seinem Ausflug sagen würde? Sie wäre sicher entsetzt darüber, dass er so ein Risiko eingegangen war. Mit Recht.

Sie standen vor einem zweigeschossigen Ziegelhaus mit Holzdach, das zwar nicht sonderlich groß war, aber sehr elegant wirkte. Die Fensterläden aus Holz waren alle geschlossen. Die Klaviermusik, eine Mozart-Sonate, schien aus dem Haus zu kommen. Ein hoher, verschnörkelter Zaun aus Schmiedeeisen umgab das Haus und den kleinen Vorgarten.

Der Priester fasste Ben am Ellbogen und half ihm aus dem Wagen. Die Pistole hatte er entweder im Auto gelassen, oder er hatte sie, was wahrscheinlicher war, unter seiner Robe versteckt. Am Tor tippte er auf einer Nummerntafel eine Zahlenkombination ein, worauf ein Summen ertönte und das Schloss aufsprang.

Im Innern des Hauses war es kühl und dunkel. Die Mozart-Musik kam aus dem Zimmer direkt vor ihnen. Ben hörte einen falschen Ton, und nach einer kurzen Pause begann die Passage von vorn. Das war keine Schallplatte, jemand saß am Klavier und spielte - und zwar hervorragend. Die alte Dame?

Er folgte dem Priester in das Zimmer. Es war ein kleines Wohnzimmer mit Bücherregalen an den Wänden und Orientteppichen auf dem Boden. Über die Tasten eines Steinway-Flügels beugte sich eine winzige vogelartige Frau. Scheinbar hatte sie nicht bemerkt, dass jemand das Zimmer

betreten hatte. Ben und der Priester setzten sich auf ein kratziges, unbequemes Sofa und warteten.

Als sie das Stück beendet hatte, schwebten ihre Finger sekundenlang regungslos über den Tasten, bevor sie langsam in ihren Schoß sanken. Die Attitüden einer Konzertpianistin. Langsam drehte sie sich um. Ihr Gesicht sah aus wie eine Dörrpflaume; die Augen waren eingefallen, die Haut an ihrem Hals verschrumpelt. Sie war mindestens neunzig.

Ben klatschte ein paar Mal. »Wer ist das?«, fragte sie mit heiserer, zittriger Stimme.

»Mutter, das ist Mr. Johnson«, sagte der Priester. »Mr. Johnson - meine Stiefmutter.«

Ben stand auf und schüttelte ihr vorsichtig die zerbrechliche Hand.

»Und ich bin Francisco«, sagte der Priester.

»Francisco, bitte sei so gut«, sagte die alte Dame und hob leicht den linken Arm.

Francisco stützte seine Stiefmutter vorsichtig und führte sie zu einem Sessel. »Sie kommen also aus Österreich?«

»Ja, ich bin gerade erst in Wien gewesen.«

»Weshalb haben Sie die weite Reise gemacht?«

Ben wollte gerade antworten, als sie ängstlich fragte: »Hat etwa die Firma Sie geschickt?«

Die Firma? Meinte sie Sigma? Wenn ja, musste er sie unbedingt zum Reden bringen.

»Frau Lenz, ich muss Ihnen ein Geständnis machen. Ich war leider gezwungen, mir mit einer Notlüge Zutritt zu Ihrem Haus zu verschaffen.«

Franciscos Kopf fuhr herum. Wütend schaute er ihn an.

»Jürgen Lenz hat mich gebeten, Sie aufzusuchen«, sagte Ben zu der alten Dame. Francisco würdigte er keines Blickes. Er

würde von Österreich erzählen, würde den Eindruck erwecken, dass er Jürgen Lenz' Vertrauen besaß. Er würde improvisieren müssen. Inzwischen hatte er ja Übung darin. »Er bat mich, Ihnen auszurichten, dass Sie außerordentlich vorsichtig sein müssten. Möglicherweise ist Ihr Leben in Gefahr.«

»Ich bin nicht Frau Lenz«, sagte sie in hochmütigem Tonfall. »Schon seit über dreißig Jahren nicht mehr. Ich bin Señora Acosta.«

»Ich bitte um Verzeihung, Señora.«

»Warum schickt Lenz Sie her?« Ihre Stimme klang jetzt nicht mehr arrogant, sondern ängstlich. »Was will er?«

» Señora Acosta«, begann Ben. »Man hat mich gebeten...«

»Warum sind Sie hier?« Die zittrige Stimme wurde jetzt lauter. »Warum machen Sie den weiten Weg von Semmering nach Buenos Aires? Wir haben uns nichts zuschulden kommen lassen. Wir haben die Vereinbarung eingehalten. Lassen Sie uns in Frieden!«

»Mutter, nicht!«, rief der Priester.

Welche Vereinbarung? Was meinte sie? Etwas, das auch Peter herausgefunden hatte?

»Señor Acosta, Ihr Sohn hat mich...«

»Mein Sohn?« Ihre Stimme war nur noch ein Keuchen.

»Ja, Ihr Sohn.«

»In Wien?«

»Natürlich. Ihr Sohn Jürgen aus Wien.«

Der Priester stand auf. »Wer sind Sie?«, fragte er.

»Francisco ist mein Stiefsohn«, sagte die alte Dame. »Aus meiner zweiten Ehe. Ich selbst hatte nie Kinder.« Ihr Gesicht war jetzt verzerrt vor Angst. *»Ich habe keinen Sohn.«*

»Sie Lügner!« Franciscos Stimme bebte vor Zorn. »Erst geben Sie sich als Nachlassanwalt aus, und jetzt tischen Sie uns

schon wieder eine Lüge auf!«

Ben suchte vergeblich nach einer rettenden Ausrede.

»Wer hat Sie geschickt?«, schrie Francisco ihn an.

»Er gehört nicht zur Firma«, murmelte seine Stiefmutter.

»Dieser Jürgen Lenz aus Wien«, sagte Ben, »er behauptet, Ihr Sohn zu sein. Wenn das nicht stimmt, wer ist er dann?«

Francisco drehte sich zu seiner Stiefmutter um, die schon den Mund aufmachte, um zu antworten. »Sag nichts!«, rief er streng. »Kein Wort!«

»Tut mir Leid, aber darüber möchte ich nicht sprechen«, sagte die alte Dame zu Ben und wandte sich dann an ihren Stiefsohn. »Was soll die ganze Fragerei? Weshalb hast du ihn überhaupt hierher gebracht?«

»Er ist ein Betrüger!«, schrie Francisco. »Wenn Wien einen Boten schicken würde, dann würden sie vorher Bescheid sagen.« Eine Hand verschwand unter seiner Robe und tauchte mit der Pistole wieder auf. Francisco zielte auf Bens Stirn.

»Was sind Sie eigentlich für ein Priester?«, fragte Ben mit sanfter Stimme. »Ein Mann Gottes, der einen Mitmenschen mit der Waffe bedroht.«

»Ich bin ein Mann Gottes, der seine Familie beschützt. Und jetzt verlassen Sie auf der Stelle das Haus.«

Plötzlich fiel Ben die naheliegendste Erklärung ein. Er sagte zu der alten Dame: »Ihr Mann hat wieder geheiratet. Er hatte einen Sohn von einer anderen Frau.«

»Verschwinden Sie endlich«, knurrte Francisco und machte eine unmissverständliche Bewegung mit der Pistole. »Raus!«

»Gerhard Lenz hatte keine Kinder!«, schrie die alte Dame.

»Sei still!«, fuhr Francisco sie an. »Kein Wort mehr!«

»Er behauptet, Gerhard Lenz' Sohn zu sein«, sagte Ben halb zu sich selbst. »Warum um alles in der Welt gibt sich jemand als

Sohn eines Monsters aus?«

»Stehen Sie auf!«, befahl Francisco.

»Gerhard Lenz ist nicht hier in Argentinien gestorben«, sagte Ben. »Habe ich Recht, Señora?«

»Was sagen Sie da?«, murmelte die alte Dame kaum hörbar.

»Wenn Sie nicht sofort verschwinden, erschieße ich Sie.« Francisco kam drohend näher.

Ben erhob sich langsam, ließ dabei aber die in ihren Sessel zurückgesunkene alte Dame nicht aus den Augen. »Die Gerüchte damals haben gestimmt«, sagte er. »Gerhard Lenz ist 1961 nicht auf dem Friedhof Chacarita beerdigt worden. Er konnte seinen Verfolgern entkommen und aus Buenos Aires fliehen...«

»Er ist hier gestorben!«, rief die Frau erregt. »Ich war bei seiner Beerdigung. Ich habe selbst eine Hand voll Erde auf den Sarg geworfen.«

»Aber Sie haben seine Leiche nie gesehen, stimmt's?«, sagte Ben.

»Raus!«, schrie Francisco.

»Warum quälen Sie mich so?«, sagte sie mit tränenerstickter Stimme.

In diesem Augenblick klingelte das Telefon, das hinter Francisco auf einer Kommode stand. Mit der Pistole weiter auf Ben zielend, hob er mit der anderen Hand den Hörer ab. »Ja?«

Francisco hörte dem Anrufer aufmerksam zu, was Ben nutzte, um sich vorsichtig, Zentimeter um Zentimeter, auf Francisco zuzubewegen und gleichzeitig das Wort an die alte Dame zu richten: »Ich muss unbedingt mit Strasser sprechen«, sagte er.

Voller Verachtung fuhr sie ihn an: »Wenn man Sie wirklich aus Österreich hergeschickt hätte, dann wüssten Sie, wo man ihn findet. Sie sind ein Lügner.«

Also doch: Strasser lebte!

Ben bewegte sich weiter vorsichtig auf Francisco zu und redete gleichzeitig weiter mit der alten Dame. »Man hat auch mich belogen.« Es spielte keine Rolle, dass seine Worte nicht viel Sinn ergaben. Er wollte die Frau lediglich verwirren.

»Jetzt ist es definitiv«, sagte Francisco, nachdem er aufgelegt hatte. »Das war Wien. Sie sind ein Betrüger, Mr. Hartman.« Beim letzten Wort schaute er für den Bruchteil einer Sekunde seine Stiefmutter an. Das reichte Ben. Er machte einen Satz vorwärts, packte mit der Linken Franciscos rechtes Handgelenk und verdrehte es mit aller Kraft. Gleichzeitig rammte er ihm Zeigefinger und Daumen seiner Rechten in den Hals. Francisco heulte vor Schmerz auf und ließ die Pistole fallen. Die alte Dame kreischte.

Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung riss Ben seinen Gegner zu Boden, wobei dessen linker Arm unter dem Rücken eingeklemmt wurde. Ben presste ihm das Knie auf den Brustkorb, seine Finger gruben sich wie eine Zange in Franciscos Hals. Er spürte, wie der knochige Knorpel des Kehlkopfs sich verschob. Francisco keuchte wie ein Erstickender, während er sich auf den Bodenfliesen wand. Der Kopf stand in unnatürlichem Winkel ab. Die alte Dame hörte nicht auf zu schreien.

Die Pistole! Wo ist die Pistole?

Dann verstärkte Ben für einen Augenblick den Druck seiner Finger, hob gleichzeitig blitzschnell das Knie und stieß es in Franciscos Solarplexus. Der Stoß in die Magengrube nahm Francisco für einen Augenblick die Luft; er japste und wurde ein paar Sekunden lang bewusstlos. Sekunden, die ausreichten, mit der Linken die Pistole vom Boden aufzuheben und Francisco die Mündung an die Stirn zu pressen.

»Eine Bewegung, und Sie sind tot.«

Augenblicklich erschlaffte Franciscos Körper.

»Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist, beantworten Sie meine

Fragen! Wie komme ich an Josef Strasser ran?«

»Mein Hals, ich bekomme keine Luft...«, keuchte er.

Ben lockerte den Griff etwas. »Wo finde ich Strasser?«

Francisco würgte und hustete. »Er lebt irgendwo in Buenos Aires. Keine Ahnung, wo genau.« Zwischen seinen Beinen breitete sich eine Urinlache aus.

»Sparen Sie sich den Scheiß!«, brüllte Ben ihn an. »Ich will die Telefonnummer und die Adresse. Oder soll Ihre Stiefmutter ihre letzten Tage allein verbringen?«

»Bitte nicht«, jammerte die alte Dame, die an ihren Sessel gefesselt schien wie an einen Rollstuhl.

»Wenn Sie mich töten, kommen Sie nie lebend aus Buenos Aires raus«, krächzte Francisco. »Die finden Sie, verlassen Sie sich drauf. Die foltern Sie, bis Sie um den Tod betteln.«

»Strassers Adresse!«

»Ich hab sie nicht«, sagte Francisco. »Sie müssen mir glauben. Ich hab keine Ahnung, wie Sie an ihn rankommen.«

»Sie lügen«, sagte Ben. »Ihr kennt euch alle. Ihr steht alle in Kontakt miteinander. Wenn Sie ihn erreichen wollten, dann könnten Sie es auch.«

»Ich bin ein Nichts. Kümmert die einen Dreck, wenn Sie mich umbringen. Und die finden Sie, da können Sie sich drauf verlassen.«

Wer sind ›die‹?, fragte sich Ben.

»Wer ist Jürgen Lenz?« Er drückte die Mündung der Pistole fester gegen Franciscos Stirn.

»Er ist sehr mächtig, er kontrolliert... ihm gehört das Haus hier. Er nennt sich Jürgen Lenz und...«

»Wie heißt er wirklich?«

»Lassen Sie die Waffe fallen und machen Sie langsam einen Schritt rückwärts!«

Die tiefe und ruhige Stimme mit spanischem Akzent gehörte zu einem großen, kräftigen Mann, der hinter Ben in der Tür stand und eine Schrotflinte mit abgesägtem Lauf auf ihn gerichtet hielt. Er hatte einen mächtigen Brustkorb, war Ende zwanzig, Anfang dreißig und trug eine Hose aus dickem grünem Stoff und ein grobes Baumwollhemd.

»Roberto, Gott sei Dank!«, rief die alte Dame.

»Soll ich ihn töten, Señora?«, fragte Roberto.

Ben zweifelte keine Sekunde, dass er abdrücken würde, falls die Witwe ihm das befahl. Was sollte er tun? Francisco war zwar seine Geisel, aber er würde es nie fertig bringen, ihn zu töten. Und selbst wenn er es könnte, Roberto würde ihn in derselben Sekunde erschießen.

Vielleicht lässt er sich bluffen?

»Roberto!«, sagte die alte Dame. »Wirf ihn raus!«

»Lassen Sie die Waffe fallen, oder ich schieße!«, sagte Roberto. »Was mit dem Penner passiert, ist mir scheißegal.« Dabei deutete er mit dem Lauf auf Francisco.

»Aber der Señora ist das ganz und gar nicht egal«, erwiderte Ben. »Vorschlag: Wir nehmen gleichzeitig unsere Waffen herunter. Und zwar ganz langsam.«

»Okay«, sagte Roberto.

Beide ließen gleichzeitig ihre Waffen sinken. Dann stand Ben vorsichtig auf.

»Und jetzt zur Tür«, befahl Roberto. Ben ging langsam rückwärts. In der rechten Hand hielt er die Pistole, die linke Hand tastete hinter seinem Rücken nach Hindernissen. Roberto folgte ihm in die Diele.

»Ich will nur, dass Sie von hier verschwinden«, sagte Roberto mit ruhiger Stimme. »Wenn Sie sich jemals wieder in der Nähe des Hauses blicken lassen, werde ich Sie ohne Vorwarnung erschießen.« Francisco hatte sich inzwischen aufgesetzt und

beobachtete die Szene benommen. Ben tappte rückwärts durch die offene Haustür und zog sie hinter sich ins Schloss.

Ein paar Sekunden später rannte er die Straße hinunter.

*

Anna bezahlte das Taxi und betrat das kleine Hotel, das in einer ruhigen Straße in Buenos Aires' Stadtviertel La Recoleta lag. Ihr war etwas unwohl bei dem Gedanken, dass das sicher kein Hotel war, in dem eine junge allein reisende Frau lange unbemerkt blieb

Der Portier begrüßte sie mit Namen, was sie ebenfalls störte Am Morgen hatten sie und Ben eingecheckt, jeder für sich im Abstand von mehreren Stunden. Auch die Reservierungen hatten sie getrennt vorgenommen. Im selben Hotel zu wohnen war logistisch sinnvoll, barg aber auch gewisse Risiken.

Der Wagen des Zimmermädchens stand vor ihrem Zimmer. Das passte ihr gar nicht. Sie hatte Akten durchgehen und ein paar Anrufe machen wollen. Das musste jetzt warten. Als sie die Tür aufmachte, sah sie das Zimmermädchen über ihren offenen Koffer gebeugt.

Sie durchsuchte Annas lederne Aktenmappe.

Anna blieb wie angewurzelt stehen. Das Mädchen schaute auf, sah Anna und ließ die Aktenmappe in den Koffer fallen.

»Was zum Teufel machen Sie da?«, fuhr Anna das Mädchen an und ging auf sie zu. Das Mädchen reagierte mit einem empörten Wortschwall auf Spanisch, als Anna sie fragte, was sie da gesucht habe. *»Qué haces? Vení para acá! Qué cuernos haces revisando mi valija?«*

Plötzlich stieß das Zimmermädchen Anna zur Seite, lief hinaus auf den Gang und war schon verschwunden, als Anna ebenfalls auf den Flur stürzte. Nicht mal den Namen auf dem Namensschild hatte sie entziffern können.

Das Mädchen hatte anscheinend keine Wertsachen stehlen wollen. Sie hatte Annas Aktenmappe durchsucht. Ob sie Englisch verstand, spielte keine Rolle: Sie war wahrscheinlich angeheuert worden, um Dokumente, Papiere und Ähnliches zu stehlen.

Aber wer hatte sie angeheuert?

Wer wusste, dass sie hier war und woran sie arbeitete? Sie wurde beobachtet. Aber von wem?

Wer weiß, dass ich hier bin? Denneen. Hatte er es vielleicht einem Kollegen erzählt?

Oder hatte Peralta vom Interpol-Büro herausbekommen, wer sie war? Aber wie?

Gerade als sie nach dem Telefon auf dem Nachttisch griff, klingelte es.

Sie hob ab. »Ja?«

Nichts. Kein Ton. Doch, da war etwas. Das Rauschen einer Tonbandaufzeichnung. Dann schwache Geräusche, undeutliche Stimmen, die plötzlich lauter wurden.

Das Herz schlug ihr bis zum Hals. »Wer ist da?«

Dann hörte sie eine Stimme: *»Existieren Unterlagen der Einwanderungsbehörde über Leute, die in den Vierzigern und Fünfzigern ins Land gekommen sind?«* Das war ihre eigene Stimme. Dann die Stimme eines Mannes: Peralta.

Jemand spielte am Telefon die Aufzeichnung ihres Gesprächs mit Peralta ab.

Sie - wer auch immer sich dahinter versteckte - hatten alles gehört und wussten genau, wo sie war und warum sie hier war.

Sie legte auf und blieb wie gelähmt auf der Bettkante sitzen. Alle Vorkehrungen hatten nichts genutzt. Ihr Aufenthaltsort war bekannt. Das Zimmermädchen hatte also sicher im Auftrag gehandelt.

Dann klingelte es wieder.

Zitternd nahm sie den Hörer ab. »Ja?«

»Wir wollen unseren Zuschauern das neue Argentinien zeigen. Ein Land mit Menschen, die sich wie Sie für die Gerechtigkeit engagieren. Ein Land mit moderner Rechtsprechung und Achtung vor den Werten der Demokratie...« Wieder ihre Stimme. Blechern, aber deutlich zu verstehen. Aufgenommen von einer versteckten Abhöranlage.

Ein Klicken. Sie legte wieder auf.

In der Aufregung wegen des Zimmermädchens hatte sie ganz vergessen, die Tür zu schließen. Sie hastete zur Tür, schaute links und rechts den Gang hinunter und schloss dann ab. Drehte zweimal den Knopf für den Sicherheitsriegel und hängte die Kette vor.

Dann ging sie schnell zum Fenster und zog die schweren Vorhänge zu. Für einen Scharfschützen in einem der Hochhäuser auf der anderen Straßenseite hätte sie ein leichtes Ziel abgegeben.

Das Telefon klingelte ein drittes Mal.

Sie ging langsam zum Bett, setzte sich, hob den Hörer ans Ohr und sagte nichts.

»Aber ich hätte keine Karriere gemacht, wenn ich immer klein beigegeben hätte.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an. Machen Sie nur weiter so « Einigermaßen ruhig und gelassen zu klingen, kostete sie keine geringe Anstrengung. »Die Anrufe werden zurückverfolgt.«

Keine Antwort. Anna hörte nur das Geräusch des laufendes Tonbandes.

Sie unterbrach die Verbindung und rief in der Rezeption an »Ich habe eben mehrere obszöne Anrufe erhalten«, sagte sie.

»Das tut mir furchtbar Leid, Señorita«, entgegnete der Portier. »Soll ich die Polizei verständigen?«

»Nein, stellen Sie einfach keine Anrufe mehr durch.«

»Natürlich, Ma'am.«

Sie dachte eine Zeit lang nach und kramte dann einen Zettel aus ihrer Handtasche, den sie in der Abflughalle des Amsterdamer Flughafens Schipol von einem Notizblock gerissen hatte. Darauf hatte sie die Telefonnummer eines Privatdetektivs aus Buenos Aires gekritzelt, der ihr von Denneen empfohlen worden war. Denneen hatte ihn als zuverlässigen, fachlich erstklassigen und absolut vertrauenswürdigen Mann beschrieben, der zudem über gute Kontakte zu staatlichen Stellen verfügte.

Sie wählte die Nummer und wartete.

Der Anrufbeantworter schaltete sich ein und teilte ihr mit, dass die Detektei von Sergio Machado im Augenblick nicht besetzt sei. Nach dem Piepston hinterließ sie Adresse und Telefonnummer und erwähnte Denneens Namen. Dann rief sie wieder in der Rezeption an. Wenn ein Sergio Machado für sie anriefe, sollten sie ihn durchstellen. Aber sonst niemanden.

Sie brauchte jemanden, der sich auskannte, der einfallsreich war und dem sie vertrauen konnte - das besonders. Wenn man wie sie keine verlässliche Kontaktperson im Regierungsapparat kannte, dann war so ein Mann unentbehrlich, um an Informationen zu kommen.

Im Bad schlug sie sich gerade etwas Wasser ins Gesicht - erst kaltes, dann warmes -, als das Telefon klingelte.

Wie in Trance tappte sie zum Nachttisch, starrte auf das Telefon hinunter und überlegte, was sie tun sollte.

Das Telefon hörte nicht auf zu klingeln.

Sie hob ab.

Sie sagte nichts und wartete.

Stille.

»Hallo?« Eine männliche Stimme. »Ist da wer?«

Leise, mit trockenem Hals, antwortete sie: »Ja?«

»Spreche ich mit Anna Navarro?«

»Wer sind Sie?« Sie versuchte, so normal wie möglich zu klingen.

»Sergio Machado. Sie haben bei mir auf Band gesprochen. Ich war nur kurz unten und habe die Post geholt.«

Erleichtert atmete sie auf. »Entschuldigen Sie bitte, aber ich hatte vorhin ein paar obszöne Anrufe. Deshalb wollte ich nicht sofort antworten.«

»Was meinen Sie mit ›obszöne Anrufe‹? Gestöhne, was in der Art?«

»Nein. Nichts in der Richtung. Ist alles ein bisschen kompliziert.«

»Stecken Sie in irgendwelchen Schwierigkeiten?«

»Nein... Oder doch, ja. Wahrscheinlich schon. Jedenfalls danke ich Ihnen, dass Sie gleich zurückgerufen haben. David Denneen hat Sie mir empfohlen.«

»Kein Problem. Wie wär's mit einem Kaffee? Ich meine, richtigen Kaffee. Nicht die Brühe, die Sie in Amerika dafür halten.«

»Klar, warum nicht.« Sie beruhigte sich allmählich. Die Angst ließ nach.

Sie verabredeten sich für den frühen Abend vor einem Lokal in der Nähe seines Büros. »Vielleicht kann ich Ihnen helfen«, sagte er. »Versprechen kann ich natürlich nichts.«

»Danke«, sagte sie. »Bis dann.«

Sie legte auf und schaute das Telefon an, als sei es ein außerirdisches Wesen, das sich in ihr Zimmer geschlichen hatte.

Ben und sie mussten das Hotel wechseln. Vielleicht war man ihr von Peralta hierher gefolgt. Vielleicht schon vom Flugplatz aus. ›Die‹ wussten, wo sie sich aufhielt und was sie vorhatte: Nur das hatte man ihr mit den Anrufen mitteilen wollen. Es waren Warnungen. Sonst nichts.

Es klopfte.

Das Adrenalin pumpte durch ihren Körper, als sie zur Tür stürzte. Die Sicherheitskette war eingehängt. Mit einem Schlüssel war es nicht möglich, die Tür zu öffnen.

Oder doch?

Die Tür hatte kein Gucklochs»;

»Wer ist da?«, fragte sie

Es antwortete eine vertraute Männerstimme. Sie hätte nie gedacht, dass sie sich über den Klang dieser Stimme jemals so freuen würde.

»Ben«, sagte die Stimme.

»Gott sei Dank«, flüsterte sie.

36. KAPITEL

Buenos Aires

Ben sah abgerissen aus: das Hemd zerknittert, die Krawatte schief, die Haare durcheinander.

»Was soll die Kette?«, fragte er. »Haben Sie auch mal in East New York gelebt?«

Sie starrte ihn an. »Was ist denn mit Ihnen passiert?«

Nachdem sie sich gegenseitig ihre Erlebnisse berichtet hatten, sagte Anna: »Wir müssen aus dem Hotel raus.«

»Und zwar schnell«, sagte Ben. »Im Zentrum gibt's ein Hotel, das zwar ziemlich vergammelt, aber trotzdem ganz charmant sein soll. Heißt ›Sphinx‹. Gehört englischen Einwanderern.« Das Hotel hatte er aus dem Reiseführer, den er sich im Flughafen gekauft hatte. »Also los. Entweder fahren wir direkt hin, oder wir reservieren per Handy. Auf jeden Fall nicht über das Telefon hier.«

Sie nickte. »Vielleicht sollten wir uns diesmal als Ehepaar ausgeben und nur ein Zimmer nehmen.«

»Sie sind die Expertin«, sagte er und schaute sie amüsiert an.

»Wahrscheinlich checken sie die Hotels nach einem amerikanischen Mann und einer amerikanischen Frau, die zwar zusammen reisen, aber getrennte Zimmer reserviert haben. Vielleicht kommen wir so durch.«

»Könnte hinhauen«, meinte er. »Ich hab da übrigens was Interessantes mitgebracht.« Er zog ein gefaltetes Blatt Papier aus der Innentasche seiner Jacke.

»Was ist das?«

»Ein Fax.«

»Von wem?«

»Von jemandem aus New York, der ein paar Nachforschungen angestellt hat. Das ist eine Liste der Mitglieder des Aufsichtsrats der Armakon AG aus Wien. Der gehört diese kleine Biotech-Firma in Philadelphia, die das Gift produziert, mit denen man die alten Männer umgebracht hat.«

Er gab ihr das Blatt. »Jürgen Lenz«, flüsterte sie.

»Mitglied des Aufsichtsrats. Interessanter Zufall, was?«

Washington, D.C.

Arliss Dupree nahm sich erneut die Akte vor, konnte sich aber wieder nicht richtig konzentrieren. Der lange Bericht stammte vom stellvertretenden Direktor des Executive Officer for U.S. Trustees, der Aufsichtsbehörde für Konkursverfahren. In dem Bericht ging es um Korruption an Konkursgerichten des Bundes. Dupree las denselben Satz jetzt schon zum dritten Mal, legte den Bericht schließlich beiseite und ging hinaus auf den Gang, um sich noch eine Tasse von der abscheulichen Brühe zu holen, die der ratternde Kaffeeautomat produzierte.

Ihm gingen andere, wesentlich unangenehmere Dinge im Kopf herum. Die Angelegenheit Anna Navarro entwickelte sich auf ärgerliche Weise. Ärgerlich war noch untertrieben. Die Sache schlug ihm gewaltig auf den Magen. Wie die werte Dame sich da rauswinden würde, war ihm scheißegal. Aber wenn sie gegen Sicherheitsvorschriften verstieß, dann würde das auch auf ihn zurückfallen. Was eine verdammte Ungerechtigkeit wäre. Er wurde den Gedanken nicht los, dass der ganze Ärger angefangen hatte, als dieser leberfleckige Arsch von der Internal Compliance Unit, Alan Bartlett, sich eingeschaltet hatte. Keine Ahnung, worum zum Teufel es da überhaupt ging. Mehrmals hatte er nachgefragt - dezent, auf dem Dienstweg. Und jedes Mal hatte man ihn abblitzen lassen. Als sei er nur irgendein unbedeutender Laufbursche im Office of Special Investigations.

Als würde die ganze Abteilung für unwürdig befunden, anständig informiert zu werden. Immer, wenn Dupree darüber nachdachte, musste er die Krawatte lockern. Es machte ihn fuchsteufelswild.

Erst hatte man sich diese Schlampe Navarro aus seinem Team herausgepickt, damit sie sich weiß der Himmel wo herumtreiben konnte. Und dann sickerte auch noch durch, dass sie Informationen an Drogenhändler, Staatsfeinde und andere Dunkelmänner verhökerte. Falls das tatsächlich stimmte, dann hatte die Dame die Pest am Hals, was wiederum bedeutete, dass ihr Vorgesetzter - sprich: Arliss Dupree - ebenfalls die Pest am Hals hatte. Dupree verdankte seine Karriere hauptsächlich einer Fähigkeit: Er hatte ein Gespür dafür, woher der Wind wehte. Wenn ihm auch nur etwas davon geblieben war, dann blies im Augenblick eine große Wolke voll stinkender Scheiße direkt auf ihn zu.

Das wäre wirklich das Allerletzte, wenn dadurch seine Karriere Schaden nähme. Oder durch Bartletts Doppelspiel - für ihn waren die Anschuldigungen nämlich nichts als kompletter Bockmist. Wie auch immer, bis jetzt hatte er noch alles überlebt.

Manchmal musste man zum Überleben den Stier bei den Hörnern packen. Dupree hatte Freunde, die ihm bei Bedarf nötige Informationen besorgen würden. Auch ein Besuch beim ›Gespenst‹ Bartlett höchstpersönlich konnte vielleicht dazu beitragen, dessen Sinne für die Lage zu schärfen. Bartlett sah zwar aus wie ein labberiges Weichei, war aber als eine Art J. Edgar Hoover im Westentaschenformat einer der einflussreichsten Männer im Ministerium. Dupree musste ihn mit Samthandschuhen anfassen. Gleichzeitig wollte er Bartlett aber auch wissen lassen, dass man mit ihm nicht umspringen konnte wie mit einem Hausmeister. Die Arbeit des ›Gespenstes‹ bestand im Wesentlichen darin, Untergebene mit Ermittlungen zu beauftragen. Wann hatte eigentlich zuletzt jemand überprüft, um welche Ermittlungen er selbst sich kümmerte?

Dupree riss mehrere Zuckertütchen auf und kippte den Inhalt in den Kaffee. Obwohl er immer noch schal schmeckte, schlürfte Dupree den Becher leer. Es gab viel zu tun. Wenn Dupree ein bisschen Glück hatte, würde Alan Bartlett ein paar Löffel von seiner eigenen Medizin schlucken müssen.

Buenos Aires

Die Zimmer im Sphinx waren groß und hell. Beide warfen verstohlene Blicke auf das Doppelbett, verschoben die Entscheidung über die Schlafordnung aber auf später.

»Was ich einfach nicht kapiere, ist Folgendes«, sagte Anna »Woher konnte jemand wissen, dass ich hier bin? Und woher konnte dieser Jemand wissen, *warum* ich hier bin?«

»Was ist mit dem Interpol-Mann?«

»Okay, aber mit dem habe ich erst gesprochen, *nachdem* man bei American Express das Paket gestohlen hatte.« Sie stand vor dem hohen Fenster und spielte geistesabwesend mit der hauchdünnen Gardine. »Wer das Paket gestohlen hat, wusste bereits, dass ich nach Strasser suche. Aber wie konnte jemand wissen, dass ich überhaupt ein Paket nach Buenos Aires geschickt habe? Sie haben es ja keinem erzählt, oder?«

Er überhörte die in der Frage verborgene Andeutung. »Nein. Und Sie? Haben Sie vom Hotel aus irgendwelche Telefonate geführt?«

Sie überlegte. »Ja, eins. Nach Washington.«

»Ist wahrscheinlich nicht allzu schwierig, ein Hoteltelefon anzuzapfen, wenn man die richtigen Leute kennt. Stimmt's?«

Sie schaute ihn sichtlich beeindruckt an. »Das wäre auch eine Erklärung für den falschen CIA-Mann. Haben Sie gegenüber Jürgen Lenz eine Andeutung gemacht?«

»Ich habe Lenz nichts davon gesagt, dass ich vielleicht nach Buenos Aires fahren würde, weil das zu der Zeit noch gar nicht

aktuell war.«

»Man müsste die Fingerabdrücke von Jürgen Lenz durch den Computer jagen können. Vielleicht ist er ja aktenkundig. Hat er Ihnen eine Visitenkarte gegeben? Irgendwas, wo seine Abdrücke drauf sein könnten?«

»Nein, kann mich nicht erinnern. Warten Sie... Er hat das Foto angefasst. Das aus Peters Züricher Schließfach.«

»Wie viele Leute hatten das Foto sonst noch in der Hand?«

»Sie, der Historiker von der Züricher Uni, Liesl. Und Lenz. Sonst keiner.«

»Hat er es nur am Rand gehalten oder wie?«

»Er hielt es richtig in beiden Händen, drehte es um und hat es sich ganz genau angeschaut. Seine Fingerabdrücke müssten überall sein.«

»Sehr gut. Ich lass eine Kopie machen und schicke das Original zur Untersuchung nach Washington.«

»Wie das? Ich dachte, Ihre Privilegien von Amts wegen sind Sie los?«

»Aber Denneen nicht. Er hat sicher einen Freund in einer anderen Behörde, der das Foto überprüfen kann. Vielleicht beim FBI.«

Ben schien unschlüssig zu sein. »Na ja, wenn es uns dabei helfen kann, etwas über Lenz zu erfahren. Oder über Peters Mörder.«

»Wunderbar. Danke.« Sie schaute auf ihre Armbanduhr. »Wir müssen los. Beim Essen können wir weiterreden. Ich hab mich mit einem Detektiv, Sergio Soundso, verabredet. In einem Lokal im Stadtteil La Boca.«

Die Taxifahrerin, eine Frau in mittleren Jahren, trug ein Top, aus dem zwei fette, schwabbelige Arme ragten. Auf dem Armaturenbrett stand das gerahmte Foto eines Kindes - wahrscheinlich ihres. Am Rückspiegel baumelte ein winziger

Ledermokassin.

»Ein Priester mit Knarre«, murmelte Anna vor sich hin. »Und ich hab früher schon einen Schreck bekommen, wenn mir mal eine Dominikanernonne über den Weg gelaufen ist.« Sie hatte sich umgezogen und trug jetzt einen grauen Faltenrock und eine weiße Bluse. Den schlanken Hals schmückte eine Perlenkette, ihr Parfüm roch nach frischen Blumen. »Und der Priester hat gesagt, dass das Haus Jürgen Lenz gehört?«

»Wörtlich hat er gesagt: ›Er *nennt* sich Jürgen Lenz.‹ «

Sie fuhren jetzt durch ein schäbiges Arbeiterviertel im Süden von Buenos Aires. Links von der Straße verlief der Riachuelo Canal. In dem stehenden Wasser dümpelten rostende Schwimmbagger, Leichter und Speicherschiffe. Entlang des Kanals reihten sich Lagerhäuser und Fleischfabriken aneinander.

»Und Gerhard Lenz hatte also keine Kinder.« Anna runzelte die Stirn. »Hab ich jetzt irgendwas nicht mitgekriegt?«

»Er ist Lenz, und er ist es auch wieder nicht.«

»Dann ist der Mann, den in Wien jeder als Jürgen Lenz kennt, ein Betrüger?«

»Das könnte man daraus schließen.«

»Auf jeden Fall haben die alte Dame und ihr Stiefsohn Angst vor ihm, richtig?«

»Richtig.«

»Aber warum sollte sich Jürgen Lenz als Sohn eines derart abscheulichen Menschen ausgeben?«, überlegte sie. »Das ergibt keinen Sinn.«

»Was wissen wir schon von den Nachfolgregelungen bei Sigma? Vielleicht war das die einzige Möglichkeit, sich in die Organisation einschleichen zu können - als direkter Nachkomme eines der Gründer.«

»Wenn er überhaupt zu Sigma gehört.«

»Schätze, davon können wir ausgehen. Was hat Chardin

in Richtung des Angreifers und hörte gleichzeitig Annas Schreien, das von weit her zu kommen schien. Er war eingekesselt, von Anna abgetrennt. Trotz ihrer Jugend schienen die Schläger im Nahkampf bestens ausgebildet zu sein. Er konnte sich keinen Millimeter bewegen, von allen Seiten prasselten Schläge auf ihn ein. Aus dem Augenwinkel sah er, wie Anna mit einer Kraft, die er ihr nie zugetraut hätte, einen Angreifer zur Seite schleuderte, worauf sich sofort zwei weitere Burschen auf sie stürzten. Ben versuchte sich zu befreien, hatte aber gegen das Trommelfeuer aus Faustschlägen und Fußtritten keine Chance.

Dann sah er ein Messer aufblitzen, und im nächsten Augenblick spürte er einen heißen, brennenden Schmerz in der Seite. Er packte die Hand mit dem Messer, riss sie ruckartig herum und hörte gleich darauf ein kurzes Aufstöhnen und dann das klirrende Geräusch von Metall auf Stein. Mit aller Kraft um sich boxend und tretend, spürte er auch einige Male, dass er traf, bekam aber gleichzeitig einen Ellbogen gegen die Brust und ein Knie in den Magen gerammt. Ein Tritt zwischen die Beine gab ihm schließlich den Rest.

Er klappte zusammen.

Dann hörte er Sirenengeheul, Annas Rufen, das Brüllen fremder Stimmen. Ein letzter Tritt gegen die Schläfe, Blutgeschmack, wild und planlos abwehrende Hände. Dann war es vorbei, er rappelte sich auf und sah, dass die Türen eines Streifenwagens aufflogen und zwei Polizisten auf ihn zuliefen.

Einer der Polizisten packte ihn und sagte: »Los, Tempo. Beeilen Sie sich! Die Gegend hier ist lebensgefährlich!« Der andere Polizist half Anna hoch und zerrte sie zum Streifenwagen. Sie fielen auf den Rücksitz des Streifenwagens und hörten hinter sich die Türen ins Schloss fallen; plötzlich waren das Rufen und Brüllen der Menge nur noch ein dumpfes Hintergrundgeräusch.

»Alles in Ordnung?«, fragte der Polizist, der am Steuer saß.

Ben stöhnte nur, und Anna brachte eine geflüstertes *Gracias!* heraus. Ihre Bluse war zerrissen, die Perlenkette verschwunden.

»Wir sind Amerikaner...«, sagte sie. Dann fiel ihr plötzlich etwas ein. »Scheiße, meine Handtasche ist weg. Das Geld.«

»Und dein Pass?«, keuchte Ben.

»Den hab ich im Hotel gelassen.« Sie schaute ihn an. »Alles okay, Ben? Herrgott noch mal, was hatte das jetzt zu bedeuten?« Das Auto setzte sich langsam in Bewegung.

»Keine Ahnung.« Der Schmerz in seinem Unterleib ließ langsam nach. Er betastete seine Seite und spürte das warme, klebrige Blut.

Der Streifenwagen fädelte sich in den fließenden Verkehr einer größeren Straße ein. »Das war kein Zufall«, sagte Anna. »Der Überfall war geplant.«

Ben schaute sie wie benebelt an. Dann wandte er den Kopf nach vorn und sagte: »Danke.«

Keine Antwort. Erst jetzt sah er, dass Vorder- und Rücksitze durch eine Plexiglasscheibe getrennt waren.

Die Scheibe war vorhin noch nicht da gewesen. Sie musste gerade erst hochgefahren worden sein. Er hörte auch keinen Polizeifunk.

Anna schien das Glas im selben Moment aufgefallen zu sein, denn sie beugte sich vor und klopfte an die Scheibe. Die beiden Polizisten reagierten nicht.

Dann hörten sie ein schnappendes Geräusch. Beide Hintertüren waren abgesperrt.

»Mein Gott«, flüsterte Anna. »Das sind keine Polizisten.«

Sie rüttelten an den Türgriffen. Nichts. Sie versuchten die Türknöpfe herauszuziehen. Nichts.

Die Lichter der entgegenkommenden Wagen rasten vorbei,

während sie auf einer vierspurigen Schnellstraße in hohem Tempo die Stadt verließen. Ben hämmerte mit beiden Fäusten gegen die Trennscheibe, aber weder Fahrer noch Beifahrer reagierten.

Der Wagen verließ die Schnellstraße, fuhr ein Stück auf einer mit Bäumen gesäumten Landstraße und bog dann abrupt in einen dunklen Feldweg, der wenig später unter ein paar Bäumen endete.

Der Motor wurde abgestellt. Kurze Zeit herrschte völlige Stille.

Die beiden Männer schienen sich zu beraten, dann stieg der Beifahrer aus und ging zum Heck des Wagens. Der Kofferraum sprang auf.

Nur wenige Sekunden später kam der Mann wieder zurück und blieb neben der Hintertür auf der Beifahrerseite stehen. Seine Linke umklammerte etwas, das aussah wie ein Stofffetzen, die Rechte hielt eine Pistole. Die hinteren Türknöpfe glitten nach oben. Der Fahrer stieg aus und zog eine Pistole aus seinem Schulterhalfter.

Der Fahrer, der offensichtlich das Kommando hatte, riss die Tür auf Annas Seite auf und bedeutete ihr mit der Pistole, herauszukommen. Sie stieg langsam aus und hob die Hände. Er trat einen Schritt zurück und warf mit der freien linken Hand die Tür zu. Ben saß jetzt allein im Wagen.

Eine verlassene Seitenstraße, zwei bewaffnete Männer... die klassische Hinrichtungsszene.

Der andere falsche Polizist ging zu Anna, die mit erhobenen Händen dastand. Vielleicht war er sogar wirklich Polizist, aber was machte das schon für einen Unterschied? Jedenfalls begann er, sie nach Waffen zu durchsuchen. Er fing unter den Armen an und tastete dann etwas zu lang ihre Brüste ab.

Dann fuhren die Hände die Hüften hinunter und zwischen die Beine, wo sie wieder unangemessen lange verweilten, bevor sie

an den Innenseiten der Beine bis zu den Fußknöcheln abwärts glitten. Schließlich trat er einen Schritt zurück. Anscheinend war er zufrieden. Er zog einen Jutesack aus seiner Uniformjacke, stülpte ihn über Annas Kopf und band ihn mit einer Schnur am Nacken lose zusammen.

Der Fahrer brüllte etwas Unverständliches, worauf Anna auf die Knie fiel und die Hände hinter dem Kopf verschränkte.

Ben schaute entsetzt zu.

Der Fahrer brüllte bereits einen weiteren Befehl, worauf sein Helfer die Tür an Bens Seite öffnete. »Langsam aussteigen.« Die Pistole war auf Bens Kopf gerichtet.

Er hatte keine Chance. Die Straße war zu weit weg, Anna kniete blind auf dem Boden, zwei Männer richteten Waffen auf sie beide. Er stieg aus und hob die Hände. Dann wurde auch er abgetastet. Allerdings schneller und unsanfter.

»Er ist sauber«, erklärte der Mann.

An Ben gewandt, sagte er leutselig: »Eine falsche Bewegung, und du bist tot. Klar?«

Klar. Dann sind wir beide tot.

Dann bekam auch Ben einen Jutesack verpasst, der nach Pferdestall stank und ihm fest um den Hals gezurrt wurde. So fest, dass es ihn würgte. »Ich ersticke fast«, krächzte er.

»Halt's Maul!«, sagte einer der Männer. Dem Klang der Stimme nach war es der ältere, der Boss der beiden. »Noch ein Muckser, und du bist dran.«

Er hörte Annas flüsternde Stimme. »Halten Sie den Mund. Wir haben keine Wahl.«

Etwas Hartes drückte gegen seinen Hinterkopf. »Runter auf die Knie.«

Er kniete sich hin und verschränkte unaufgefordert die Hände hinter dem Nacken. »Was wollen Sie von uns?«, fragte Ben.

»Maul halten!«, fuhr ihn der jüngere an. Hart knallte etwas

auf seinen Hinterkopf. Ben stöhnte auf vor Schmerz.

Die Entführer wollten nicht reden. Ben und Anna würden sterben - am Ende eines Feldwegs auf einem Acker in einem fremden Land. Er dachte daran, wie alles angefangen hatte, wie man ihn am Bahnhofplatz in Zürich fast erschossen hätte. Oder hatte alles schon mit Peters Verschwinden begonnen? Der Schmerz über Peters Ermordung in dem Schweizer Landgasthof kam wieder hoch. Doch die Erinnerung daran demoralisierte ihn nicht, sie gab ihm neue Kraft. Wenn man ihn jetzt töten würde, könnte er zumindest die Befriedigung mit ins Grab nehmen, alles für die Aufklärung des Mordes an seinem Bruder getan zu haben. Und wenn er seine Mörder auch nicht hatte überführen oder ihre Gründe hatte ausfindig machen können, so war er doch verdammt nah dran gewesen. Er würde weder Frau noch Kind zurücklassen, und die meisten seiner Freunde würden ihn bald vergessen haben. Angesichts der Geschichte der Welt ist ein Menschenleben so kurz wie das Aufleuchten eines Glühwürmchens in einer Sommernacht. Nein, er würde sich nicht selbst bemitleiden.

Er dachte an seinen Vater, wo immer er sich gerade aufhalten mochte, und bedauerte, dass er die ganze Wahrheit über ihn nie erfahren würde.

Eine menschliche Stimme holte ihn zurück. Es war die des älteren.

»Beantworten Sie mir ein paar Fragen. Was wollen Sie von Josef Strasser?«

Die Schläger wollten also doch reden.

Sie gehörten zu Strassers Schutztruppe.

Er wartete, ob Anna etwas zu sagen hatte. Als sie schwieg, redete er: »Ich bin Anwalt. Aus Amerika. Ich bin wegen einer Testamentseröffnung hier und versuche Strasser zu erreichen, weil man ihm Geld vermacht hat.«

Stahl krachte gegen seine Schläfe.

»Sparen Sie sich Ihren Bockmist, ich will die Wahrheit.«

»Das ist die Wahrheit.« Bens Stimme zitterte. »Lassen Sie die Frau aus der Geschichte raus. Sie ist nur eine Freundin, hat mit der ganzen Sache nichts zu tun und ist nur mitgekommen, weil sie sich Buenos Aires mal anschauen wollte.«

»Erzählen Sie mir keinen Scheiß!«, brüllte der Ältere. Ben erhielt einen Schlag in die rechte Niere und kippte vornüber. Sein Kopf schlug hart auf den Boden auf. Der Schmerz war so heftig, dass er nicht mal stöhnen konnte. Dann traf ihn ein Schlag seitlich am Kopf - wahrscheinlich ein Fußtritt. Er schmeckte Blut und fürchtete, ohnmächtig zu werden.

»Aufhören!«, stöhnte er. »Ich erzähl Ihnen, was Sie wissen wollen.«

Mühsam zog er die Arme an seinem Körper hoch und legte die Hände schützend um den Kopf. Die Schmerzen waren unerträglich, das Blut tropfte ihm aus dem Mund auf den Jutestoff. Er wartete auf den nächsten Hieb, doch nichts passierte.

Dann wieder die Stimme des Älteren. Ruhig, sachlich. Als wollte er im Rahmen einer angenehmen Unterhaltung ein paar Dinge klarstellen. »Die Frau ist nicht einfach nur eine Freundin. Agent Anna Navarro arbeitet für das amerikanische Justizministerium. Über die Dame wissen wir Bescheid. Worüber wir gern mehr wissen würden, das sind Sie.«

»Ich bin so eine Art Assistent«, krächzte Ben. Fast im gleichen Augenblick traf ihn ein harter Tritt an der anderen Kopfseite. Der Schmerz schoss ihm in die Augen. Er war so überwältigend, dass er glaubte, ihn nicht mehr lange aushalten zu können.

Dann eine kurze Pause, eine Unterbrechung der Folter. Stille. Anscheinend warteten die Männer darauf, dass er wieder anfing zu reden.

Bens Gehirn arbeitete nur schwerfällig. Wer war der

Auftraggeber dieser Männer? Der Mann, der sich Jürgen Lenz nannte? Sigma? Dafür kamen ihm ihre Methoden zu grobschlächtig vor. Das *Kameradenwerk?* Schon eher möglich. Mit welcher Antwort würden sie sich zufrieden geben? Welche Antwort würde die Tortur beenden, konnte die Hinrichtung noch abwenden?

Jetzt sprach Anna. Er konnte sie kaum hören. Seine Ohren waren verstopft - wahrscheinlich mit Blut. »Wenn Sie für den Schutz von Strasser verantwortlich sind«, sagte sie mit erstaunlicher gelassener Stimme, »dann wird es Sie interessieren, warum ich in Buenos Aires bin. Ich bin hier, um Josef Strasser zu warnen. Und nicht, um seine Auslieferung zu betreiben.«

Einer der Männer lachte, aber sie sprach weiter, wobei sie ganz weit weg zu sein schien. »Haben Sie gewusst, dass man einige von Strassers Kameraden in den letzten Wochen ermordet hat?«

Keine Antwort. »Uns liegen Informationen vor, dass in Kürze auch Strasser getötet werden soll. Das Justizministerium der Vereinigten Staaten ist an seiner Festnahme nicht interessiert. Wenn dem so wäre, hätten wir das schon vor langer Zeit erledigt. Er mag für manche Scheußlichkeit verantwortlich sein, aber er wird nicht wegen Kriegsverbrechen gesucht. Ich will verhindern, dass man ihn umbringt, weil ich mit ihm sprechen muss.«

»Sie lügen!«, schrie einer der Männer. Dann hörte Ben einen dumpfen Schlag und einen Schrei Annas.

»Es gibt Beweise dafür, dass ich die Wahrheit sage.« Annas Stimme klang nicht mehr so sicher wie vorher. »Wir müssen Strasser unbedingt warnen. Wenn Sie uns töten, dann schaden Sie ihm.«

»Anna!«, stöhnte Ben. »Ist alles okay? Sag mir, dass du okay bist.«

Seine Kehle fühlte sich an, als würde sie jeden Augenblick zerreißen. Ein unerträgliches Hämmern füllte seinen Kopf.

Dann antwortete eine gedämpfte Stimme: »Ich bin okay.«

Das war das Letzte, was Ben hörte.

37. KAPITEL

Buenos Aires

Ben wachte in einem fremden Bett auf, das in einem großen Zimmer mit hoher Decke und hohen Fenstern stand. Er hob den Kopf und sah hinaus auf eine ihm unbekannte Straße.

Großstadtlärm, blinkende Lichter in der Abenddämmerung.

Eine magere Frau - dunkelbraunes Haar, braune Augen, T-Shirt, schwarze Radfahrerhose - hing träge in einem Sessel und schaute ihn an.

Anna. In seinem Kopf hämmerte es.

»Hey«, sagte sie mit ernster Stimme.

»Hey«, sagte er. Langsam kamen die Bilder des nächtlichen Albtraums zurück. »Ich lebe. Kaum zu glauben.« Er konnte sich nicht daran erinnern, wann er bewusstlos geworden war.

Sie lächelte. »Wie fühlen Sie sich?«

Er dachte kurz nach. »Wie der Typ, der vom Dach eines Wolkenkratzers fällt. Als im zehnten Stock einer den Kopf aus dem Fenster steckt und fragt, wie's denn so geht, antwortete er: ›Bis jetzt ganz gut.‹ «

Anna kicherte.

»Leichte Kopfschmerzen.« Er drehte den Kopf hin und her, und sofort schoss ihm ein brennender Schmerz von Schläfe zu Schläfe. »Vielleicht doch nicht so leicht.«

»Die haben Sie übel zusammengeschlagen. Soweit ich das beurteilen kann, haben Sie aber keine Gehirnerschütterung.« Sie hielt kurz inne. »Ich wurde nur ein bisschen rumgeschubst. Die hatten es hauptsächlich auf Sie abgesehen.«

»Wahre Gentlemen.« Er versuchte nachzudenken, war aber

immer noch fast weggetreten. »Wie bin ich in diesem Zimmer gelandet?«

»Vielleicht hatten sie einfach keine Lust mehr, uns zu verprügeln. Oder sie hatten Schiss, weil Sie zusammengeklappt sind Auf jeden Fall haben sie uns zurück in die Stadt geschafft und hier in La Boca aus dem Wagen geworfen.«

Die einzige Lichtquelle im Zimmer war die Nachttischlampe. Er spürte, dass er am Kopf und an der Hüfte verbunden war. »Wer hat das gemacht?«

»Was meinen Sie? Wer Sie verprügelt oder wer Sie verbunden hat?«

»Verbunden.«

»*Moi*«, sagte sie und verbeugte sich in gespielter Demut. »Mit freundlicher medizinischer Unterstützung des Hotel Sphinx. Die haben den Blutstillungsstift und das Jod beigesteuert.«

»Danke.« Er schloss kurz die Augen. »Wer waren diese Typen?«

»Ich tippe auf angeheuerte Schläger aus der Stadt. ›Pistoleiros‹ nennt man die hier«, sagte sie. »Ich glaube nicht, dass wir sonst überlebt hätten.«

»Was ist mit dem Streifenwagen?«.

»Argentinische Polizisten sind berüchtigt für ihre Bestechlichkeit. Die arbeiten nach Feierabend haufenweise als Pistoleiros. Ich glaube nicht, dass sie was mit Sigma oder einer dieser Schutztruppen für alte Nazis zu tun haben. Gibt viele Möglichkeiten, wie die auf uns gekommen sind. Der Interpol-Mann zum Beispiel: Ich hab ihm zwar einen falschen Namen genannt, aber vielleicht hat er irgendwo ein Foto von mir gesehen. Vielleicht hat es was mit dem gestohlenen Paket bei American Express zu tun. Oder mit Machado. Oder diesem Priester. Keine Ahnung.«

Er versuchte sich aufzusetzen, wurde aber von einem heftigen

Stechen in der Hüfte sofort wieder in die Horizontale gezwungen. Jetzt erinnerte er sich daran, dass man ihn in den Magen, in die Nieren und zwischen die Beine getreten hatte.

Immer wieder nickte er kurz ein, oder das Zimmer verschwamm vor seinen Augen. Schließlich fiel er in einen tiefen Schlaf.

Als er wieder aufwachte, war es immer noch Nacht und fast dunkel im Zimmer. Im matten Licht der Straßenlaternen sah er eine Gestalt neben sich liegen. Ein schwacher Parfümduft hing in der Luft. Er lächelte. *Na also.*

Als er das nächste Mal aufwachte, war es heller Tag. Er hörte, dass im Bad Wasser lief, und setzte sich mühsam auf.

Eingehüllt in ein Badetuch und eine Dampfwolke, kam Anna aus dem Bad.

»Auch schon wach?«, sagte sie. »Und wie geht's heute?«

»Bisschen besser.«

»Schön. Soll ich beim Zimmerservice Kaffee bestellen?«

»Ach, die haben auch Zimmerservice hier?«

»Kaum zu glauben, was?«, entgegnete sie lachend. »Ihrem Sinn für Humor geht's ja schon wieder gut.«

Sie wollte wieder ins Bad verschwinden.

Ben hatte ein sauberes T-Shirt und frische Boxershorts an. »Wer hat mir die Sachen angezogen?«

»Ich.«

»Die Shorts auch?«

»Ja. Die anderen waren voller Blut.«

So *ein Pech aber auch,* dachte er belustigt. *Da kommt es zu ersten Intimitäten, und ich verschlafe alles.*

Er hörte, wie sie sich die Zähne putzte. Ein paar Minuten später stand sie wieder in der Tür: geschminkt, in weißem T-Shirt und violetten Shorts.

»Wie ist das abgelaufen?«, fragte er. Sein Gehirn schien wieder normal zu arbeiten. »Glauben Sie, dass man Ihr Gespräch mit dem Privatdetektiv abgehört hat?«

»Möglich.«

»Am besten benutzen wir ab sofort nur noch mein Handy. Vielleicht hängt ja auch hier im Sphinx einer in der Leitung.«

Sie schob ihm zwei Kissen ins Kreuz. Kein Parfüm, aber der angenehm frische Duft von Seife und Shampoo. »Was dagegen, wenn ich es gleich mal benutze? Ich muss in dem anderen Hotel anrufen. Mein Freund aus Washington hat nur die alte Nummer. Vielleicht hat er sich schon gemeldet?« Sie warf ihm die *International Herald Tribune* in den Schoß. »Hier, lesen Sie was. Oder schlafen Sie noch eine Runde, damit Sie wieder zu Kräften kommen.«

»Achten Sie immer drauf, dass der Akku geladen ist.«

Er lehnte sich zurück und blätterte lustlos in der Zeitung. Erdbeben im indischen Bundesstaat Gujarat; Stromversorger in Kaliformen von seinen Aktionären verklagt; Staatschefs aus aller Welt beim International Children's Health Forum. Verdrossen legte er die Zeitung beiseite und schloss die Augen. Er wollte nur etwas ausruhen, geschlafen hatte er genug. Undeutlich hörte er, wie sie mit dem Hotel Recoleta telefonierte. Ihre Stimme war beruhigend und ihr erfrischendes Lachen ansteckend.

Sie war nicht mehr so distanziert, war jetzt umgänglicher. Selbstsicher, aber ohne die zuvor zur Schau getragene Kühle. Vielleicht lag das an seiner momentanen Schwäche, und es gefiel ihr, wenn sie jemanden umsorgen konnte. Vielleicht lag es daran, dass sie zusammen ein Abenteuer durchgestanden hatten. Vielleicht spürte sie auch, dass er sich um sie sorgte. Vielleicht waren es aber auch nur Mitleid oder unnötige Schuldgefühle. Vielleicht alles zusammen.

Sie beendete das Telefongespräch. »Interessant.«

»Hmm?«, brummte er und öffnete die Augen. Sie stand neben dem Bett. Unter dem weißen Baumwoll-T-Shirt zeichneten sich ihre Brüste ab. Der Anblick erregte ihn.

»Sergio Machado, der Privatschnüffler, hat eine Nachricht hinterlassen. Er entschuldigt sich, dass er es nicht pünktlich geschafft hat. Ein Fall hätte ihn aufgehalten. Klingt glaubwürdig.«

»Wahrscheinlich hat man den Anruf auch abgehört.«

»Ich werde mich mit ihm treffen.«

»Sind Sie verrückt? Reicht Ihnen das von gestern noch nicht?«

»Ort und Zeit bestimme diesmal ich.«

»Trotzdem.«

»Manchmal baue ich zwar Mist, aber ich weiß, was ich tue. Keine Angst. Ich beherrsche meinen Job ziemlich gut.«

»Das bezweifele ich ja gar nicht. Aber Sie sind kein Spezialist für Organisiertes Verbrechen oder Drogenkriege, bei denen einem die Kugeln um die Ohren fliegen. Die ganze Sache ist ja schon für uns beide eine Nummer zu groß.«

Obwohl sie sich zweifellos besser verteidigen konnte als er, glaubte er, sie beschützen zu müssen. Außerdem fühlte er sich gleichzeitig sicherer, wenn sie in der Nähe war - so paradox das auch klingen mochte.

Sie trat näher an das Bett, und Ben rückte etwas zur Seite, sodass sie sich auf die Bettkante setzen konnte. »Es ist nett, dass Sie sich Sorgen um mich machen«, sagte sie. »Aber ich bin gut ausgebildet. Ich hab so was schon öfter gemacht.«

»Entschuldigung, ich wollte nicht andeuten, dass...«

»Kein Grund, sich zu entschuldigen.«

Er warf ihr einen verstohlenen Blick zu. Eigentlich wollte er ihr sagen, wie wunderschön sie aussehe, aber er wusste nicht, wie sie es aufnehmen würde. Sie war trotz allem immer noch

ziemlich zurückhaltend.

»Tun Sie das alles für Ihren Bruder oder Ihren Vater?«, fragte sie plötzlich.

Ben war überrascht über die Direktheit der Frage - und merkte, dass die Antwort nicht einfach war. »Vielleicht für beide«, sagte er. »Aber hauptsächlich für Peter.«

»Wie nah standen Sie sich - Sie und Peter?«

»Kennen Sie Zwillinge?«

»Nein.«

»Ich glaube, es gibt keine engere Verbindung als die zwischen Zwillingen. Sie ist enger als zwischen den meisten Ehepartnern. Wir haben uns gegenseitig beschützt. Es war fast so, dass wir die Gedanken des andern lesen konnten. Wenn wir uns gestritten haben, was ziemlich oft vorkam, hatten wir hinterher beide Schuldgefühle. Konkurrenten waren wir eigentlich nur beim Sport, ansonsten nicht. Wenn er glücklich war, war ich es auch. Wenn ihm was Angenehmes passiert ist, war es so, als wäre es mir passiert. Und umgekehrt.«

Zu Bens Überraschung hatte Anna Tränen in den Augen. Sofort wurden auch seine Augen feucht.

»Das Wort ›eng‹ ist eigentlich ziemlich unpassend, um unser Verhältnis zu beschreiben. Man beschreibt das Verhältnis von Hand und Körper ja auch nicht als eng. Er war wie ein Teil meines Körpers.«

Plötzlich tauchten all die Erinnerungen und Bilder wieder auf. Der Mord an Peter. Seine wundersame Auferstehung. Sie beide als Kinder, wie sie lachend durchs Haus tobten. Peters Beerdigung.

Als er merkte, dass er gleich anfangen würde zu schluchzen, hielt er sich eine Hand vors Gesicht und wandte sich verlegen ab.

Es überraschte und bewegte ihn, dass auch Anna leise zu

weinen schien. Sie nahm seine Hand und drückte sie. Die Tränen glänzten auf ihren Wangen. Vorsichtig, um ihm nicht wehzutun, umarmte sie ihn und legte ihr feuchtes Gesicht an seine Schulter. Das völlig Natürliche ihrer Nähe berührte ihn tief. Er hatte das Gefühl, dass sich ihm ein Teil ihres vielschichtigen und leidenschaftlichen Wesens erschloss. Gegenseitig spendeten sie sich Trost. Er spürte ihren Herzschlag und ihre Wärme an seiner Brust. Dann hob sie den Kopf von seiner Schulter und drückte ihm zögernd die Lippen auf den Mund. Sie hielt die Augen geschlossen, während sie sich zunächst zurückhaltend und zärtlich, dann immer leidenschaftlicher küssten. Seine Arme umschlangen ihren geschmeidigen Körper. Mit seinen Fingern, mit seinem Mund, mit seiner Zunge tat er alles, was ihm der Augenblick eingab. Sie überschritten die unsichtbare Grenzlinie, die beide für sich gezogen hatten. Die hohe Mauer, mit der sie ihre natürlichen Empfindungen in Schach gehalten hatten, fiel.

Schließlich schliefen sie erschöpft und eng umschlungen ein.

Als Ben eine halbe Stunde später aufwachte, war Anna verschwunden.

*

Der grauhaarige Mann stellte den gemieteten Mercedes am Straßenrand ab. Die letzten hundert Meter auf der kopfsteingepflasterten Calle Estomba ging er zu Fuß. Er befand sich im Herzen Belgranos, einer der reichsten Wohngegenden von Buenos Aires. Der Grauhaarige, der einen gut geschnittenen blauen Anzug trug, begegnete einem jungen Mann, der sechs Hunde auf einmal Gassi führte. Er nickte ihm lächelnd zu.

Das Haus, das der Mann ansteuerte, war eine aus roten Ziegelsteinen im georgianischen Stil erbaute Villa. Er ging an dem Grundstück vorbei und tat so, als bewunderte er die

Architektur des Gebäudes. Dann kehrte er um. Auf dem Gehweg vor der Villa stand ein cremefarbenes Wachhäuschen. Der Wachmann trug über seiner Uniform eine orangefarbene, fluoreszierende Weste. Alle paar hundert Meter stand eins von diesen Häuschen.

Ein sehr ruhiges, sehr sicheres Viertel, dachte Trevor Griffiths. Ideal. Der Wachmann beäugte ihn von oben bis unten. Trevor nickte jovial und ging auf ihn zu.

*

Anna verpackte Bens Foto, fuhr mit dem Taxi zu einem Büro von DHL Worldwide Express und schickte den Brief an Denneens Privatadresse im Washingtoner Stadtteil Dupont Circle. Sie hatte DHL weder am Telefon noch im Hotelzimmer gegenüber Ben erwähnt, und zudem während der Fahrt darauf geachtet, dass niemand ihr folgte. Sie war sich ziemlich sicher, dass das Foto problemlos in die USA gelangen würde.

Jetzt befand sie sich in der Nähe der Facultad Medicina. Sie stand im Türbogen eines Geschäfts unter einem roten Lucky-Strike-Schriftzug und beobachtete ein Café an der Ecke Junin und Viamonte. Der Name des Cafés, Entre Tiempo, stand groß auf der Schaufensterscheibe. Die knallbunten, schrägen Buchstaben sollten wohl jede Menge Spaß verheißen. Eng umschlungene Pärchen und Studenten mit Daypacks schlenderten vorbei. Unmengen gelbschwarzer Taxis wälzten sich durch die Straße.

Diesmal würde es keine Überraschungen geben.

Sie hatte sich den Treffpunkt vorher genau angeschaut, hatte sich mit Sergio Machado für Punkt halb sieben verabredet und eine Dreiviertelstunde vor der Zeit Posten bezogen. Ein öffentlicher Platz bei Tageslicht. Sie hatte ihm gesagt, er solle sich an einen Tisch am Fenster oder möglichst nah ans Fenster

setzen. Und er solle sein Handy mitbringen. Machado hatte ihre Vorsichtsmaßnahmen mehr amüsiert denn verärgert zur Kenntnis genommen.

Fünf vor halb sieben betrat ein weißhaariger Mann das Café. Über einem blauen Hemd mit offenem Hemdkragen trug er einen blauen Blazer. Die Beschreibung passte zu der, die Machado ihr gegeben hatte. Kurz darauf setzte er sich an einen Fenstertisch und schaute hinaus auf die Straße. Sie zog sich in das Geschäft zurück und beobachtete ihn durch die Glastür weiter. Dem Ladenbesitzer hatte sie schon bei ihrer Ankunft gesagt, dass sie auf ihren Mann warte.

Um fünf nach halb winkte Machado dem Kellner.

Zwei Minuten später stellte der Kellner eine Cola auf den Tisch

Falls Machado etwas mit der Entführung vom Vorabend zu tun hatte, dann müssten sich in der Nähe des Cafés Komplizen von ihm herumtreiben. Anna konnte keinerlei Anzeichen dafür entdecken. Kein Passant, der sich ausgiebig die Auslagen ansah oder am Kiosk in Zeitschriften blätterte, niemand, der in einem parkenden Auto saß. Anna wusste, wonach sie Ausschau zu halten hatte. Machado war allein.

Er konnte seine Helfer natürlich auch im Café platziert haben.

Möglich. Aber darauf war sie vorbereitet.

Um Viertel vor sieben zog sie Bens Handy aus der Tasche und wählte Machados Handynummer.

Es klingelte einmal. »Si?«

»Anna Navarro.«

»Hallo. Sind Sie aufgehalten worden?«

»Nein, ich hab mich ganz einfach verfranzt«, sagte sie. »Die Stadt kommt mir wie das reinste Chaos vor. Könnten Sie nicht zu dem Café kommen, wo ich gerade bin? Ich hab Angst, dass ich mich noch mal verirre.« Sie gab ihm eine Adresse, die nur

ein paar Straßen entfernt war.

Sie sah, wie er aufstand, etwas Kleingeld auf den Tisch legte und das Café verließ, ohne mit jemandem zu sprechen oder irgendwem ein Zeichen zu geben. Sie wusste, wie er aussah, aber er kannte ihr Aussehen nicht.

Er überquerte die Straße und ging direkt an der Ladentür vorbei, sodass sie ihn sich noch mal genauer anschauen konnte. Trotz der weißen Haare war er noch keine fünfzig. Er hatte sanfte braune Augen und machte einen sympathischen Eindruck. Er trug keine Aktentasche. *4*

Sie wartete ein paar Sekunden und folgte ihm dann.

Er fand das Café ohne Probleme und ging hinein.

Eine Minute später trat auch sie ein und steuerte seinen Tisch an.

»Würden Sie mir erklären, wozu das jetzt gut war?«, fragte Machado.

Anna berichtete, was ihr und Ben am Abend zuvor zugestoßen war. Er schien aufrichtig entsetzt zu sein.

Machado hatte das etwas finstere Aussehen eines italienischen Filmstars aus den Sechzigern. Seine Haut war von einem dunklen, makellosen Braun. Er trug eine dünne Goldkette um den Hals und eine am linken Handgelenk. Zwischen den eng stehenden Rehaugen grub sich eine tiefe, senkrechte Sorgenfalte in die Stirn. Kein Ehering.

»Die Polizei ist durch und durch korrupt«, sagte er. »Da haben sie völlig Recht. Manchmal beauftragen sie mich mit Ermittlungen, weil sie ihren eigenen Leuten nicht trauen.«

»Das überrascht mich nicht.«

»Jetzt wissen Sie auch, warum bei uns im Fernsehen keine argentinischen Polizeiserien laufen. Polizisten sind keine Helden, sie sind Abschaum. Ich kann das beurteilen. Ich war einundzwanzig Jahre bei der Bundespolizei, dann ließ ich mich

pensionieren.«

Am Nebentisch brachen ein paar junge Leute - nach ihrem Aussehen zu urteilen Studenten - in lautes Gelächter aus.

»Die Menschen haben Angst vor der Polizei«, sagte er erregt. »Sie fordern Schutz vor der Brutalität der Beamten. Die schießen und töten beim kleinsten Anlass. Sind Ihnen eigentlich die Uniformen aufgefallen?«

»Sehen aus wie die in New York.«

»Und zwar exakt. Sind genaue Kopien der New Yorker Uniformen. Aber das ist schon alles, was sie kopiert haben.« Er lächelte sie freundlich an. »Also, was kann ich für Sie tun?«

»Ich suche einen Mann namens Josef Strasser.«

Er hob die Augenbrauen. »Tja, der alte Bastard lebt irgendwo unter falschem Namen. Keine Ahnung wo, aber ich kann mich ja mal umhören. Wird nicht einfach sein. Wollen Sie seine Auslieferung erreichen?«

»Nein, ich will nur mit ihm sprechen.«

Er streckte sich. »Wirklich?«

»Ich könnte vielleicht an ihn rankommen, aber dazu brauche ich Ihre Hilfe.« Sie erzählte ihm von Bens Besuch bei Lenz' Witwe. »Wenn Vera Lenz oder ihr Stiefsohn mit Strasser in Verbindung stehen, dann haben sie ihn nach Bens Besuch sicher angerufen und gewarnt. Könnten Sie mir die Telefonnummer besorgen?«

»Gute Idee«, sagte er. »Die Nummer kann ich Ihnen besorgen Dafür brauche ich nur die Telefonnummer der Witwe Lenz.«

Anna gab ihm einen Zettel mit der Nummer.

»Die argentinischen Telefongesellschaften speichern Beginn, Ende und Dauer jedes Gesprächs plus der angerufenen Nummer. Das System Excalibur. Über meine Freunde bei der Polizei kriege ich jeden von dieser Nummer hier getätigten Anruf. Für ein angemessenes Entgelt, versteht sich.«

Wie leicht ihr Problem zu lösen war, demonstrierte er in den nächsten Sekunden. Er zog sein Handy aus der Tasche, wählte, sprach kurz mit jemandem und gab die Telefonnummer durch.

»Dauert nicht lange«, sagte er. »Darf ich Sie inzwischen auf ein Steak einladen?«

Sie mussten ein paar Blocks gehen, bis sie zu seinem Wagen kamen - einem weißen Ford Escort, dessen Rückbank man ausgebaut hatte. Er fuhr mit ihr zu einem auf alt getrimmten Restaurant in der Nähe des Cementerio de la Recoleta. Das Lokal hieß Estilo Munich. An den Wänden hingen ausgestopfte Wildschwein- und Hirschköpfe. Der Boden war zwar aus Marmor, sah aber aus wie graues Linoleum. Die Decke war mit Schallschutzplatten verkleidet. Zwischen den Tischen schlichen gelangweilte Kellner herum.

»Ich werde Ihnen ein bife de chorizo bestellen«, sagte Machado. »Mit Chimichurri-Sauce. Wie wollen Sie das Fleisch?«

»Blutig, bitte. Hat es irgendwas zu bedeuten, dass Sie mich in ein Restaurant führen, das ›München‹ heißt?«

»Nur, dass es eins der besten Steak-Lokale der Stadt ist. Hier versteht man was von Steaks.« Er warf ihr einen verschwörerischen Blick zu. »Früher gab's in Buenos Aires jede Menge Lokale, in deren Namen das Wort ›Munich‹ vorkam. War mal sehr in Mode. Heute nicht mehr so.«

»Sind halt nicht mehr so viele Deutsche da.«

Er trank einen Schluck Carrascal. Dann klingelte sein Handy. Er sprach kurz und steckte es wieder ein. »Mein Freund bei der Polizei. Leider noch keine Ergebnisse«, sagte er bedauernd.

»Wenn Strasser so lange unentdeckt hier leben konnte, dann muss er ziemlich gute Papiere haben.«

»Solche Leute kommen immer an exzellente Papiere. Für lange Zeit war Jakob Sonnenfeld der Einzige, der diesen Leuten

immer auf der Spur geblieben ist. Jahrelang ging das Gerücht, dass Martin Bormann noch lebt, hier in Argentinien. Aber dann hat man seinen Schädel in Deutschland gefunden. In Berlin, 1972. Beim Bau einer Brücke hat man den Schädel ausgebuddelt und als den von Bormann identifiziert.«

»Und, war er's?«

»Endgültige Gewissheit brachte vor ein paar Jahren eine DNA-Analyse. Ja, es war Bormanns Schädel.«

»Und den Rest der Leiche?«

»Hat man nie gefunden. Ich glaube, dass man ihn hier in Bariloche beerdigt und seinen Schädel dann nach Deutschland geschafft hat, um die Verfolger in die Irre zu führen.« Seine Augen blitzten spitzbübisch. »Bormanns Sohn lebt noch hier. Er ist katholischer Priester. Ehrlich.« Er nahm wieder einen Schluck Carrascal. »Irgendwelche Gerüchte über Bormann waren immer im Umlauf. Genau wie über Josef Mengele. Jetzt ist er tot und beerdigt, und alle glauben, dass er seinen eigenen Tod inszeniert hat. Das Gleiche gilt für Lenz. Noch Jahre nach seinem offiziellen Tod gab es Gerüchte, dass er lebt. Bis sie die Knochen gefunden haben.«

»Hat man bei denen auch eine DNA-Analyse gemacht?«

»Glaub nicht.«

»Was ist mit seinem Schädel?«

»Nie aufgetaucht.«

»Halten Sie es für möglich, dass er noch lebt?«

Machado lachte. »Dann wäre er jetzt über hundertzwanzig Jahre alt.«

»Nur die Guten sterben jung, heißt es so schön. Er ist an einem Herzschlag gestorben, oder?«

»Das ist zumindest die offizielle Version. Ich glaube, dass israelische Agenten ihn umgebracht haben. Als Eichmann nach Argentinien kam, haben sich er und seine Frau neue Namen

zugelegt. Die drei Söhne sind unbehelligt unter ihrem richtigen Namen in die Schule gegangen. Jeder hat sie gekannt. Aber keiner hat nachgeforscht. Sonnenfeld war der Erste.«

Die Steaks kamen. Fantastisch, dachte Anna, als sie den ersten Bissen im Mund hatte. Sie war zwar keine große Fleischesserin, aber das konnte einen wirklich bekehren.

»Darf ich fragen, warum Sie mit Strasser sprechen wollen?«

»Tut mir Leid, darüber kann ich keine Auskunft geben.«

Er schien die Abfuhr mit Anstand zu schlucken. »Strasser war einer der Erfinder von Zyklon B.«

»Das Gas, das man in Auschwitz benutzt hat.«

»Es war seine Idee, das Zeug bei Menschen einzusetzen. Ein cleverer Bursche, dieser Strasser. Er war dafür verantwortlich, dass man Juden wesentlich schneller ermorden konnte.«

Nach dem Essen gingen sie ein paar Häuser weiter in das riesige Café La Biela auf der Avenida Quintana. Es war nach elf, und so war es dort voll und laut.

Beim Kaffee fragte Anna: »Können Sie mir eine Pistole besorgen?«

Er schaute sie durchtrieben an. »Das lässt sich machen.«

»Bis morgen früh?«

»Ich tu, was ich kann.«

Sein Handy klingelte. Auf einer kleinen quadratischen Serviette notierte er ein paar Nummern und schaltete das Handy wieder aus.

»Sein Anschluss läuft unter dem Namen Albrecht«, sagte Machado. »Das Alter stimmt. Er hat auf den Anmeldeformularen sein richtiges Geburtsdatum angegeben. Schätze, Sie haben ihn.«

»Und er wurde aus dem Haus der Witwe Lenz angerufen?«

»Ja. Wenn man die Nummer hat, ist es kein Problem, Name

und Adresse herauszufinden. Er scheint eine Zeit lang nicht in der Stadt gewesen zu sein. Fünf Wochen ist von dem Apparat kein Gespräch geführt worden. Erst vor zwei Tagen wieder.«

Das würde erklären, dachte Anna, warum man Strasser im Gegensatz zu den anderen noch nicht ermordet hatte. *Er war nicht in der Stadt.* Deshalb lebte er noch. »Ihr Freund bei der Polizei, was glaubt der, weshalb sie diese Information von ihm wollten?«, fragte sie.

»Der glaubt gar nichts. Ist ihm wahrscheinlich völlig egal. So lange er gut bezahlt wird.«

»Er würde Strasser nicht warnen?«

»Die Wahrscheinlichkeit liegt bei Null.«

»Hoffentlich.« Trotzdem waren ihre Bedenken nicht ausgeräumt. »Was ist mit dieser Sorte Schlägertypen von letzter Nacht?«

Er runzelte die Stirn. »Die Söhne und Enkel der damals aus Deutschland Geflohenen lassen mich in Ruhe. Ich habe zu viele Freunde bei der Polizei. Ist denen zu gefährlich. Manchmal sind auf meinem Anrufbeantworter ein paar Takte Wagner. Eine kleine verschleierte Drohung. Oder ich werde auf der Straße so auffällig fotografiert, dass ich es gar nicht übersehen kann. Das ist alles, mehr passiert wohl nicht. Ich mach mir keine großen Sorgen deswegen.« Er zündete sich noch eine Zigarette an. »Und Sie sollten sich auch keine machen.«

Der hat leicht reden, dachte sie.

Washington, D.C.

»Mr. Bartlett ist im Augenblick sehr beschäftigt. Ich fürchte, auch in den nächsten Tagen wird sich kaum ein passender Termin finden«, sagte die Vorzimmerdame mit eisiger Bestimmtheit.

»Der passende Termin ist genau jetzt«, sagte Arliss Dupree.

»Sagen Sie ihm, dass es auch für ihn wichtig ist. Es geht um eine Angelegenheit, die unsere beiden Zuständigkeitsbereiche betrifft.«

»Es tut mir sehr Leid, Mr. Dupree, aber...«

»Und ersparen Sie sich den Ärger, den Sie sicher kriegen werden, wenn ich einfach so an seine Tür klopfe. Sein Büro ist doch da hinten, oder? Also, wollen Sie ihn vorwarnen, oder soll ich gleich gehen?« Ein Grinsen breitete sich auf Duprees gerötetem Mondgesicht aus. »Tun Sie sich das nicht an.«

Die Sekretärin sprach schnell und leise in ihr Kopfmikro. Dann stand sie auf. »Darf ich bitten. Mr. Bartlett freut sich, Sie zu sehen.«

Dupree schaute sich in dem spartanischen Büro des Direktors um und spürte zum ersten Mal einen Anflug von Panik. Was er sah, entsprach nicht der gemütlichen Höhle des typischen Beamten auf Lebenszeit, der sich mit den Fotos seiner Lieben umgab und Aktenberge abarbeitete. Kaum etwas in dem Raum wies darauf hin, dass hier ein Mensch seiner Arbeit nachging.

»Wie kann ich Ihnen heute behilflich sein, Mr. Dupree?« Alan Bartlett stand hinter einem großen Schreibtisch, der so jungfräulich aussah, dass er auch im Showroom eines Möbelhauses hätte Aufsehen erregen können. Dieses höfliche Lächeln, dachte Dupree, hat den Charme eines Eisbrechers. Und das undurchdringliche Grau der Augen hinter den großen Brillengläsern erinnerte ihn an einen Gletscher.

»Da gibt's mehrere Sachen«, sagte Dupree und setzte sich lässig auf den hellen Holzstuhl, der vor Bartletts Schreibtisch stand. »Zum Beispiel die Navarro-Geschichte.«

»Höchst unangenehm, die aktuellen Enthüllungen«, sagte Bartlett. »Wirft ein ziemlich ungünstiges Licht auf uns alle.«

»Wie Sie wissen, war ich mit dieser zeitweiligen Abordnung ganz und gar nicht einverstanden«, erklärte Dupree.

»Sie brachten das unmissverständlich zum Ausdruck, ich weiß. Möglicherweise, weil Sie über Informationen bezüglich Agent Navarro verfügten, die Sie auch uns hätten zukommen lassen sollen?«

»Ach was, so war das nicht.« Dupree musste sich dazu zwingen, Bartletts durchdringendem Blick standzuhalten. »Es ist einfach so, dass es meine Autorität untergräbt, wenn ein Mitglied meines Stabs abkommandiert wird, ohne dass ich davon erfahre, geschweige denn um Zustimmung gebeten werde. Ein paar aus der Truppe glauben immer, dass es sich dabei um eine Beförderung handelt.«

»Ich nehme doch an, Mr. Dupree, dass Sie sich mit mir nicht über Ihre Personalprobleme oder Ihren Führungsstil austauschen wollen.«

»Natürlich nicht, verdammt«, sagte Dupree. »Die Sache ist doch die: Die meisten von uns im Justizministerium machen um euch von der ICU einen weiten Bogen. Ihr macht euern Kram, und wir sind heilfroh, dass wir nichts davon mitkriegen. Doch diesmal hinterlässt die Scheiße auch auf meinem Teppich hässliche Flecken, verstehen Sie? Ich stehe unter Beobachtung. Nicht, dass ich irgendwem irgendwelche Vorwürfe machen wollte, aber zu denken gibt mir das Ganze schon.«

»Eine Tätigkeit, an die Sie sich zweifelsohne erst gewöhnen müssen. Sie werden sehen, dass sich mit der Übung auch der Erfolg einstellt.« Aus Bartletts leicht hingeworfenen Worten sprach die ganze Geringschätzung des hohen Beamten.

»Ich bin vielleicht nicht der cleverste Hund unter der Sonne«, sagte Dupree. »Aber zubeißen kann ich noch.«

»Wie beruhigend.«

»Irgendwas an der Sache stinkt zum Himmel.«

Bartlett schnüffelte. »Aqua Velva? Oder vielleicht Old Spice? Auf jeden Fall ist Ihr Aftershave schneller als Sie!«

Dupree schüttelte den Kopf und spielte den arglosen Verwirrten. »Also hab ich ein bisschen rumgestochert. Hab da was aufgeschnappt und dort was rausgepickt. Zum Beispiel, dass Sie am Eastern Shore ein stattliches Anwesen besitzen. Nicht gerade die Art von Immobilie, die man bei einem Bundesbeamten erwarten würde, selbst bei einem gut bezahlten.«

»Mein Großvater mütterlicherseits war einer der Gründer von Holleran Industries. Meine Mutter war eine der Erben des Vermögens. Das ist kein Geheimnis. Andererseits gehört es zugegebenermaßen nicht zu meinen Eigenheiten, mit derlei Informationen hausieren zu gehen. Die Highsociety interessiert mich aber nur am Rande. Das Leben, für das ich mich entschieden habe, ist im Grunde ein sehr einfaches, mein Geschmack im Wesentlichen bescheidener. Aber worauf wollen Sie hinaus?«

»Richtig. Dass Ihre Mutter eine Holleran-Erbin ist, hatte ich auch rausgefunden. Hat mich ziemlich überrascht, muss ich sagen. Schmeichelt doch ungemein, wenn sich ein Multimillionär herablässt, mit Menschen wie meinesgleichen zusammenzuarbeiten.«

»Jeder muss für sein Leben Entscheidungen treffen.«

»Tja, da haben Sie wohl Recht. Und dann hab ich mich gefragt: Was gibt's sonst noch auszugraben bei Alan Bartlett? Da muss doch noch was sein. Zum Beispiel immer wieder diese Flüge in die Schweiz. Na ja, vielleicht bin ich da auch nur deshalb hellhörig geworden, weil wir vom OSI uns oft mit Geldwäsche und damit natürlich auch mit der Schweiz beschäftigen müssen. Also hab ich mich gefragt: Was macht der da?«

Eine Sekunde Stille. »Ich verstehe nicht ganz.«

»Stimmt es etwa nicht, dass Sie dauernd in die Schweiz düsen?«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

Dupree zog ein zerknittertes Blatt Papier aus der Brusttasche seines Jacketts. Er legte es auf Bartletts Schreibtisch und strich es glatt. Auf dem ansonsten leeren Blatt war ein aus vielen Punkten bestehender unregelmäßiger Kreis zu sehen. »Ein bisschen grob, ich weiß. Hab ich selbst gezeichnet.« Er zeigte auf den obersten Punkt. »Das hier ist München. Direkt darunter Innsbruck. Etwas südwestlich Mailand. Dann Turin. Nordwestlich davon Lyon. Noch weiter nördlich Dijon und schließlich wieder Richtung Osten Freiburg.«

»Und, was soll das? Halten Sie jetzt Kurse-Geografie für Fortgeschrittene?«

Dupree machte eine wegwerfende Handbewegung. »Hat mich ziemlich viel Zeit gekostet, bis ich das alles zusammen hatte. Musste mich durch jede Menge Computersysteme von Zollbehörden und Fluglinien wühlen. Scheißarbeit, können Sie mir glauben. Also, das sind die Flughäfen, die Sie in den letzten fünfzehn Jahren ständig benutzt haben. Immer vom Dulles Airport in Washington. Viele Direktflüge, aber auch einige mit Umsteigen in Frankfurt oder Paris. Ich schau mir also mein Pünktchenmuster an und frage mich, was diese Orte miteinander zu tun haben.«

»Ich nehme an, Sie werden mich umgehend aufklären«, sagte Bartlett. Sein amüsierter Blick war eiskalt.

»Schauen Sie sich das Muster an und sagen Sie selbst. Ist doch sonnenklar, oder? Alle Punkte sind nicht weiter als zweihundert Meilen von Zürich entfernt. Von allen Städten ist es nur ein Katzensprung in die Schweiz. Das sind alles Orte, über die man bequem in die Schweiz reisen kann, wenn man keinen Schweizer Stempel in seinem Pass haben will. Oder in Ihrem Fall: in seinen *Pässen*. Ich war beeindruckt, als ich herausfand, dass Sie über zwei echte Pässe verfügen.«

»Was für Beamte mit meinem Aufgabengebiet durchaus

nichts Ungewöhnliches ist. Sie machen sich lächerlich, Mr. Dupree. Aber wenn wir schon dabei sind - nehmen wir an, ich war tatsächlich in der Schweiz. Na und?«

»Na und. Sie haben ganz Recht. Kein Schaden, kein Vergehen. Aber warum tun Sie dann so, als wären Sie nie da gewesen?«

»Sie sind wirklich ausnehmend schwer von Begriff, Mr. Dupree. Falls ich in Zukunft in Erwägung ziehen sollte, Ihnen meine Urlaubspläne mitzuteilen, werde ich es Sie wissen lassen. Angesichts Ihres Verhalten drängt sich die Frage auf, ob Sie noch über die nötige geistige Frische verfügen, um Ihren beruflichen Pflichten angemessen nachzukommen. Zudem grenzt Ihr Benehmen hart an Insubordination.«

»Sie sind nicht mein Vorgesetzter, Bartlett.«

»Wie wahr. Und zwar weil wir vor sieben Jahren Ihr Gesuch auf Versetzung in unsere Abteilung abgelehnt haben. ›Erfüllt nicht den Standard der ICU.‹ Erinnern Sie sich?« Bartletts Stimme war zwar immer noch kühl, aber seine Wangen hatten sich leicht gerötet. Dupree wusste, dass er ihn aufgescheucht hatte. »Hiermit betrachte ich unsere Unterhaltung als beendet.«

»Mit Ihnen bin ich noch nicht fertig«, sagte Dupree und stand auf.

Ein Totenkopflächeln. » ›Große Werke werden nie vollendet. Nur aufgegebene‹. Zitat Valery.«

»Wer?«

»Angenehme Heimfahrt, Mr. Dupree«, sagte Bartlett gelassen. »Nach Arlington ist der Verkehr immer besonders dicht, habe ich mir sagen lassen. Ich nehme an, Sie wollen noch vor der Rushhour zu Hause sein.«

Buenos Aires

Als Ben aufwachte, nahm er zuerst die blasse Morgensonne

und dann Annas leises Atmen wahr. Sie lag im Nachthemd neben ihm im Bett. Er spürte die Wärme ihres Körpers. Langsam setzte er sich auf. Ein dumpfes Ziehen in Armen, Beinen und Nacken veranlasste ihn, leicht aufzustöhnen.

Während er langsam ins Bad tappte, erwachte auch der Schmerz. Er hatte einen ganzen Tag und eine ganze Nacht durchgeschlafen. Obwohl man ihn übel zugerichtet hatte, hielt er es für sinnvoller, sich Bewegung zu verschaffen, anstatt im Bett liegen zu bleiben und immer steifer zu werden. Trotzdem würde es seine Zeit dauern, bis er wieder ganz auf dem Damm war.

Er ging zurück ins Zimmer und nahm sein Handy. Fergus O'Connor auf den Caymans wartete sicher schon auf seinen Anruf. Als er das Telefon einschalten wollte, stellte er fest, dass der Akku leer war. Anscheinend hatte Anna vergessen, ihn aufzuladen. Er hörte, wie sie sich im Schlaf umdrehte.

Ben steckte das Ladekabel in die Steckdose und rief Fergus an.

»Hartman!«, brüllte Fergus, als hätte er schon mit Spannung auf den Anruf gewartet.

»Was gibt's Neues?«, fragte Ben, während er steif zum Fenster ging und auf den Verkehr hinunterschaute.

»Ich hab eine gute und eine schlechte Nachricht. Welche willst du zuerst hören?«

»Immer die gute.«

Ein Piepsen signalisierte Ben, dass ein Anruf in der Leitung war. Er achtete nicht weiter drauf.

»Okay. Hier ist die Geschichte von einem windigen Anwalt in Liechtenstein, der morgens in die Kanzlei kommt und feststellt, dass man eingebrochen hat.«

»So ein Pech aber auch.«

»Vor allem, weil man einen ganz bestimmten Ordner hat mitgehen lassen. Den mit Unterlagen über einen Treuhand-

Fonds, den er für einen Kunden in Wien verwaltet.«

»In Wien?« Sein Magen zog sich zusammen.

»Leider habe ich keine Namen. Nur einen Haufen komplizierte Überweisungsmodalitäten, Namenskürzel, Kennziffern. Der übliche Scheiß halt. Aber definitiv aus Wien. Die Auftraggeber waren vorsichtig genug, ihre Namen geheim zu halten, selbst gegenüber dem Anwalt. Der, da bin ich sicher, die Bullen in Liechtenstein aus dem Spiel lässt. Zu heikel.«

»Gute Arbeit, Fergus. Und jetzt die schlechte Nachricht.«

»Die Rechnung wird happig. Die Informationen aus Liechtenstein haben mich fünfzig Riesen gekostet. Teuer kann man das schon gar nicht mehr nennen, diese Burschen sind gottverdammte Strauchdiebe!« Selbst für einen Top-Mann wie Fergus war die Rechnung saftig. Aber die Information war das Geld wert. Auf legalem Wege hätte er das nie und nimmer erfahren.

»Ich gehe wohl recht in der Annahme, dass du keine Quittungen aufgehoben hast«, erwiderte Ben.

Da er auf seine rhetorische Frage keine ernsthafte Antwort erwartete, legte er auf. In der nächsten Sekunde klingelte es. Ben hob ab. »Ja?«

»Ist Anna Navarro da?«, brüllte eine Stimme. »Ich muss sie unbedingt sprechen.«

»Wer ist dran?«

»Sergio Machado.«

»Okay, eine Sekunde.«

Das Klingeln hatte Anna schon geweckt. »Machado?«, brummte sie mit rauer, verschlafener Stimme. Ben gab ihr das Telefon.

»Hallo, Sergio«, sagte Anna. »Tut mir Leid, aber ich hatte das Handy ausgeschaltet. Klar... Was...? *Was*...? Sergio? Sind Sie noch dran, Sergio?«

Sie schaltete das Handy aus. »Merkwürdig«, sagte sie.

»Was ist?«

Sie schaute Ben verwirrt an. »Er sagt, dass er die ganze Nacht versucht hat, mich zu erreichen. Er hat aus seinem Auto angerufen, aus einem Stadtteil, der San Telmo heißt. Er will mich treffen, in der Plaza Dorrega Bar. Er hat die Pistole.«

»Warum war er so aufgeregt?«

»Er sagt, dass er aus der Sache aussteigt. Sofort.«

»Dann haben sie ihn im Visier.«

»Er hat sich wirklich verängstigt angehört, Ben. Erklärte, dass irgendwelche Leute mit ihm Kontakt aufgenommen und ihn bedroht hätten. Und dass das nicht die Art von Typen waren, die sich sonst um die Sicherheit der alten Nazis kümmern.« Sie schaute ihn entsetzt an. »Und dann war die Leitung mitten im Satz tot.«

Sie konnten das Feuer schon riechen, bevor sie die Plaza Dorrega erreichten. Etwa hundert Meter vor der Bar hielt das Taxi an, weil es vor lauter Menschen kein Durchkommen mehr gab. Notarzt, Polizei und Feuerwehr waren schon da.

»Da geht gar nichts mehr«, sagte der Taxifahrer. »Sieht ganz nach einer Explosion aus.«

Anna bat den Fahrer zu warten, dann stiegen sie und Ben aus und rannten zu der Brandstelle. Der Rauch verzog sich allmählich. Es roch nach Schwefel, Ruß und verbranntem Benzin. Im Park in der Mitte der Plaza hatten die Straßenhändler ihre Stände mit billigem Schmuck und Parfüm. Jetzt standen die Tische verlassen da, weil sich die Händler zu der gaffenden Menge gesellt hatten. Die Bewohner der alten Mietshäuser drängten sich in den Türen und betrachteten fasziniert das Horrorszenario.

Man sah auf den ersten Blick, was passiert war. Das Auto, das vor dem Eingang der Plaza Dorrego Bar geparkt hatte, war

explodiert. Dabei war auch die Fensterscheibe der Bar zu Bruch gegangen. Anscheinend hatte der Wagen noch ziemlich lange gebrannt, bevor es der Feuerwehr gelungen war, ihn zu löschen. Sogar der Zebrastreifen, der neben dem Wrack über die Straße führte, war rußschwarz.

Eine weißhaarige alte Frau, die eine braun gemusterte Bluse trug, kreischte immer wieder: *»Madre de Dios! Madre de Dios!«* Anna drückte Bens Hand, während sie beobachteten, wie die Nothelfer erfolglos mit ihren Motorsägen versuchten, die verkohlte Leiche aus dem ausgebrannten Wrack des ehemals weißen Ford Escort zu befreien.

Ben spürte, wie Anna plötzlich zitterte, als einer der Arbeiter ein Stück Metall zur Seite bog und ein schwarzer, verbrannter Arm sichtbar wurde. Am Handgelenk baumelte eine verrußte Goldkette, die schwarzen, klauenartigen Finger umklammerten ein kleines Handy.

38. KAPITEL

Buenos Aires

Als sie sich wieder ins Taxi setzten, waren sie noch wie betäubt.

Eine Zeit lang fuhren sie durch die Stadt, ohne dass einer ein Wort sagte. Anna lehnte sich zurück und schloss die Augen. Ben legte ihr die Hand auf die Schulter. Es gab nichts, was er hätte sagen können. Nichts, was sie hätte trösten können.

Schließlich flüsterte sie: »Gestern beim Abendessen hat Machado gesagt, dass er in all den Jahren seiner Detektivarbeit nie Angst gehabt hätte. Und dass ich auch keine Angst zu haben brauchte.«

Ben wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Er sah immer noch das entsetzliche Bild von Machados verkohlter Leiche vor sich. Die Finger, die das Handy umklammerten. *Manche glauben, dass die Welt in Flammen aufgeht.* Schaudernd erinnerte er sich an Chardins verwüstetes Gesicht und an seinen Satz, dass die Qualen des Lebens manchmal viel schlimmer sein könnten als die Qualen des Todes. Sigmas bevorzugtes Mittel zur Problemlösung schien Feuer zu sein. »Vielleicht ist es besser, wenn ich allein weitermache«, sagte er sanft zu Anna.

»Nein«, erwiderte sie scharf und schaute mit starrem Gesicht geradeaus. Jedes weitere Wort war überflüssig.

Es war, als ob das gerade Erlebte ihre Entschlossenheit gestärkt hätte, anstatt sie zu schwächen. Sie wollte zu Strasser - koste es, was es wolle. Und sie wollte dem Geheimnis Sigma auf die Spur kommen. Es war verrückt, aber auch er wusste genau, dass er nicht mehr umkehren würde. »Glaubst du, dass wir mit all dem, was wir jetzt wissen, einfach so zu unseren

früheren Leben zurückkehren können?«, fragte er. »Glaubst du, man lässt uns?«

Eine Zeit lang herrschte wieder Stille.

»Wir drehen erst mal eine Runde ums Haus«, murmelte sie dann. »Nicht, dass ich denke, wir würden von jemandem erwartet. Vielleicht glauben sie, dass mit Machados Tod die Gefahr vorbei sei.« Er hörte aus ihrer Stimme etwas Hoffnung heraus, war selbst aber nicht so optimistisch.

Das Taxi schlängelte sich quer durch Buenos Aires in Richtung des Nobelviertels Belgrano. Was war das für eine furchtbare Ironie, dachte Ben. Gerade hatte ein guter Mensch sterben müssen, um das Leben eines bösen Menschen zu retten. Er fragte sich, ob auch Anna das schon aufgefallen war. *Und wir, was machen wir? Auch wir setzen unser Leben aufs Spiel, um das Leben eines Schurken von historischen Ausmaßen zu retten.*

Wird man jemals das Ausmaß dieser Skrupellosigkeit ermessen können?

Er musste wieder an Chardins schauerlichen Monolog denken.

Es *war ein kompliziertes Räderwerk... Niemand ist je auf den Gedanken gekommen, dass der Westen von einem geheimen Konsortium beherrscht wurde. Das war unvorstellbar. Wenn das nämlich stimmte, dann wäre ja über die Hälfte der Welt nur die Filiale eines einzigen Megakonzerns gewesen. Sigma.*

In den vergangenen Jahren wurde ein ganz besonderes Projekt lanciert. Sollte es Erfolg haben, würde es das Wesen der Weltherrschaft revolutionieren. Es ginge nicht mehr primär um die Zuteilung und Steuerung von Geldmitteln, sondern darum, wer den Sprung in die neue Führungsclique schafft, wer zum ›Kreis der Auserwählten‹ gehört.

Gehörte Strasser zum ›Kreis der Auserwählten‹? Oder war auch er schon tot?

»Ich hab mit Fergus auf den Caymans gesprochen«, sagte Ben. »Er hat die Überweisungen bis nach Wien zurückverfolgt.«

»Wien«, wiederholte sie ausdruckslos.

Sonst kein Wort. Was ihr wohl gerade durch den Kopf ging? Bevor er sie fragen konnte, hielt das Taxi vor einer roten Ziegelsteinvilla mit weißen Fensterläden. Anna sagte dem Fahrer, er solle einmal um den Block fahren. »Vielleicht fällt uns was auf«, sagte sie zu Ben. »Parkende Autos oder verdächtige Fußgänger, die nicht hierher passen.«

Wieder blieb Ben nichts anderes übrig, als ihr zu vertrauen und darauf zu hoffen, dass sie wusste, was sie tat. »Wie wollen wir eigentlich vorgehen?«, fragte er.

»Wir müssen nur bis zu seiner Haustür kommen. Damit wir ihn warnen können; damit wir ihm sagen können, dass er in Lebensgefahr schwebt. Ich hab meinen Ausweis vom Justizministerium dabei. Das reicht hoffentlich aus, damit er uns glaubt.«

»Was ist, wenn das *Kameradenwerk* oder Vera Lenz oder welches Frühwarnsystem auch immer unseren Besuch schon angekündigt hat? Und was ist, wenn sein Leben gar nicht bedroht ist, weil er selbst nämlich hinter all den Morden steckt? Hast du mal daran gedacht?«

Nach kurzem Schweigen musste sie zugeben: »Das ist tatsächlich ein ernstes Risiko.«

Ein ernstes Risiko. Das war eine grandiose Untertreibung.

»Du hast keine Waffe«, sagte Ben. »Vergiss das nicht.«

»Wenn wir in den ersten paar Sekunden einen glaubwürdigen Eindruck machen, dann hört er sich freiwillig die ganze Geschichte an.«

Und wenn er der Mann hinter den Morden ist?

Nach der Runde um den Block ließ der Taxifahrer sie fünfzig Meter vor dem Haus aussteigen.

Trotz der wärmenden Sonne lief Ben ein kalter Schauer über den Rücken. Auch Anna hatte Angst, das war ihm klar, aber sie zeigte sie nicht. Er bewunderte ihre Willensstärke.

Etwa sieben, acht Meter neben dem Eingang zu Strassers Grundstück stand ein Wachhäuschen auf dem Gehweg. Der Wachmann war ein gebückter alter Mann mit dünnem weißen Haar und einem schlaff herunterhängenden Schnauzbart. Mit der blauen Kappe, die auf seinem Kopf thronte, sah er aus wie eine Witzblattfigur. Der Mann wäre im Ernstfall völlig nutzlos, dachte Ben. Trotzdem war es besser, wenn sie ihm nicht auffielen. Als würden sie sich bestens auskennen, gingen sie mit zielstrebigen Schritten auf das Haus zu.

Strassers Haus war wie die meisten Häuser in der Straße von einem Zaun umgeben, der nicht aus Schmiedeeisen bestand, sondern aus dunklem Holz; er reichte Ben gerade bis zur Brust und diente wohl nur dekorativen Zwecken. Die Botschaft lautete: Der Bewohner dieses Hauses hat nichts zu verbergen. Anna öffnete das Gartentor, und sie betraten gerade den kleinen gepflegten Garten, als sie hinter sich Schritte auf dem Pflaster des Gehwegs hörten.

Ben schaute sich nervös um. Der Wachmann kam auf sie zu, er war noch etwa sechs Meter von ihnen entfernt. Ben fragte sich, ob Anna für diesen Fall eine passende Erklärung parat hatte. Ihm fiel jedenfalls keine ein. Als der Mann sie anlächelte, kam eine schlecht sitzende gelbliche Prothese zum Vorschein. Er brummelte etwas auf Spanisch.

»Er will deinen Ausweis sehen«, sagte sie leise zu Ben. Und zu dem Alten: »Cómo no, senor!« Klar, warum nicht.

Merkwürdigerweise griff der Wachmann in die Innentasche seiner Jacke - als wollte er selbst seinen Ausweis vorzeigen.

Aus dem Augenwinkel sah Ben, dass sich auf der anderen Straßenseite etwas bewegte. Er drehte den Kopf in diese Richtung und schaute genauer hin.

Auf der anderen Straßenseite stand ein Mann. Er war groß, hatte ein gerötetes Gesicht, schwarzes, schon ergrauendes Haar und dicke, buschige Augenbrauen.

Ben wurde schlagartig heiß. Er kannte das Gesicht.

Wo habe ich diesen Kerl schon mal gesehen?

In Paris - in der Rue des Vignoles.

In Wien - im Graben.

Und woanders auch schon.

Das war einer der Killer.

Er zielte mit einer Pistole auf sie.

»Runter, Anna!«, schrie Ben und warf sich auf den betonierten Gartenweg.

Anna stürzte sich nach links aus der Schusslinie.

Ein ploppendes Geräusch. Die Brust des Wachmannes schien zu beben, dann fiel er rückwärts auf das Pflaster des Gehwegs. Der Mann mit dem roten Gesicht rannte über die Straße.

Sie saßen in der Falle. Eingesperrt in Strassers Garten.

Der Wachmann hatte in der Schusslinie gestanden und so Ben und Anna die Chance eröffnet, in Deckung zu gehen.

Beim nächsten Versuch wäre einer von ihnen dran.

Der einzige Fluchtweg - durchs Gartentor zurück auf die Straße - war versperrt. Der Killer kam direkt auf sie zu.

Außerdem waren sie beide unbewaffnet.

Dann hörte Ben den Mann rufen: »Es ist alles in Ordnung! Ich will Sie nicht erschießen!«

Während er auf sie zulief, hielt der rotgesichtige Mann den Lauf der Pistole zu Boden gerichtet.

»Hartman!«, brüllte er. »Benjamin Hartman!«

Ben schaute verwirrt auf die Straße.

Anna schrie: »Ich hab Sie genau im Visier! Verschwinden

Sie, sonst schieße ich.«

Der Mann hielt die Waffe immer noch nach unten gerichtet und rief: »Jetzt kapieren Sie doch! Ich will Sie nicht erschießen.« Dann ließ er die Waffe auf das Pflaster fallen und breitete die Arme aus. Er zeigte auf den alten Wachmann und sagte: »Er wollte Sie beide umbringen.«

Das waren seine letzten Worte.

Plötzlich zuckte der Arm des alten Wachmanns - wie bei einer zum Leben erweckten Schaufensterpuppe. Er zog eine kleine Pistole mit Schalldämpfer aus der Hosentasche und richtete sie auf den über ihm stehenden Mann. Ein leises *Pfft,* dann durchschlug ein Geschoss den Kopf und riss die Rückseite des Schädels weg.

Der Wachmann setzte sich mühsam auf. Auf seiner Hemdbrust leuchtete ein roter Fleck. Obwohl er schwer, vielleicht sogar tödlich verletzt war, hielt er die Pistole absolut ruhig.

Hinter Ben schrie jemand: *»Nein!«*

Ben drehte sich um und sah linker Hand auf der gleichen Straßenseite einen Mann. Er stand in etwa zwanzig Metern Entfernung neben einer Eiche und hob langsam ein Scharfschützengewehr mit Zielfernrohr.

Gehörte er zu dem rotgesichtigen Killer?

Ein Knall zerriss die Stille. Ein zweiter, ein dritter Schuss wurde abgefeuert. Ben war starr vor Angst. Dann sah er, wie der alte Wachmann wieder auf den Rücken fiel.

Warum hatte es erneut den Alten erwischt? Warum waren sie wieder davongekommen? Mit einer solchen Präzisionswaffe war es auf die kurze Entfernung fast unmöglich, sein Ziel zu verfehlen.

Der Schütze hatte schwarzes glänzendes Haar und olivfarbene Haut. Er rannte zu dem blutüberströmten Wachmann, ohne Ben

und Anna auch nur eines Blickes zu würdigen.

Was hatte das zu bedeuten? Wer sollte ein Interesse daran haben, einen tatterigen Wachmann umzubringen?

Während Ben sich langsam erhob, durchsuchte der Schütze die Innentaschen der Uniformjacke: Eine zweite kleine Automatikpistole mit Schalldämpfer kam zum Vorschein.

»Mein Gott«, sagte Anna.

Der Mann mit der olivfarbenen Haut packte den weißen Haarschopf des Alten, zog ruckartig an und hielt eine schlabberige Perücke in der Hand, die aussah wie ein Kaninchenfell. Die wirkliche Haarfarbe des Alten war stahlgrau.

Der weiße Schnauzbart ließ sich ebenso leicht herunterziehen wie die runzeligen fleischfarbenen Gummifetzen, die das Gesicht auf alt getrimmt hatten.

»Latex«, sagte der Mann. Er zog die Nase ab, dann die Tränensäcke unter den Augen. Nach und nach tauchte das glatte faltenlose Gesicht des Mannes auf, der vor Jürgen Lenz' Haus in Wien auf Ben geschossen hatte. Der Mann, der in Paris ihn und Anna hatte töten wollen. Der Mann, der seinen Bruder auf dem Gewissen hatte.

»Der Architekt«, sagte Anna atemlos.

Ben war wie gelähmt.

Er starrte den Toten ungläubig an. Es stimmte.

»Er hätte Sie beide erschossen«, sagte der Mann. Seine Haut war ockerfarben, er hatte merkwürdig lange Wimpern und ein markantes Kinn. Nach dem leichten Akzent zu urteilen, würde ich auf Naher Osten tippen, dachte Ben. »Seine Tarnung hat Sie so arglos gemacht, dass er Sie aus nächster Nähe hätte erschießen können.«

Ben fiel diese scheinbar sinnlose Handbewegung wieder ein, als der so gebrechlich wirkende Alte in seine Uniformjacke gegriffen hatte.

»Jetzt weiß ich, woher ich Sie kenne«, sagte Anna plötzlich. »Sie sind Yossi. Aus Wien. Der angebliche CIA-Mann aus Israel.«

»Wer zum Teufel sind Sie wirklich?«, fragte Ben.

»Mein Name spielt keine Rolle«, erwiderte er.

»Für mich schon. Also?«

»Yehuda Malkin.«

Der Name sagte Ben nichts. »Sie beschatten uns!«, rief er. »Ich habe Ihren Partner gesehen, in Wien und in Paris.«

»Ja, er war etwas unvorsichtig. Er war die ganze letzte Woche an Ihnen dran. Hin und wieder hab ich ihn abgelöst. Dann kann ich Ihnen auch gleich sagen, wer unser Auftraggeber ist: Ihr Vater.«

Vater? Aber weshalb? »Warum hat er...?«

»Max Hartmans Geld hat unsere Eltern vor über fünfzig Jahren aus Nazideutschland freigekauft. Und mein ermordeter Partner, der hier liegt, war mehr als nur ein Partner. Er war mein Cousin.« Er schloss für einen Augeblick die Augen. »Verdammt. Avi war noch so jung. Er hatte noch das ganze Leben vor sich.« Er schüttelte verzweifelt den Kopf. Offensichtlich hatte er den Tod seines Cousins noch nicht verarbeitet. Und jetzt war nicht gerade der passende Augenblick dafür. Er sah Bens verwirrtes Gesicht. »Wir beide haben Ihrem Vater alles zu verdanken. Er muss über irgendwelche besonderen Kontakte zu den Nazis verfügt haben. Durch ihn sind ziemlich viele jüdische Familien aus Deutschland rausgekommen.«

Max hat Juden freigekauft und aus den Lagern rausgeholt? Dann hatte Sonnenfeld doch Recht gehabt.

Anna mischte sich ein. »Wo wurden Sie ausgebildet? Doch nicht in Amerika, oder?«

Der Mann schaute sie an. »Ich bin in einem Kibbuz in Israel

geboren. Meine Eltern hatten sich in Palästina niedergelassen.«

»Haben Sie in Israel gedient?«

»Ja, bei den Fallschirmjägern. Nach dem Sechs-Tage-Krieg 1968 sind wir nach Amerika ausgewandert. Meine Eltern hatten genug davon, immer nur zu kämpfen. Nach der Highschool ging ich zur Armee.«

»Dieses CIA-Theater in Wien, was sollte das?«, fragte Anna.

»Der andere war ein alter amerikanischer Kumpel, den ich engagiert hatte. Wir waren beauftragt, Ben aus der Gefahrenzone zu schaffen. Zurück nach Amerika. Wir sollten für seine Sicherheit sorgen.«

»Aber wie war es...«

Der Mann schnitt ihr das Wort ab. »Wir haben jetzt keine Zeit für Erklärungen. Wenn Sie Strasser sprechen wollen, dann würde ich mich beeilen. Wird nicht mehr lange dauern, dann taucht hier Polizei auf.«

»Okay«, sagte Anna.

»Nur eine Frage noch«, warf Ben ein. »Wann hat mein Vater Sie angeheuert?«

Der Mann schaute sich nervös um. »Ungefähr vor einer Woche. Er hat Avi und mich angerufen und gesagt, dass Sie in Gefahr sind. In der Schweiz. Er hat uns Namen und Adressen gegeben, von denen er angenommen hat, dass Sie dort auftauchen würden. Wir sollten alles tun, um Sie zu beschützen. Er wollte nicht auch noch den zweiten Sohn verlieren.« Wieder schaute er sich um. »In Wien und dann in Paris hätte man Sie um ein Haar getötet, obwohl wir immer an Ihnen dran waren. Auch hier war's ziemlich knapp.«

Ben hatte noch jede Menge Fragen. »Wo ist mein Vater jetzt?«

»Keine Ahnung. Er hat nur gesagt: Europa. Wo genau, weiß ich nicht. Er meinte, dass er für die nächsten Monate den

Kontakt zu allem und jedem abbrechen werde. Hat uns für die Reisekosten und die andere Auslagen eine ziemliche Stange Geld gegeben.« Er lächelte bitter. »Mehr, als wir je ausgeben können.«

In der Zwischenzeit hatte Anna den Schalldämpfer von Voglers Waffe geschraubt und in die Jackentasche gesteckt. Die kleine Pistole schob sie unter der Jacke in den Gürtel ihres Rocks. »Woher wussten Sie, dass wir nach Argentinien geflogen sind?«, fragte sie.

»Wir haben es nicht gewusst. Strassers Name stand auf Max Hartmans Liste. Wir hatten die Adresse und seinen falschen Namen.«

»Dann weiß mein Vater also, was läuft«, sagte Ben. »Er kennt alle Beteiligten und hat damit gerechnet, dass ich Strasser auf die Spur kommen würde.«

»Vogler hat uns hergelotst. Der hat sich nicht sonderlich darum gekümmert, ob ihm jemand folgt oder nicht. Wir wussten, dass Vogler nach Argentinien fliegt, und wir hatten Strassers Adresse in Argentinien. Also haben wir uns hier...«

»... ein paar Tage auf die Lauer gelegt und darauf gewartet, dass Ben auftaucht«, sagte Anna.

Der Mann schaute sich wieder um. »Sie sollten sich jetzt wirklich beeilen.«

»Ja. Aber eins muss ich noch wissen«, sagte sie. »Ist Strasser gerade von einer Reise zurückgekommen?«

»Ja, hat so ausgesehen, als ob er gerade aus dem Urlaub käme. Hatte jede Menge Gepäck dabei.«

»Seitdem irgendwelche Besucher?«

Der Mann dachte kurz nach. »Nein, hab zumindest keinen gesehen. Oder doch, etwa vor einer halben Stunde ist eine Krankenschwester ins Haus gegangen...«

»Eine Krankenschwester?«, sagte Anna laut. Sie drehte sich

um und schaute zu dem weißen Kombi, der vor dem Haus parkte. An der Wagenseite stand der Schriftzug PERMANENCIA EN CASA. »Los. Tempo!«, sagte sie und lief auf die Haustür zu.

Ben und Yehuda Malkin standen hinter ihr, als sie klingelte.

Nichts war zu hören. »Scheiße«, sagte sie. »Zu spät.«

Plötzlich, vielleicht nach einer halben Minute, öffnete sich langsam die Tür. Vor ihnen stand ein uralter, gebückter Mann. Das ledrige, zerfurchte Gesicht war sonnengebräunt.

Josef Strasser.

»Wer sind Sie?«, fragte er unfreundlich. »Ich hab jetzt keine Zeit.« Er wollte die Tür schließen.

»Herr Strasser, warten Sie. Die Krankenschwester, die bei Ihnen ist... Sie ist keine echte Krankenschwester. Sie ist gefährlich.«

Im Hintergrund tauchte eine weiße Gestalt auf. Die Schwester kam zur Tür. Sie sprach schnell und ungeduldig auf Strasser ein. »Señor Albrecht, beeilen Sie sich bitte. Ich habe heute noch andere Hausbesuche zu erledigen.«

»Herr Strasser, so hören Sie doch! Das ist keine richtige Krankenschwester. Lassen Sie sich ihre Papiere zeigen, wenn Sie mir nicht glauben.«

Die Frau in der weißen Schwesterntracht packte den alten Mann an der Schulter und zog ihn von der Tür weg, gleichzeitig versuchte sie mit der anderen Hand die Tür zuzudrücken. Gerade noch rechtzeitig schob Anna den Fuß in den Türspalt.

Sofort stieß die Schwester Strasser zur Seite, griff blitzschnell in die Tasche ihrer Tracht und zog eine kleine Pistole heraus.

Anna warf sich zur Seite und riss dabei Ben mit zu Boden. Im gleichen Augenblick feuerte die Schwester.

Während Ben sich auf die Seite rollte, hörte er einen lauten Schrei. Er wusste sofort, was passiert war. Die Kugel hatte Anna

verfehlt und stattdessen ihren israelischen Beschützer getroffen. Ben wandte den Kopf und sah den schwankenden Israeli im Türrahmen - auf seiner Stirn ein roter Punkt. Dann fiel er nach hinten.

Anna schoss zweimal kurz hintereinander. Die falsche Schwester taumelte und stürzte zu Boden.

Für den Bruchteil einer Sekunde herrschte völlige Stille. Dann hörte Ben in weiter Ferne das Zwitschern eines Vogels.

»Alles in Ordnung, Ben?«, fragte Anna.

Krächzend brachte er ein Ja heraus.

Anna stand auf, ging zu der Schwester und beugte sich über sie. Sie war tot. Dann wandte sie sich wieder um. Strasser kniete in seinem blassblauen Bademantel auf dem Boden. Er hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und schluchzte hemmungslos.

»Herr Strasser?«, sagte Anna.

»Sie haben mir das Leben gerettet«, stieß er stammelnd hervor.

*

Bilder. Konturlose, verschwommene Bilder. Ohne Bedeutung, ohne Schärfe. Umrisse, die sich wabernd im Grau verloren und im Nichts auflösten wie der Kondensstreifen eines Jets am Himmel. Am Anfang war nur Bewusstsein, ohne dass er gewusst hätte, wessen er sich bewusst gewesen wäre. Ihm war kalt. Hundekalt. Nur in seiner Brust spürte er eine sich ausbreitende Wärme.

Und da, wo die Wärme war, da saßen die Schmerzen.

Das war gut. Schmerzen waren gut.

Schmerzen waren der Freund des Architekten. Mit Schmerzen konnte er umgehen. Schmerzen konnte er, wenn nötig, unterdrücken. Und vor allem: Schmerzen bedeuteten, dass er

noch lebte.

Kälte war nicht gut. Das hieß, dass er viel Blut verloren hatte und sich in einem Schockzustand befand: Der Puls ging langsamer, das Herz schlug schwächer, die Blutbahnen in den Extremitäten zogen sich zusammen, um die Blutzufuhr zu nicht lebenswichtigen Körperteilen auf ein Minimum zu beschränken.

Er musste seine eigene Situation exakt bestimmen. Er lag auf dem Boden. Reglos. Konnte er hören? Er konzentrierte sich: Ein, zwei Sekunden herrschte absolute Stille in seinem Kopf. Dann, als hätte man die Verbindung wieder hergestellt, hörte er Stimmen. Weit weg, gedämpft. Stimmen in einem geschlossenen Raum.

In einem Haus.

Wessen Haus?

Er musste ziemlich viel Blut verloren haben. Was war in der vergangenen Stunde passiert?

Argentinien. Buenos Aires.

Strasser.

Strassers Haus. Wo er auf Benjamin Hartman und Anna Navarro gewartet hatte und wo er auf andere Personen gestoßen war. Inklusive jemandem mit einem Scharfschützengewehr.

Er hatte mehrere Kugeln in die Brust abbekommen. Das überlebt keiner. *Nein!* Er verbot sich diesen Gedanken. Es war ein unproduktiver Gedanke. Der Gedanke eines Amateurs.

Er war überhaupt nicht getroffen worden. Ihm ging es gut. Er war zwar geschwächt, aber nicht so, dass es ihm nicht möglich gewesen wäre, das auszugleichen. Nicht so, dass er aus dem Rennen war. Das *glaubten* die anderen, und das war sein Vorteil. Die verschwommenen Bilder in seinem Gehirn wurden für kurze Augenblicke scharf. Er erkannte die Umrisse, sah drei Gesichter vor sich wie auf Passfotos: Benjamin Hartman, Anna Navarro, Josef Strasser.

Sein Gehirn reagierte so zähflüssig und langsam wie altes Öl um eine Kurbelwelle. Aber es würde arbeiten. Es war alles eine Frage der mentalen Konzentration: Er würde die Schmerzen auf einen anderen Körper übertragen; einen von ihm selbst imaginierten Doppelgänger; eine andere Person, die blutüberströmt war und sich im Schock befand; eine Person, die nicht er war. Ihm ging es gut. Sobald er seine Kräfte gebündelt hätte, würde er aufstehen und gehen. Würde die Verfolgung aufnehmen und töten.

Die schiere Kraft seines Willens hatte bislang noch jeden Widerstand überwunden. Und sie würde es wieder tun.

Hätte jemand in diesen Minuten Hans Voglers Körper ganz genau beobachtet, so hätte er möglicherweise bemerkt, dass sich während dieser Bündelung gewaltiger mentaler Kräfte nur einmal, kaum sichtbar, ein Augenlid bewegt hatte. Sonst nichts. Genau wie ein Verdurstender in der Wüste sich jeden einzelnen Schluck aus der Feldflasche einteilt, so wurde jetzt jede physische Aktion im Voraus genau geplant und festgelegt. Es würde keine überflüssige Bewegung geben.

Der Architekt lebte, um zu töten. Auf diesem Gebiet hatte er nicht seinesgleichen. Das war seine einzigartige Berufung. Er würde jetzt töten, nur um zu beweisen, dass er noch lebte.

*

»Wer sind Sie?«, fragte Strasser mit schriller, krächzender Stimme.

Bens Blick wanderte von der falschen Schwester, die in ihrer blutverschmierten weißen Tracht im Flur lag, zu dem Killer Hans Vogler und schließlich zu den beiden von seinem Vater angeheuerten Israelis, die jetzt tot auf dem rot gefärbten Plattenweg lagen.

»Herr Strasser«, sagte Anna. »Die Polizei kommt jeden

Moment. Wir haben nicht viel Zeit.«

Ben wusste, was sie meinte: Die argentinische Polizei war so korrupt, dass sie sich besser aus dem Staub machten, bevor sie eintraf. Sie hatten also nur wenig Zeit, um aus dem alten Deutschen die Informationen herauszuholen, die sie brauchten.

Strassers Gesicht war von einem Netz kreuz und quer verlaufender Falten und Runzeln überzogen. Die Mundwinkel der blutlosen Lippen hingen herunter. Sie waren ebenfalls runzelig und sahen aus wie in die Länge gezogene Pflaumen. Zwischen den Augen, die tief in ihren Höhlen lagen und wie Rosinen in einem Teigklumpen wirkten, saß eine breite Nase mit großen Löchern. »Ich heiße nicht Strasser«, sagte er. »Was soll der ganze Unsinn?«

»Wir kennen Ihren richtigen und Ihren falschen Namen. Lassen wir das«, sagte Anna ungeduldig. »Die Schwester - war das die, die immer zu Ihnen kommt?«

»Nein. Die, die sonst kommt, ist krank. Ich leide an Anämie, ich brauche regelmäßig meine Spritze.«

»Wo sind Sie in den letzten zwei Monaten gewesen?«

Strasser wurde unruhig. »Ich muss mich setzen«, sagte er und ging langsam durch den Flur.

Ben und Anna folgten ihm in einen hohen Raum voller Bücher: eine Bibliothek, deren Wände und Regale aus poliertem Mahagoni über zwei Stockwerke in die Höhe ragten.

»Sie halten sich versteckt, weil Sie ein Kriegsverbrecher sind«, sagte Anna.

»Ich bin kein Kriegsverbrecher«, fauchte Strasser sie an. »Ich bin so unschuldig wie ein Baby.«

Anna lächelte. »Ach ja? Und warum verstecken Sie sich dann?«

Er ließ sich nicht beirren. »In Argentinien ist es ziemlich in Mode gekommen, ehemalige Nazis auszuweisen. Es stimmt, ich

war Mitglied der NSDAP. Argentinien unterzeichnet jetzt Abkommen mit Israel, Deutschland und Amerika. Sie wollen ihr Image aufpolieren. Es zählt nur noch die Meinung Amerikas. Die würden mich ausweisen, nur um sich bei den Amerikanern einzuschmeicheln. Nazis zu jagen ist ein gutes Geschäft in Buenos Aires. Manche Journalisten leben davon, die tun nichts anderes. Ich war nie ein Gefolgsmann Hitlers. Schon bald nach Kriegsbeginn war klar, dass Hitler ein Wahnsinniger war, der uns in den Ruin, in die totale Zerstörung führen würde. Männer wie ich wussten, dass Maßnahmen ergriffen werden mussten. Meine Leute haben vergeblich versucht, den Mann zu töten, um weiteren Schaden von unserer Industrie abzuwenden. Unsere Befürchtungen wurden bestätigt. Bei Kriegsende verfügte Amerika über drei Viertel des weltweit investierten Kapitals und über zwei Drittel der industriellen Kapazität.« Er lächelte. »Der Mann war einfach schlecht fürs Geschäft.«

»Wenn Sie Hitler bekämpft haben, warum schützt Sie dann immer noch das *Kameradenwerk?«,* fragte Ben.

»Das sind tumbe Schläger«, entgegnete Strasser verächtlich. »Was Geschichte angeht, sind die absolut ahnungslos.«

»Warum hatten Sie die Stadt verlassen?«, fragte Anna.

»Ich war in Patagonien. Auf einer Estancia, die der Familie meiner verstorbenen Frau gehört. Am Fuß der Anden, in der Provinz Rio Negro. Eine Rinder- und Schafranch, aber sehr luxuriös.«

»Sind Sie öfter da?«

»Das war das erste Mal. Meine Frau ist im letzten Jahr gestorben, und... Warum wollen Sie das überhaupt wissen?«

»Das ist der Grund, warum Sie noch nicht tot sind. Man hat Sie nicht gefunden«, sagte Anna.

»Was reden Sie da? Wer will mich umbringen?«

Ben warf Anna einen Blick zu, der besagte, dass sie weiter

Druck machen solle.

»Die Organisation«, sagte sie.

»Welche Organisation?«

»Sigma.«

Sie bluffte, aber sie tat es sehr überzeugend. Ben fielen Chardins Worte ein: *Die westliche und ein großer Teil der restlichen Welt waren empfänglich für Sigmas Dienste und akzeptierten auch die sie begleitenden Erklärungen.*

Jetzt begann Strasser nachzudenken. »Die neue Führungsspitze? Das ist es also.« Seine Rosinenäuglein funkelten.

»Die neue Führungsspitze? Was heißt das?«, fragte Ben nach.

»Natürlich, was sonst«, sagte Strasser wie zu sich selbst, als hätte er Bens Einwurf gar nicht gehört. »Die haben Angst, dass ich zu viel weiß.«

»Wer?«, brüllte Ben.

Strasser hob den Kopf und schaute Ben überrascht an. »Ich hab dabei geholfen, das Ganze aufzubauen. Alford Kittredge, Siebert, Aldridge, Holleran, Conover - die gekrönten Häupter der Industrie-Imperien - blickten mit Verachtung auf mich herab. Aber sie haben mich gebraucht. Ohne meine Kontakte bis in höchste deutsche Regierungskreise hätte es nicht funktioniert. Das Unternehmen konnte nur auf strikt internationaler Basis gelingen. Ich hatte das Vertrauen der Männer ganz oben. Sie wussten, dass ich Dinge für sie erledigt hatte, die mich aus der normalen menschlichen Gesellschaft ausschlossen. Sie wussten, dass ich für sie das ultimative Opfer gebracht hatte. Ich war der Mittelsmann, dem alle vertrauten. Doch nun hat sich dieses Vertrauen als das entlarvt, was es immer war - als Farce. Es stellt sich heraus, dass sie mich nur benutzt haben.«

»Sie sprachen von der neuen Führungsspitze. Gehört Jürgen Lenz dazu?«, fragte Anna. »Gerhard Lenz' Sohn.«

»Ich kenne keinen Jürgen Lenz. Ich wusste nicht, dass Lenz einen Sohn hatte. Allerdings habe ich seine persönlichen Verhältnisse auch nicht so gut gekannt.«

»Aber Sie beide waren die Wissenschaftler, die Zyklon B entwickelt haben«, sagte Ben.

»Ich war nur *ein* Mitglied des Forscherteams, das Zyklon B erfunden hat«, warf Strasser ein und zupfte den Kragen seines schäbigen blauen Bademantels zurecht. »Heute macht man mir das zum Vorwurf, und keiner bedenkt, wie elegant dieses Gas war.«

»Elegant?«, wiederholte Ben. Er glaubte, sich verhört zu haben. *Elegant.* Der Mann war Ekel erregend.

»Vor Zyklon B mussten die Soldaten jeden Häftling erschießen«, sagte Strasser. »Grässliche Blutbäder. Das Gas hat das sauber, einfach und elegant erledigt. Übrigens auch zum Wohl der vergasten Juden.«

»Zum Wohl der vergasten Juden«, wiederholte Ben. Er konnte es nicht fassen.

»Ja. In den Lagern gab es alle Arten von tödlichen Krankheiten. Ihre Leidenszeit wäre ungleich länger und schmerzvoller gewesen. Vergasen war die menschlichste Option.«

Menschlichste Option. Ich schaue in das Gesicht des Bösen, dachte Ben. *Widerlich. Ein frömmelnder alter Mann im Bademantel.*

»Wie zuvorkommend«, sagte Ben.

»Deshalb haben wir es auch ›Sonderbehandlung‹ genannt.«

»Ein Euphemismus für Vernichtung.«

»Wenn Sie so wollen.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe niemanden in die Gaskammern geschickt. Das haben Dr. Mengele oder Dr. Lenz gemacht. Mengele hat man den Todesengel genannt. Eigentlich hätte Dr. Lenz diesen Namen

verdient gehabt und nicht Mengele.«

»Und Sie natürlich auch nicht«, sagte Ben. »Sie waren ja Wissenschaftler.«

Strasser bemerkte Bens Sarkasmus. »Was verstehen Sie schon von Wissenschaft?«, fuhr er ihn an. »Sind Sie etwa Wissenschaftler? Haben Sie eine Ahnung davon, wie weit wir Naziwissenschaftler dem Rest der Welt voraus waren?« Seine schrille Stimme bebte. In den Mundwinkeln glänzte Speichel. »Mengeles Zwillingsforschung wird kritisiert, aber die Resultate werden von den führenden Genetikern der Welt immer noch zitiert. Mit den Ergebnissen der Unterkühlungsversuche in Dachau wird noch heute gearbeitet. Die Forschungen im Lager Ravensbrück über die Auswirkungen von Stress auf den Monatszyklus der Frau waren ein wissenschaftlicher Durchbruch. Man hat diese Stresssituation hervorgerufen, indem man den Frauen gesagt hat, sie würden in wenigen Minuten exekutiert werden. Dann Dr. Lenz' Experimente über den Alterungsprozess. Die Hungerexperimente mit sowjetischen Kriegsgefangenen, die Transplantation von Gliedmaßen etc. etc. Es gibt noch jede Menge Beispiele. Darüber zu reden, schickt sich nicht, die Ergebnisse zu nutzen schon. Natürlich wollen Sie sich den Ablauf der Experimente nicht vorstellen. Aber einer der Hauptgründe unseres wissenschaftlichen Vorsprungs lag eben darin begründet, dass wir an menschlichen Versuchsobjekten forschen konnten.«

Strassers zerfurchtes Gesicht war jetzt fast kalkweiß. Er schnaufte schwer. »Ihr Amerikaner entrüstet euch über unsere Versuchsmethoden, aber ihr benutzt selbst Gewebe von abgetriebenen Föten für die Genforschung. Ist das moralisch vertretbar?«

Anna ging nervös hin und her. »Hör auf, Ben. Was diskutierst du mit diesem Monster?«

Doch Strasser ließ sich nicht aufhalten. »Natürlich waren

viele Ideen hirnrissig. Zum Beispiel die Geschlechtsumwandlung - aus Jungen Mädchen zu machen und umgekehrt.« Er schnaubte verächtlich. »Oder siamesische Zwillinge zu produzieren, indem man die lebenswichtigen Organe der Zwillinge miteinander verbindet. Ein Desaster. Wir haben dabei viele Zwillinge verloren...«

»Haben Sie nach der Gründung von Sigma den Kontakt zu Lenz aufrechterhalten?«, schnitt Anna ihm grob das Wort ab.

Strasser schaute sie verwirrt an. »Natürlich. Lenz hat auf mich gebaut - auf mein Wissen, auf meine Beziehungen. Er brauchte mich für seine Arbeit.«

»Welche Arbeit?«, fragte Ben.

Der Alte zuckte mit den Schultern. »Er hat Molekularforschung betrieben. Er hat gesagt, seine Arbeit würde die Welt verändern.«

»Hat er Ihnen Genaueres über seine Forschungen erzählt?«

»Nein. Lenz war ein sehr diskreter, verschwiegener Mensch. Aber ich kann mich erinnern, dass er mal gesagt hat: ›Sie können sich nicht im Entferntesten vorstellen, woran ich arbeiten Er beauftragte mich, ihm die modernsten Elektronenmikroskope zu besorgen. Die waren damals gerade erst erfunden worden und extrem schwer zu bekommen. Dann wollte er die verschiedensten Chemikalien. Vieles davon konnte wegen des Embargos nach dem Krieg offiziell nicht eingeführt werden. Ich musste ihm alles an eine Privatklinik schicken, die er sich in einem alten Schloss in Österreich eingerichtet hatte. Das Schloss hatte er sich nach dem Anschluss Österreichs unter den Nagel gerissen.«

»Wo in Österreich?«, fragte Anna.

»In den Alpen.«

»Wo genau? Können Sie sich an den Ort erinnern?«

»Wie soll ich das jetzt noch wissen? Das ist ein halbes

Jahrhundert her. Vielleicht hat er es mir nie erzählt. Ich kann mich nur noch daran erinnern, dass er das Schloss immer ›mein Uhrwerk‹ genannt hat, weil da früher mal eine Uhrenfabrik oder so was untergebracht war.«

»Lenz betrieb also in einem Schloss ein wissenschaftliches Labor. Wozu?«

Strasser zog verächtlich die Mundwinkel nach unten. »Wozu wohl? Um seine Forschungen fortzusetzen.«

»Welche Forschungen?«, fragte Ben.

Strasser erwiderte nichts. Er schien abwesend zu sein, in Gedanken versunken.

»Was ist?«, fuhr Anna ihn an. »Welche Forschungen?«

»Keine Ahnung. Während des Dritten Reichs wurden viele wichtige Forschungsprojekte auf den Weg gebracht. Auch von Gerhard Lenz.«

Sonnenfeld hatte gesagt, dass Gerhard Lenz in den Lagern grauenhafte Menschenversuche durchgeführt habe. »Und Sie wissen nicht, worum genau es bei dieser Arbeit geht?«

»Heute? Nein. Damals hat sich die Organisation für so was nicht interessiert. Sigma diente von Anfang an nur dem Zweck, bestimmte politische Gruppierungen zu unterstützen oder zu unterwandern. Die Männer, über die wir hier reden, hatten schon vor Sigma einen gewaltigen Einfluss auf die Geschicke der Welt. Mit Sigma wurde ihnen klar, dass sie durch die Bündelung ihrer Kräfte noch einflussreicher werden konnten. Wenn sie als Kollektiv agierten, gab es kaum noch etwas, das sie nicht zu beeinflussen, zu steuern oder zu inszenieren in der Lage waren. Aber: Sigma war ein lebender Organismus. Und lebende Organismen entwickeln sich weiter.«

»Ja«, sagte Anna. »Mit Mitteln, die die größten Industriekonzerne der Welt zur Verfügung stellen, und Mitteln, die man der deutschen *Reichsbank* gestohlen hat. Wir wissen,

wer die Gründungsmitglieder von Sigma waren. Sie sind der letzte Überlebende der Gründerriege. Aber wer sind die Erben?«

Strassers Augen blickten zwar hinaus in den Flur, schienen aber dennoch ins Leere zu starren.

»Wer kontrolliert Sigma jetzt?«, schrie Ben ihn an. »Nennen Sie Namen!«

»Ich kenne keine Namen.« Strasser sprach mit gebrochener Stimme weiter. »Leute wie mich stellten sie mit Geld ruhig. Wir waren nur Lakaien, denen man den Zutritt zum inneren Kreis der Macht nie gewährte. Milliarden von Dollars ist unsere Arbeit wert gewesen, aber sie haben uns mit ein paar Millionen abgespeist. Brotkrumen, die vom Tisch fallen.« Strasser verzog die Lippen zu einem angewiderten Lächeln. »Sie lassen mir regelmäßig Brotkrumen zukommen, und die wollen sie sich jetzt auch noch sparen. Sie wollen mich töten, weil sie gierig sind und mich nicht mehr bezahlen möchten. Nach allem, was ich für sie getan habe, ist ihnen meine Existenz auf einmal peinlich. Sie halten mich für gefährlich. Obwohl sie den Kontakt zu mir schon vor Jahren abgebrochen haben, glauben sie immer noch, dass ich zu viel weiß. Ich habe ihnen den Aufbau der Organisation erst ermöglicht. Und was ist der Dank? Verachtung.« Der seit Jahren aufgestaute Zorn machte sich Luft. Seine Stimme nahm einen harten, metallischen Klang an. »Sie behandeln mich wie das schwarze Schaf der Familie, wie einen stinkenden Penner. Die feinen Pinkel putzen sich raus für das stinkfeine Symposium, und ihre größte Sorge ist, dass ich ihnen die Party versaue wie ein Stinktier den Kaffeeklatsch. Ich weiß, wo sie sich treffen. Ich bin kein ignoranter Idiot. Aber selbst wenn sie mich höflich eingeladen hätten, wäre ich nicht nach Österreich gefahren.«

Österreich.

»Worüber reden Sie?«, fragte Ben. »Wer trifft sich in Österreich? Und wo genau in Österreich?«

Strasser schaute ihn wachsam und gleichzeitig herausfordernd an. Es war klar, dass er nichts mehr sagen würde.

»Verdammt noch mal, machen Sie den Mund auf!«

»Sie sind alle gleich«, fuhr Strasser ihn an. »Sie sollten etwas mehr Respekt zeigen. Ich habe nichts mehr zu sagen.«

Anna hob plötzlich den Kopf und horchte. »Wir müssen abhauen, Ben. Sirenen.«

Ben stand direkt vor Strasser. »Herr Strasser, wissen Sie, wer ich bin?«

»Woher soll ich das wissen?«, entgegnete Strasser ärgerlich.

»Ich bin Max Hartmans Sohn. Erinnern Sie sich?«

Strasser kniff die Augen zusammen. »Max Hartman... Der Jude, unser Finanzchef?«

»Und SS-Offizier, soweit ich weiß.« *Obwohl Sonnenfeld behauptet hatte, das sei nur Fassade gewesen.* Das Herz schlug Ben bis zum Hals. Er erwartete die Bestätigung von Max' hässlicher Vergangenheit.

Strasser lachte laut und zeigte dabei seine verrotteten braunen Zähne. »SS!« Er konnte gar nicht aufhören zu lachen. »Der und SS! Die falschen Papiere waren von uns, damit ODESSA ihn problemlos von Deutschland in die Schweiz schmuggeln konnte. Das war Teil der Abmachung.«

Das Gefühl der Erleichterung war so stark, dass Ben es physisch spürte.

»Bormann persönlich hat ihn für die Delegation ausgesucht«, sagte Strasser. »Nicht nur weil er Experte im Geldverschieben war, sondern auch weil wir jemanden zum Vorzeigen brauchten.«

»Quasi als Aushängeschild?«

»Genau. Den Industriellen aus Amerika und aus anderen Ländern waren die Nazis unangenehm. Ein jüdisches Mitglied verschaffte uns Legitimität - demonstrierte, dass wir zu den

richtigen Deutschen gehörten und nicht zu den eifernden Nazis und Jüngern Hitlers. Für Ihren Vater war das ein gutes Geschäft. Alle seinen Verwandten plus viele andere jüdische Familien wurden aus den Lagern entlassen. Außerdem bekam er vierzig Millionen Schweizer Franken. Das waren damals eine Million US-Dollar ein Vermögen.« Ein teuflisches Grinsen. »Jetzt kultiviert er die Geschichte ›Vom Tellerwäscher zum Millionär‹. Bisschen viel Startkapital für einen Tellerwäscher, meinen Sie nicht auch?«

»Ben, sag nichts!«, rief Anna. Sie zog die Brieftasche heraus und zeigte Strasser ihren Ausweis vom Justizministerium. »Ich bin hier im Auftrag des Office of Special Investigations des Justizministeriums der Vereinigten Staaten von Amerika. Sie können sich ja denken, weshalb.«

»Tut mir Leid, dass ich sie enttäuschen muss«, sagte Strasser höhnisch. »Als argentinischer Staatsbürger interessieren mich Ihre Befugnisse eher wenig.«

Die Sirenen wurden lauter. Sie waren höchstens noch ein paar Straßen entfernt.

»Abwarten«, sagte Anna. »Wir werden ja sehen, wie die argentinische Regierung die Auslieferung von Kriegsverbrechern handhabt. Los, Ben, wir verschwinden durch die Hintertür.«

Strassers Gesicht wurde rot vor Zorn. »Hartman!«, rief er mit heiserer Stimme.

»Mach schon, Ben, beeil dich.«

Strasser lockte Ben mit dem Zeigefinger zu sich. Ben konnte nicht widerstehen. Als Strasser mit flüsternder Stimme zu sprechen begann, beugte Ben sich zu ihm hinunter.

»Haben Sie eigentlich gewusst, Hartman, was für ein schwacher kleiner Mann Ihr Vater war?«, sagte Strasser. »Ein Mann ohne Rückgrat. Ein Feigling und Betrüger, der sich als Opfer ausgab.« Strassers Lippen waren nur wenige Zentimeter

von Bens Ohr entfernt. Seine Stimme war ein leiernder Singsang. »Und für mich sind Sie ganz einfach der Sohn eines Betrügers. Sonst nichts.«

Ben schloss die Augen, kämpfte gegen die aufsteigende Wut an.

Der Sohn eines Betrügers.

Hatte Strasser Recht?

Es war offensichtlich, dass er Bens Qualen genoss.

»Sie würden mich am liebsten auf der Stelle umbringen. Stimmt's, Hartman?«, fragte Strasser. »Aber Sie tun es nicht. Weil Sie nämlich ein Feigling sind. Wie Ihr Vater.«

Anna war schon draußen im Flur.

»Nein«, sagte Ben. »Ich tue es nicht, weil ich Sie in einer stinkenden Zelle in Jerusalem sehen möchte. Weil ich will, dass Ihre restlichen Tage so unangenehm wie möglich werden. Eine Kugel wäre reine Verschwendung.«

Er drehte sich um und lief durch den Flur zur Rückseite des Hauses. Die Sirenen wurden lauter.

Du musst kriechen, nicht gehen! Der Architekt wusste, dass die Aufrechterhaltung des orthostatischen Blutdrucks und die Sauerstoffversorgung des Gehirns wesentlich schwieriger wäre, wenn er aufstehen würde - was allerdings im Moment noch nicht nötig war. Die Tatsache, dass er zu dieser rationalen Überlegung fähig war, gab ihm genauso viel Sicherheit wie die Glock in seinem Knöchelhalfter.

Die Haustür stand offen, der Flur war leer. Wie er es bei der Infanterie gelernt hatte, kroch er ins Haus. Die blutverschmierte Hemdbrust hinterließ eine breite Blutspur auf dem hellen Fußboden. Jeder Meter kam ihm wie eine Meile vor. Aber er würde sich nicht aufhalten lassen.

Sie sind der Beste. Er war siebzehn gewesen, als ihm sein Ausbilder das vor versammelter Mannschaft gesagt hatte. *Sie*

sind der Beste. Er war dreiundzwanzig gewesen, als sein Vorgesetzter bei der Stasi das gesagt hatte, bevor er den entsprechenden Bericht an höhere Stellen weitergeleitet hatte. *Sie sind der Beste.* Das waren die Worte des Leiters der für ihn zuständigen Stasi-Abteilung gewesen, nachdem er in West-Berlin vier Physiker eines international angesehenen Forscherteams der Universität Leipzig liquidiert hatte, die sich am Tag zuvor der Republikflucht schuldig gemacht hatten. *Sie sind der Beste.* Zuletzt hatte diese Worte ein weißhaariger Amerikaner mit fleischfarbenen Brillengläsern gebraucht, der zu Sigmas engstem Führungszirkel gehörte. Und zwar nachdem er den Tod eines prominenten italienischen Politikers der Linken inszeniert hatte. Er hatte das Objekt von der gegenüberliegenden Straßenseite aus erledigt, während es sich gerade mit einer fünfzehnjährigen Hure aus Somalia verlustierte. Er würde diesen Satz noch oft hören. Sehr oft. Und zwar, weil er der Wahrheit entsprach.

Und deshalb würde er nicht aufgeben. Er würde dem fast übermächtigen Drang nach Schlaf und Kapitulation nicht nachgeben.

Die roboterhaft funktionierenden Hände und Knie bewegten seinen Körper Zentimeter um Zentimeter durch den Flur.

Schließlich gelangte er in einen großen, hohen Raum mit Wänden voller Bücher. Jede überflüssige Bewegung des Kopfes vermeidend, schweifte sein Blick umher. Sein Primärziel war nicht da. Enttäuschend, aber nicht überraschend.

Stattdessen der keuchende und schwitzende Schwächling Strasser. Ein Verräter, der den Tod verdient hatte.

Wie viele Minuten blieben dem Architekten noch, bevor er das Bewusstsein verlor? Gierig schaute er Strasser an - als glaubte er durch die Auslöschung von dessen Leben sein eigenes zurückerlangen zu können.

Zitternd zog er sich auf die Ellbogen. Er spürte die Gefahr,

dass die Muskeln seines Körpers sich jeden Augenblick verkrampfen könnten. Doch seine Arme blieben absolut ruhig. Die kleine Glock hatte das Gewicht einer Kanone. Trotzdem hob er den rechten Arm langsam in die Höhe, bis der richtige Winkel erreicht war.

Vielleicht stieg Strasser genau in dieser Sekunde der Geruch von Blut in die Nase. Auf jeden Fall bemerkte Strasser erst jetzt, dass ein paar Meter vor ihm ein Mann auf dem Boden lag.

Der Architekt sah, dass sich die Rosinenäuglein Strassers kurz weiteten und dann schlossen. Die Anstrengung abzudrücken glich der, mit einem Finger einen Schreibtisch hochzuheben. Er versuchte und schaffte es. Oder doch nicht?

Als er keinen Knall hörte glaubte er zuerst, versagt zu haben. Dann wurde ihm klar, dass seine Sinnesorgane den Dienst quittierten.

Der Raum wurde schnell dunkel: Er wusste, dass die Gehirnzellen bei ausbleibendem Sauerstoff die Arbeit einstellten, dass erst die akustischen und optischen Funktionen und dann das Empfindungsvermögen aussetzten.

Erst als er sah, dass Strasser vor ihm auf dem Boden aufschlug, schloss er die Augen. Er schloss sie mit dem unbestimmten Gedanken, dass er sie nie wieder öffnen würde. Und dann schwand jedes Gefühl.

Im Hotel wühlten sich Ben und Anna durch einen Stapel Tageszeitungen, den sie auf dem Rückweg an einem Kiosk gekauft hatten. Chardin hatte davon gesprochen, dass in Kürze etwas passieren würde. Und das ›stinkfeine Symposium‹ in Österreich, von dem Strasser gesprochen hatte, war ein Ereignis, über das sie erst kürzlich gestolpert waren. Aber sie wussten nicht mehr, welches Ereignis.

Die Antwort lag in greifbarer Nähe.

Anna fand schließlich, wonach sie suchten. Der kurze Artikel stand in *La Nacíon*, eine der größten Tageszeitungen

Argentiniens. Es ging um das bevorstehende International Children's Health Forum, bei dem Staatsmänner aus aller Welt über drängende, vor allem die Entwicklungsländer betreffende Fragen diskutieren würden. Das Detail, wonach sie gesucht hatten, war der Tagungsort: Wien, Österreich.

Einer der aufgeführten Sponsoren war die Lenz-Stiftung. Anna las Ben den Artikel vor.

Ein Schauer lief ihm über den Rücken. »Das ist es«, stieß Ben hervor. »Das muss es sein. Chardin hat gesagt, dass es sich nur noch um Tage handeln würde. Er muss diese Tagung gemeint haben. Lies mir noch mal die Sponsorenliste vor.«

Anna las ihm die Namen noch mal vor.

Danach begann Ben zu telefonieren. Er rief mehrere Vorsitzende von Stiftungen an, die sich alle über den Anruf eines ihrer Gönner freuten. In der vertrauten Rolle klang Ben frisch und munter. Was er erfuhr, war allerdings ziemlich bestürzend.

»Die Leute von der Lenz-Stiftung sind wirklich großartig«, sagte Geoffrey Baskin, Programmkoordinator der Robinson Foundation, in seinem einschmeichelnden New-Orleans-Dialekt »Das Symposium ist ganz allein ihr Baby. Aber sie wollten etwas im Hintergrund bleiben. Sie haben praktisch das komplette Programm gemacht und auch fast alles bezahlt. Das Lob, das wir dafür einheimsen, gebührt eigentlich ausschließlich ihnen. Schätze, sie wollten, dass das Ganze einen internationalen Touch hat. Selbstlose Arbeit, kann man nicht anders sagen.«

»Das hört sich ja wirklich toll an«, meinte Ben und versuchte, weiter aufgekratzt und fröhlich zu klingen. In Wirklichkeit war er ziemlich deprimiert. »Wir überlegen gerade, ob wir bei einem Projekt mit der Lenz-Stiftung zusammenarbeiten wollen. Scheint ja alles sehr positiv zu sein.«

Würdenträger und Staatsmänner aus aller Welt würden in Wien unter der Schirmherrschaft der Lenz-Stiftung

zusammenkommen.

Sie mussten unbedingt nach Wien.

Wien war der einzige Ort der Welt, an dem sie sich besser nicht blicken ließen. Und trotzdem mussten sie auf schnellstem Wege dorthin.

Anna und er gingen nervös im Hotelzimmer hin und her. Sicher, sie konnten die schon vertrauten Vorkehrungen treffen: Verkleidung, falsche Papiere, getrennte Flugzeuge. Aber das Risiko war trotzdem verdammt hoch.

»Wir sind keine Traumtänzer, oder?«, sagte Anna. »Also müssen wir davon ausgehen, dass normale Linienflüge nach Wien genauestens überwacht werden. Bei denen herrscht jetzt Alarmstufe Rot.«

»Moment mal. Was hast du gerade gesagt?«

»Dass bei denen jetzt Alarmstufe Rot herrscht. Über die Grenze zu kommen ist jetzt sicher kein Spaziergang mehr. Eher ein Spießrutenlaufen.«

»Nein, ich meine, was du davor gesagt hast.«

»Wir sollten davon ausgehen, dass normale Linienflüge nach Wien...«

»Genau, das ist es.«

»Was ist was?«

»Woran ich denke, stellt zwar immer noch ein Risiko dar. Aber ein kleineres.«

»Ich höre.«

»Ich werde Fred McCallan anrufen. Einen alten Knacker, mit dem ich in St. Moritz Ski fahren wollte.«

»Du wolltest nach St. Moritz, um mit einem alten Knacker Ski zu fahren?«

Ben wurde verlegen. »Nun ja, da war noch eine Enkelin mit im Spiel...«

»Red weiter.«

»Entscheidend ist, dass auch ein Privatjet mit im Spiel war. Eine Gulfstream. Bin einmal damit geflogen. Alles in Rot: rote Sitze, roter Teppichboden, roter Fernseher. Fred ist sicher noch im Carlton, und das Flugzeug steht auf einem kleinen Flugplatz in Chur.«

»Du meinst, du willst ihn fragen, ob du dir mal eben seinen Privatflieger ausleihen kannst? So wie man sich den Pickup vom Nachbarn für den Supermarkt ausleiht?«

»Warum nicht?«

Anna schüttelte den Kopf. »Es stimmt also, was man sich so erzählt. Die Reichen unterscheiden sich doch ein klein wenig von Leuten wie uns.« Sie warf ihm einen kurzen Blick zu. »Ich meine natürlich, von Leuten wie mir.«

»Anna...«

»Tschuldigung, Ben, aber ich hab eine Scheißangst. Da kann einem schon mal ein schlechter Scherz rausrutschen. Ich kenn den Kerl ja nicht, aber wenn du ihm vertraust, dann los.«

»Ist nur, weil du völlig Recht hast. Auf die Linienflüge haben die todsicher ein Auge.«

Anna nickte. »Mit einem Privatflugzeug ist die Chance auf jeden Fall wesentlich größer - wenn man nicht gerade aus Kolumbien kommt. Dein Freund mit der Gulfstream könnte zum Beispiel in Brüssel auf uns warten.«

»Okay, wir fliegen also von Buenos Aires nach Brüssel. Vorausgesetzt, es gibt keine Probleme mit den Papieren, die Oscar uns besorgt hat. Dann steigen wir in Freds Privatjet und fliegen weiter nach Wien. Wir reisen im Stil eines Sigma-Bosses. Dass wir in einer Gulfstream einfliegen, werden die kaum erwarten.«

»Das ist zumindest der Anfang eines Plans«, meinte Anna.

Ben rief im Carlton in St. Moritz an und ließ sich verbinden.

Fred McCallans Stimme überdröhnte selbst Ozeane spielend. »Herr im Himmel, Benjamin! Weißt du, wie spät es ist? Willst dich wohl entschuldigen, was? Louise war am Boden zerstört. Ist sie immer noch. Und dabei habt ihr so viele gemeinsame Interessen.«

»Ich weiß, Fred. Tut mir Leid, dass ich...«

»Schwamm drüber. Ich freue mich, dass du anrufst. Weißt du eigentlich, was für groteske Geschichten über dich im Umlauf sind? Da ruft mich so ein Kerl an und...«

»Ich weiß, Fred«, sagte Ben. »Du musst mir glauben, dass kein Wort davon wahr ist. Ich hab nie...«

»Ausgelacht hab ich den Penner«, schnitt ihm Fred erneut das Wort ab. »Hab ihm gesagt, er soll sich seine Gruselgeschichten an den Hut stecken. Hab ihm gesagt, dass du in Deerfield gewesen bist, genau wie ich, und dass es auf Gottes Erdboden niemanden gibt, der...«

»Danke, Fred. Ich weiß dein Vertrauen zu schätzen. Ich würde dich gern...«

»Jahrgangsbester im Tennis, stimmt's? Warst du doch, oder?«

»Na ja, eigentlich...«

»Oder war's Leichtathletik? Ich war ein Sprinter vor dem Herrn. Hab ich dir mal meine Pokale gezeigt? Louise sagt, ich mache mich lächerlich, wenn ich nach fünfzig Jahren noch mit den alten Pötten prahle. Aber so bin ich nun mal. Mich ändert keiner mehr.«

»Fred, ich möchte dich um einen großen Gefallen bitten. Um einen sehr großen.«

»Klar, Benny. Schieß los. Du gehörst doch praktisch zur Familie. Hoffe ja, dass du eines Tages richtig dazugehörst. Also, worum geht's?«

Wie Anna gesagt hatte: Es war der Anfang eines Plans. Nicht mehr. Um einen wasserdichten Plan auszuarbeiten, fehlte ihnen

die Zeit. Denn eins war sicher: Wenn sie nicht zu spät kommen wollten, mussten sie auf dem schnellsten Wege nach Wien.

Falls es nicht - wie Chardin befürchtet hatte - ohnehin schon zu spät war.

39. KAPITEL

Wien

Sie stiegen in einem unscheinbaren Hotel im siebenten Wiener Gemeindebezirk ab, das hauptsächlich deutsche und österreichische Touristen beherbergte. Ben war wieder als der amerikanische Offizier David Paine und Anna als die Inderin Gayatri Chandragupta gereist. Ben war ein paar Stunden früher in Brüssel eingetroffen, da Anna in Amsterdam hatte umsteigen müssen. McCallans Pilot, ein freundlicher Ire namens Harry Hogan, hatte über die Aufmachung seiner Fluggäste nicht wenig gestaunt. Nicht minder erstaunt war er, als Ben ihm eröffnete, dass er ihm den Zielflughafen erst in der Luft nennen würde. Aber sein Boss hatte strikte Anweisung gegeben: »Tu, was er sagt, egal was es ist. Keine Fragen.«

Verglichen mit dem Luxus der Gulfstream und Harry Hogans offenherziger Freundlichkeit empfand Ben das Hotel als trist und deprimierend. Umso mehr, als Anna noch nicht eingetroffen war. Sie hatten am Flughafen getrennte Taxis genommen und waren auf verschiedenen Routen ins Hotel gefahren, um das Risiko so klein wie möglich zu halten. Ben hatte sie als Mr. und Mrs. David Paine angemeldet.

Allein im Zimmer fühlte sich Ben eingesperrt und nervös. Es war Mittag und das Wetter grauenhaft. Der Regen klatschte gegen die Scheiben der kleinen Fenster und verstärkte noch seine düstere Stimmung.

Er dachte an Chardins Leben, an die unglaublichen Wendungen, die die westliche Welt unter der Herrschaft dieser Industriekapitäne genommen hatte. Und er dachte an seinen Vater. War er Opfer oder Täter? Oder beides?

Max hatte Leute angeheuert, die ihn im Auge behalten sollten

- Aufpasser, Babysitter. Das war typisch für seinen Vater: Wenn Ben weiter in den alten Geschichten herumschnüffeln wollte, dann würde sein Vater sich auf seine Art um ihn kümmern. Einerseits fand Ben das rührend, andererseits machte es ihn wahnsinnig.

Als Anna schließlich eintraf, umarmte er sie. Sofort fiel die Nervosität von ihm ab.

Sie nahmen beide eine Dusche, weil sie sich nach der langen Reise verschwitzt fühlten. Anna kam schließlich in einen Frotteebademantel gehüllt aus dem Bad. Ihr braunes Haar war glatt nach hinten gekämmt, die Haut glänzte.

Als sie vor ihrem offenen Koffer stand, sagte Ben: »Ich will nicht, dass du allein zu Lenz gehst.«

Sie schaute nicht auf. »Ach ja? Und warum nicht?«

»Herrgott Anna«, sagte er aufgebracht. »Wir wissen nicht mal, ob Lenz wirklich Lenz ist.«

Mit einer Bluse in der Linken und einem dunkelblauen Rock in der Rechten drehte sie sich zu ihm um. Ihre Augen leuchteten. »Das spielt doch jetzt überhaupt keine Rolle mehr. Ich muss einfach mit ihm reden.«

»Es ist doch so... Wir können davon ausgehen, dass er in acht Morde überall auf der Welt zumindest verwickelt war. Plus in den an meinem Bruder. Und es ist auch wahrscheinlich, dass er der Kopf einer Verschwörung ist, deren Einfluss, wenn Chardin Recht hat, keinerlei Grenzen gesetzt sind. Lenz weiß, wie ich aussehe. Und er weiß inzwischen sicher auch, wo ich mich seit unserem Gespräch aufgehalten habe. Und man kann ja wohl annehmen, dass er auch von deiner Existenz weiß und möglicherweise ein Foto von dir gesehen hat. Also ist es extrem gefährlich, wenn du jetzt zu ihm gehst.«

»Das bestreite ich ja gar nicht. Aber die Wahl zwischen sicher und gefährlich haben wir gar nicht mehr. Im jetzigen Stadium ist alles gefährlich. Selbst Nichtstun. Außerdem würde der

Verdacht sofort auf ihn fallen, wenn man mich tot auffinden sollte, kurz nachdem ich ihm ein paar Fragen zu acht bestimmten Morden gestellt habe. Und das wird wohl kaum in seinem Sinne sein.«

»Wie kommst du eigentlich darauf, dass er dich empfängt?«

Sie legte die Kleidungsstücke aufs Bett.

»Ich werde mit offenen Karten spielen. Schätze, so hab ich die besten Chancen, dass er mich empfängt.«

»Das passt mir alles ganz und gar nicht.«

»Der Mann ist daran gewöhnt, Kontrolle auszuüben, Menschen und Ereignisse zu manipulieren. Ob aus Arroganz oder aus Neugier, er wird mich unbedingt treffen wollen.«

»Hör zu, Anna...«

»Ich kann sehr gut auf mich aufpassen, Ben. Okay?«

»Ganz offensichtlich«, sagte er. »Es ist nur...« Er hielt inne, weil sie ihn auf merkwürdige Art anschaute. »Was ist los?«

»Du bist der Beschützertyp, stimmt's?«

»Ich weiß nicht, was du meinst. Ich bin nur...«

Sie trat näher an ihn heran und musterte ihn, als wäre er ein Ausstellungsstück in einem Museum. »Als wir uns kennen gelernt haben, da hab ich dich für einen reichen, verwöhnten und egoistischen Pinkel gehalten.«

»Wahrscheinlich hattest du Recht.«

»Nein, glaub ich nicht. War das deine Rolle in der Familie? Aufpasser?«

Ben war peinlich berührt. Er wusste nicht, was er darauf sagen sollte. Vielleicht hatte sie Recht, aber zugeben wollte er es nicht. Stattdessen zog er sie zu sich heran. »Ich will dich nicht verlieren, Anna«, sagte er leise. »Ich hab schon zu viele Menschen verloren.«

Sie schloss die Augen und umarmte ihn. Beide waren sie

erregt, nervös und erschöpft. Und doch war die Umarmung auch ein Augenblick der Ruhe. Er atmete ihr nach Blumen duftendes Parfüm ein. Etwas in seinem Innern schmolz.

Sanft löste sie sich aus seinen Armen. »Wir haben einen Plan, den wir durchziehen müssen«, sagte sie leise und dennoch resolut. Dann zog sie sich an. »Ich muss was abholen bei DHL Worldwide Express und dann noch telefonieren.«

»Anna«, sagte Ben.

»Ich muss jetzt los. Wir reden später.«

*

»O *mein Gott«,* stöhnte Officer Burt Connelly. Auch nach sechs Monaten Dienst bei der Highway Patrol auf dem Highway 166 hatte er sich noch nicht an den Anblick von Toten gewöhnt. Er spürte, dass sein Magen revoltierte, lief schnell zum Straßenrand und übergab sich. Mit einem Kleenex wischte er einen Flecken von seiner sauberen blauen Uniform.

Selbst im Zwielicht der untergehenden Sonne konnte er deutlich das Blut auf der Windschutzscheibe und den Kopf auf dem Armaturenbrett sehen. Der Kopf war vom Rumpf des Mannes abgetrennt worden und sah durch den Aufprall grauenhaft zerquetscht aus. ›Zweiter Aufprall‹ nannten sie das, wenn nach dem Aufprall des Wagens die Insassen des Wagens nach vorn katapultiert wurden.

Connellys Partner, Officer Lamar Graydon, war schon über ein Jahr dabei und hatte einige schreckliche Unfälle mehr gesehen. Er wusste inzwischen, wie man sein Mittagessen bei sich behielt.

»Ziemlich übel«, sagte Graydon, ging hinüber zu seinem Partner und klopfte ihm auf die Schulter. Er spielte den Gelangweilten, dem nichts mehr fremd war. »Hab schon Schlimmeres erlebt.«

»Hast du den Kopf gesehen?«

»Wenigstens hat's keine Kinder erwischt. Mann, letztes Jahr, da ist bei einem Impala ein Baby durchs offene Fenster katapultiert worden. Flog zehn Meter durch die Luft. Wie eine Stoffpuppe. Das war wirklich übel.«

Connelly räusperte sich ein paar Mal und drückte das Kreuz durch. »Tschuldigung«, sagte er. »Aber das Gesicht des Kerls... Okay, geht wieder. Ist der Krankenwagen schon unterwegs?«

»Müsste in zehn Minuten da sein. Dem kann's egal sein«, erwiderte Graydon und nickte in Richtung des Geköpften.

»Also, was haben wir hier? Unfall ohne Fremdeinwirkung?« Laut Statistik starben bei Autounfällen die meisten Menschen, ohne dass ein anderes Fahrzeug beteiligt war.

»Unmöglich«, sagte Graydon. »Kann unmöglich eine Leitplanke gewesen sein. Sieht ganz so aus, als wenn er von hinten in einen von diesen Autotransportern reingekracht war. Sind ja genug unterwegs von den Monstern. Das Heck hängt ziemlich tief runter, und die waagerechte Stahlrampe wirkt wie eine Klinge. Wenn der überraschend bremst und man rasselt da rein, dann ist die Birne schnell weg. So scheint's unserm Freund hier ergangen zu sein.«

»Und wo ist der verdammte Truck?« Connelly fing sich allmählich. Er hatte merkwürdigerweise schon wieder etwas Hunger.

»Hat sich ganz offensichtlich aus dem Staub gemacht«, sagte Graydon. »Hab's schon an die Zentrale durchgegeben. Würd aber nicht drauf wetten, dass man den noch erwischt. Also dann. Schauen wir mal in die Taschen von dem Burschen. Vielleicht hat er ja einen Ausweis dabei.«

Obwohl das Dach des Taurus eingedrückt war, ließ sich die Fahrertür problemlos öffnen. Connelly streifte sich vorschriftsgemäß Latexhandschuhe über, bevor er die Taschen der blutgetränkten Jacke durchsuchte.

»Und, wie heißt der Bursche?«, fragte Graydon, der neben dem Wrack stand.

»Führerschein ist auf den Namen Dupree ausgestellt. Arliss Dupree«, sagte Connelly. »Aus Arlington. Glebe Road.«

»Okay, das reicht«, meinte Graydon. »Komm da raus, Burt. Wir warten im Wagen. Hier draußen friert man sich ja den Arsch ab.«

Wien

Die Lenz-Stiftung befand sich in einem Gebäude, das im Bauhausstil errichtet war. Nur Glas und Marmor. Die lichtdurchflutete Lobby präsentierte sich mit ein paar weißen Ledersesseln und Ledersofas sehr schlicht.

Anna bat die Dame am Empfang, sie bei Direktor Lenz anzumelden. Er war da. Das hatte sie mit einem früheren Anruf schon überprüft.

»Wen darf ich melden?«

»Anna Navarro. Justizministerium der Vereinigten Staaten von Amerika.«

Die Idee, sich unter falschem Namen Zugang zu verschaffen, hatte sie zwar erwogen, aber schnell wieder verworfen. Wie sie zu Ben gesagt hatte - sie wollte mit offenen Karten spielen. Auch wenn Lenz ihre Angaben nur oberflächlich überprüfen ließ, würde er schnell erfahren, dass sie sich illegal hier aufhielt. Würde das ihre Chancen, vorgelassen zu werden, verbessern oder verschlechtern? Falls sie mit ihren Mutmaßungen über Alan Bartlett Recht hatte, dann würde Jürgen Lenz ohnehin schon einiges über sie wissen. Was er unmöglich wissen konnte, war, was sie herausgefunden hatte und ob sie davon etwas an andere weitergegeben hatte. Sie musste auf seine Neugier vertrauen, auf seine Arroganz und - das vor allem - auf seine Sucht, die Lage beherrschen zu wollen. Bestimmt hätte er gern

gewusst, ob sie eine Gefahr für ihn darstellte. Und er würde das selbst überprüfen wollen.

Die Empfangsdame sprach leise ins Telefon und reichte dann Anna den Hörer. »Bitte.«

Die Frau am anderen Ende der Leitung war höflich, aber bestimmt. »Ich fürchte, Dr. Lenz' Terminplan lässt heute keine Unterredung mehr zu. Könnte ich Sie vielleicht für einen späteren Zeitpunkt vormerken? Sie werden verstehen, dass das International Children's Health Forum im Augenblick unsere ganze Aufmerksamkeit erfordert.«

Anscheinend wollte er ihr aus dem Weg gehen. Aber warum? Nur weil sie vom amerikanischen Justizministerium war oder weil er schon wusste, was sie vorhatte? Oder versuchte seine Sekretärin sie abzuwimmeln, ohne ihm überhaupt Bescheid gesagt zu haben?

»Es ist wirklich sehr dringend«, sagte Anna. »Ich musste ihn unbedingt sofort sprechen.«

»Dürfte ich fragen, welche Angelegenheit Sie mit Dr. Lenz erörtern möchten?«

Sie zögerte kurz. »Sagen Sie ihm, dass es sich um eine Privatangelegenheit handelt.«

»Ich werde sehen, was ich tun kann.«

Anna gab der Empfangsdame den Hörer zurück. Nervös begann sie in der Lobby hin- und herzugehen.

Ich befinde mich in der Höhle des Löwen. Im luftigen und lichtdurchfluteten Herzen der Finsternis.

An den Wänden aus Carrara-Marmor hingen große Fotografien, die einen Überblick gaben über die humanitären Anliegen, die die Lenz-Stiftung unterstützte.

Ein Foto zeigte mehrere Generationen einer Flüchtlingsfamilie - eine zahnlose, buckelige Alte; ein kraftloser Mann und seine verhärmte Frau; zerlumpte Kinder. Die

Bildunterschrift lautete KOSOVO.

Was hatte die Lenz-Stiftung mit Flüchtlingen zu tun?

Auf einer Porträtfotografie sah man ein zwergenhaft verhutzeltes Mädchen mit einer schnabelförmigen Nase, pergamentartiger Haut, vorstehenden Augen und langen Haaren - ganz offensichtlich eine Perücke. Das Mädchen lächelte und entblößte dabei eine lückenlose, aber unregelmäßige Zahnreihe. Es war das Gesicht eines jungen Mädchens und gleichzeitig das einer alten Frau. Unter dem Foto stand HUTCHINSON-GILFORD-SYNDROM.

Ein weiteres Foto zeigte das berühmte Motiv mit ausgemergelten Gefangenen in einem Konzentrationslager, die aus ihren Stockbetten neugierig in die Kamera schauten. DER HOLOCAUST.

Eine ungewöhnliche Kombination von Anliegen. Worin bestand der verbindende Gedanke?

Anna spürte, dass jemand die Lobby betreten hatte. Sie drehte sich um und sah eine stattliche, gesetzte Frau. An einer Kette um ihren Hals hing eine Lesebrille. »Miss Navarro«, sagte sie, »Sie haben Glück. Dr. Lenz hat ein paar Minuten Zeit für Sie.«

Im Wachraum, der sich in der Etage über der Lobby befand, beugte sich ein Techniker über einen Kontrollbildschirm. Mit einem Joystick schwenkte und zoomte er eine der an den Wänden in der Lobby montierten Überwachungskameras. Das hellbraune Gesicht der Besucherin füllte jetzt den ganzen Plasmabildschirm aus. Der Techniker drückte auf einen Knopf, und das Bild erstarrte. Mittels eines biometrischen Gesichtserkennungssystems konnte man das Foto mit allen Fotos vergleichen, die in der hauseigenen Datenbank gespeichert waren. Der Techniker hatte das unbestimmte Gefühl, dass der Computer schon bald einen Treffer ausspucken würde.

Er hatte Recht. Ein leises elektronisches Piepsen signalisierte

ihm, dass das Gesicht mit einem in der Datenbank gespeicherten übereinstimmte. Während die dazugehörenden Informationen über den Schirm huschten, hob der Techniker den Hörer ab und rief Lenz' Büro an.

Jürgen Lenz war genauso, wie Ben ihn beschrieben hatte: zaundürr, weißhaarig, elegant, charmant. Er trug einen perfekt geschnittenen grauen Flanellanzug, ein akkurat gebügeltes weißes Hemd und eine Foulard-Krawatte. Er saß ihr gegenüber auf einem Chippendale-Stuhl. Die Händen lagen gefaltet in seinem Schoß.

»Sie haben es also geschafft«, sagte er.

»Ich verstehe nicht ganz.«

»Sie haben meine Neugier geweckt. Eine Frau, die für die amerikanische Regierung arbeitet und mich in einer persönlichen Angelegenheit sprechen will - wie konnte ich da widerstehen?«

Sie fragte sich, wie viel er über sie wusste. Ihr war schon jetzt klar, dass er so glatt und hart wie polierter Stein war.

»Vielen Dank, dass Sie mich empfangen«, sagte Anna. Eine Höflichkeitsfloskel für eine Höflichkeitsfloskel. »Man hat mich auf eine Reise um die Welt geschickt, um eine Mordserie zu untersuchen.«

»Eine Mordserie?«, sagte er. »Wie in Gottes Namen kann ich Ihnen bei der Aufklärung einer Mordserie behilflich sein?«

Sie hatte nur eine Chance - sie musste ihn kalt erwischen. Das war ihr klar. Die geringste Blöße, das geringste Zögern, die geringste Unsicherheit, und das Spiel wäre vorbei. Sie würde sich ausschließlich auf ein Thema konzentrieren: die Sigma-Morde.

»Die Mordopfer waren alle Mitglieder einer Organisation namens Sigma, zu deren Gründervätern Gerhard Lenz gehörte. Wir haben eruiert, dass eine direkte Verbindung besteht

zwischen den Morden und einer Tochterfirma des Chemie-Giganten Armakon, in dessen Aufsichtsrat Sie sitzen.«

Lenz lehnte sich entspannt zurück und ließ ein zuckersüßes Lachen hören. »In all den Jahren meines Kreuzzugs gegen die von meinem Vater verübten Schandtaten, Miss Navarro, hat man mich schrecklicher Dinge bezichtigt - Verrat an meiner Familie, Verrat an meinem Vaterland, Opportunismus, Unaufrichtigkeit. Mord war allerdings nie darunter.«

Er reagierte, wie Anna erwartet hatte: gelassen, zuvorkommend, ausweichend. Also hatte sie sich vorher überlegt, wie mit bestimmten Antworten umzugehen wäre. »Dr. Lenz«, sagte sie. »Sie werden ja wohl kaum abstreiten, dass Sie Aufsichtsratsmitglied von Armakon sind.«

»Eine rein ehrenamtliche Tätigkeit.«

Nach kurzem Zögern fuhr Anna fort: »Ich möchte Ihre Zeit nicht unnötig strapazieren. Wie Sie wissen, befindet sich ein Startup-Unternehmen in Philadelphia, die Biotech-Firma Vortex, im Besitz der Armakon.« Sie beobachtete ihn genau. Nichts.

Er war auf der Hut. »Ich nehme an, dass sich viele nicht sonderlich aufregende Biotech-Startups im Besitz der Armakon befinden. Und?«

»Vortex ist Erfinder und Produzent einer synthetischen Substanz, die in der Grundlagenforschung eingesetzt wird. Um Moleküle zu markieren. Gleichzeitig ist diese Substanz ein tödliches Gift, das unmittelbar nach der Injektion zum Tod durch Herzversagen führt und im Blut nicht nachweisbar ist.«

»Wirklich hochinteressant«, erwiderte er mit ausdrucksloser Stimme.

»Bei mehreren der Opfer hat man in der Augenflüssigkeit dieses spezielle Gift gefunden.«

»Würden Sie bitte zur Sache kommen?«

»Sehr gern«, sagte sie ruhig und sah ihm fest in die Augen. Was sie sah, erschreckte sie zutiefst: In seinem Blick lag abgrundtiefe Verachtung. »Mir liegen Beweise darüber vor, dass Sie in direktem Zusammenhang mit diesen Morden stehen.«

Ein paar Sekunden lang hörte sie nur das Ticken der Uhr. Lenz faltete seine Hände und schaute sie an wie ein melancholischer lutherischer Pfarrer. »Obwohl ich bis zum Hals in Arbeit stecke, Agent Navarro, habe ich mir die Zeit genommen, mit Ihnen zu sprechen. Ich hatte angenommen, dass ich Ihnen irgendwie behilflich sein könnte. Oder dass ein Freund meine Hilfe benötigen würde. Stattdessen unterziehen Sie mich einem Verhör und beschuldigen mich ungeheuerlicher Dinge.« Er stand auf. »Ich möchte Sie bitten zu gehen.«

So *leicht kommst du mir nicht davon, du Bastard,* dachte sie. Ihr Herz raste. »Ich bin noch nicht fertig«, sagte sie mit energischer Stimme.

Überrascht schaute er sie an. »Korrigieren Sie mich, wenn ich falsch liege, Agent Navarro, aber ich bin nicht dazu verpflichtet, mit Ihnen zu sprechen. Als Vertreterin amerikanischer Strafverfolgungsbehörden sind Sie Gast in diesem Land. Wenn Sie mich zur Rolle meines Vater im Dritten Reich verhören wollen, müssten Sie vorher die Erlaubnis der österreichischen Regierung einholen. Haben Sie das getan?«

»Nein«, sagte sie und spürte, wie sie errötete. »Aber lassen Sie mich eines klarstellen...«

»Nein, Madam«, sagte er laut. »Lassen Sie *mich* eines klarstellen. Sie haben deshalb keine Erlaubnis eingeholt, weil Sie nicht mehr im Dienst Ihres Landes stehen. Ganz im Gegenteil: Nach Ihnen wird gefahndet. Warum legen wir nicht beide unsere Karten auf den Tisch? Sie haben im Zuge Ihrer Ermittlungen den Rahmen der Legalität verlassen. Sie waren so hartnäckig, dass ich meine Sekretärin gebeten habe, ein paar Telefonate zu tätigen.« Er behielt sie fest im Auge. »Obwohl Sie

also davon ausgehen mussten, dass wir Ihre Identität überprüfen würden, tauchen Sie hier auf und wollen mich sprechen. Was mich natürlich umso neugieriger gemacht hat.«

»Was man nicht alles tut, um etwas Farbe ins Leben seiner Mitmenschen zu bringen«, erwiderte Anna spöttisch.

»Versetzen Sie sich in meine Lage, Miss Navarro. Eine auf die schiefe Bahn geratene amerikanische Agentin zeigt außergewöhnliches Interesse an meiner Person. Warum? Das passiert ja nicht alle Tage. Natürlich stelle ich mir Fragen: Hat sie Informationen über eine Entwicklung oder eine Person, die eine Bedrohung für mich darstellt? Ist sie ausgestiegen und will mich über eine Entwicklung innerhalb des amerikanischen Geheimdienstes informieren, die mir schaden könnte? Ich weiß, dass mir die Untersuchungen des *Project Paper Clip* in gewissen amerikanischen Kreisen Feinde gemacht haben. Kommt sie, um mich vor einer drohenden Gefahr zu warnen? Die Fantasie geht mit einem durch, nicht wahr? Wie konnte ich da widerstehen? Sie wussten genau, dass ich Sie empfangen würde.«

»Sie kommen vom Thema ab«, sagte Anna. »Es geht nicht darum, dass...«

Lenz ignorierte ihren Einwurf und redete weiter. »Sie werden also meine Enttäuschung darüber verstehen, dass Sie nur deshalb gekommen sind, um mich mit absurden, unbegründeten und leicht zu widerlegenden Beschuldigungen zu beleidigen. Anscheinend haben Sie nicht nur Ihren Job, sondern auch Ihren Verstand verloren.« Er zeigte auf das Telefon. »Ein Anruf bei einem guten Freund im hiesigen Justizministerium, und schon morgen würden Sie sich der liebevollen Obhut Ihrer Heimatbehörden erfreuen.«

Du willst einen Kampf? Kannst du haben! Sie würde sich von ihm nicht einschüchtern lassen. Dafür wusste sie zu viel über ihn.

»Da haben Sie vermutlich Recht«, sagte sie gelassen. »Die Frage ist nur, ob Sie sich damit einen Gefallen tun.«

Lenz hatte ihr den Rücken zugewandt und ging zur Tür. »Ihre törichten Spielchen, Miss Navarro, sind mir gleichgültig. Darf ich Sie jetzt bitten, mein Büro zu verlassen? Anderenfalls würde ich mich gezwungen sehen...«

»Bevor ich hierher gefahren bin, habe ich im Wiener Büro von DHL Worldwide Express einen Brief abgeholt. Er enthält die Ergebnisse einer von mir angeforderten Überprüfung von Fingerabdrücken. Ihrer Fingerabdrücke. Hat ziemlich lange gedauert, bis die Jungs im Archiv Abdrücke gefunden haben, die mit Ihren übereinstimmten. Aber sie wurden tatsächlich fündig.« Sie holte tief Luft. »Ich weiß, wer Sie sind, Dr. Lenz. Ich muss zugeben, dass mir die ganze Geschichte völlig unerklärlich ist. Aber ich weiß jetzt definitiv, wer Sie sind.«

Sie hatte schreckliche Angst. Noch nie hatte sie solche Angst gehabt. Das Herz schlug ihr bis zum Hals, ihr ganzer Körper glühte. Sie war auf sich allein gestellt.

Lenz ließ die Türklinke wieder los und drehte sich um. Sein Gesicht war rot vor Zorn.

40. KAPITEL

Wien

Ben gesellte sich zu den wenigen Journalisten und Kameraleuten vor der Wiener Stadthalle, hinter deren sandfarbenen Mauern das International Children's Health Forum stattfand. Er fixierte einen abweisend und kränklich aussehenden Mann, der etwa Mitte vierzig war, einen dicken Bauch hatte und einen zerschlissenen gelbbraunen Trenchcoat trug. »Ron Adams«, sagte Ben und hielt dem Mann seine Hand hin. *»American Philanthropy Magazine.* Wie lange lassen die euch schon warten?«

»Zu lange«, sagte der Mann. »Jim Bowen, *Financial Times.* Europakorrespondent, bemitleidenswerter Penner und Cockney.« Er warf Ben einen höhnischen, deprimierten Blick zu. »Hab mich von meinem Redakteur belabern lassen. Schnitzel, Strudel, Sachertorte. Blablabla. Das wird Higgins mir büßen, da können Sie Ihren Arsch drauf verwetten. Seit zwei Tagen steh ich hier im kalten Regen, und was hab ich davon - außer dass man meine Eier als Eiswürfel hernehmen kann -, die gleiche Scheißpresseerklärung, die sie an alle Agenturen faxen.«

»Und was ist mit den ganzen Promi-Bonzen, die auf der Gästeliste stehen? Die müssten doch hier dauernd rein und raus marschieren.«

»Das ist genau der Punkt. Keine Ahnung, wo die sich rumtreiben. Hier jedenfalls nicht. Vielleicht sind die von dem Programm genauso angeödet wie alle anderen. Wahrscheinlich haben sie sich in die Berge verdrückt, zum Skifahren. Die Leute, die ich bis jetzt gesehen hab, waren allesamt zweite Garnitur. Unser Fotograf macht's richtig, der sitzt schon in der Bar da drüben. Bin auch schon fast so weit. Scheiße nur, dass das Bier

in den Kneipen so verdammt kalt ist. Ist Ihnen das schon mal aufgefallen? Abgesehen davon, dass es sowieso schmeckt wie Pisse.«

Die erste Garnitur war nicht vor Ort? Hieß das, dass das Sigma-Meeting woanders stattfand? Hatte man ihn an der Nase herumgeführt? War auch Strasser einer Fehlinformation aufgesessen? Vielleicht war ihm und Anna bei ihren Überlegungen ein Denkfehler unterlaufen.

»Irgendeine Ahnung, in welchen Läden die Großkotze sich abends rumdrücken?«, fragte Ben betont schnodderig.

Der Cockney schnaubte verächtlich. »In einem von diesen Nachtclubs, in denen man die Schickis nach hinten in die Nobelräume geleitet, während sich das Fußvolk vorne an der Bar zuschütten darf.« Er kramte in einer zerknüllten und fast leeren Schachtel Silk Cuts herum. »Scheiße, die letzte.«

Ben dachte angestrengt nach. Jürgen Lenz war der Mann, der hier das Sagen hatte. Das war so klar wie die Tatsache, dass das entscheidende Stück nicht in der Wiener Stadthalle gegeben wurde. Die Lösung ließe sich nur in der Lenz-Stiftung und den Aktivitäten ihres Leiters finden. Und den schnellsten Weg zur Lösung fand man wahrscheinlich nur über den indirekten Ansatz. Als er wieder in seinem Hotelzimmer war, hängte er sich ans Telefon. Wachsam beobachtete er die Uhr, während er anfing, so viele Informationen wie möglich zusammenzutragen.

Zuerst rief er in der Lenz-Stiftung an und ließ sich eine Liste aller gemeinnützigen Einrichtungen durchgeben, die die Stiftung unterstützte. Ein kleiner Angestellter gab ihm die gewünschten Informationen ohne weitere Fragen. Als von der Steuer befreite Organisation war die Lenz-Stiftung zur Transparenz verpflichtet.

»Krebs-Stiftung Österreich. Sie wünschen?«

»Ich würde gerne mit dem Verantwortlichen für das Spendenwesen sprechen«, sagte Ben. Ein Klicken, dann ertönte

Musik natürlich die ›Geschichten aus dem Wienerwald‹. Dann wieder ein Klicken und eine zweite Frauenstimme. »Schimmel?«

»Mein Name ist Ron Adams, Frau Schimmel. Ich bin Journalist beim *American Philanthrop Magazine* und gerade in Wien, um ein Porträt über Jürgen Lenz zu schreiben.«

Der etwas gelangweilte Tonfall der Angestellten wurde schlagartig überschwänglich. »Da sind Sie bei mir genau an der richtigen Adresse, Mr. Adams. Wie kann ich Ihnen behilflich sein?«

»Es wäre nett, wenn Sie mir mit ein paar Zahlen weiterhelfen könnten, die seine Großzügigkeit etwas konkretisieren würden. Auf welche Art unterstützt er Ihre Stiftung?«

Was folgte, war ein langer, aber gleichwohl extrem unpräziser Redeschwall. Als sie endlich fertig war, hängte Ben frustriert auf.

Er hatte keine Ahnung, was genau er suchte. Tatsächlich stocherte er aufs Geratewohl herum und hoffte, die Fassade des Philanthropen Jürgen Lenz irgendwie ankratzen können. Ben konnte keinerlei Logik darin erkennen, für welchen Zweck die Stiftung Geld bereitstellte und für welchen nicht. Krebs - Kosovo - Hutchinson-Gilford-Syndrom - Deutschjüdischer Dialog. Das waren die Kernfelder. Auch nachdem Ben drei verschiedene Institutionen angerufen hatte, war ihm völlig unklar, was die vier Komplexe miteinander verband.

Ein Anruf noch, dann würde er diesen Weg nicht weiterverfolgen. Er stand auf, holte sich eine Pepsi aus der Minibar, setzte sich wieder an den kleinen Schreibtisch und wählte die Nummer einer Gesellschaft, die die Progeria - die vorzeitige Vergreisung - erforschte.

»Progeria-Institut.«

»Ich würde gern mit dem Zuständigen für das Spendenwesen sprechen.«

Ein paar Sekunden vergingen.

»Meitner.«

»Guten Tag, Frau Meitner. Mein Name ist Ron Adams...« Inzwischen hatte er schon etwas Routine. Er stellte sich vor und spulte ohne sonderliches Engagement seine Standardfragen ab. Die Frau war - wie alle Gesprächspartnerinnen zuvor - eine glühende Anhängerin von Lenz und seinen Wohltaten.

»Mr. Lenz ist unser wichtigster Förderer«, sagte sie. »Ohne seine Spenden könnten wir nicht überleben. Progeria ist eine tragische und außerordentlich seltene Krankheit, die sonst kaum Beachtung findet.«

»Wenn ich ehrlich bin, weiß ich rein gar nichts darüber«, sagte Ben höflich. Er wusste, dass er Zeit verschwendete, die er nicht hatte.

»Progeria bezeichnet das Phänomen der vorzeitigen Vergreisung, das bei Kindern Progeria infantilis bzw. Hutchinson-Gilford-Syndrom genannt wird. Die Krankheit bewirkt, dass ein Kind sieben- bis achtmal so schnell altert wie normal. Ein zehnjähriges Mädchen sieht aus wie eine achtzigjährige Frau. Es hat Arthritis, Herzprobleme und andere Altersbeschwerden. Die meisten werden nicht älter als dreizehn Jahre und nur selten größer als ein durchschnittlich großes fünfjähriges Kind.«

»Furchtbar«, sagte Ben, der aufrichtig schockiert war.

»Die Krankheit ist so selten, dass es erstens kaum staatliche Forschungsgelder gibt und dass zweitens die Pharmaindustrie kein kommerzielles Interesse daran hat, in dieser Richtung tätig zu werden. Deshalb sind wir so dringend auf Stiftungsgelder angewiesen.«

Biotech-Unternehmen... Vortex.

»Was ist Ihrer Meinung nach der Grund für dieses besondere persönliche Interesse von Mr. Lenz?«

Sie zögerte. »Vielleicht wäre es besser, wenn Sie Mr. Lenz selbst diese Frage stellten.«

Ihre Stimme hatte sich fast unmerklich verändert. Sie klang jetzt etwas kühler. »Wenn Sie mir irgendetwas vertraulich mitteilen wollen...«

Wieder eine kurze Pause. »Wissen Sie, wer Jürgen Lenz' Vater war?«, fragte die Frau zögernd.

Weiß das überhaupt jemand? »Gerhard Lenz, der KZ-Arzt«, sagte Ben.

»Richtig. Im Vertrauen, Mr. Adams: Es heißt, dass Gerhard Lenz abscheuliche Experimente mit Kindern durchgeführt hat, die an Progeria litten. Ohne Zweifel versucht Jürgen Lenz durch seine Zuwendungen an uns etwas gutzumachen. Aber schreiben Sie das bitte nicht.«

»Natürlich nicht«, sagte Ben. *Wenn aber Jürgen Lenz nicht der Sohn von Gerhard Lenz war, woher dann das Interesse für die gleiche Sache? Was steckte hinter diesem bizarren Theater?*

»Dr. Lenz nimmt sogar hin und wieder einige dieser armen Geschöpfe in ein Privatsanatorium auf, das von seiner Stiftung in den österreichischen Alpen betrieben wird.«

»Ein Sanatorium?«

»Ja, ich glaube, man nennt es ›Uhrwerk‹.«

Ben lief ein eiskalter Schauer über den Rücken. Das Uhrwerk: Das Schloss, in das Strasser die Elektronenmikroskope für Gerhard Lenz geschickt hatte. Wenn Jürgen doch Gerhards Sohn war, dann hatte er das alles geerbt. Aber war es wirklich ein Sanatorium?

Ben versuchte so locker wie möglich zu klingen. »Und wo liegt dieses Sanatorium?«

»In den Alpen. Wo genau, weiß ich nicht. Ich bin nie da gewesen. Ich weiß nur, dass es sehr exklusiv, sehr abgeschieden und sehr luxuriös sein soll. Ein idealer Ort, um sich von der

Hektik der Großstadt zu erholen.«

»Mit so einem Kind würde ich mich gern mal unterhalten.« *Um herauszufinden, was da wirklich vor sich geht.*

»Die Kinder, die ins Sanatorium eingeladen werden, haben in der Regel nicht mehr lange zu leben«, sagte sie ernst. »So viel ich weiß, lebt keines mehr. Aber Sie könnten sich ja mit den Eltern in Verbindung setzen. Der eine oder andere wird Ihnen gern mehr über Dr. Lenz' Großzügigkeit erzählen.«

Der Mann wohnte im zwölften Wiener Gemeindebezirk, im dritten Stock eines trostlosen Mietshauses ohne Lift. Die Wohnung war klein und dunkel und stank nach abgestandenem Zigarettenrauch und kaltem Bratfett.

Nachdem ihr geliebter Sohn im Alter von elf Jahren gestorben war, erzählte der Mann, hätten sich er und seine Frau scheiden lassen. Die Krankheit und der Tod ihres Sohnes Christoph hätten auch die Ehe zerstört. Auf einem Tischchen neben dem Sofa stand unübersehbar ein großes gerahmtes Porträtfoto des Sohnes. Ob er acht oder achtzig Jahre alt war, konnte man nicht sagen: ein großer, völlig kahler Schädel und ein kleines Gesicht mit fliehendem Kinn und hervorquellenden Augen. Es war der runzelige Kopf eines steinalten Mannes.

»Mein Sohn ist im Sanatorium gestorben«, sagte der Mann. Er hatte einen grauen Vollbart, die Glatze säumte ein schütterer Haarkranz, und die tränennassen Augen blickten durch die Gläser einer Bifokalbrille. »Wenigstens hatte er am Ende seines Lebens noch ein paar schöne Tage. Dr. Lenz ist ein sehr großzügiger Mensch. Ich bin ihm sehr dankbar.«

»Haben Sie Christoph mal besucht im Sanatorium?«, fragte Ben.

»Nein. Eltern haben keinen Zutritt. Im Schloss dürfen sich nur Kinder aufhalten. Um die medizinische Versorgung kümmert sich ein erstklassiges Ärzteteam. Aber er hat Postkarten geschrieben.« Der Mann stand auf und kam wenig später mit

einer Ansichtskarte zurück. Die große Schrift war die eines Kindes. Ben drehte die Karte um und sah das Farbfoto eines Alpengipfels. In der linken unteren Ecke stand das Wort SEMMERING.

Lenz' Witwe hatte Semmering erwähnt.

Strasser hatte von Gerhard Lenz' Forschungsklinik in den österreichischen Alpen gesprochen.

Handelte es sich um ein und denselben Ort?

Semmering.

Er musste Anna unbedingt von dieser Neuigkeit erzählen. Sofort.

Ben hob den Blick und sah, dass der Mann weinte. Als er sich wieder einigermaßen gefasst hatte, sagte er erneut: »Ich tröste mich damit, dass Christoph wenigstens noch ein paar schöne Tage erleben durfte.«

Sie hatten ausgemacht, dass sie sich spätestens um sieben Uhr abends wieder im Hotel treffen würden.

Wenn sie es bis dahin nicht schaffen sollte, hatte Anna gesagt, würde sie anrufen. Für den Fall, dass sie aus irgendeinem Grund nicht anrufen könnte, hatten sie einen Ersatztreffpunkt ausgemacht: neun Uhr im Prater, im Schweizerhaus.

Um acht war Anna noch nicht im Hotel und hatte auch keine Nachricht hinterlassen.

Sie war jetzt schon fast den ganzen Tag weg. Selbst wenn Lenz sie empfangen hatte, dachte Ben, konnte die Unterredung kaum länger als ein oder zwei Stunden gedauert haben. Aber jetzt waren schon zwölf Stunden vergangen, seit sie sich heute Morgen getrennt hatten.

Zwölf Stunden.

Allmählich machte er sich Sorgen.

Als sie sich um halb neun immer noch nicht gemeldet hatte, machte er sich auf den Weg zum Schweizerhaus. Er war jetzt

nicht mehr nur nervös, er hatte Angst, dass ihr etwas zugestoßen sein könnte, und fragte sich, ob er vielleicht überreagiere. Schließlich war sie ihm nicht über jede Minute ihrer Zeit Rechenschaft schuldig. Und trotzdem...

Im Schweizerhaus herrschte Hochbetrieb. Das Lokal war berühmt für seine gebratenen Schweinshaxen mit Senf und Meerrettich. Ben setzte sich an einen Zweiertisch und bestellte ein Budweiser.

Er wartete.

Das Bier hatte heute keine beruhigende Wirkung. Seine Gedanken kreisten ausschließlich um Anna und darum, was ihr zugestoßen sein könnte.

Um zehn war sie immer noch nicht aufgetaucht. Er rief im Hotel an: Nein, sie sei noch nicht zurückgekommen und sie habe auch nicht angerufen. Immer wieder kontrollierte er, ob sein Handy eingeschaltet war.

Er bestellte sich etwas zu essen, hatte aber schon keinen Appetit mehr, als das Essen schließlich kam.

Um Mitternacht fuhr er ins Hotel zurück. Er versuchte zu lesen, konnte sich aber nicht konzentrieren. Angezogen lag er auf dem Bett und döste vor sich hin.

Die raue Stimme von Georges Chardin:... *ein kompliziertes Räderwerk..,* Dann Strassers Stimme: *eine Verschwörung innerhalb der Verschwörung...Er hat gesagt, dass seine Arbeit die Welt verändern würde.*

Schließlich fiel er in einen unruhigen Schlaf.

Er und Peter lagen nebeneinander auf einem Operationstisch. Festgeschnallt. Ein Mann in OP-Kittel und Mundschutz beugte sich über sie. Dr. Gerhard Lenz. Seine wässerigen Augen waren unverwechselbar. »Wir fügen die zwei Körper zu einem zusammen«, sagte er zu einem Assistenten mit markantem Gesicht. »Wir verbinden ihre Organe, sodass keiner ohne den

anderen lebensfähig ist. Zusammen werden sie leben, zusammen werden sie sterben.« Eine Hand in einem OP-Handschuh schwang das Skalpell wie einen Geigenbogen, durchtrennte mit kühnen, selbstsicheren Schnitten das Fleisch. Die Schmerzen waren unbeschreiblich.

Ben zerrte an den Fesseln. Das Gesicht vor Entsetzen verzerrt, starrte er den neben ihm liegenden Bruder an.

»Peter!«, schrie er.

Der Mund seines Bruders war weit aufgerissen. In dem grellen Deckenlicht erkannte Ben, dass man Peter die Zunge herausgeschnitten hatte. Eine schwarze Maske wurde auf Bens Gesicht gepresst. Er roch den schweren Duft von Äther. Aber er wurde nicht bewusstlos. Im Gegenteil: Seine Sinne wurden schärfer, er nahm das Grauen, das ihm angetan wurde, noch bewusster wahr.

Um drei Uhr morgens wachte er auf.

Anna war immer noch nicht gekommen.

Bis zum Morgen fand er keinen Schlaf mehr.

Er hasste es, dass er niemanden anrufen konnte, dass er nichts tun konnte, um sie zu finden.

Vergeblich versuchte er, sich mit Lesen abzulenken. Es half nichts, er konnte nur an Anna denken.

Er liebte sie so sehr.

Völlig erledigt und verzweifelt, rief er um sieben zum fünften Mal in der Rezeption an und fragte nach, ob Anna sich gemeldet hätte.

Nichts.

Er duschte, rasierte sich und bestellte sich das Frühstück aufs Zimmer.

Er wusste, dass Anna etwas zugestoßen war. Jetzt war er sich hundertprozentig sicher. Es war absolut unmöglich, dass sie freiwillig irgendwohin gefahren war, ohne ihm vorher Bescheid

zu sagen.

Ihr war etwas zugestoßen.

Er trank ein paar Tassen schwarzen Kaffee und zwang sich dazu, ein Brötchen zu essen.

Höllische Angst durchflutete ihn.

Er fuhr zu einem Internet-Café, dessen Adresse er im Wiener Telefonbuch gefunden hatte. Das Internet-Kaffeehaus in der Währinger Straße entpuppte sich als ein mit Leuchtstoffröhren grell ausgeleuchteter Raum mit ein paar iMacs auf kleinen runden Resopaltischen und einem Kaffeeautomaten. Der Boden war klebrig, und es roch nach Bier. Eine halbe Stunde online kostete fünfzig Schilling.

In verschiedene Suchmaschinen tippte er das Wort ›Semmering‹ ein. Semmering war ein Dorf, das etwa neunzig Kilometer von Wien entfernt lag. Das Ergebnis war jedes Mal das gleiche: Homepages von Hotels, Pensionen und allen möglichen Geschäften und Dienstleistern, wie sie ein Skigebiet in den Alpen eben zu bieten hat.

Obwohl ihm klar war, dass er möglicherweise einen furchtbaren Fehler beging, suchte er eine öffentliche Telefonzelle und rief bei der Lenz-Stiftung an. Ben war verzweifelt. Er wusste nicht, wo sie sonst sein könnte.

Er ließ sich zu Lenz' Büro durchstellen und fragte seine Sekretärin, ob eine gewisse Anna Navarro im Haus gewesen sei.

Die Sekretärin war anscheinend im Bilde. Allerdings beantwortete sie nicht seine Frage, sondern erkundigte sich sofort nach seinem Namen.

Ben behauptete, er sei Attaché am amerikanischen Konsulat in Wien.

»Dürfte ich um Ihren Namen bitten?«, fragte die Sekretärin noch einmal.

Er nannte einen falschen Namen.

»Könnten Sie mir Ihre Nummer geben? Dann wird Sie Dr. Lenz in Kürze zurückrufen.«

»Im Büro bin ich heute nicht zu erreichen«, sagte Ben. »Ich bin den ganzen Tag unterwegs. Es wäre nett, wenn ich Dr. Lenz gleich sprechen könnte.«

»Tut mir Leid, Dr. Lenz ist im Moment beschäftigt.«

»Wann, glauben Sie, könnte er ein paar Minuten erübrigen? Es ist wirklich sehr dringend.«

»Dr. Lenz ist nicht im Hause«, sagte sie frostig.

»Nun ja, dann probiere ich es in seiner Privatwohnung.«

Nach kurzem Zögern: »Ich muss Sie enttäuschen, aber Dr. Lenz hält sich nicht in Wien auf.«

Nicht in Wien. »Schade, der Botschafter persönlich hat mich gebeten, diese dringende Angelegenheit mit Dr. Lenz zu besprechen«, sagte Ben in seinem verbindlichsten Tonfall.

»Dr. Lenz zeigt einer Gruppe ausgewählter Teilnehmer des International Children's Health Forum einige unserer Einrichtungen. Das ist allgemein bekannt. Falls der Botschafter daran interessiert gewesen sein sollte, so fürchte ich, dass es jetzt zu spät ist.«

Zu spät.

Nach einer kurzen Pause sagte die Sekretärin: »Sie sind doch sicher über die Sammelnummer Ihrer Botschaft erreichbar.«

Ben hängte ein.

41. KAPITEL

Die österreichischen Alpen

Der Zug nach Semmering rollte kurz nach neun aus dem Wiener Südbahnhof. Ben hatte das Hotel verlassen, ohne auszuchecken.

Er trug Jeans, Turnschuhe und seinen wärmsten Skiparka. Die neunzig Kilometer würde er im Zug wesentlich schneller schaffen als mit einem Mietwagen über die Serpentinen der Alpen.

Der Zug fuhr durch dicht besiedeltes Gebiet, glitt durch lange Tunnel und hangelte sich an steilen Gebirgspässen entlang. Vor der Kulisse stahlgrauer Berghänge rollte er durch hügelige grüne Felder und Wiesen, vorbei an weißen Häusern mit roten Dächern. Er kletterte langsam bergauf, kroch über schmale Viadukte und schlüpfte durch atemberaubende Kalksteinschluchten.

Die meiste Zeit saß Ben allein in seinem Abteil; die Sitzpolster waren in einem hässlichen Orange gehalten. Er dachte an Anna Navarro. Sie war in Gefahr. Das spürte er.

Freiwillig wäre sie nicht einfach so verschwunden. Da war er ganz sicher, so gut kannte er sie inzwischen. Entweder hatte sie überstürzt an einen Ort fahren müssen, von wo sie sich nicht melden konnte, oder man hatte sie mit Gewalt verschleppt.

Aber wohin?

Im Hotel in Wien hatten sie sich lange über Lenz unterhalten. Ben erinnerte sich daran, was Gerhard Lenz' Witwe in der Aufregung gesagt hatte: *Warum schickt Lenz Sie her? Warum machen Sie den weiten Weg von Semmering nach Buenos Aires?* Und Strasser hatte erzählt, dass er Elektronenmikroskope an

eine alte Klinik in den österreichischen Alpen geschickt habe, die auch unter dem Namen ›Uhrwerk‹ bekannt wäre.

Doch was passierte in Semmering, das der alten Witwe so Angst machte? Offensichtlich etwas, das immer noch im Gange war, etwas, das mit der Mordserie in Verbindung stand.

Anna war besessen davon, diese Klinik ausfindig zu machen. Sie war überzeugt davon, dass sie dort auf Antworten stoßen würde.

Was zumindest die Möglichkeit nicht ausschloss, dass sie sich auf die Suche danach gemacht hatte. Und wenn er daneben getippt hatte und sie nicht dort war, dann hoffte er zumindest darauf, dass sie sich in der Nähe befand.

Er studierte die Landkarte der Region Semmering-Rax-Schneeberg, die er vor seiner Abfahrt im Südbahnhof gekauft hatte, und versuchte sich einen Plan zurechtzulegen. Da er allerdings keine Ahnung hatte, wo genau sich die Klinik oder das Forschungslabor befanden, brach er das Vorhaben gleich wieder ab.

Der Bahnhof Semmering war ein schlichter zweistöckiger Bau, vor dem lediglich eine grüne Bank und ein Cola-Automat standen. Als er aus dem Zug stieg, schlug ihm ein eisiger Wind ins Gesicht. Der Klimaunterschied zwischen Wien und den nur knapp hundert Kilometer weiter südlich gelegenen Bergen war beträchtlich. Es war empfindlich kalt. Eine steile, kurvige Straße führte hinauf in den Ort. Schon nach ein paar Minuten brannten seine Ohren und Wangen vor Kälte.

Was mache ich, wenn ich Anna nicht finde? Oder wenn sie gar nicht hier ist? Was dann?

Semmering war winzig. Es lag an der Südflanke eines Berges und bestand aus einer einzigen Straße, der Hochstraße, an der sich Gasthäuser und Pensionen aufreihten. Oberhalb des Orts schmiegten sich einige luxuriöse Sporthotels und Sanatorien an den Hang. Im Norden konnte man das von der Schwarza in den

Stein gefressene Höllental erkennen.

Mitten im Ort befand sich ein kleines Fremdenverkehrsbüro, in dem eine unscheinbare junge Frau auf Touristen wartete.

Ben fragte sie nach einer Wanderkarte für die Gegend um Semmering. Die Frau, die offensichtlich nicht sonderlich viel zu tun hatte, gab ihm die Karte und erläuterte ihm obendrein ausführlich mehrere besonders reizvolle Touren. »Da ist zum Beispiel der Weg entlang der historischen Bahnstrecke. Da haben Sie einen traumhaften Blick auf den Eingang zum Weinzettelwand-Tunnel. Eine andere herrliche Stelle ist die, wo man das Motiv für den alten Zwanzig-Schilling-Schein gefunden hat. Und von hier haben sie einen wunderbaren Blick auf die Ruinen von Burg Klamm.«

»Sehr schön, vielen Dank für die Tipps.« Ben spielte den Interessierten und fragte beiläufig: »Gibt es hier in der Gegend nicht eine berühmte Privatklinik? In einem alten Schloss? Ich glaube, die ist auch unter dem Namen Uhrwerk bekannt.«

»Uhrwerk?«, sagte sie.

»Eine Privatklinik. Ich glaube, da werden auch wissenschaftliche Forschungen betrieben. Und ein Sanatorium für Kinder soll auch dazugehören.«

Ben glaubte ein kurzes Flackern in den Augen der Frau gesehen zu haben. Wahrscheinlich hatte er sich getäuscht, denn sie schüttelte den Kopf. »Tut mir Leid, aber davon habe ich noch nie gehört.«

»Man hat mir erzählt, dass die Klinik einem gewissen Dr. Jürgen Lenz...«

»Tut mir wirklich Leid«, sagte die Frau etwas zu schnell. Ihre Laune hatte sich plötzlich deutlich verschlechtert. »Eine derartige Klinik gibt es hier nicht.«

Er ging weiter die Hochstraße entlang und kam zu einem Wirtshaus, vor dem eine Tafel mit dem grünen Werbelogo für

Wieninger Bier und dem verschnörkelten Schriftzug ›Herzlich willkommen‹ stand. Darunter lockte in fetten Kreidebuchstaben das Tagesgericht.

Im Gastraum war es dunkel. Es roch nach Bier. Obwohl es noch nicht mal Mittag war, saßen drei korpulente Männer an einem kleinen Holztisch vor vollen Bierkrügen. Ben ging auf sie zu.

»Ich suche ein altes Schloss, auch Uhrwerk genannt, in dem sich eine Klinik befindet, die einem Jürgen Lenz gehört.«

Die Männer musterten ihn misstrauisch. Dann tuschelten sie leise miteinander. Ben verstand die Worte ›Lenz‹ und ›Klinik‹. »Nein, gibt's hier nicht.«

Wieder spürte Ben eine unmissverständliche Feindseligkeit. Er war davon überzeugt, dass die Männer ihm etwas verheimlichten, zog ein paar Tausend-Schilling-Scheine aus der Tasche und spielte damit herum. Er hatte jetzt keine Zeit für Feinheiten.

»Also dann, vielen Dank«, sagte er und wandte sich zur Tür. Doch dann, als hätte er etwas vergessen, drehte er sich wieder um. »Ach ja, wenn zufällig einer von Ihnen einen Freund hat, der mir was über die Klinik erzählen kann, dann sagen Sie ihm, dass ich für gute Informationen gut zahle. Ich bin Amerikaner, Unternehmer. Möchte hier in der Gegend etwas Geld investieren.«

Er ging nach draußen und blieb vor der Tür kurz stehen. Eine Clique junger Burschen schlenderte vorbei. Sie trugen Jeans und Lederjacken, hatten die Hände in den Taschen und sprachen russisch miteinander. Zwecklos, die zu fragen.

Ein paar Sekunden später tippte ihm jemand auf die Schulter. Es war einer der Männer aus dem Wirtshaus. »Wie viel zahlen Sie für die Information?«

»Eine korrekte Information ist mir zweitausend Schilling wert.«

Der Mann schaute sich verstohlen um. »Erst das Geld.«

Ben musterte ihn und gab ihm dann zwei Scheine. Der Mann zog ihn ein paar Meter zur Seite und zeigte den Berg hinauf. Unterhalb des schneebedeckten Gipfels schmiegte sich ein mittelalterliches Schloss mit verschnörkelter Fassade und einem Glockenturm mit vergoldeter Spitze an die Bergflanke. Das Schloss ragte aus dicht an dicht stehenden, mit gefrorenem Schnee überkrusteten Tannen hervor.

Semmering.

Der Ort, den Josef Strasser vor Jahrzehnten mit wissenschaftlichem Hightech-Gerät versorgt hatte.

Wohin Jürgen Lenz regelmäßig einige wenige glückliche Kinder einlud, die unter einer furchtbaren Krankheit litten.

Wo im Moment - wenn Ben die Aussagen von Lenz' Sekretärin richtig deutete - wichtige Staatsmänner und Würdenträger aus aller Welt konferierten.

Wo sich möglicherweise auch Anna aufhielt.

Das Schloss war die ganze Zeit da gewesen. Es war ihm nicht aufgefallen, weil er es die ganze Zeit gesehen hatte. Es war das mit Abstand größte sichtbare Gebäude weit und breit.

»Fantastisch«, sagte Ben leise. »Kennen Sie jemanden, der schon mal da drin war?«

»Nein. Da kommt keiner rein. Die Sicherheitsvorkehrungen sind gigantisch. Es ist total abgeschirmt. Da kommen Sie nie rein.«

»Die brauchen doch sicher manchmal Arbeiter aus dem Dorf?«

»Solche Leute werden immer extra mit dem Hubschrauber aus Wien eingeflogen. Es gibt einen kleinen Landeplatz. Da rechts, sehen Sie ihn? Die wohnen dann auch da oben.«

»Was genau passiert in dem Schloss?«

»Genaues weiß man nicht. Es gibt Gerüchte.«

»Zum Beispiel?«

»Die Leute sagen, dass da komische Dinge vor sich gehen. Manchmal sieht man Busse ankommen, aus denen Kinder aussteigen. Merkwürdige Kinder.«

»Wem gehört das Schloss?«

»Wie Sie schon richtig gesagt haben - diesem Lenz. Sein Vater war ein hohes Tier bei den Nazis.«

»Wie lange ist er schon der Besitzer?«

»Schon ewig. Na ja, ich glaube, dass es dem Vater seit Kriegsende gehörte. Davor war es so eine Art Parteizentrale für die Nazis. Noch früher hat Semmering Schloss Zerwald geheißen. Einer der Esterházy-Prinzen hat es im 17. Jahrhundert erbaut. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts soll es eine Zeit lang leer gestanden haben, und in den ersten zwanzig Jahren des 20. Jahrhunderts war eine Uhrenfabrik drin.«

Ben zog einen weiteren Tausend-Schilling-Schein aus der Tasche. »Ich hätte da noch ein paar Fragen.«

*

Sie sah undeutlich, wie sich ein Mann über sie beugte. Ein Mann in weißem Kittel, dessen Gesicht vor ihren Augen immer wieder verschwamm. Er hatte graues Haar, und seine Stimme war sanft, ja sogar freundlich. Sie wünschte, sie könnte ihn verstehen.

Sie fragte sich, warum es ihr unmöglich war, sich aufzusetzen. Was war nur los mit ihr? Hatte sie einen Unfall gehabt? Einen Herzanfall? Plötzlich geriet sie in Panik.

Jetzt verstand sie ein paar Worte, *»...deshalb hatten wir leider keine andere Wahl.«*

Wo bin ich?

»... *Tranquilizer...«*

»... so *bequem wie möglich, bis auch der letzte Rest Ketamin aus Ihrem Körper...«*

Bruchstückhaft kam die Erinnerung zurück. Sie befand sich an einem schlimmen Ort. Einem Ort, den sie unbedingt hatte sehen wollen. Einem Ort, vom dem sie jetzt wünschte, sie hätte ihn nie gesehen.

Verschwommen erinnerte sie sich an einen Kampf. Daran, dass mehrere kräftige Männer sie gepackt hatten. Dass man sie mit einem spitzen Gegenstand gestochen hatte. Mehr fiel ihr nicht mehr ein.

Der grauhaarige Mann war verschwunden. Sie ahnte jetzt, dass er nicht so freundlich sein konnte, wie er ihr eben noch vorgekommen war. Sie schloss die Augen.

Als sie sie wieder öffnete, war sie immer noch allein. Ihr Kopf war jetzt klarer. Aber ihr ganzer Körper fühlte sich an, als sei er angeschwollen. Dann merkte sie, dass sie an ein Bett geschnallt war. Sie versuchte den Kopf zu heben, schaffte aber nur wenige Zentimeter. Ein breiter Gurt verlief quer über ihre Brust und Oberarme.

Immerhin konnte sie die Manschetten und Gurte sehen, mit denen man sie ans Krankenhausbett gefesselt hatte. Sie waren aus Kunststoff. Es gab sie auch aus Leder; beide Ausführungen wurden in Irrenanstalten benutzt, um gewalttätige und gefährliche Patienten ruhig zu stellen. Sie hatte solche Gurte damals während ihrer Ausbildung kennen gelernt.

Ihre Handgelenke steckten in verschlossenen Manschetten, die durch eine lange Kette mit einem ebenfalls verschlossenen Hüftgurt verbunden waren. Auf gleiche Weise waren ihre Fußgelenke fixiert. Ihre Arme schmerzten und waren wund gescheuert. Sie musste sich heftig gewehrt haben.

Die Farben der Gurte waren ihr vertraut: rot für die Handgelenke, blau für die Fußgelenke. Die Gurte waren zwar moderner als die ledernen, die sie von früher kannte, aber sie

war sich sicher, dass die Bauart der Schlösser noch unverändert war. Sie erinnerte sich, dass der Schlüssel klein, flach und ohne Bart war. Eine Seite war gerade, die andere verjüngte sich, sodass der Schaft einem Keil ähnelte.

Sie erinnerte sich auch daran, dass Anstaltsgurte ziemlich leicht zu knacken waren - wenn man wusste, wie. Man brauchte dazu eine Büroklammer oder ein gerades und hartes Stück Draht.

Mühsam drehte sie ihren Kopf zur Seite und schaute sich genau den klobigen Anästhesieapparat an, der rechts neben ihrem Bett stand. Dann studierte sie den stählernen Rollwagen, der auf der anderen Seite stand - keinen Meter von ihr entfernt.

Er hatte acht Schubladen. Oben auf der Ablage lagen diverse medizinische Artikel: Verbandsstoff, Pinzetten, Scheren und eine Packung mit sterilen Sicherheitsnadeln.

Aber wie sollte sie da rankommen?

Sie versuchte mit ihrem Körper nach links zu rutschen, doch die Gurte waren so festgezurrt, dass sie sich kaum einen Zentimeter bewegen konnte. Sie versuchte es erneut. Diesmal ruckartig. Ihr Körper bewegte sich zwar wieder nicht, doch diesmal bewegte sich das ganze Bett.

Das Bett hatte Rollen! Rollen, die anscheinend nicht arretiert waren.

Ein paar Sekunden lang rührte sie sich nicht, sondern horchte angestrengt auf Schritte. Nichts. Dann zerrte sie kräftig an den Gurten und bewegte das Bett wieder ein paar Zentimeter zur Seite.

Wieder riss sie an ihren Fesseln, und das Bett glitt ein minimales Stückchen zur Seite.

Als sie hinüber zu dem Wagen schaute, schien er so weit entfernt wie zuvor. Sie kam sich vor wie eine Verdurstende in der Wüste, die die unerreichbare Fata Morgana eines Sees

anstarrt.

Erschöpft ruhte sie sich aus. Ihre Nackenmuskeln zuckten vor Schmerz.

Dann nahm sie wieder alle Kraft zusammen, riss an ihren Gurten und schaffte vielleicht ein oder zwei Zentimeter.

Ein oder zwei Zentimeter von fast einem Meter. Nicht schlecht, aber trotzdem fühlte sie sich, als hätte sie gerade mal den ersten Schritt eines Marathonlaufs hinter sich gebracht.

Sie hörte, wie sich draußen vor der Tür Schritte und Stimmen näherten. Reglos lag sie da und wartete, bis Schritte und Stimme wieder verhallten.

Weitere Kraftanstrengungen brachte weitere Zentimeter.

Sie verdrängte den Gedanken daran, was sie machen würde, wenn sie bei dem Wagen angelangt wäre. Das hatte Zeit. Eins nach dem andern.

Ein Zentimeter nach dem andern. Und noch einer. Und noch einer. Sie hatte sich jetzt fast bis auf Unterarmlänge an den Rollwagen herangearbeitet. Ein weiteres Mal bäumte sie sich mit zusammengepressten Augen auf und schaffte wieder ein paar Zentimeter. Als sie die Augen aufschlug, sah sie den weißhaarigen Mann in der Tür stehen.

Jürgen Lenz. So nannte er sich zumindest. Aber Jürgen Lenz war nicht Jürgen Lenz.

Sie konnte die unglaubliche Wahrheit immer noch nicht ganz fassen.

42. KAPITEL

Die österreichischen Alpen

Am Ende der Hochstraße befand sich ein Sportgeschäft, das alles führte, was der sportbegeisterte Tourist im Gebirge so braucht. Ben lieh sich ein Paar Langlaufskier aus und fragte, wo er einen Wagen mieten könne.

Nirgendwo, lautete die Antwort.

Vor dem Laden stand ein altes BMW-Motorrad, das zwar ziemlich klapperig aussah, aber anscheinend noch funktionierte. Drei Minuten später hatte ihm der junge Bursche, der das Geschäft führte, das Motorrad vermietet.

Ben schnallte sich die Skier auf den Rücken und fuhr über den Semmering-Pass bis zu der Stelle, wo eine schmale, unbefestigte Landstraße abzweigte, die sich durch eine Schlucht steil nach oben bis zum Schloss wand. Nach den Reifenspuren zu urteilen, hatten erst kürzlich Lastwagen oder andere schwere Fahrzeuge die holperige und vereiste Straße benutzt.

Nach etwa vierhundert Metern hielten ihn ein Schild mit der Aufschrift DURCHFAHRT VERBOTEN - PRIVATBESITZ und eine gelbschwarz gestreifte Schranke auf. Wahrscheinlich elektronisch gesichert, dachte Ben. Trotzdem versuchte er es: Er sprang über die Schranke und zog das Motorrad schräg unter dem Metallbalken durch.

Nichts passierte: keine Sirenen, keine Alarmglocken.

Die Straße schlängelte sich weiter durch den tief verschneiten Wald bergauf und erreichte ein paar Minuten später eine hohe, mit Zinnen versehene Mauer. Sie sah aus, als stünde sie schon seit Jahrhunderten hier. Allerdings war sie anscheinend erst kürzlich ausgebessert worden.

Die Mauer wurde noch einen Meter höher durch feine, waagerecht gespannte Metalldrähte. Aus der Entfernung war diese zusätzliche Sicherung nicht erkennbar gewesen. Wahrscheinlich stand der Draht unter Strom. Er verzichtete darauf, auf die Mauer zu klettern und sich auf schmerzhafte Weise Gewissheit zu verschaffen.

Ein Feldweg führte an der Mauer entlang, und nach ein paar hundert Metern erreichte Ben ein Tor, das der Haupteingang zu sein schien. Das kunstvoll verschnörkelte Tor aus Schmiedeeisen war etwa zwei Meter breit und drei Meter hoch. Bei genauerer Betrachtung erkannte Ben, dass das Tor in Wirklichkeit aus Stahl bestand und dahinter zusätzlich durch ein dichtes Drahtgitter verstärkt war. Die schmiedeeisernen Ornamente waren nur aufgemalt. Eindringlinge dürften sich an diesem Bollwerk die Zähne ausbeißen.

Er fragte sich, ob das Stahltor die Menschen daran hindern sollte, hinein- oder herauszukommen.

Hatte Anna einen Weg gefunden, die immensen Sicherheitsvorkehrungen zu überwinden? Oder hatte man sie als Gefangene hierher gebracht? War sie überhaupt hier?

Er ging, das Motorrad schiebend, weiter an der Mauer entlang, bis nach einigen hundert Metern der Weg einfach aufhörte. Vor ihm lag jungfräulich glitzernder Schnee. Er lehnte das Motorrad an die Mauer, schnallte sich die Bretter unter und setzte seinen Weg auf Skiern fort.

Er hatte vor, das Anwesen einmal ganz zu umrunden - oder zumindest so weit wie möglich. Wobei er wider alle Wahrscheinlichkeit darauf hoffte, irgendeine Schwachstelle in den Sicherheitsvorkehrungen zu finden.

Das ohnehin mühsame Vorwärtskommen im tiefen Pulverschnee wurde noch erschwert durch zahlreiche Schneeverwehungen, die sich an der Mauer gebildet hatten. Als es dann auch noch steiler wurde, kam er mit den Skiern nur noch

sehr langsam voran.

Schließlich erreichte er eine Stelle, wo der Schnee so hoch lag, dass er über die Mauer schauen konnte.

Die glitzernde Schneefläche blendete ihn, und er musste die Augen zusammenkneifen, um etwas erkennen zu können. Das Schloss war ein riesiger verschachtelter Bau, der nicht sonderlich hoch, aber sehr weitläufig schien. Man hätte es für eine Touristenattraktion halten können, wenn da nicht die uniformierten, mit Maschinenpistolen bewaffneten Wachleute gewesen wären.

Was immer hinter diesen Mauern vor sich ging, es war sicher kein harmloses Forschungsprojekt.

Und dann sah er die Kinder. Dutzende von zerlumpten Kindern liefen im Schnee herum.

Warum waren die Kinder hier?

Das war kein Sanatorium, so viel war klar. Aber was war es dann?

Er stapfte mit den Skiern weiter bergauf, bis er eine Mauerstelle erreichte, von wo er einen besseren Einblick in das Anwesen hatte.

Jetzt sah er, dass es innerhalb des Grundstücks einen nochmals eingezäunten Bereich gab, eine Art Käfig, der etwa so groß war wie ein Häuserblock. Dort standen mehrere große Militärzelte. Eine provisorische Zeltstadt mit Hunderten von Kindern. Auf dem hohen Stahlzaun, der die Zelte umgab, befanden sich Stacheldrahtrollen.

Ein unwirklicher Anblick. Ben schüttelte den Kopf, als wolle er eine optische Täuschung vertreiben. Dann schaute er wieder hin. Hunderte von Kindern. Von Kleinkindern bis zu Teenagern. Unrasierte, halbwüchsige Burschen, die rauchten und sich anpöbelten; Mädchen mit Kopftüchern, die in schäbigen, zerlumpten Kleidern und zerrissenen Mänteln herumstanden.

Überall Kinder!

Vor Bens innerem Auge tauchten Fernsehbilder aus Krisengebieten auf. Junge Gesichter, gezeichnet von Armut und Elend. Flüchtlingskinder aus Bosnien, dem Kosovo, Mazedonien, Albanien.

Bot Jürgen Lenz Flüchtlingskindern eine Zuflucht? War er ein Samariter für Not leidende Kinder?

Unwahrscheinlich.

Das war kein Zufluchtsort. Man hatte die Kinder in Zelte gepfercht, sie waren schäbig gekleidet, froren. Sie wurden von bewaffneten Männern bewacht. Das sah aus wie ein Internierungslager.

Dann hörte Ben plötzlich lautes Rufen. Einer der größeren Jungen hatte ihn entdeckt. Andere riefen ebenfalls, sie winkten ihm zu. Das Rufen wurde immer lauter, immer mehr Arme reckten sich ihm entgegen.

Ben verstand sofort. Sie wollten seine Hilfe. Sie wollten, dass er sie da rausholte.

Ben spürte, wie sich sein Magen zusammenzog. Er begann zu zittern.

Was tat man diesen Kindern an?

Plötzlich hörte er eine laute Männerstimme. Eine der Wachen brüllte ihn an. Richtete eine MP auf ihn. Andere Wachen kamen herbeigelaufen.

Die Botschaft war klar: Verschwinde, oder wir schießen.

In der nächsten Sekunde knatterten Schüsse. Einen knappen Meter links von ihm spritzte Schnee auf. Er warf sich auf den Boden und robbte von der Mauer weg.

Sie meinten es ernst. Und sie verloren keine Zeit.

Die Kinder waren Gefangene. So viel war klar.

Und Anna? War Anna auch hier?

Hoffentlich geht es ihr gut. Hoffentlich lebt sie.

Er sprang auf und machte sich auf den Rückweg.

*

»Wie ich sehe, sind Sie schon wieder ganz munter«, sagte Lenz mit strahlendem Lächeln. Er ging auf sie zu, blieb am Fußende des Bettes stehen und faltete die Hände vor dem Bauch. »Vielleicht sagen Sie mir jetzt, wem Sie meinen richtigen Namen verraten haben.«

»Verpissen Sie sich!«, fauchte sie.

»Dann eben nicht«, sagte er gleichgültig und schaute auf seine goldene Armbanduhr. »In spätestens dreißig Minuten ist die Wirkung des Ketamins verflogen. Wir werden Ihnen dann intravenös fünf Milligramm eines starken Opioids injizieren. Es heißt Versed. Haben Sie das schon mal bekommen? Vielleicht bei einer Operation?«

Anna schaute ihn ausdruckslos an.

Lenz redete gelassen weiter. »Fünf Milligramm dürfte etwa die passende Dosis sein. Sie entspannen sich, bleiben aber ansprechbar. Sie werden vielleicht zehn Sekunden lang ein wenig Herzrasen verspüren, doch dann werden sie sich so ausgeglichen fühlen wie noch nie in Ihrem Leben. All Ihre Ängste verflüchtigen sich. Ein herrliches Gefühl.«

Sein Kopf zuckte wie bei einem Vogel ruckartig zur Seite. »Würden wir Ihnen diese Dosis auf einmal verabreichen, dann würde Ihre Atmung aussetzen - was mit hoher Wahrscheinlichkeit zum Tod führen würde. Deshalb werden wir die Verabreichung über zehn Minuten strecken. Wir wollen ja nicht, dass Ihnen etwas zustößt.«

Obwohl Anna durch die Medikamente noch etwas benebelt war, hatte sie große Angst.

»Allerdings wird man wohl später Ihre Leiche im Wrack eines

Mietwagens finden. Ein bedauerlicher Fall von Alkohol am Steuer...«

»Ich habe keinen Wagen gemietet«, sagte Anna mit stockender Stimme.

»O doch, das haben Sie. Um präzise zu sein, jemand hat ihn mit Ihrer Kreditkarte gemietet. Man hat Sie letzte Nacht im Nachbarort nach einem Unfall festgenommen. Sie hatten zwei Komma fünf Promille, haben die Nacht in der Ausnüchterungszelle verbracht und konnten heute Morgen wieder gehen. Aber Sie wissen ja, wie das mit Trinkern ist. Sie lernen einfach nicht dazu...«

Sie zeigte keine Reaktion. Doch ihr Hirn arbeitete auf Hochtouren und suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Wo war der schwache Punkt in Lenz' Plan?

Lenz setzte seinen Vortrag fort. »Versed ist die effektivste Wahrheitsdroge, die man je erfunden hat. Auch wenn sie nicht zu diesem Zweck entwickelt wurde. Nichts von dem, was von der CIA ausprobiert wurde, hat je funktioniert. Weder Thiopental-Natrium noch Scopolamin. Aber bei der richtigen Dosis Versed legen Sie alle Hemmungen ab. Sie berichten mir, was ich wissen will. Sobald die Droge wirkt, erzählen Sie - und zwar in geistig ziemlich klarem Zustand. Aber hinterher - und das ist das eigentliche Wunder - erinnern Sie sich an nichts mehr. Ziemlich bemerkenswert, finden Sie nicht auch?«

Die Tür ging auf, und eine etwa vierzigjährige untersetzte Schwester mit breiten Hüften betrat das Zimmer. Sie rollte ein Wägelchen vor sich her, auf dem Schläuche, Blutdruckmanschetten, Spritzen und andere medizinische Hilfsmittel lagen. Während sie aus kleinen Fläschchen einige Spritzen aufzog und Etiketten darauf klebte, schaute sie Anna immer wieder misstrauisch an.

»Das ist Gerda, unsere beste Anästhesieschwester. Bei ihr befinden Sie sich in guten Händen.« Lenz verabschiedete sich

mit einer knappen Handbewegung von Anna und verließ den Raum.

»Wie fühlen Sie sich?«, fragte Gerda mit einer harten, nichts sagenden Altstimme, während sie einen Beutel mit einer klaren Flüssigkeit an dem Infusionsständer aufhängte, der links neben Annas Bett stand.

»Ziemlich erledigt«, sagte Anna stockend. Ihre Stimme war nur ein Flüstern, die fast geschlossenen Augenlider zitterten leicht. Ihr Hirn hingegen war hellwach. Es hatte in Umrissen einen Plan ausgearbeitet.

Nach den Geräuschen zu urteilen, hantierte Gerda mit einem Plastikschlauch herum. Dann sagte sie: »Okay. Ich komme dann später wieder. Der Doktor möchte noch so lange warten, bis die Wirkung des Ketamin ganz verflogen ist. Ansonsten könnte das Versed einen Atemstillstand bewirken.« Dann verließ sie den Raum und schloss die Tür hinter sich.

Anna schlug die Augen auf und warf sich mit aller Kraft nach links. Dabei versuchte sie - so weit die Gurte das zuließen - sich mit den Händen abzustützen und so den Schwung zu verstärken. Mit jedem Versuch beherrschte sie den Bewegungsablauf besser. Sie machte Zentimeter um Zentimeter gut. Schließlich hatte sie es geschafft. Das Bett stand direkt neben dem Rollwagen.

Sie drückte die Schultern, so hoch es ging, gegen den Gurt, drehte das Gesicht zur Seite und berührte mit der Stirn die kalte Oberkante des Wagens. Aus dem Augenwinkel konnte sie die Sicherheitsnadeln sehen, mit denen man die Verbände fixierte. Viereckige sterile Plastikbriefchen. Nur wenige Zentimeter entfernt.

Und doch außer Reichweite. Noch.

Wenn sie ihren Nacken ganz nach hinten bog, lag eine verpackte Sicherheitsnadel direkt vor ihren Augen. Die Sehnen in ihrem Nacken und im oberen Teil des Rückens waren so

gespannt, dass sie zu zittern anfingen. Die Schmerzen wurden mit jeder Sekunde schlimmer.

Wie ein unverschämtes Balg streckte sie die Zunge so weit heraus wie möglich. Am Zungenansatz spürte sie ein leichtes Prickeln, das sich schnell in einen stechenden Schmerz verwandelte.

Dann senkte sie die ausgestreckte Zunge wie den Ausleger eines Baggers langsam auf die obere Ablagefläche des Rollwagens. Die Zungenspitze berührte die Plastikpackung. Langsam zog sie den Kopf zurück, bis die kleine Packung etwas über den Rand der Fläche hinausschaute. Dann packte sie das Plastikviereck fest mit den Zähnen.

Plötzlich hörte sie Schritte, und im nächsten Moment wurde die Tür geöffnet.

Schnell wie eine Klapperschlange riss Anna den Kopf zurück. Reglos lag sie im Bett. Unter ihrer Zunge steckte das Päckchen, dessen scharfe Kanten ihr in die Mundschleimhaut schnitten. Die Schwester trat ans Bett. *Was hatte sie gesehen?* Anna musste würgen, hielt aber das kleine Päckchen eisern unter ihrer Zunge verborgen. Langsam füllte sich ihr Mund mit Speichel.

»Das kommt bei Ketamin manchmal vor«, sagte Gerda. »Es wird einem ziemlich schlecht, aber das geht vorbei.«

Anna stöhnte mit geschlossenen Lippen, schloss die Augen, legte den Kopf auf die Seite und schluckte den Speichel hinunter.

Gerda ging um das Bett herum auf die rechte Seite und richtete etwas am Kopfende. Anna versuchte regelmäßig zu atmen.

Ein paar Minuten später verließ Gerda wieder den Raum und schloss leise die Tür hinter sich.

Diesmal würde sie nicht so lange wegbleiben, dachte Anna.

In ihrem Mund hatte sich Speichel mit Blut vermischt. Mit der

Zunge schob sie das Päckchen bis hinter die Lippen und spuckte es dann aus. Es landete auf dem Rücken ihrer linken Hand. Mit geschickten Fingern machte sie sich ans Werk.

Sie wusste, was zu tun war. Diese Art Schlösser hatte sie früher mehr als einmal geknackt. Immer dann, wenn sie den Schlüssel verlegt hatte und es ihr peinlich gewesen war, nach Ersatz zu fragen.

Die Plastikverpackung sträubte sich etwas, aber dann war die Sicherheitsnadel in Sekundenschnelle passend zurechtgebogen.

Zuerst öffnete sie das Schloss am linken Handgelenk. Sie führte die Spitze der Nadel in das Schlüsselloch, drehte erst nach links, dann nach rechts.

Ein Klicken, und die linke Hand war frei.

Sie war wie euphorisiert. Sekunden später klickten die Schlösser an der rechten Hand und am Brustgurt.

Dann hörte sie das leise Quietschen der Tür. Gerda kam zurück.

Anna steckte die Hände wieder in die Kunststoffgurte und schloss die Augen.

Die Schritte näherten sich dem Bett. »Ich hab Geräusche gehört«, sagte Gerda. »Was ist hier los?«

Annas Herz schlug so laut, dass sie glaubte, die Schwester müsse es hören.

Langsam öffnete sie die Augen und schaute ziellos ins Leere als sei sie noch völlig benebelt. »Jetzt reicht's«, sagte Gerda mit drohender Stimme. »Mich führen Sie nicht an der Nase herum.« Flüsternd fügte sie hinzu: »Ein bisschen Risiko muss eben sein.«

O Gott, nein.

Sie legte um Annas linken Arm eine Aderpresse aus Gummi und zog an, bis die Vene deutlich hervortrat. Dann führte sie die Nadel ein und wandte Anna den Rücken zu, um am

Infusionsständer die Tropfgeschwindigkeit einzustellen. Anna reagierte sofort: Sie streifte die Fesseln ab, löste die Aderpresse vom Arm und zog sich gerade die Nadel aus der Vene, als Gerda sich wieder umdrehte. Anna setzte sich blitzschnell auf, schlang den Gummischlauch der Aderpresse um Gerdas Hals und zog ihn mit aller Kraft zu.

Gerda schlug japsend um sich und versuchte die Finger unter den Gummischlauch zu stecken. Mit den Fingernägeln kratzte sie sich den Hals blutig, während Anna nicht locker ließ. Gerdas Gesicht lief rot an, sie keuchte, schnappte nach Luft... Schließlich wurden ihre Bewegungen langsamer, die Hände fielen nach unten, und sie wurde bewusstlos.

Ein paar Sekunden lag Anna japsend auf dem Bett. Sie war wie betäubt von der Anstrengung. Dann raffte sie sich auf und löste die Fesseln an den Fußgelenken. Sie rutschte vom Bett und schnallte eine Hand der Schwester an das Bettgestell und die andere an den schweren Anästhesieapparat.

Hastig löste sie den Schlüsselbund von Gerdas Gürtel und ging zum Wandschrank, wo sie einen Arztkittel fand. Dann durchsuchte sie den Anästhesiewagen. Sie stopfte sich einige Packungen Injektionsnadeln und mehrere Glasampullen mit verschiedenen Drogen in die Taschen und rannte aus dem Krankenzimmer.

43. KAPITEL

Semmering, Österreich

Die Grundbücher für den Bezirk Semmering befanden sich in einem kleinen Kellerraum eines im bayerischen Stil erbauten Hauses, das auch einigen städtischen Arbeitern als Unterkunft diente. Die Reihenfolge der grünen Aktenschränke entsprach den Nummern, die man den Landparzellen zugewiesen hatte.

»Schloss Zerwald ist für die Öffentlichkeit nicht zugänglich«, sagte die Bürovorsteherin mit gleichgültiger Stimme. »Es ist Teil der Semmering-Klinik, und die ist streng abgeschottet.«

»Verstehe«, sagte Ben. »Aber mich interessieren ohnehin nur die alten Karten.« Und dann erklärte er der weißhaarigen Frau, dass er Historiker sei und die Geschichte von Burgen und Schlössern in Deutschland und Österreich erforsche. Sie lauschte seinen Ausführungen mit leicht zweifelndem Gesichtsausdruck - als sei ihr gerade ein übler Geruch in die Nase gestiegen. Dennoch nannte sie ihrer halbwüchsigen, etwas verhuschten Assistentin eine Nummer, und diese zog umgehend die gewünschte Karte aus einer der zahllosen Schubladen. So kompliziert das System aussah, die Bürovorsteherin hatte es offensichtlich im Griff.

Die Karte stammte aus dem frühen 19. Jahrhundert. Als Besitzer fast der gesamten Bergflanke war J. Esterházy eingetragen. Überall waren Markierungen eingezeichnet.

»Wofür stehen diese Markierungen?«, fragte Ben und zeigte auf die Karte.

Die alte Frau verzog genervt das Gesicht. »Höhlen«, sagte sie. »Kalksteinhöhlen im Berg.«

Höhlen. Das war eine Möglichkeit.

»Und die Höhlen befinden sich alle auf dem Grundstück, auf dem auch das Schloss steht?«

»Ja, sicher«, erwiderte sie ungeduldig.

Das hieß, sie befanden sich *unter* dem Schloss, dachte Ben. Hoffentlich merkte ihm keiner an, wie aufgeregt er plötzlich war.

»Könnten Sie mir wohl eine Kopie von dieser Karte machen?«

Sie schaute ihn unfreundlich an. »Das kostet zwanzig Schilling.«

»Einverstanden«, sagte er. »Ach, noch was: Haben Sie vielleicht einen Grundriss vom Schloss?«

Der Bursche, der das Sportgeschäft führte, betrachtete die Karte wie eine unlösbare Algebraaufgabe. Als Ben die Markierungen für die Höhlen erwähnte, nickte er.

»Hab davon gehört. Liegen direkt unter dem Schloss«, sagte er. »Ich glaube, früher konnte man sogar durch die Höhlen ins Schloss gelangen. Muss aber schon lange her sein. Der Eingang ist heute sicher zugemauert.«

»Sind Sie mal drin gewesen? In den Höhlen, meine ich.«

Der junge Mann schaute ihn entsetzt an. »Nein, natürlich nicht.«

»Kennen Sie jemanden, der mal drin war?«

Er dachte kurz nach. »Ja, ich glaube schon.«

»Ob der mir wohl die Höhlen zeigen würde? Was meinen Sie?«

»Kaum.«

»Könnten Sie ihn fragen?«

»Klar, warum nicht. Aber ich würde mir keine allzu großen Hoffnungen machen.«

Ben hatte mit einem jüngeren Mann gerechnet, doch der

Mann, der eine halbe Stunde später den Laden betrat, war sicher schon Mitte sechzig. Er war klein, drahtig, hatte Blumenkohlohren, eine lange, unförmige Nase, eine Hühnerbrust und sehnige Arme. Nachdem er ein paar schnelle, wegen des Dialekts kaum verständliche Worte mit dem jungen Geschäftsführer gewechselt hatte, drehte er sich zu Ben um und schaute ihn stumm an.

Ben sagte guten Tag, worauf der Mann nur nickte. Dann zog Ben den jungen Burschen beiseite. »Ich hatte mir eigentlich jemand Jüngeren und Kräftigeren vorgestellt.«

»Sicher gibt's Jüngere«, sagte der Alte, der anscheinend die Ohren eines Jungen hatte. »Aber keine Kräftigeren. Und keinen, der sich in den Höhlen besser auskennt. Aber ich weiß ohnehin nicht, ob das das Richtige für mich ist.«

»Kommt man durch die Höhlen ins Schloss?«, fragte Ben.

»Früher ja. Warum wollen Sie da überhaupt rein?«

»Das ist meine Sache.«

»Sie kommen da nicht rein. Das ist jetzt eine Privatklinik.«

»Ich muss. Unbedingt.«

»Warum?«

»Sagen wir, ich habe persönliche Gründe, die mir sehr wichtig sind.« Dann nannte er dem Alten die Summe, die ihm seine Dienste wert waren.

»Dafür brauchen wir aber Spezialausrüstung«, knurrte der Alte. »Können Sie klettern?«

Er hieß Neumann und trieb sich schon länger in den Höhlen von Semmering herum, als Ben auf der Welt war. Außerdem verfügte er über enorme Kräfte, bewegte sich aber gleichzeitig behände und sicher.

Gegen Ende des Krieges, als er acht Jahre alt gewesen sei, hätten sich seine Eltern einer Widerstandsgruppe katholischer Arbeiter angeschlossen, die die Nazis in diesem Teil Österreichs

bekämpften. Damals wäre die alte Uhrenfabrik von den Nazis schon beschlagnahmt und in eine Art regionale Parteizentrale umgewandelt worden.

Die Nazis, die im Schloss lebten und arbeiteten, wussten allerdings nicht, dass die Kellergewölbe des Schlosses durch einen Kriechgang mit den benachbarten Kalksteinhöhlen verbunden waren. Die Erbauer und ersten Bewohner hatten das Schloss sogar absichtlich über den Höhlen gebaut, um im Falle eines Angriffs über einen geheimen Fluchtweg zu verfügen. Im Laufe der Zeit war dieser Verbindungsgang jedoch in Vergessenheit geraten.

Während des Kriegs erkannten die Widerstandskämpfer schnell, über welch entscheidenden Wissensvorsprung sie den Nazis gegenüber verfügten. Sie erkannten, dass sie den Verbindungsweg zu Spionage, Sabotage und anderen subversiven Aktionen nutzen konnten. Und wenn sie mit der nötigen Vorsicht vorgingen, würden die Nazis nicht mal ahnen, wie sie das alles bewerkstelligten.

Die Widerstandsgruppe schaffte Dutzende von Gefangenen aus dem Schloss, ohne dass die Nazis je dahinter kamen, wie das überhaupt möglich gewesen war.

Fritz Neumann hatte seinen Eltern und deren Freunden als achtjähriger Junge geholfen, und er hatte die verschlungenen unterirdischen Wege bis heute in seinem Gehirn gespeichert.

Als Erster verließ Fritz Neumann den Skilift, Ben folgte ihm dichtauf. Das Skigebiet lag auf der Nordseite des Berges, das Schloss auf der Südseite. Neumann sagte, dass es von hier aus einfacher sei, den Höhleneingang zu erreichen.

Sie fuhren Tourenskier: Zum Langlaufen konnte man die Fersenarretierung lösen, zur Abfahrt wieder einklinken. Noch wichtiger war, dass man in den Bindungen anstatt Skischuhen auch Bergsteigerstiefel tragen konnte. Neumann hatte sie beide komplett ausgerüstet: mit flexiblen Zwölf-Zack-Steigeisen für

hartes Eis, Petzl-Stirnlampen und Eispickeln mit Handschlaufen, mit Klettergurten, Haken und Karabinern.

Das Sportgeschäft hatte alles am Lager gehabt.

Die Waffen auf Bens Wunschzettel waren nicht so leicht aufzutreiben gewesen. Doch da sie sich in Jagdgebiet befanden, hatten nicht wenige von Neumanns Freunden Pistolen und Schrotflinten im Schrank. Einer lieh ihnen schließlich, was sie brauchten.

Sie trugen wollene Sturmhauben, winddichte Hosen und Gamaschen, dünne Polyesterhandschuhe und Tourenrucksäcke, als sie auf Skiern von der Liftstation zum Gipfel aufstiegen. Oben angelangt, arretierten sie die Bindungen und fuhren auf der Südseite des Berges ab. Ben hielt sich zwar für einen guten Skifahrer, konnte Neumann aber nur mit Mühe folgen. Elegant zog der wesentlich ältere Mann seine Spuren durch den jungfräulichen Schnee. Schon nach wenigen Sekunden brannte Ben vom eisigen Fahrtwind das Gesicht. Mit traumhafter Sicherheit schlängelte sich Neumann den Berg hinunter, bis Ben die roten Farbtupfer an den Tannen bemerkte, die anscheinend einen Weg markierten.

Nach etwa zwanzig Minuten versperrte ihnen eine tiefe Schlucht die Weiterfahrt. Sie hielten an, schnallten die Skier ab und versteckten sie etwa drei Meter von der Felskante entfernt im Unterholz.

»Der Rest bis zum Höhleneingang wird ein bisschen schwierig«, sagte Neumann. »Wir müssen uns abseilen.«

Ben nickte und schaute über die Felskante nach unten. Etwa dreißig Meter, schätzte er. Vielleicht etwas weniger. Man konnte schon das Schloss sehen. Von hier oben sah es aus wie ein Architekturmodell.

Neumann holte ein elastisches Nylonseil aus dem Rucksack. »Elf Millimeter Durchmesser«, sagte er. »Das reicht locker.«

Ben nickte. Für die Höhe genau richtig, dachte er. Für jede

Höhe, wenn es ihn nur Anna näher brachte.

Von ihrem Standpunkt aus konnte man den Höhleneingang nicht sehen. Wahrscheinlich befand er sich direkt unter ihnen in der Felswand.

Neumann kniete sich an der Kante auf den Boden, zog einen Felshammer aus dem Hammerköcher an seinem Gürtel und fing an, Haken in den Fels zu schlagen. Je tiefer er den Haken in den Fels trieb, desto heller wurde das klirrende Geräusch, das bei jedem Schlag ertönte: ein Zeichen dafür, dass der Haken sicher im Fels saß.

Er schlang das Seil um einen großen Felsen und zog es durch die Haken.

»Ist nicht so einfach«, sagte Neumann. »Wir müssen uns runterlassen und quasi in den Eingang hineinschwingen. Jetzt brauchen wir die Steigeisen und die Klettergurte.«

»Und die Eispickel?«

»Später«, sagte er. »Hier draußen gibt's fast kein Eis. Erst in der Höhle.«

»In der Höhle gibt's Eis?«

Neumann antwortete nicht, sondern hantierte weiter mit der Ausrüstung.

Die Höhlen, die Ben und Peter einst am Greenbriar erkundet hatten, waren kaum mehr als trockene Kriechgänge gewesen. Mit Eis hatte er keinerlei Erfahrung.

Er spürte, wie sich sein Magen zusammenzog. Bis jetzt hatte ihn das Adrenalin vorwärts getrieben, die Fokussierung auf ein einziges Ziel: Anna aus Lenz' Klinik herauszuholen.

Doch jetzt hatte er auf einmal Angst. Er fragte sich, ob das wirklich der richtige Weg war. Für einen erfahrenen Bergsteiger wie ihn war die Kletterpassage nicht sonderlich gefährlich. Aber in Höhlen waren schon wesentlich erfahrenere Kletterer umgekommen.

Doch er hatte keine Wahl, die Höhlen waren seine einzige Chance. Die Möglichkeit, es mit den Wachen des Haupttors aufzunehmen, hatte er schnell verworfen. Das wäre Selbstmord gewesen.

Sie schnallten sich die Steigeisen unter die Bergstiefel. Die zwölf Zacken unter jeder Vibramsohle würden ihnen ausreichend Halt bieten. Dann legten sie sich die Nylonklettergurte um die Hüfte und waren startklar.

»Dülfersitz, okay?«, sagte Neumann. Dülfersitz war der österreichische Ausdruck für ›Abseilen ohne Ausrüstung‹. Man musste sich auf das Zusammenspiel von Körper und Seil verlassen.

»Keine Abseilhilfe?«

Neumann lächelte. Bens Unbehagen machte ihm offensichtlich Spaß. »Wozu?«

Ohne Abseilhilfe würde der Abstieg zwar unangenehm werden, andererseits waren sie so nicht fest mit dem Seil verbunden, was beim Abseilen immer eine Gefahrenquelle darstellte.

»Ich geh zuerst runter«, sagte Neumann. Er machte an einem Ende des Seils einen doppelten Achterknoten, zog das Seil zwischen den Beinen unter dem rechten Oberschenkel durch, dann quer über die Brust nach oben und über die linke Schulter auf den Rücken. Rückwärts trippelte er breitbeinig an die Kante, lupfte das Seil etwas, stieß sich ab und verschwand in der Tiefe.

Ben schaute nach unten und sah, wie Neumann langsam vor- und zurückschwang, bis seine Füße festen Halt fanden. Dann ließ er etwas Seil nach, stieß sich wieder ab und schwang wieder ein Stück abwärts. Schließlich hörte Ben das knirschende Geräusch von Geröll und dann Neumanns Stimme: »Okay. Jetzt Sie.«

Wie Neumann trippelte Ben mit dem Seil zwischen den Beinen rückwärts an die Felskante, hielt die Luft an und stieß

sich ab.

Das Seil zwischen seinen Beinen straffte sich und erinnerte ihn schmerzhaft daran, warum er den Dülfersitz nie hatte leiden können. Den Oberkörper zurückgelehnt, mit den Füßen nach sicherem Halt tastend und mit den Händen am Seil die Geschwindigkeit regulierend, manövrierte er sich langsam abwärts. Sekunden später sah er unter sich einen elliptischen schwarzen Fleck, den Höhleneingang. Ein paar Meter weiter, und seine Füße schwangen in die Öffnung hinein.

Allerdings war die Landung komplizierter, als er gehofft hatte. Er konnte sich nicht einfach senkrecht abseilen, da die Öffnung mit der Wand bündig abschloss und es unten keinen Felsvorsprung gab.

»Langsam reinschwingen!«, rief Neumann. »In den Berg hinein!«

Ben sah, was er meinte. Neumann stand auf einer schmalen, in den Berg hineinragenden Felsplatte, die Ben treffen musste. Die Platte war höchstens einen halben Meter breit. Ganz am Rand hockte Neumann und hielt sich am Felsen fest.

Leicht vor- und zurückschwingend seilte sich Ben Zentimeter um Zentimeter ab, bis er sowohl die passende Höhe wie auch den passenden Schwung hatte. Er ließ das entscheidende letzte Stück Seil durch die Hände gleiten und landete genau auf der Felsplatte, wobei er den Aufprall mit federnden Knien abfing.

»Sehr gut«, meinte Neumann.

Ben hielt sich am Seil fest, beugte sich leicht vor und schaute hinunter in die schwarze Höhle. Im schräg einfallenden Sonnenlicht glänzte direkt zu seinen Füßen die Gefahr.

Die zwanzig, dreißig sichtbaren Meter fielen steil ab und bestanden aus blankem Eis. Zudem war das Eis nicht hart und trocken, sondern wässerig und glitschig. So etwas hatte er noch nie gesehen.

»Also los«, sagte Neumann, der Bens zweifelnden Gesichtausdruck bemerkt hatte. »Oder wollen Sie etwa ein Päuschen einlegen?« Besser, man dachte erst gar nicht darüber nach, was einem auf diesem abschüssigen Stück Eis alles zustoßen konnte.

»Also los«, wiederholte Ben und hoffte, dass es nicht zu hasenfüßig geklungen hatte.

Sie setzten die ultraleichten Helme auf, zogen die Kinnriemen fest und befestigten die Stirnlampen an den Helmen. Neumann gab Ben zwei gebogene, aus Karbon hergestellte Hightech-Eispickel mit Handschlaufen. Ben zog sich die Schlaufen über die Handgelenke. Die Pickel baumelten an seinen Armen wie nutzlose Anhängsel.

Neumann nickte ihm zu und drehte sich dann mit dem Rücken zur Höhle. Ben drehte sich ebenfalls um. Er hatte ein flaues Gefühl im Magen. Mit dem ersten Schritt rückwärts verließen sie die schmale Steinplatte. Knirschend bohrten sich die Zacken der Steigeisen ins Eis. Bens Versuche, das Gleichgewicht zu halten, wirkten ziemlich ungelenk. Er hieb die Steigeisen tief ins Eis, um ja nicht den Halt zu verlieren. Nach ein paar Schritten nahm er die beiden Eispickel in die Hände und trieb die Spitzen in die glänzende Oberfläche. Neumann bewegte sich auf der abschüssigen glatten Fläche, als stiege er eine Treppe hinunter. Eine Bergziege wäre nicht sicherer unterwegs gewesen.

Ben dagegen rutschte mehr oder weniger bäuchlings abwärts. Wie eine Spinne sah er aus, wenn er abwechselnd die Pickelspitzen und die Zacken der Steigeisen ins Eis bohrte und mühsam Meter um Meter hinter sich brachte. Schließlich gelang ihm das immer besser, doch da hatten sie den Eisabhang schon überwunden und standen auf Kalkstein.

Sie nahmen die Steigeisen ab, verstauten sie zusammen mit den Eispickeln in den Rucksäcken und setzten den Weg fort.

Es ging jetzt gleichmäßig abwärts; der Weg schraubte sich

wie eine Wendeltreppe in den Fels hinein. Im Schein seiner Helmlampe sah Ben zahllose Gänge, die von ihrem Pfad abzweigten - Gänge, die für Ben alle gleich aussahen. Ohne Neumann wäre er verloren gewesen. Hier gab es keine roten Farbmarkierungen, die einem die Richtung wiesen. Anscheinend hatte Fritz Neumann das alles in seinem Hirn gespeichert.

Es kam Ben wärmer vor als draußen, doch das täuschte. Das Eis an den Wänden bewies, dass die Temperatur unter dem Gefrierpunkt lag. Und das Wasser, das auf dem Boden abwärts tröpfelte, würde dafür sorgen, dass sie die Kälte schon sehr bald zu spüren bekämen. Außerdem herrschte eine hohe Luftfeuchtigkeit.

Der Boden bestand aus Geröll, durch das sich kleine Rinnsale abwärts schlängelten. Hin und wieder, wenn sich die Bodenbeschaffenheit änderte, wäre er fast gestürzt. Der schmale Gang verbreiterte sich schließlich zu einem breiten Stollen. Neumann blieb stehen, drehte sich langsam um und beleuchtete mit seiner Helmlampe die atemberaubenden Gesteinsformationen. Manche der Stalaktiten wirkten so zerbrechlich wie Strohhalme; schlank und grazil strebten sie dem Boden zu und verjüngten sich so stark, dass ihre Enden Stricknadelspitzen glichen. Die Stalagmiten, ringförmig nach oben wachsende Kalksteinstümpfe, verbanden sich gelegentlich mit den Stalaktiten zu massiven Säulen. Wasser sickerte an den Wänden hinunter und tropfte von den Stalaktiten. Das Tropfgeräusch des sich in Bodensenken sammelnden Wassers war das einzige Geräusch in der unheimlichen Stille. Aus verhärtetem Schmelzgestein hatten sich Terrassen gebildet. Gezackte, scharfe Platten aus milchigem Kalkstein hingen wie schwere Vorhänge von der Decke. Der scharfe Ammoniakgeruch von Fledermauskot stach in die Nase.

»Da!«, sagte Neumann und deutete auf das vollkommen erhaltene Skelett eines Bären. Plötzlich erhob sich eine Wolke von Hunderten papierdünnen Fledermausflügeln. Ben und

Neumann hatten die schlummernden Tiere aufgeschreckt.

Ben begann zu frösteln. Er konnte sich zwar nicht vorstellen, wie das bei der perfekten Ausrüstung hatte passieren können, aber auf jeden Fall waren seine Socken nass geworden.

»Kommen Sie«, sagte Neumann. »Hier lang.«

Er betrat einen der zahlreichen schmalen Gänge, die von dem breiten Stollen abzweigten. Der Boden stieg jetzt leicht an, und der Weg verengte sich wie ein Flaschenhals. Die Decke hatte sich fast bis auf Bens Größe gesenkt, war also kaum höher als eins achtzig. Die Wände waren jetzt wieder mit einer Eisschicht überzogen, und auf dem Boden sammelte sich eiskaltes Wasser.

Bens Zehen waren inzwischen gefühllos. Während Neumann die steile Röhre mit verblüffender Behändigkeit bewältigte, stakste Ben ungeschickt über die Steine und hatte bei jedem Schritt Angst vor einem Sturz.

Glücklicherweise wurde der Weg allmählich flacher und schließlich fast eben. »Wir sind jetzt ungefähr auf Höhe des Schlosses«, sagte Neumann.

Und plötzlich war Schluss. Sie standen vor einer nackten Wand, vor der ein Haufen Gesteinsbrocken lag - anscheinend die Überreste einer Mauer.

»Und was jetzt?«, fragte Ben und schaute ängstlich zu Neumann.

Ohne Ben einer Antwort zu würdigen, stocherte Neumann mit dem Schuh so lange in dem Geröll herum, bis er eine etwa einen Meter lange rostige Eisenstange freigelegt hatte. Er grinste zufrieden, während er sie aufhob.

»Unberührt«, sagte Neumann. »Gut für Sie. Liegt seit damals hier, ohne dass einer drüber gestolpert wäre.«

»Wovon reden Sie überhaupt?«

Neumann schob die Stange unter einen Felsbrocken und stützte sich mit seinem ganzen Gewicht auf das hintere Ende.

Langsam bewegte sich der Brocken zur Seite. Dahinter kam ein kleiner, etwa einen halben Meter hoher und einen Meter breiter Durchschlupf zum Vorschein.

»Das war quasi die letzte Tür, die wir hinter uns zugemacht haben, wenn wir aus dem Schloss verschwunden sind.« Er deutete auf ein paar Schrammen im Felsen, die jetzt über fünfzig Jahre alt waren. »Jetzt müssen Sie allein weiter. Ich mach mich wieder auf den Heimweg. Ist ziemlich schmal, die Röhre, und auch nicht gerade hoch, aber man kommt durch. Kein Problem.«

Ben inspizierte das Loch mit einer Mischung aus Faszination und Panik.

Das ist ein gottverdammter Sarg. Da bringen mich keine zehn Pferde rein.

»Die Röhre ist nicht lang«, sagte Neumann, dem Bens entsetzter Gesichtsausdruck nicht entgangen war. »Höchstens zweihundert Meter. Ganz am Schluss geht's ein Stückchen bergauf, aber sonst ist es eben. Wenn der Gang seit damals nicht eingestürzt ist, müsste am Ende eine ganz schmale Öffnung sein. Sieht fast aus wie ein Schlüsselloch.«

»Und dann ist man schon im Schloss?«

»Nein, natürlich nicht. Hinter der Öffnung ist ein Tor. Möglicherweise abgeschlossen. Wahrscheinlich sogar.«

»Und wie lautet Ihr Vorschlag für dieses kleine Problem?«

Neumann zog einen rostigen Dietrich aus der rechten Tasche seines alten grünen Parkas. »Kann Ihnen nicht versprechen, ob er noch funktioniert. Beim letzten Mal tat er's noch.«

»Und das ist fünfzig Jahre her, stimmt's?«

»Länger«, sagte Neumann. Er gab ihm den Dietrich und streckte ihm die Hand entgegen. »Zeit, sich zu verabschieden. Viel Glück.« .

44. KAPITEL

Semmering

Es war ein extrem fester Händedruck. Um sich ein ums andere Mal so weit in die Höhle des Löwen zu wagen, dachte Ben, mussten der Mut und die Entschlossenheit der Widerstandskämpfer schon außergewöhnlich gewesen sein. Die Röhre war so schmal, dass sie wohl keine andere Wahl gehabt hatten, als auf einen achtjährigen Jungen wie Fritz Neumann zurückzugreifen.

In den Höhlen von White Sulphur Springs hatte Ben sich schon durch engere Löcher als dieses gezwängt. Aber das waren Durchschlupfe von vielleicht einem Meter Länge gewesen. Wenn stimmte, was Neumann gesagt hatte, war dieser Kriechgang zweihundert Meter lang.

Zum ersten Mal begriff Ben wirklich, was erfahrene Höhlengeher meinten, wenn sie davon sprachen, dass ihre Leidenschaft sie mit urzeitlichen Ängsten konfrontierte - der Angst vor Dunkelheit, der Angst, in die Leere zu stürzen, der Angst, in einem Labyrinth gefangen oder lebendig begraben zu sein.

Aber er hatte keine Wahl. Er dachte an Anna, nahm seinen ganzen Mut zusammen, ging in die Knie, steckte den Kopf in das Loch und spürte einen kalten Luftzug. Die Öffnung war etwa fünfzig Zentimeter hoch, was bedeutete, dass er würde kriechen müssen wie ein Wurm.

Er schnallte den Rucksack ab, schob ihn durch die Öffnung und legte sich auf den Bauch. Dann stieß er sich mit den Füßen ab, zog sich gleichzeitig mit den Armen vorwärts und schubste dabei den Rucksack vor sich her. In dem Tunnel stand etwa fünf Zentimeter hoch kaltes Wasser. Schon nach wenigen Metern

hatte sich seine Hose voll gesogen.

Schließlich öffnete sich der Gang, wurde breiter und höher. Er war jetzt etwa einen Meter zwanzig hoch, sodass er nicht mehr durch das kalte Wasser kriechen musste, sondern gebückt gehen konnte.

Als sein Rücken zu schmerzen begann, blieb er stehen und setzte den Rucksack ab, stützte die Ellbogen auf die Oberschenkel und verschnaufte kurz.

Bald wurde die Decke wieder tiefer. Sie war jetzt nur noch zwischen einem dreiviertel und einem Meter hoch. Er ließ sich auf Hände und Knie nieder und kroch wie eine Krabbe weiter.

Aber auch diese Fortbewegungsart hielt er nicht lange aus. Schnell begannen auf dem harten Fels die Knie zu schmerzen, sodass er nun versuchen musste, sein Gewicht mehr auf die Ellbogen und Zehen zu verlagern. Außerdem hing die Decke jetzt wieder so tief, dass er gezwungen war, sich erneut auf den Bauch zu legen und zu kriechen. An manchen Stellen wurde der Tunnel so eng, dass er sich um Biegungen seitlich herumwinden musste.

Schließlich war der Abstand zwischen Boden und Decke auf höchstens fünfzig Zentimeter geschrumpft. Der Fels kratzte ihm über den Rücken, und er nahm alle Kräfte zusammen, um nicht in Panik zu verfallen. Der Unterschied zu den ersten Metern auf dem Bauch war der, dass jetzt kein Ende abzusehen war. Der Schein der Helmlampe reichte etwa sechs Meter weit. Der Tunnel nahm immer mehr die Form eines Sarges an. Er schien sogar noch enger zu werden, während er jetzt leicht anstieg. Das Wasser sammelte sich zwar nicht mehr in Pfützen, doch die kalte Luft war sehr feucht. Die Angstschübe kamen jetzt immer öfter. Inzwischen war es so eng, dass der Fels bei jeder Bewegung gleichzeitig über Rücken und Bauch schabte.

Er stieß beständig den Rucksack vor sich her. Der Tunnel war jetzt keine vierzig Zentimeter mehr hoch.

Ben saß fest.

Nein, nicht fest. Noch nicht. Obwohl er sich genau so fühlte. Er musste sich durch die Lücke durchquetschen. Sein Herz raste, er hatte höllische Angst.

Das Wichtigste war, nicht in Panik zu verfallen. Panik lahmte das Denkvermögen. Er zwang sich, ein paar Mal langsam und gleichmäßig ein- und auszuatmen. Dann atmete er, um seinen Brustumfang zu vermindern, komplett aus und presste sich vorwärts.

Schweißnass schob er sich voran, während er versuchte, sich auf das zu konzentrieren, was vor ihm lag, was er im Schloss zu tun hatte. Und warum er das alles tat. Nur nicht an das denken, was ihm die Situation in dieser Sekunde abverlangte.

Es wurde steiler. Er atmete ein und hatte dabei das Gefühl, dass Boden und Decke ihn wie einen Schraubstock zusammendrückten. Die Lungen konnten sich nicht ganz ausdehnen, konnten nicht die volle Menge Luft aufnehmen. Das hatte einen Adrenalinschub zur Folge, der wiederum seine Atmung schneller und flacher werden ließ. Er glaubte zu ersticken.

Nicht nachdenken.

Entspannen.

Es ging nicht.

Niemand wusste, dass er hier unten war. Er war in dieser pechschwarzen Hölle ohne Tag und Nacht lebendig begraben.

Die zweifelnde Stimme seines Ichs rief den mutigeren, den besseren Teil seiner Persönlichkeit auf den Plan. Ben spürte, wie sich sein Herzschlag beruhigte, spürte, wie kühle, köstliche Luft in seine Lungen strömte, spürte die Ruhe, die sich in seinem Körper ausbreitete wie Tinte auf einem Löschblatt.

Gefestigt und gestärkt durch diese innere Gelassenheit war er in der Lage, seinen wund gescheuerten Rücken zu vergessen

und sich langsam weiter vorzuarbeiten.

Und plötzlich öffnete sich der Tunnel. Boden, Decke und Wände traten zurück, Bauch, Rücken und Schultern waren wieder frei. Er stützte sich auf die schmerzenden Hände und Knie und setzte den Weg auf allen vieren fort. Kurz darauf befand er sich in einer Grotte, in die von irgendwoher dämmeriges Licht fiel. Er erhob sich, streckte sich und konnte wieder in voller Größe stehen.

Woher kam dieses schwache, weit entfernte Licht?

Obwohl kaum wahrnehmbar, kam es ihm vor wie heller Sonnenschein, beglückte es ihn wie ein strahlender Sommertag.

Direkt vor ihm befand sich der Höhlenausgang. Seine Form hatte tatsächlich Ähnlichkeit mit einem Schlüsselloch. Er kroch eine kleine Geröllhalde hinauf, quetschte sich mit der Schulter zuerst durch die schmale Öffnung und schaufelte mit beiden Händen so lange Steine zur Seite, bis er sich mit ausgestreckten Armen sicher abstützen konnte.

Und dann sah er es: ein altertümliches Tor, das aus waagerechten, verrosteten Eisenstreben bestand. Es deckte das unregelmäßige Loch im Fels fast so dicht ab wie ein Kanaldeckel. Fast, denn durch einen Spalt unter dem Tor drang ein schmaler Lichtstreifen in den Tunnel.

Ben zog den Dietrich aus der Tasche, steckte ihn ins Schloss und drehte.

Versuchte zu drehen.

Der Dietrich bewegte sich keinen Millimeter.

Das Schloss war anscheinend eingerostet. Seit Jahrzehnten saß das Schloss unberührt in dieser Tür. Es war vollkommen logisch, dass es sich in einem Klumpen Rost verwandelt hatte. Er versuchte es noch mal. Nichts.

»Bitte nicht!«, rief Ben laut.

Er war am Ende.

Daran hatten weder er noch Neumann gedacht.

Er hatte keine andere Chance, diese Tür zu überwinden, als mit dem Dietrich. Selbst wenn er Werkzeug gehabt hätte - das Tor war in massiven Fels eingelassen. Was blieb ihm? Wieder zurückkriechen?

Er hatte eine Idee. Vielleicht war eine der Streben so verrostet, dass er sie herausbrechen konnte. Er klopfte und trat gegen die Streben, bis ihm Hände und Füße schmerzten. Es hatte keinen Zweck. Der Rost war nur äußerlich, die Streben selbst bestanden aus massivem Eisen.

Verzweifelt rüttelte er an den Streben. Er führte sich auf wie ein durchgedrehter Lebenslänglicher in San Quentin. Plötzlich hörte er ein metallisches Knirschen.

Eine der Türangeln war abgebrochen.

Wie ein Wahnsinniger rüttelte er weiter an den Streben. Das nächste Scharnier brach, und schließlich fiel auch die dritte und letzte Türangel herunter.

Er packte das Tor an den Seiten, hob es hoch und drückte es vorsichtig nach innen.

Er hatte es geschafft.

45. KAPITEL

Semmering

Eine Tür zwei Meter weiter war mit einer Staubschicht überzogen. Ben strich mit den Fingern darüber: hart, glatt, massives Eisen. Verschlossen? Er drückte vorsichtig dagegen, und die Tür reagierte mit einem kurzen, dumpfen Quietschen. Sie war anscheinend seit Jahrzehnten nicht mehr geöffnet worden. Als Ben sich mit seinem ganzen Körpergewicht dagegenlehnte, schwang die Tür ächzend auf.

Er befand sich in einem kleinen Raum, der ihm allerdings nach der Tunnelerfahrung groß vorkam. Suchend drehte er den Kopf, bis der Lichtstrahl der Helmlampe eine weitere Tür erfasste. Rechts von der Tür befand sich ein Kippschalter. Ben drückte ihn herunter, und an der Decke leuchtete eine einzelne nackte Glühlampe auf.

Er befand sich in einem kleinen Lagerraum. In den schmutzig beigen Metallregalen an den Wänden standen alte Pappkartons, Holzkisten und zylindrische Metallbehälter.

Ben nahm Helm, Wollmütze und Rucksack ab und legte alles in eines der Regale. Aus dem Rucksack holte er die beiden Pistolen, wovon er sich eine hinten in den Hosenbund steckte und die andere in der Hand behielt. Dann zog er den Pl7 Tw 4ndeo orTv

Schauer über den Rücken.

In den kleinsten Gläsern befanden sich winzige Embryonen aus dem frühesten Stadium der Schwangerschaft: kleine, blassrosa Garnelen; durchscheinende Insekten mit grotesk großem Kopf und Schwanz.

Dann etwa drei Zentimeter große Föten: gekrümmte Stummelarme und überdimensionierte Köpfe, die im Leichentuch ihrer Eihaut in der Flüssigkeit schwebten.

Es folgten Föten, die kaum größer waren, jedoch schon wie Menschen aussahen. Mit gebeugten Beinen, winkenden Armen und Augen, die schwarzen Johannisbeeren glichen. Sie schwebten in kugelrunden Blasen, die ihrerseits von der gezackten Zottenhaut umgeben waren.

Als Nächstes kamen Miniatursäuglinge, die mit geschlossenen Augen am Daumen nuckelten; Knäuel mit winzigen, schon perfekt ausgebildeten Gliedmaßen.

Mit der Größe der Glasbehälter wuchsen die Föten bis zur Größe von Neunmonatsbabys, die kurz vor der Geburt gewesen waren. Man sah die geschlossenen Augen; ausgebreitete Arme und gespreizte Beine; kleine Hände, die winkten oder zu Fäusten geballt waren; im Formalin schwebende Nabelschnüre, an denen durchscheinende Fetzen von Eihaut hingen.

In den Regalen standen Hunderte von Glasbehältern mit Embryos, Föten und Babys. Jeder Behälter war feinsäuberlich beschriftet. Außer Alter, Gewicht und Größe war auch ein Datum vermerkt. Wofür stand das Datum? Für den Tag, an dem man der Mutter den Embryo, Fötus oder Säugling entrissen hatte?

Die Datumsangaben reichten von 1940 bis 1954.

Gerhard Lenz hatte Experimente an Babys und Kindern durchgeführt.

Das hier übertraf Bens Vorstellungskraft bei weitem. Der

Mann war ein Monster... *Aber wozu bewahrte man diese gespenstischen Beweisstücke auf?*

Ben war wie betäubt. Er stolperte zur Tür.

Dabei fiel sein Blick auf ein Metallregal, das mit Tüchern verhängt war. Er zog den Stoff zur Seite und entdeckte Glastanks, die mindestens eins fünfzig hoch waren und einen Durchmesser von einem halben Meter hatten. In ihnen schwammen keine Föten, sondern Kinder.

Kleine, verschrumpelte Kinder - von winzigen Neugeborenen über Kleinkinder bis zu größeren Kindern von sieben oder acht Jahren.

Kinder, so nahm Ben an, die an der Krankheit der vorzeitigen Vergreisung litten. Am Hutchinson-Gilford-Syndrom.

Gesichter von alten Männern und Frauen.

Er bekam eine Gänsehaut.

Kinder. Tote Kinder.

Er dachte an Christophs Vater und dessen düstere Wohnung. *Wenigstens konnte er am Ende seines Lebens noch ein paar schöne Tage genießen.*

Ein Privatsanatorium, hatte die Frau von der Stiftung gesagt. *Sehr exklusiv, sehr abgeschieden, sehr luxuriös.*

Benommen öffnete er die Tür, um den Raum endlich zu verlassen, da hörte er Schritte. Er lehnte die Tür wieder an und schaute durch den Spalt hinaus auf den Korridor. Wieder ein Mann in weißem Overall. Er schloss leise die Tür. Als die Wache an der Tür vorbeiging, räusperte Ben sich laut. Die Schritte verstummten.

Im nächsten Augenblick passierte genau das, was Ben erwartet hatte. Der Mann steckte den Kopf zur Tür herein, und Ben schlug ihm mit dem Pistolenknauf auf den Hinterkopf. Kopfüber stürzte der Wachmann in den Raum.

Ben schloss die Tür, beugte sich zu dem Mann hinunter und

ertastete am Hals die Drosselvene. Gut. Er lebte, würde aber für einige Zeit bewusstlos sein.

Er schnallte ihm Gürtel und Halfter mit der Walther PPK ab und zog ihm dann den weißen Overall aus.

Hastig entledigte sich Ben seiner feuchten Sachen und schlüpfte in den Overall. Etwas zu groß, aber es ging. Die Schuhe passten, das war wichtiger. Dann checkte er das Magazin der Walther. Es war voll, acht Patronen und eine im Lauf.

Er hatte jetzt drei Waffen, ein kleines Arsenal. In den Taschen des Overalls fand er eine angebrochene Schachtel Zigaretten und eine elektronische Chipkarte.

Dann schaute er nach, ob die Luft rein war, und schlüpfte aus dem Raum. Er ging durch den Korridor bis zu einem Aufzug mit Doppeltüren aus gebürstetem Stahl und drückte auf den Knopf.

Ein einzelner dezenter Klingelton ertönte, und die Türen glitten auseinander. Die Kabine war mit grauem Dämmmaterial ausgeschlagen. Er betrat den Aufzug, inspizierte die Tastaturtafel, steckte die Chipkarte des Wachmannes in den Schlitz, der sich unter den Tasten für die Stockwerke befand, und drückte auf EG.

Die Türen schlossen sich. Der Aufzug setzte sich ruckartig, aber lautlos in Bewegung und blieb schon wenige Sekunden später wieder stehen. Als die Türen auseinander glitten, befand sich Ben in einer anderen Welt.

Vor ihm lag ein hell erleuchteter, ultramodern gestylter Korridor, der jedem blühenden Großunternehmen zur Ehre gereicht hätte.

Dezent grauer Teppichboden, die Wände nicht aus grobem Stein wie im Keller, sondern mit glatten weißen Fliesen verkleidet. Zwei Männer in weißen Kitteln - Ärzte oder Klinikangestellte - gingen vorbei. Der eine schob einen Metallwagen. Der andere schaute zwar in Bens Richtung, schien

ihn aber gar nicht wahrzunehmen.

Zielstrebig schritt Ben durch den Korridor. Zwei junge Asiatinnen, die ebenfalls weiße Kittel trugen, standen in der Tür eines Labors und unterhielten sich in einer Sprache, die Ben nicht kannte. Sie waren so in ihr Gespräch vertieft, dass sie nicht weiter auf ihn achteten.

Der Korridor führte in eine große Halle, die beleuchtet wurde von einer diffusen Mischung aus weichem weißen Kunstlicht und dem bernsteinfarbenen Licht des Spätnachmittags, das durch die hohen Spitzbogenfenster fiel. Die raffiniert gestaltete moderne Lobby war früher wahrscheinlich die Eingangshalle des Schlosses gewesen. Eine Steintreppe schwang sich elegant in den ersten Stock empor. Von der Lobby gingen mehrere Türen ab. An jeder hing ein weißes Schild, auf dem in schwarzer Schrift eine Ziffer und ein Buchstabe standen. Neben jeder Tür war ein elektronisches Lesegerät angebracht. Nur mit der Chipkarte ließen sich die Türen öffnen, hinter denen wahrscheinlich weitere Korridore ins Innere des Schlosses führten.

Menschen durchquerten die Halle, verließen oder betraten die in die Lobby führenden Gänge oder einen der zahlreichen Fahrstühle, stiegen die Treppe hinauf oder hinunter. Die meisten hatten weiße Laborkittel, weite weiße Hosen und weiße Turnschuhe an. Nur die Wachen in den weißen Overalls trugen schwere schwarze Stiefel. Ein Mann in weißem Kittel blieb bei den beiden Asiatinnen stehen und sagte etwas, worauf die beiden in ihr Labor verschwanden. Anscheinend war der Mann ihr Vorgesetzter.

Zwei Sanitäter trugen eine Trage quer durch die Lobby, auf der ein alter Mann in blassblauem OP-Kittel lag.

Ein anderer Patient im OP-Hemd kam aus der Tür 3A und verschwand in 2B. Der etwa fünfzigjährige, noch recht jugendlich wirkende Mann humpelte und wirkte, als hätte er

große Schmerzen.

Was zum Teufel ging hier vor?

Wenn Anna tatsächlich hier war, wo steckte sie?

Die Klinik war viel größer, und es herrschte viel mehr Betrieb, als er sich vorgestellt hatte. Was auch immer der Hauptzweck des Krankenhauses war, es wurden jede Menge Leute dafür benötigt - Ärzte, Laborkräfte und auch Patienten. Wozu aber brauchte man die toten Embryos, Föten, Babys und Kinder? Hatten sie überhaupt etwas mit dem Klinikbetrieb zu tun?

Wo ist Anna? Sie ist hier. Ich weiß, dass sie hier ist.

Aber geht es ihr gut? Lebt sie überhaupt noch? Wenn sie hinter das schreckliche Geheimnis gekommen war, das sich hinter diesen Mauern verbarg, konnten die dafür Verantwortlichen es dann riskieren, sie am Leben zu lassen?

Ich muss etwas tun. Sofort.

Mit versteinertem Gesicht durchquerte er eilig die Lobby. Ein Wachmann schaute ihm kurz hinterher und drehte sich dann wieder um. Ben ging zur Tür 3B, schob die Chipkarte in das Lesegerät und hoffte, dass sie ihm Zugang verschaffen würde.

Das Türschloss sprang klickend auf. Er betrat einen langen weißen Korridor, der sich in jedem Krankenhaus der Welt hätte befinden können.

Unter den vielen Menschen, die an ihm vorübergingen, war auch eine Schwester, die ein kleines Kind an der Leine hielt. Als ob sie einen großen zutraulichen Hund Gassi führen wollte.

An der runzligen Gesichtshaut erkannte er, dass der Junge an Progeria litt. Und plötzlich fiel Ben die Ähnlichkeit mit dem Jungen auf, dessen Fotos er erst vor kurzem in der Wohnung des Vaters gesehen hatte. Der Kleine war ungefähr so alt wie die Kinder in den großen Glastanks im Keller.

Er bewegte sich wie ein alter Mann - breitbeinig und

wackelig.

Bens Faszination verwandelte sich in kalten Zorn.

Vor einer Tür wartete der Junge geduldig, bis die Frau mit einem Schlüssel, den sie an einer Schnur um den Hals trug, aufgeschlossen hatte. Die Tür schwang auf und gab den Blick frei auf einen großen verglasten Raum, der aussah wie ein Schwesternzimmer.

Mit dem Unterschied, dass sich in der Glaskabine ausschließlich an Progeria leidende Kinder befanden. Ben zählte acht - Jungen und Mädchen. Auf den ersten Blick kam es ihm so vor, dass die Kinder auch mit Leinen festgemacht waren. Erst bei genauerem Hinsehen stellte er fest, dass ein durchsichtiger Plastikschlauch jedes Kind mit einem glänzenden Metallzylinder verband. Anscheinend hingen alle Kinder permanent am Tropf. Sie hatten weder Augenbrauen noch Wimpern, die Köpfe sahen wie geschrumpft aus, die Haut glich Krepppapier. Die wenigen, die umhergingen, schlurften wie alte Männer.

Einige hockten auf dem Boden und waren in Spiele oder Puzzles vertieft. Zwei, deren Schläuche sich verhaspelt hatten, spielten gemeinsam ein Brettspiel. Ein kleines Mädchen, das eine lange blonde Perücke trug, schlich ziellos umher. Ihre Lippen bewegten sich, sie sang oder sprach mit sich selbst.

Die Lenz-Stiftung.

Jedes Jahr wurden einige wenige ausgewählte Kinder mit Progeria in die Klinik eingeladen.

Besuche verboten.

Das war kein Sommerlager, kein Urlaubsvergnügen. Die Kinder wurden gehalten wie Tiere. Sie waren Gegenstand eines Experiments.

Kinder, die man in Formalin einlegte. Kinder, die man wie Tiere hielt.

Ein Privatsanatorium.

Das war weder ein Sanatorium noch eine Klinik. So viel war klar.

Was war es dann? Welche Art von ›Wissenschaft‹ wurde hier betrieben?

Ihm war schlecht, als er sich umdrehte und weiter bis zum Ende des Korridors ging. Linker Hand befand sich eine rote Tür. Verschlossen. Zugang nur mit Chipkarte. Anders als die anderen Türen im Korridor hatte diese kein kleines Fenster auf Augenhöhe. An der Tür hing auch kein Schild. Er musste wissen, was sich dahinter verbarg.

Er steckte die Chipkarte in den Schlitz und wartete. Nichts. Anscheinend erforderte diese Tür eine spezielle Karte.

Er hatte sich schon halb abgewendet, als die Tür doch noch aufging.

Ein Mann in weißem Kittel kam heraus. Aus der Tasche lugte ein Stethoskop, unter dem Arm trug er ein Klemmbrett. Der Mann schaute Ben gleichgültig an, nickte und hielt ihm die Tür auf. Ben ging an ihm vorbei in den Raum.

Der Anblick verschlug ihm den Atem.

Er stand in einem hohen Saal von der Größe eines Basketballfeldes. Die gewölbte Steindecke und die hohen Buntglasfenster mit den Spitzbögen waren die einzigen Merkmale, die von der ursprünglichen Architektur noch übrig geblieben waren. Wenn er den Grundriss noch recht in Erinnerung hatte, dann war dieser gewaltige Raum früher eine Privatkapelle gewesen, allerdings mit den Ausmaßen einer richtigen Kirche. Ben fragte sich, ob sich hier in späteren Jahren die zentrale Werkhalle der Uhrenfabrik befunden hatte. Er schätzte die Halle auf mindestens dreißig Meter Länge und fünfzehn bis zwanzig Meter Breite. Die Decke war bestimmt zehn Meter hoch.

Heute beherbergte die Halle eine medizinische Einrichtung von gewaltigen Ausmaßen. Sie hatte allerdings auch etwas von einem riesigen Fitnessstudio an sich. Trotz der aufwendigen technischen Ausrüstung wirkte der Saal insgesamt spartanisch.

In einem Bereich des Raums standen Krankenhausbetten, die durch Vorhänge abgeteilt waren. Manche waren leer, in fünf oder sechs lagen Patienten, die an Monitore oder Infusionsständer angeschlossen waren.

In einem anderen Bereich sah Ben eine lange Reihe schwarzer Laufbänder, die alle mit EKG-Monitoren ausgerüstet waren. Auf ein paar Bändern liefen Männer und Frauen auf der Stelle. An ihren Armen und Beinen, Hälsen und Köpfen waren Elektroden oder Sonden befestigt.

An verschiedenen Stellen befanden sich kleine Schwesternstationen sowie Sauerstoff- und Anästhesieapparate. Etwa ein Dutzend Ärzte und Schwestern kümmerten sich um die Patienten.

Rundum entlang aller vier Hallenwände verlief in etwa sieben Metern Höhe eine schmale Balustrade mit Geländer.

Plötzlich fiel Ben ein, dass er schon viel zu lange an einem Ort stand. Er trug die Uniform eines Wachmannes, hatte sich also entsprechenden Aufgaben zu widmen. Langsam und selbstsicher, als hätte er eine wichtige Mission zu erfüllen, schaute er sich alles genau an.

In einem modernen schwarzen Sessel aus Leder und Stahl saß ein alter Mann. Von seinem Arm führte ein Plastikschlauch zu einem Infusionsständer. Der Mann hatte einen aufgeschlagenen Aktenordner auf den Knien und telefonierte. Ein Patient, der sich weiter um seine Geschäfte kümmerte.

Das Haar des Mannes war an manchen Stellen so weich und gewellt wie das eines Neugeborenen. An den Seiten wirkte es grober, dichter und voller. Die Spitzen waren zwar weiß oder grau, aber am Haaransatz wuchs es schwarz oder dunkelbraun.

Das Gesicht kam Ben bekannt vor. Wo hatte er es schon mal gesehen? Auf dem Titel von *Forbes* oder *Fortune?* Vielleicht ein berühmter Geschäftsmann?

Plötzlich fiel es ihm ein. Das war Ross Cameron, der so genannte Weise von Santa Fe. Einer der reichsten Männer der Welt. Ross Cameron. Er war sich jetzt ganz sicher.

Den jüngeren, etwa vierzig Jahre alten Mann, der neben Cameron saß, erkannte Ben sofort. Das war ohne Zweifel Arnold Carr, der Software-Milliardär und Gründer von Technocorp. Es war bekannt, dass Cameron und Carr befreundet waren. Cameron war für Carr mehr als ein Mentor oder Guru, er stand zu ihm wie zu einem Sohn. Auch Carr hing am Tropf, auch er telefonierte, auch er wahrscheinlich in Geschäften. Allerdings hatte er keine Papiere im Schoß liegen.

Zwei legendäre Milliardäre aus Amerika sitzen nebeneinander in einer so genannten Klinik in den österreichischen Alpen.

Und lassen sich irgendeine Flüssigkeit in den Körper pumpen.

Waren sie zur Untersuchung hier? Wegen einer Krankheit? Irgendetwas Bizarres lief hier ab. Etwas, das so geheim und bedeutend war, dass man dafür ausgeklügelte Sicherheitsvorkehrungen traf und etliche Morde beging.

Ein dritter Mann gesellte sich zu den beiden. Er sagte ein paar Worte zu Cameron. Ben erkannte den Mann. Es war der über siebzigjährige Präsident der amerikanischen Notenbank, eine der angesehensten Persönlichkeiten von Washington.

Nur ein paar Meter weiter legte eine Schwester einem Mann eine Blutdruckmanschette an, der verdammt wie Sir Edward Downey vor über dreißig Jahren aussah, als er Premierminister von England gewesen war.

Ben ging weiter zu den Laufbändern, wo ein Mann und eine Frau nebeneinander auf der Stelle liefen. Schwer keuchend unterhielten sie sich. Beide trugen graue Trainingsanzüge und weiße Laufschuhe. Beide hatten Elektroden an Stirn,

Hinterkopf, Hals, Armen und Beinen. Von den Elektroden führten dünne Drähte nach hinten, sodass sie den Läufern nicht in die Quere kamen. Sie waren angeschlossen an Siemens-Apparaturen, die die Herzfrequenz aufzeichneten.

Auch diese beiden erkannte Ben. Der Mann hieß Dr. Walter Reisinger, der erst Professor in Yale und dann amerikanischer Außenminister gewesen war. Von Angesicht zu Angesicht sah er jünger aus als im Fernsehen oder auf Fotografien. Seine Haut glänzte, aber das lag möglicherweise an der Anstrengung. Sein Haar schien dunkler zu sein, aber vielleicht färbte er es seit neuestem.

Die Frau hatte eigentlich verblüffende Ähnlichkeit mit Miriam Bateman, Richterin am Obersten Bundesgerichtshof. Allerdings hatte die Arthritis aus Richterin Bateman fast einen Krüppel gemacht. Beim jährlichen Rechenschaftsbericht des Präsidenten waren Euer Ehren und ihr Gehstock immer die Langsamsten beim Einzug der Bundesrichter.

Diese Richterin Bateman war unterwegs wie eine Olympionikin.

Wer waren diese Leute? Doppelgänger von weltberühmten Persönlichkeiten? Das würde aber weder das Training noch die Infusionen erklären.

Was war hier los?

Er hörte, wie der Klon von Dr. Reisinger etwas zum Klon von Richterin Bateman sagte. Es ging um eine Entscheidung des Gerichts.

Sie war kein Klon. Das war tatsächlich Richterin Miriam Bateman.

Wo war er hier gelandet? In einem Kurort für die Reichen und Berühmten?

Es gab solche Orte. In Arizona, New Mexico, Kalifornien. Auch in der Schweiz und in Frankreich. Sehr private Orte, an

denen sich die Elite von Schönheitsoperationen, Alkoholismus oder Drogensucht erholte. Oder an denen sie einfach ein paar Pfunde abspeckte.

Aber das hier... Elektroden, Infusionsständer, EKG.

Diese reichen und bis auf Arnold Carr auch alten Menschen wurden von Kopf bis Fuß durchgecheckt und aufs Genaueste überwacht. Wozu?

An einem StairMasters trat ein uralter Mann mit einem Tempo in die Pedale, bei dem Ben trotz seines regelmäßigen Fitnesstrainings nicht hätte mithalten können. Auch dieser ihm unbekannte Mann trug einen grauen Trainingsanzug. Die Brust seines Sweatshirts war schweißnass.

Ben kannte durchtrainierte junge Männer unter dreißig, die dieses Wahnsinnstempo keine drei Minuten durchgehalten hätten. Warum war dieser alte Mann mit dem runzligen Gesicht und den leberfleckigen Händen dazu in der Lage?

»Er ist sechsundneunzig Jahre alt«, sagte eine Männerstimme über ihm. Ben schaute nach oben. »Bemerkenswert, finden Sie nicht auch?«

Die Person stand direkt über ihm auf der Balustrade.

Die Stimme gehörte zu Jürgen Lenz.

46. KAPITEL

Eine gedämpfte, sanfte Melodie ertönte. Jürgen Lenz stieg gemächlich die schmiedeeiserne Treppe herunter. Er war makellos gekleidet. Unter dem offenen, akkurat gebügelten weißen Arztkittel trug er einen schwarzen Anzug mit blauem Hemd und silberfarbener Krawatte. Er schaute kurz hinüber zu den Laufbändern und Stairmasters. Die Richterin am Obersten Gerichtshof, der Außenminister a.D. und die meisten anderen beendeten ihre Übungen. Sie stiegen von den Maschinen und ließen sich von Schwestern die Elektroden abnehmen.

»Das ist das Signal für den nächsten Hubschrauberflug nach Wien«, sagte Lenz. »Zurück zur Konferenz, die die Herrschaften so freundlich waren für diesen kleinen Ausflug zu unterbrechen. Unnötig zu erwähnen, dass sie alle trotz ihres Alters noch sehr rüstig sind. Vielleicht sollte ich sagen, *wegen* ihres Alters. Sie alle haben der Welt noch viel zu geben. Das ist der Grund, weshalb ich sie ausgewählt habe.«

Er machte eine dezente Handbewegung. In der nächsten Sekunde wurden Bens Arme von hinten gepackt. Zwei Wachmänner hielten ihn fest, während ein dritter ihn abtastete.

Der Wachmann förderte eine Pistole nach der anderen zutage, und Lenz stand ungeduldig daneben - wie ein Bildungsbürger, dessen gelehrter Redefluss durch den Kellner mit der Suppe gestört wird.

»Was haben Sie mit Anna gemacht?«, fragte Ben mit fester Stimme.

»Genau das wollte ich Sie fragen«, erwiderte Lenz. »Sie hat darauf bestanden, sich in der Klinik etwas umsehen zu dürfen. Was ich ihr natürlich nicht abschlagen konnte. Bedauerlicherweise ist sie uns abhanden gekommen. Augenscheinlich weiß sie, wie man Sicherheitssystemen ein

Schnippchen schlägt.«

Ben fragte sich, was davon der Wahrheit entsprach. Wollte er ihm nur auf seine verklausulierte Art zu verstehen geben, dass er sie nicht sehen durfte? Was, wenn er log? Wenn er ihm diese Geschichte nur auftischte, weil er wusste, dass Ben sie glauben *wollte?* Damit er nicht auf die Idee käme, dass sie schon tot wäre.

Andererseits klang es logisch, was er sagte. Anna könnte sich Lenz' Überwachung entzogen haben, um die Klinik auf eigene Faust zu inspizieren.

»Ich möchte Sie warnen«, sagte Ben. »Falls Anna irgendetwas zustoßen sollte...«

»Aber Benjamin, wie kommen Sie nur auf solche Gedanken?« Lenz steckte die Hände in die Taschen und senkte den Kopf. »Schließlich ist das hier eine Klinik. Wir sind dem Leben verpflichtet.«

»Ich fürchte, ich habe schon zu viel gesehen, um das zu glauben.«

»Was immer Sie gesehen haben mögen... Ich glaube kaum, dass Sie wirklich viel begriffen haben«, sagte Lenz. »Ich bin sicher, dass Sie unsere Arbeit anerkennen, sobald Ihnen deren Bedeutung wirklich klar geworden ist.« Er machte den beiden Wachmännern ein Zeichen, Ben loszulassen. »Was sich hier im Augenblick vollzieht, ist die Krönung eines ›Lebenswerks‹.«

Ben sagte nichts. An Flucht war nicht zu denken. Er wollte auch gar nicht fliehen. Er wollte bleiben. Er musste bleiben. Der Mann hatte seinen Bruder getötet. Und Anna? Hatte er auch Anna getötet?

Lenz' Stimme riss ihn aus den Gedanken. »Was war Hitlers alles beherrschende Obsession? Das Tausendjährige Reich, der ganze Unsinn. Und wie lange hat es gedauert? Zwölf Jahre. Er glaubte, dass die arischen Blutlinien durch die Vermischung der Rassen verseucht wären. Könne man die Reinheit der

Herrenrasse, so sein Glaube, wieder herstellen, so würde sie auf ewig überdauern. Blödsinn, sicher. Aber eins muss man dem alten Spinner zugute halten. Er war entschlossen, sich und den anderen führenden Persönlichkeiten des Reiches ein längeres Leben zu bescheren. Er hatte eine Gruppe brillanter Wissenschaftler darauf angesetzt und ihnen völlig freie Hand gelassen. Geld spielte keine Rolle. Experimente mit KZ-Gefangenen? Kein Problem. Tun Sie, was Sie für nötig halten.«

»Mit freundlicher Unterstützung des schlimmsten Monsters des 20. Jahrhunderts«, sagte Ben.

»Ein wahnsinniger Despot, keine Frage. Ein tausendjähriges Reich, ewige Stabilität - lächerliches Gefasel. Und das aus dem Munde eines äußerst labilen Menschen. Doch die Verknüpfung der beiden urmenschlichen Bedürfnisse nach langem Leben und Stabilität machte durchaus Sinn.«

»Ich verstehe nicht ganz.«

»In einer Hinsicht ist der Mensch denkbar schlecht konstruiert. Von allen Lebewesen benötigt er die längste Zeit für Schwangerschaft und Kindheit, das heißt, bis er ausgewachsen ist. Und zwar physisch wie intellektuell. Zwei Jahrzehnte dauert der physische Prozess, und oft vergeht ein weiteres Jahrzehnt, bis er auf dem von ihm gewählten beruflichen Feld zur Vollkommenheit gelangt. Jemand mit einer langwierigen Ausbildung, zum Beispiel zum Chirurgen, kann durchaus schon im vierten Lebensjahrzehnt stehen, bis er es in seinem Beruf zu voller Leistungsfähigkeit gebracht hat. Der Prozess des Lernens und Vervollkommnens setzt sich fort, bis er einen Höhepunkt erreicht. Und was passiert dann? Die Augen beginnen zu schwächeln, die Finger fangen an zu zittern. Die Zeit zerstört, was er sich im Laufe eines halben Lebens aufgebaut hat. Das ist ein schlechter Scherz. Uns ergeht es wie Sisyphus. Sobald wir den Felsen bis zum Gipfel hochgewuchtet haben, rollt er wieder hinunter. Man hat mir berichtet, dass Sie früher Lehrer waren. Bedenken Sie, wie viel Kraft und Zeit die Gesellschaft

aufwendet, nur um sich ihre Lebensfähigkeit zu erhalten - indem sie Bräuche, Wissen, Fähigkeiten, also die Stützen, das Getriebe der Zivilisation weitergibt. Das ist ein immenser Aufwand, den wir für den Kampf gegen die Zeit betreiben. Wie viel weiter hätte es unsere Spezies bringen können, wenn sich die politischen und intellektuellen Eliten ausschließlich dem Fortschritt hätten widmen können, anstatt um ihr eigenes Überleben zu kämpfen. Wie viel weiter wären wir alle, wenn die besten und intelligentesten unter uns den Felsbrocken immer weiter den Berg hätten hinaufrollen können. Stattdessen benötigen wir, wenn der Gipfel endlich in Sichtweite ist, all unsere Kraft, um nicht im Pflegeheim oder auf dem Friedhof zu landen.«

Jürgen Lenz lächelte traurig. »Was immer Sie von ihm denken mögen, Gerhard Lenz war ein brillanter Kopf.« Ben fiel wieder die ungelöste Frage ein: War Jürgen Lenz wirklich der Sohn von Gerhard Lenz? »Die meisten seiner Theorien führten zu nichts. Aber er war davon überzeugt, dass man das Geheimnis des Alterungsprozesses in den menschlichen Zellen findet. Und zwar schon vor 1953, bevor Watson und Crick die DNA entschlüsselten. Er war wirklich ein bemerkenswerter Mann. In vielerlei Dingen sehr weitsichtig. Er wusste, dass die Nazis den Krieg verlieren würden. Er wusste, dass Hitler von der Bildfläche verschwinden und damit auch die Geldquelle für seine Forschungen versiegen würde. Er wollte sicherstellen, dass er seine Arbeit fortsetzen konnte. Und wissen Sie auch, warum das so wichtig war, Benjamin? Ich darf Sie doch Benjamin nennen, oder?«

Ben reagierte nicht auf die Frage. Wie betäubt ließ er den Blick durch das riesige Laboratorium schweifen.

Er war da und gleichzeitig ganz woanders.

Er und Anna lagen eng umschlungen im Bett. Ihre Körper waren feucht und warm. Er sah ihre Tränen, als er ihr von Peter erzählte. Er saß in dem Landgasthaus in der Schweiz, als die

Schüsse fielen. Er schaute auf den blutüberströmten Körper von Peter hinunter.

»Außergewöhnliche Aufgaben erfordern außergewöhnliche Mittel. Hitler schwafelte über Stabilität, während er diese im gleichen Augenblick zerstörte. So wie es andere Tyrannen in anderen Teilen der Welt machten. Sigma leistete jedoch tatsächlich einen Beitrag zur Befriedung des Planeten. Die Gründer der Organisation wussten, was zu tun war. Sie waren nur einer Weltanschauung verpflichtet: der Vernunft. Keinesfalls durften hinter den bemerkenswerten technologischen Fortschritten im vergangenen Jahrhundert die Fortschritte beim Management der menschlichen Rasse zurückstehen. Wissenschaft und Politik durften nicht länger als getrennt operierende Bereiche betrachtet werden.«

Ben war von seinen gedanklichen Ausflügen zurückgekehrt und hörte Lenz wieder konzentriert zu. »Das ist nicht logisch, was Sie da sagen. Die Technologie war dem Wahnsinn nicht gerade selten zu Diensten. Totalitarismus stützt sich ganz wesentlich auf Massenkommunikation. Und der Holocaust wäre ohne die Wissenschaft unmöglich gewesen.«

»Zwei Gründe mehr für die Notwendigkeit von Sigma - nämlich als Bollwerk gegen derartigen Wahnsinn. Das ist doch logisch, oder? Ein einziger Verrückter hat Europa an den Rand der Anarchie getrieben. Schon vorher hatte eine kleine Gruppe Agitatoren das riesige Russland der Macht Peters des Großen entrissen und in einen brodelnden Hexenkessel verwandelt. Der Irrsinn des Mobs verstärkt den Irrsinn des Individuums. Das hat uns das 20. Jahrhundert gelehrt. Die Zukunft der westlichen Zivilisation war zu wichtig, als dass man sie dem Zugriff des Mobs hätte überlassen dürfen. Der Krieg hatte ein gefährliches Vakuum hinterlassen. Die Zivilgesellschaft war überall in Auflösung begriffen. Dank einer kleinen, einflussreichen und straff organisierten Gruppe Männer konnte die Ordnung wieder hergestellt werden. Die Macht übten sie selbstredend nur

indirekt aus. Man nahm Einfluss auf die jeweiligen Machthaber. Diese Manipulationen wurden natürlich durch die offiziellen Instrumentarien der Regierungsgewalt verschleiert. Erleuchtete Führerschaft war unabdingbar vonnöten. Führerschaft, die in den Kulissen wirkte.«

»Und was stellte sicher, dass diese Führerschaft auch eine wirklich erleuchtete sein würde?«

»Ich hatte Ihnen ja schon gesagt, dass Gerhard Lenz ein sehr weitsichtiger Mann war. Das Gleiche galt auch für die mit ihm verbündeten Industriellen. Ich komme zurück auf den entscheidenden Punkt: die Zusammenarbeit von Wissenschaft und Politik. Sie mussten sich gegenseitig ergänzen. Was der eine Bereich nicht leisten konnte, musste vom anderen erledigt werden.«

Ben schüttelte den Kopf. »Da ist noch etwas, das mir nicht einleuchtet. Viele dieser Industriellen waren in ihren Heimatländern wahre Volkshelden. Wie konnten die sich mit Nazifiguren vom Schlage eines Strasser oder Lenz einlassen?«

»Sie vergessen die unverzichtbare Rolle, die Ihr Vater dabei gespielt hat.«

»Ein Jude?«

»Deshalb war er sogar in doppelter Hinsicht unverzichtbar. Damals wurden beträchtliche Summen aus dem Dritten Reich ins Ausland transferiert. Das unbemerkt abzuwickeln, war eine logistische Herausforderung allererster Güte. Ihr Vater war ein Genie in Finanzdingen und wurde dieser Herausforderung bravourös gerecht. Von gleichfalls nicht zu unterschätzender Bedeutung war die Tatsache, dass er Jude war. Das beruhigte unsere Gegner in den Reihen der Alliierten. Es verlieh unseren Beteuerungen Glaubwürdigkeit, dass wir keine Handlanger Hitlers waren, dass es uns ausschließlich ums Geschäft ging und um Wertzuwachs.«

Ben schaute ihn misstrauisch an. »Sie haben mir immer noch

nicht erklärt, warum diese Industriellen ausgerechnet an Gerhard Lenz so interessiert waren.«

»Lenz hatte etwas ganz Spezielles anzubieten. Oder - um genau zu sein - er hatte ihnen etwas ganz Spezielles in Aussicht gestellt. Unter den Bossen war das Gerücht im Umlauf, Lenz sei ein äußerst viel versprechender Durchbruch auf einem wissenschaftlichen Gebiet gelungen, an dem sie ausnahmslos ein ganz persönliches Interesse hatten. Beflügelt durch einige frühere Erfolge, glaubte Lenz der Lösung näher zu sein, als er ihr tatsächlich war. Aber sein Enthusiasmus wirkte ansteckend. Wie sich herausstellte, konnten Sigmas Gründerväter von seinen Forschungen nicht mehr profitieren. Aber es bleibt ihr Verdienst, das alles ermöglicht zu haben. Durch die Milliarden von Dollar, die sie unbemerkt in Lenz' Forschungen pumpten. Angesichts dieser Größenordnung nahm sich das Manhattan Project zur Entwicklung der Atombombe wie die Experimente einer Highschool-Klasse aus. Aber wir rühren jetzt an Dinge, die wohl jenseits Ihrer Vorstellungskraft liegen.«

»Käme auf einen Versuch an.«

»Ihr Wissensdurst steht natürlich in keinerlei Zusammenhang mit eigenen Interessen«, meinte Lenz trocken. »Und das Gleiche trifft wohl auch auf Miss Navarro zu, nehme ich an.«

»Was haben Sie mit ihr gemacht?«, fragte Ben. Er starrte Lenz an, als sei er gerade aus der Betäubung erwacht. Die Phase des Zorns hatte er hinter sich. Er war jetzt gelassener - und dachte daran, Jürgen Lenz zu töten. Der Gedanke, dass er dazu fähig wäre, einen Menschen zu töten, erfüllte ihn mit einer sonderbaren Genugtuung.

Außerdem dachte er darüber nach, wie er Anna finden konnte. *Ich werde dir weiter zuhören, du Bastard. Ich werde höflich und gehorsam sein, und ich werde mit dir reden, bis du mich zu ihr führst.*

Und dann werde ich dich töten.

Lenz schaute ihn gleichgültig an und fuhr mit seinen Erläuterungen fort. »Ich nehme an, dass Sie begriffen haben, worum es im Wesentlichen ging. Einfach ausgedrückt, stellte mein Vater in Aussicht, an den Grenzen der Sterblichkeit zu rütteln. Ein Mensch kann vielleicht um die hundert Jahre alt werden. Mäuse haben zwei Jahre, Galapagos-Schildkröten zweihundert. Warum? Setzt die Natur diese willkürlichen Grenzen?«

Lenz hatte begonnen, hin- und herzugehen. Die Wachmänner standen etwas abseits. »Mein Vater musste zwar nach Südamerika gehen, leitete jedoch das Forschungsinstitut hier weiter. Mehrmals pro Jahr kam er her. Ende der Fünfziger machte dann einer seiner Wissenschaftler eine faszinierende Entdeckung. Dass nämlich bei jeder Zellteilung die winzigen DNA-Fäden der Chromosomen immer kürzer werden. Nur minimal, aber doch messbar. Aber was genau war das, was da kürzer wurde? Es dauerte noch Jahre, bis sie auch darauf die Antwort gefunden hatten.« Er lächelte. »Vater hatte Recht gehabt. Das Geheimnis lag in der menschlichen Zelle verborgen.«

»In den Chromosomen«, sagte Ben. Langsam verstand er.

Vater hatte Recht gehabt.

Ben begann zu ahnen, wohin sich sein eigener Vater abgesetzt hatte.

»Nur ein winziger Teil der Chromosomen. Die Spitzen. Sehen ein bisschen so aus wie Plastikspitzen an Schnürsenkeln. Diese kleinen Kappen - die Telomeren - hatte man 1938 entdeckt. Unser Team hat dann herausgefunden, dass bei jeder Zellteilung diese kleinen Kappen kürzer werden, bis die Zelle schließlich abstirbt. Die Haare fallen aus, die Knochen werden spröde, die Wirbelsäule krümmt sich, die Haut wird runzelig und schlaff. Wir werden alt.«

»Ich habe die Kinder gesehen und was Sie mit ihnen

anstellen«, sagte Ben. »Sie benutzen sie für Ihre Experimente.« *Wen benutzt du noch für deine Experimente, du Schwein?* »Und der Öffentlichkeit machen Sie weis, dass Sie die Kinder zum Erholungsurlaub einladen. Schöner Urlaub.« Verdammt, zu sarkastisch. Er musste sich zusammenreißen, durfte nicht die Beherrschung verlieren, musste ruhig und gelassen wirken.

Das Wichtigste war: geduldig zuhören und einlullen.

»Sicher ist das keine Erholung«, sagte Lenz. »Aber diese Kinder müssen sich nicht erholen. Sie müssen geheilt werden. Faszinierend, diese kleinen alten jungen Menschen. Sie werden schon alt geboren. Nicht mal ein Molekularbiologe kann die Zelle eines an Progeria leidenden Neugeborenen von der Zelle eines Neunzigjährigen unterscheiden. Die kleinen Kappen sind von Geburt an kurz. Kurze Telomeren gleich kurzes Leben.«

»Was machen Sie mit den Kindern?«, fragte Ben. Er sah die Glasbehälter im Keller vor sich.

Dr. Reisinger, Miriam Bateman, Arnold Carr und die anderen unterhielten sich angeregt, während sie alle nach und nach den riesigen Saal verließen.

»Diese kleinen Kappen sind wie kleine Kilometerzähler. Oder Zeitmesser. Jeder menschliche Körper verfügt über etwa einhundert Billionen Zellen, von denen jede einzelne zweiundneunzig Telomeren besitzt. Das heißt, wir haben etwa zehn Billiarden kleiner Uhren in uns, die dem Körper sagen, wann er den Betrieb einzustellen hat. Unser Tod ist quasi vorprogrammiert.«

Die Erregung war Lenz jetzt deutlich anzumerken. »Was, wenn wir in der Lage wären, die Uhr anzuhalten oder gar zurückzustellen? Das war der Punkt. Bestimmte Gehirnzellen zum Beispiel produzieren ein Enzym, das die eigenen Telomeren repariert. Obwohl alle menschlichen Zellen diese Fähigkeit besitzen, wird sie aus irgendeinem Grund nicht genutzt. Sie ist einfach nicht eingeschaltet. Warum legen wir

also den Schalter nicht um? Warum sorgen wir nicht dafür, dass die Uhren endlos ticken? So simpel sich das anhört, so schwierig war die Realisierung. Trotz der unermesslichen Geldmittel und der Brillanz unserer Wissenschaftler waren noch Jahrzehnte und mehrere andere wissenschaftliche Fortschritte nötig, wie zum Beispiel die Aufschlüsselung der einzelnen Gene, um schließlich zum Erfolg zu kommen.«

Mussten deshalb die Kinder sterben?

Was für eine Ironie, dachte Ben. Menschen mussten sterben, damit andere über ihre natürliche Lebensspanne hinaus leben konnten.

Halt ihn auf Trab. Behalt das Ziel im Auge.

»Wann kam der Durchbruch?«, fragte Ben.

»Etwa vor fünfzehn, zwanzig Jahren.«

»Und warum sind andere nicht auch darauf gekommen?«

»Wir hatten einen entscheidenden Vorteil.«

»Unbegrenzte Mittel.« Dank Max Hartman, dachte Ben.

»Sicher, das spielte auch eine Rolle. Plus der Tatsache, dass wir praktisch seit den Vierzigern nonstop daran gearbeitet haben. Aber der entscheidende Punkt war ein anderer. Wir haben am Menschen experimentiert. Was natürlich in jedem ›zivilisierten‹ Land der Welt verboten ist. Aber wie weit kommt man schon, wenn man auf Ratten oder Fruchtfliegen angewiesen ist? Die ersten Fortschritte haben wir erzielt, als wir Experimente mit an Progeria leidenden Kindern durchführen konnten. Diese Krankheit existiert in der Tierwelt nicht. Und wir benutzen die Kinder weiter, um unsere Kenntnisse über die Bewegungen der beteiligten Moleküle zu verfeinern. Eines Tages werden wir sie nicht mehr brauchen. Aber noch ist die Arbeit nicht getan.«

»Menschenversuche«, sagte Ben, der seinen Ekel kaum verbergen konnte. Es gab keinen Unterschied zwischen Jürgen

Lenz und Gerhard Lenz. Für beide waren kranke Kinder, Flüchtlinge oder Lagerinsassen nichts weiter als Laborratten. »Die Flüchtlingskinder in den Zelten da draußen, wie nennen Sie das?«, fragte Ben. »Humanitäre Hilfsaktion?« Er erinnerte sich an die Worte von Georges Chardin und sagte sie laut: »Die Wehrlosen werden geschlachtet.«

Lenz starrte ihn wütend an. »So nennen es einige der *angeli rebelli*, ich weiß. Das ist aufrührerische Propaganda, die nur den rationalen Diskurs erschwert. Eins stimmt allerdings: Einige müssen sterben, damit andere leben können. Ein zweifellos beunruhigender Gedanke. Aber lassen wir die Gefühlsduselei doch mal für eine Sekunde beiseite und schauen uns die brutale Realität an. Diese Kinder wären entweder dem Krieg oder den Krankheiten der Armut zum Opfer gefallen. Wofür? Stattdessen sind sie *Erlöser*. Sie leisten einen Beitrag zur Veränderung der Welt. Was ist ethischer: Die Kinder durch Bomben auf ihre Elternhäuser oder im Kugelhagel umkommen zu lassen, wie es die so genannte zivilisierte Welt tut, oder ihnen die Chance zu geben, den Lauf der Geschichte zu ändern? Die Art telomeraser Enzyme, die man für die Behandlung braucht, kann man ziemlich leicht aus dem Gewebe des zentralen Nervensystems isolieren - aus den Zellen des Groß- und des Kleinhirns. Bei jungen Menschen ist die Zahl dieser Zellen viel größer. Es ist ein sehr komplexes Protein, dessen Form und Struktur von entscheidender Bedeutung sind. Unglücklicherweise kann man es nicht synthetisch herstellen. Also sind wir gezwungen, auf Menschen zurückzugreifen.«

»Die Wehrlosen werden geschlachtet«, wiederholte Ben.

Lenz zuckte mit den Schultern. »Die Opfer, die Sie beklagen, haben die Welt bislang nicht allzu sehr beunruhigt.«

»Was meinen Sie?«

»Die Statistiken kennen Sie doch auch. Jedes Jahr verschwinden zwanzigtausend Kinder. Die Leute wissen das,

und keinen kümmert's. Man hat sich daran gewöhnt. Vielleicht wäre es ja ein Trost, wenn man wüsste, dass diese Kinder nicht umsonst gestorben sind. Es hat uns Jahre gekostet, Analysemethoden, Techniken, Dosierungen etc. zu perfektionieren. Das war der einzige Weg. Und es wird auch in absehbarer Zukunft keinen anderen geben. Wir brauchen menschliches Zellgewebe. Und es muss von jungen Menschen stammen. Das Gehirn eines Erwachsenen ist kaum größer als das eines siebenjährigen Kindes. Es besteht aus etwa eineinhalb Litern einer gallertartigen Masse. Mit dem Unterschied, dass sich im jungen Gehirn zehnmal so viel telomerase Enzyme befinden. Es gibt auf der Erde keine größere und wertvollere natürliche Quelle, und es wäre pure Verschwendung, diese Quelle nicht zu nutzen.«

»Also lassen Sie jedes Jahr tausende und abertausende von Kindern verschwinden.«

»Normalerweise aus Kriegsgebieten, wo die Kinder eine ohnehin jämmerliche Lebenserwartung hätten. So sterben sie wenigstens nicht vergeblich.«

»O ja, vergeblich sterben sie nicht. Sie sterben für die Eitelkeit. Sie sterben, damit Sie und Ihre Freunde ewig leben können. Das ist es doch, oder etwa nicht?« Ben wusste, dass argumentieren sinnlos war. Aber er konnte seine Wut kaum noch bezähmen.

Lenz verzog mitleidig das Gesicht. »Ewig! Ich bitte Sie, Benjamin. Niemand lebt ewig. Wir halten den Alterungsprozess nur auf und können hin und wieder auch dessen Folgen korrigieren. Mit dem Enzym lassen sich Schäden an der Haut weitgehend reparieren. Oder die Folgen eines Herzinfarkts rückgängig machen. Aber bis jetzt ist es uns nur in Ausnahmefällen möglich, jemanden in die Blütezeit seiner Jugend zurückzuversetzen. Schon die Aufgabe, einem Mann meines Alters den Körper eines nur Vierzigjährigen zurückzugeben, würde extrem viel Zeit in Anspruch nehmen.«

»Dann kommen diese Leute also hierher, um sich... tja... jünger machen zu lassen?«, fragte Ben.

»Nur ganz wenige. Die meisten sind Personen des öffentlichen Lebens und können, ohne aufzufallen, ihr Aussehen gar nicht drastisch verändern. Sie kommen auf meine Einladung, um den Alterungsprozess aufhalten und vielleicht einige altersbedingte Schäden korrigieren zu lassen.«

»Personen des öffentlichen Lebens«, sagte Ben höhnisch. »Sie meinen Leute mit Geld und Macht.« Allmählich verstand er, was Lenz betrieb.

»O nein, ich meine bedeutende Menschen. Menschen, die für unsere Gesellschaft und Kultur Außergewöhnliches leisten. Ich meine die wenigen, die unsere Zivilisation vorantreiben. Die Gründer von Sigma begriffen das schließlich. Sie erkannten, dass die Zivilisation sich in einem fragilen Zustand befand und dass es nur einen Weg gab, die nötige Kontinuität zu gewährleisten. Der Industriestaat musste für alle Eventualitäten der Zukunft gerüstet werden. Unsere Gesellschaft würde nur weiter voranschreiten, wenn man den Zeitpunkt des Todes hinausschieben könnte. Jahr um Jahr bediente sich Sigma aller zur Verfügung stehenden Mittel, um bestimmte Ziele zu erreichen. Doch jetzt haben wir ein Werkzeug in der Hand, das sich als weitaus effektiver erweisen wird als die Abermilliarden von Dollar, die für Umstürze, politische Parteien oder andere politische Aktivitäten verpulvert worden sind. Ich spreche von der Möglichkeit, eine stabile, dauerhafte Elite zu etablieren.«

»Die die Geschicke unserer Zivilisation bestimmen wird.«

»Exakt.«

»Und Sie sind der Mann, der dieser Elite vorstehen könnte.«

Lenz lächelte dünn. »Benjamin, ich bitte Sie. Eitle Allüren sind mir fremd. Andererseits - und da haben Sie natürlich nicht ganz Unrecht - braucht jede Organisation einen Koordinator.«

»Und dafür kommen natürlich nur Sie infrage.«

Eine kurze Pause. »Definitiv.«

»Was passiert eigentlich mit denen, die sich Ihrem erleuchteten Regime widersetzen? Ich nehme an, dass Ihre Körperschaft sich dieser Personen entledigen wird.«

»Jeder Körper muss Gifte ausscheiden, wenn er überleben will«, sagte Lenz mit überraschend sanfter Stimme.

»Ihre Vision ist kein Utopia, sondern ein Schlachthaus.«

»Der Vorwurf ist oberflächlich und zielt an der Sache vorbei«, erwiderte Lenz. »Das Leben besteht aus Kompromissen, Benjamin. Wir leben in einer Welt, die weitaus größere Summen für die Behandlung von Erektionsstörungen ausgibt als für tropische Krankheiten, an denen jedes Jahr Millionen von Menschen sterben. Nehmen Sie doch mal Ihre eigenen Entscheidungen unter die Lupe. Für den Gegenwert einer Flasche Dom Perignon könnten Sie in Bangladesh ein ganzes Dorf impfen lassen. Ihre Kaufentscheidung hat den Tod von Menschen zur Folge. Das ist mein Ernst, Benjamin: Es ist unbestreitbar, dass sie mit den neunzig Dollar für eine Flasche Dom Perignon das Leben einer Hand voll Menschen hätten retten können. Denken Sie mal darüber nach. Sieben oder acht Gläser aus einer Flasche. Jedes Glas ein Menschenleben.« Seine Augen leuchteten: Ein Wissenschaftler, der eine Gleichung gelöst hat und die nächste angeht. »Deshalb behaupte ich, dass solche Kompromisse unvermeidlich sind. Sobald Sie das begriffen haben, werden Sie sich automatisch gewichtigeren Fragen zuwenden: Fragen, bei denen es um Qualität, nicht um Quantität geht. Unserer Arbeit hier ist es zu danken, dass man die produktive Lebensspanne eines außergewöhnlich befähigten Menschen, der für das Gemeinwohl von unbestreitbarem Wert ist, beträchtlich verlängern kann. Was ist im Vergleich dazu das Leben eines serbischen Ziegenhirten wert? Oder das eines Jungen, der nicht lesen und schreiben kann, der zu einem Leben als Kleinkrimineller verdammt ist? Oder eines Zigeunermädchens, das sonst in Florenz den Touristen die

Taschen ausräumen würde? Man lehrt uns die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens, und doch trifft man Tag für Tag Entscheidungen, die erkennen lassen, dass es Leben gibt, die wertvoller sind als andere. Ich trauere aufrichtig um die, die ihr Leben für eine höhere Sache gegeben haben. Und ich wünsche mir zutiefst, dass diese Opfer nicht nötig gewesen wären. Aber ich weiß auch, dass jede große Errungenschaft in der Geschichte unserer Spezies mit Verlust an Menschenleben verbunden war. ›Es existiert kein Zeugnis einer Zivilisation, das nicht gleichzeitig Zeugnis von Barbarei geben würde.‹ Ein großer Denker hat das gesagt. Einer, der viel zu jung von uns gehen musste.«

Ben starrte Lenz an. Er war sprachlos.

»Kommen Sie«, sagte Lenz. »Da ist jemand, der Ihnen guten Tag sagen möchte. Ein alter Freund von Ihnen.«

Ben stockte der Atem. »Professor Godwin...«

»Hallo, Ben.«

Es war sein alter, schon lange pensionierter Mentor aus Princeton. Seine Körperhaltung war aufrechter, als er sie in Erinnerung hatte. Auch die früher runzelige Haut war fast glatt und glänzte rosa. Er sah um Jahrzehnte jünger aus als die zweiundachtzig Jahre, die er zählte. John Barnes Godwin, emeritierter Professor für Europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts, sah aus wie das blühende Leben. Er begrüßte Ben mit festem Händedruck.

»Großer Gott«, sagte Ben. Wenn er ihn nicht gekannt hätte, wäre er versucht gewesen, ihn auf Anfang fünfzig zu schätzen.

Godwin war einer der Auserwählten. Kein Wunder: Er war einflussreich und hatte außerordentlich gute Beziehungen - er war der Königsmacher hinter den Kulissen.

Godwin war der schlagende Beweis für Lenz' Errungenschaften. Sie standen jetzt in einem kleinen, komfortabel eingerichteten Vorraum zur großen Halle. Sofas

und Sessel mit kleinen Zierkissen, Leselampen und Ständer mit Zeitungen und Zeitschriften in zahlreichen Sprachen.

Godwin schien sich zu freuen über Bens verblüfftes Gesicht. Auch Lenz strahlte.

»Du brauchst nicht unbedingt alles zu wissen, was hier vorgeht«, sagte Godwin.

Ben benötigte ein paar Sekunden für eine Antwort. »So kann man natürlich auch damit umgehen.«

»Dr. Lenz hat etwas ganz Außergewöhnliches geschaffen. Wir alle sind ihm zu tiefstem Dank verpflichtet. Außerdem sind wir uns der Bedeutung, der Tragweite dieses Geschenks mehr als bewusst. Man hat uns das Leben zurückgegeben. Nicht so sehr die Jugend, sondern eine zweite Chance. Man hat uns Aufschub gewährt.« Er runzelte nachdenklich die Stirn. »Ist das gegen die Natur? Vielleicht. Die Methoden der Krebstherapie sind auch nicht natürlich. Erinnerst du dich, was Emerson gesagt hat? ›Die einzige Krankheit ist das Alter.‹ «

Seine Augen leuchteten. Ben hörte fassungslos zu.

An der Uni hatte Ben ihn mit Professor Godwin angesprochen. Den akademischen Titel wie den Namen auch nur auszusprechen, kam ihm jetzt geradezu frivol vor.

»Warum?« Mehr brachte er nicht über die Lippen.

»Warum? Warum ich persönlich? Das fragst du noch? Man hat mir ein zweites Leben geschenkt. Vielleicht sogar zwei.«

»Würden die Herren mich entschuldigen«, sagte Lenz plötzlich. »Der erste Hubschrauber hebt gleich ab. Ich möchte mich noch verabschieden.« Hastig verließ er den Raum. Er rannte fast.

»Wie habt ihr früher immer gelästert?«, sagte Godwin. »Der ist so alt, der braucht sich keine Langspielplatte mehr zu kaufen. Buchprojekte, von denen ich glaubte, dass ich sie nicht würde abschließen können, habe ich ernsthaft gar nicht mehr erwogen.

Und was kann ich jetzt noch alles anpacken. Vor Lenz' Anruf hatte ich mich gefühlt wie jemand, dessen jahrzehntelanger Kampf um Erkenntnis für die Katz war. Es konnte jeden Augenblick alles aus sein. ›Die Jugend weiß nichts, das Alter vermag nichts.‹ Richtig?«

»Selbst wenn das alles stimmt, was Sie sagen...«

»Schau mich doch an. In der Firestone-Bibliothek bin ich kaum noch allein die Treppen hochgekommen. Jetzt nehm ich zwei Stufen auf einmal.« Godwin, erkannte Ben urplötzlich, war nicht nur einer der glücklichen Profiteure, er war einer der Täter, einer von Lenz' Mitstreitern. Wusste er über die Grausamkeiten und die Morde Bescheid?

»Sie wissen doch, was hier vorgeht. Die Flüchtlingskinder im Park... Tausende von verschleppten Kindern... Ist Ihnen das völlig egal?«

Godwin fühlte sich sichtlich unwohl in seiner Haut. »Ich muss zugeben, dass ich über bestimmte Dinge lieber nichts wüsste. Meine Meinung dazu habe ich immer deutlich zum Ausdruck gebracht.«

»Wir reden über den immer noch andauernden Mord an Tausenden von Kindern«, sagte Ben. »Ohne diese Morde gibt es keine Behandlung. Lenz nennt das ›auf Menschen zurückgreifen‹. Ziemlich nette Umschreibung für systematischen Mord.«

»Das ist...« Godwin zögerte. »Ich gebe zu, dass das ein moralisch ziemlich komplexes Thema ist. ›*Honesta turpitudo est pro causa bona.*‹ «

»Für eine gute Sache wird eine Schändlichkeit zur Tugend«, übersetzte Ben. »Publilius Syrus. Eine der Lehren, die Sie mir mitgegeben haben.«

Godwin also auch. Er gehörte dazu. Er stand auf Lenz' Seite. »Das Entscheidende ist, dass die Sache eine zutiefst verdienstvolle ist.« Langsam ging Godwin zu einem Ledersofa

und setzte sich. Ben nahm ihm gegenüber Platz.

»Wie lange machen Sie schon mit bei Sigma?«, fragte Ben.

»Seit Jahrzehnten. Und ich fühle mich privilegiert, auch an dieser neuen Phase teilhaben zu dürfen. Unter Lenz' Führung wird sich vieles ändern.«

»Ich nehme an, dass nicht alle dieser Meinung waren.«

»Das stimmt. Lenz nennt sie die *angeli rebelli*. Die rebellischen Engel. Eine Hand voll Leute, die aus Eitelkeit oder Kurzsichtigkeit einen Machtkampf angezettelt haben. Vielleicht haben sie Lenz nicht getraut oder fühlten sich unter der neuen Führung zurückgesetzt. Ein paar hatten wahrscheinlich auch Skrupel wegen der unumgänglichen Opfer. Bei Verschiebungen im Machtgefüge gibt es immer Widerstände. Vor ein paar Jahren, als Lenz uns mitteilte, dass die Errungenschaften seines Projekts vermutlich in Kürze ersten Praxistests unterzogen werden könnten, brachte er seinen Führungsanspruch deutlich zum Ausdruck. Das hatte mit Eigennutz nicht das Geringste zu tun. Das Problem war, dass die schwierige Entscheidung anstand, wer zu dem Programm zugelassen würde und wer nicht. Wen man also auf Dauer in den engsten Führungszirkel berufen könnte. Das Risiko der Zersplitterung war zu groß, und Lenz war der perfekte Führer. Die meisten von uns wussten das. Ein paar nicht.«

»Eins würde mich interessieren: Ist das Ziel des Plans, diese spezielle Behandlung jedem Menschen zugänglich zu machen, oder ist sie nur für die so genannten Auserwählten bestimmt?«

»Das ist ein heikler Punkt. Ich war geschmeichelt, als Dr. Lenz mich gebeten hat, mit ihm zusammen für diesen August eine Gruppe von herausragenden Köpfen aus aller Welt zusammenzustellen. Einziges Kriterium: die Verdienste des Teilnehmers. Lenz nennt uns ›die Wiedergeborenen‹. Wir gehören beileibe nicht alle zum engeren Sigma-Kreis. Ich habe zum Beispiel Walter und meine alte Freundin Miriam Bateman

empfohlen.«

»Warum ist Arnold Carr hier? Der ist kaum älter als ich.«

»Er hat das ideale Anfangsalter für die Behandlung - und kann für den Rest eines sehr langen Lebens zweiundvierzig bleiben. Er kann sich aber auch für die Konstitution eines Zweiunddreißigjährigen entscheiden. Das liegt ganz bei ihm.« Bei dem Gedanken glänzten Godwins Augen. »Im Moment unterziehen sich vierzig Personen der Behandlung.«

»Verstehe«, sagte Ben. »Aber...«

»Wir haben außer Miriam noch einen weiteren Richter vom Obersten Gerichtshof ausgewählt. Er ist der Sohn eines schwarzen Farmpächters aus dem Süden. Ein brillanter Jurist, der die Zeiten der Rassentrennung noch selbst erlebt hat. Die Lebensweisheit eines solchen Mannes ist unersetzlich. Oder ein Maler, dessen Arbeiten schon zu Lebzeiten die Kunstwelt revolutionieren - wie viele bahnbrechende Werke könnte er noch schaffen? Stell dir nur vor, Ben, dass Komponisten und Schriftsteller wie Mozart oder Shakespeare die Möglichkeit gehabt hätten...«

»Das ist Irrsinn!«, brüllte Ben. »Die Reichen und Mächtigen leben doppelt so lange wie die Armen und Rechtlosen. Das ist nichts weiter als eine gottverdammte Verschwörung der Eliten.«

»Und wenn schon«, erwiderte Godwin aufgebracht. »Plato forderte den Philosophenkönig, forderte die Herrschaft der Weisen. Er sah unsere Zivilisation als Abfolge von Fortschritten und Rückschritten. Wir ziehen Lehren, nur um sie anschließend wieder zu vergessen. Die Tragödien der Menschheitsgeschichte wiederholen sich. Der Holocaust, auf den Völkermorde folgten, als hätten wir alles vergessen. Weltkriege. Diktaturen. Falsche Heilsbringer. Unterdrückung von Minderheiten. Wir treten auf der Stelle, wir entwickeln uns nicht weiter. Und jetzt können wir das zum ersten Mal ändern. Wie können die menschliche Spezies umgestalten.«

»Wie soll das funktionieren? So viele seid ihr nicht.« Ben schaute ihn spöttisch an. »Das ist das Ärgerliche an Eliten. Sie sind winzig.«

Godwin schwieg ein paar Sekunden und lachte dann leise in sich hinein. » ›Uns wenige, uns beglücktes Häuflein Brüder.‹ Stimmt, angesichts der gewaltigen Aufgabe hört sich das ziemlich aussichtslos an. Aber Fortschritte für die Menschheit werden nicht durch einen Prozess kollektiver Erleuchtung erzielt. Fortschritte kann es nur geben, wenn einem Einzelnem oder einer kleinen Gruppe ein Durchbruch gelingt und dann alle anderen davon profitieren können. Vor dreihundert Jahren entdeckten unabhängig voneinander zwei Wissenschaftler die Infinitesimalrechnung und veränderten den Gang der Geschichte. Vor einhundert Jahren formulierte ein Mann die Relativitätstheorie, und nichts ist mehr, wie es war. Weißt du, wie ein Verbrennungsmotor funktioniert, Ben? Könntest du einen zusammenbauen, wenn ich dir die Einzelteile gebe? Oder weißt du, wie man Kautschuk vulkanisiert? Natürlich nicht, aber dennoch profitierst du von der Erfindung des Automobils. In der primitiven Welt - verzeih mir den politisch unkorrekten Ausdruck - unterscheidet sich der Wissensstand zweier Stammesmitglieder kaum. Ganz anders in der westlichen Welt. Arbeitsteilung ist ein wesentliches Merkmal der Zivilisation: je höher die Arbeitsteilung, desto entwickelter die Gesellschaft. Und die wichtigste Arbeitsteilung ist die zwischen körperlicher und geistiger Arbeit. Nur eine winzig kleine Gruppe Menschen hat im Manhattan Project an der Entwicklung der Atombombe gearbeitet - das Ergebnis hat die Welt verändert. In den letzten zehn Jahren haben einige kleine Teams an der Entschlüsselung des menschlichen Genoms gearbeitet. Auch wer den Unterschied zwischen Nyquil und Niacin nicht kennt, profitiert davon. Überall auf der Welt benutzen Menschen Computer, ohne einen Schimmer von integrierten Schaltkreisen zu haben. Nur wenige verstehen etwas davon, aber alle haben den Nutzen.

Wie unsere Art sich fortentwickelt, ist nicht Ergebnis kollektiver Anstrengungen - die Juden haben beim Bau der Pyramiden auch nur die Steine geschleppt. Es ist Ergebnis individueller Anstrengung bzw. der von sehr kleinen Eliten, die das Feuer, das Rad oder die Zentraleinheit des Computers erfinden und dadurch unsere Lebensumstände verändern. Und was für Wissenschaft und Technik gilt, kann man auch auf die Politik übertragen. Außer dass die Lernphase hier viel mehr Zeit beansprucht. Das heißt: Wenn wir so weit sind, dass wir aus unseren Fehlern gelernt haben, sind schon die Jüngeren am Ruder und machen die gleichen Fehler wieder. Wir können nicht genug lernen, weil unser Leben zu kurz ist. Die Gründer von Sigma hatten erkannt, dass man diese natürliche Grenze überwinden muss, wenn man das Überleben der Art sichern will. Begreifst du jetzt, Ben?«

»Reden Sie bitte weiter«, entgegnete Ben wie ein schüchterner Student.

»Sigmas Bemühungen, die Politik der Nachkriegszeit zu moderieren, waren nur der Anfang. Jetzt sind wir in der Lage, das Gesicht der Welt neu zu gestalten. Durch kluge Verwaltung und Verteilung aller Ressourcen können wir für Frieden, Wohlstand und Sicherheit sorgen. Wenn du das Verschwörung der Eliten nennst - bitte. Aber was ist so schlecht daran? Ist es wirklich eine Tragödie, wenn zur Rettung der Welt einige wenige Bedauernswerte ihrem Schöpfer vor der Zeit entgegentreten?«

»Das Programm gilt nur für die, die Sie für würdig erachten, richtig?«, sagte Ben. »Jeder andere hat draußen zu bleiben. Sie schaffen zwei Klassen von Menschen.«

»Die Beherrschten und die Herrscher. Das ist unvermeidlich, Ben. Der Rat der Weisen auf der einen Seite, die Massen auf der anderen. Anders kann man eine lebensfähige Gesellschaft nicht organisieren. Die Welt ist jetzt schon überbevölkert. Ein Großteil Afrikas verfügt nicht mal über sauberes Trinkwasser.

Wenn jeder zwei- oder dreimal so lange leben würde, könnte die Welt aus den Fugen geraten. Deshalb hat Lenz klugerweise beschlossen, sein Programm auf wenige zu beschränken.«

»Und was wird aus der Demokratie? Aus der Herrschaft des Volkes?«

Godwin wurde rot. »Verschon mich mit diesem sentimentalen Gesülze. Die Geschichte dessen, was der Mensch dem Menschen antut, ist doch selbst Geschichte: Was der rechtschaffene Teil der Gesellschaft aufbaut, wird vom Mob wieder zerstört. Es ist immer die Hauptaufgabe der Politik gewesen, den Menschen vor sich selbst zu schützen. Wenn ich das meinen Studenten erzählen würde, gäbe es zwar Ärger, aber nichtsdestotrotz war das Prinzip der Aristokratie immer richtig: *aristos, kratos* - die Herrschaft der Besten. Das Problem war, dass die Aristokratie nicht immer die Besten in ihren Reihen hatte. Zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte könnte man ein System nach Vernunftkriterien schaffen - eine Aristokratie, die auf Können und Verdiensten beruht. Und die ›Wiedergeborenen‹ würden als Sachwalter dieses Systems fungieren.«

Ben stand auf und ging nervös hin und her. Die Gedanken in seinem Kopf überschlugen sich. Godwin hatte sich von der Aussicht auf die Fastunsterblichkeit kirre machen lassen. Er konstruierte irrwitzige Argumentationsgerüste.

»Wie alt bist du, Ben? Fünfunddreißig, sechsunddreißig? In dem Alter ist das Ende noch weit. Man verschwendet keinen Gedanken daran. So war es jedenfalls bei mir. Aber stell dir vor, du bist fünfundachtzig oder neunzig. Wenn Gott dir überhaupt so viel zubilligt. Du hast eine Frau, Kinder, Enkel. Du hattest ein glückliches Leben, eine sinnvolle Arbeit, und wenn dich dann die üblichen Altersgebrechen ereilen, dann...«

»... will ich sterben«, sagte Ben schroff.

»Richtig. Wenn dein Zustand so ist, wie er normalerweise bei

einem Neunzigjährigen ist. Aber was, wenn du diesen Zustand gar nicht erreichst? Wenn du jetzt mit der Therapie beginnst, hältst du die Zeit in der Blüte deiner Jahre an. Du bleibst immer Mitte dreißig. Was würde ich dafür geben, in deinem Alter zu sein! Und erzähl mir nicht irgendwas von ethischen Bedenken oder so.«

»Ehrlich gesagt, bin ich mir über meine Haltung nicht mehr im Klaren«, erwiderte Ben und beobachtete genau Godwins Reaktion.

Godwin schien ihm zu glauben.

»Schön. Ich wusste, dass du keine Vorurteile hast. Ich möchte, dass du einer von uns wirst. Ein ›Wiedergeborener‹.«

Ben stützte nachdenklich den Kopf in die Hände. »Das ist ein verlockendes Angebot«, sagte er mit gedämpfter Stimme. »Ein paar Ihrer Argumente sind wirklich nicht von der Hand zu weisen...«

»Sind Sie noch da, John?« Lenz' laute und begeisterte Stimme. »Der letzte Hubschrauber hebt gleich ab.«

Godwin stand auf. »Ich muss jetzt. Lass dir noch mal alles in Ruhe durch den Kopf gehen. Bis bald.«

Lenz war nicht allein, als er den Vorraum betrat. Er hatte einen Arm um die Schultern eines alten, gebeugten Mannes gelegt.

Jakob Sonnenfeld.

»Hatten Sie eine angenehme Unterredung?«, fragte Lenz.

O Gott. Er auch?

»Sie?« Ben schaute den alten Nazijäger voller Verachtung an.

»Scheint ganz so, als hätten wir einen Neuzugang«, sagte Godwin und zwinkerte Lenz bedeutungsvoll zu.

»Sie haben gewusst, wohin ich in Buenos Aires gehen würde«, sagte Ben zu Sonnenfeld. »Und haben Sigma darüber informiert.«

Sonnenfeld wirkte gequält, gepeinigt. Er wich Bens Blick aus. »Manchmal muss man schmerzliche Entscheidungen treffen«, sagte er. »Wenn meine Behandlung beginnt...«

Lenz schnitt ihm das Wort ab. »Es wird Zeit, meine Herren. Wir müssen uns beeilen.«

Lenz ging mit Godwin und Sonnenfeld zur Tür. Man konnte das Dröhnen der Hubschraubermotoren hören.

»Benjamin«, sagte Lenz, ohne sich umzudrehen, »ich bin gleich wieder bei Ihnen. Jetzt, da Sie sich für unser Projekt interessieren, würde ich gern noch ein paar Dinge mit Ihnen bereden.«

Plötzlich wurden Bens Arme von hinten gepackt, und in der nächsten Sekunde spürte er kalten Stahl an seinen Handgelenken.

Handschellen.

Die beiden Wachen schleiften ihn an den Trainingsmaschinen und medizinischen Überwachungsstationen vorbei durch die große Halle.

Ben ließ sich mit seinem ganzen Gewicht hängen und schrie aus vollem Hals. Die Beine schleiften über den Steinboden, die Knie waren aufgeschlagen und schmerzten. Er trat nach den Männern.

Falls zufällig noch einer der ›Wiedergeborenen‹ da wäre, würde er Zeuge seiner Entführung werden und sicher einschreiten. Das hoffte Ben zumindest. Aber es war niemand mehr da. Jedenfalls war niemand zu sehen.

Zwei weitere Wachmänner kamen hinzu und packten Ben an den Beinen. Sie trugen ihn jetzt. Trotzdem hörte er nicht auf, um sich zu treten und zu brüllen.

Sie schafften ihn in den Aufzug. Einer der Wachmänner drückte auf den Knopf für den ersten Stock. Sekunden später öffnete sich die Fahrstuhltür wieder, und er wurde er durch

einen kahlen weißen Korridor getragen. Er wehrte sich nicht mehr. Hatte sowieso keinen Sinn. Sie begegneten einer Schwester, die ihn kurz anstarrte, aber sofort wieder wegschaute.

In einem Raum, der aussah wie ein Operationssaal, wuchtete man ihn auf ein Bett. Ein Krankenpfleger, den man offensichtlich per Funk herbeordert hatte, wartete schon auf ihn. Er schnallte Ben mit farbigen Gurten an Hand- und Fußgelenken ans Bett und nahm ihm dann die Handschellen ab.

Ben lag erschöpft auf dem Bett. Arme und Beine konnte er nicht bewegen. Bis auf einen Mann, der mit der Uzi vor der Brust neben der Tür stand, hatten die Wachen das Zimmer wieder verlassen. Ihre Arbeit war getan.

Dann öffnete sich die Tür, und Jürgen Lenz kam herein. »Ich bewundere Ihre Cleverness«, sagte er. »Man hatte mir versichert, dass die alte Höhle verschüttet oder zumindest unpassierbar sei. Vielen Dank, dass Sie uns auf das Sicherheitsrisiko aufmerksam machen konnten. Ich habe bereits Anweisung gegeben, den Eingang zu sprengen.«

Ben fragte sich, ob Godwins Angebot ernst gemeint gewesen war. Oder ob sein alter Mentor ihn hatte reinlegen wollen. Egal, Lenz traute ihm sowieso nicht über den Weg.

Wer weiß? Vielleicht doch.

»Godwin hat mir angeboten, in das Projekt einzusteigen«, sagte Ben.

Lenz schob einen Rollwagen ans Bett und begann eine Spritze aufzuziehen.

»Godwin glaubt Ihnen«, sagte Lenz und drehte sich um. »Ich nicht.«

Ben schaute ihm ins Gesicht. »Was glaubt er?«

»Dass Sie die Notwendigkeit zur Verschwiegenheit respektieren. Dass Sie und Ihre neugierige Freundin noch nicht

geplaudert haben.«

Das ist also der wunde Punkt! »Wenn Sie sie gehen lassen, könnten wir einen Deal machen«, sagte Ben. »Dann bekommt jeder, was er will.«

»Und warum sollte ich Ihnen glauben?«

»Weil der Deal auch in meinem Interesse liegt«, erwiderte Ben.

»Die Menschen tun nicht immer das, was am besten für sie ist. Die *angeli rebelli* sind ein gutes Beispiel dafür.«

»Die Sache ist doch ganz einfach. Mir liegt daran, dass Sie Anna Navarro herausgeben - Ihnen liegt daran, dass ich den Mund halte. Also: Wir haben beide ein Interesse an diesem Deal.«

»Mag sein.« Lenz klang alles andere als überzeugt. »Vorher würde ich mich aber gern mittels pharmazeutischer Hilfe Ihrer Ehrlichkeit vergewissern. Nur für den Fall, dass sie auf natürlichem Wege nicht zum Tragen kommt.«

Ben versuchte die aufkommende Panik zu unterdrücken. »Was soll das heißen?«

»Nichts Gefährliches. Eigentlich sogar eine ziemlich angenehme Erfahrung.«

»Ich glaube kaum, dass Sie für derartige Spielchen noch Zeit haben. Die Polizei müsste jeden Augenblick eintreffen. Das ist Ihre letzte Chance auf einen Deal.«

»Miss Navarro ist auf eigene Faust hier«, sagte Lenz. »Allein. Das hat Sie mir selbst gesagt.« Er hielt die Spritze senkrecht in die Höhe. »Glauben Sie mir: Das ist die Wahrheit.«

Rede mit ihm. Lenk ihn ab. Egal wie.

»Woher wissen Sie eigentlich, dass Sie den Wissenschaftlern in Ihrem Team trauen können?«

»Ich traue ihnen nicht. Das komplette Material bleibt im Haus. Computer und Sequencer, jeder Objektträger für die

Mikroskope, sämtliche Formeln für die Infusionslösungen... Nichts verlässt das Grundstück.«

Ben ließ nicht locker. »Was ist mit Aufzeichnungen und Akten, die im Laufe der Jahrzehnte zusammenkommen? Die müssen doch irgendwo außerhalb des Schlosses gelagert sein.«

»Es gibt nichts, was außerhalb des Schlosses gelagert ist«, sagte Lenz, dem es offensichtlich Vergnügen bereitete, Bens Mutmaßungen zu entkräften. »Ein derartiges Risiko kann ich mir nicht leisten. Seien wir doch ehrlich: Was ich erreicht habe, hätte ich nicht erreicht, wenn ich so dumm gewesen wäre, das Vertrauen in die Ehrlichkeit meiner Mitmenschen überzustrapazieren.«

»Da wir gerade so ehrlich sind - lassen Sie mich noch eine Frage stellen.«

»Ja?« Lenz klopfte mit der Hand auf Bens Unterarm, bis eine Vene hervortrat.

»Mich würde interessieren, warum Sie meinen Bruder töten ließen.«

Lenz stach ihm die Nadel unnötig grob in die Vene. »Das war ein schrecklicher Fehler. Fanatiker aus meiner Sicherheitstruppe waren dafür verantwortlich. Ich bedauere das zutiefst. Sie haben angenommen, dass Ihr Bruder mit der Entdeckung von Sigmas Gründerliste unsere Arbeit in Gefahr bringen würde.«

Ben spürte deutlich seinen Pulsschlag. Wieder konnte er sich nur mit Mühe zusammenreißen. »Und mein Vater? Haben Ihre so genannten Fanatiker auch ihn umgebracht?«

»Max?« Lenz schaute ihn verwundert an. »Max ist ein Genie. Ich bewundere ihn sehr. Nie würde ich ihm auch nur ein Haar krümmen.«

»Wo ist er dann?«

»Wieso? Ist er etwa verschwunden?«, fragte Lenz unschuldig.

Weiter. Lass ihm keine Ruhe.

»Warum mussten diese alten Männer sterben?«

Ben bemerkte ein leichtes Zucken unter Lenz' linkem Auge.

»Nennen wir es Säuberungsaktion. Bei den meisten handelte es sich um Personen, die in enger Verbindung zu Sigma standen und sich dem Unausweichlichen widersetzen wollten. Sie beklagten sich darüber, dass ich Sigma in meine Gewalt gebracht und sie kaltgestellt hätte. Was soll ich sagen... Sigma hat seine Mitglieder immer großzügig behandelt.«

»Sie meinen, Sigma hat sie an der langen Leine gehalten. Hat sie immer so gut bezahlt, dass man sich ihrer Diskretion sicher sein konnte.«

»Wenn Sie so wollen. Aber das reichte eben nicht mehr. Nicht in diesem Stadium. Es mangelte an dem nötigen Willen, weiter der Vision zu dienen. Sie weigerten sich, das Programm zu unterstützen. Dann waren da noch jene, die lästig wurden oder unzuverlässig oder die zu der Sache ohnehin schon lange nichts mehr beigetragen hatten. Lose Enden, die endlich abgeschnitten werden mussten. Es mag sich hart anhören, aber wenn es um so viel geht, dann genügt es nicht mehr, wenn man den Leuten ins Gewissen redet oder auf die Finger klopft. Dann ergreift man endgültigere Maßnahmen.«

Nicht locker lassen, sagte sich Ben. *Lass ihn reden.*

»Der Mord an diesen Alten war doch ein geradezu lächerlich hohes Risiko. Das musste doch Aufmerksamkeit erregen.«

»Ich bitte Sie. Erstens starben sie alle eines natürlichen Todes - offiziell. Zweitens hatten diese Leute jede Menge Feinde. Für den Fall, dass man das Gift nachgewiesen hätte, wäre...«

Plötzlich hörten sie Schüsse.

Das Rattern einer Maschinenpistole. Ganz in der Nähe. Dann Stille und eine weitere Salve. Näher.

Eine menschliche Stimme.

Lenz drehte sich zur Tür um. Die Spritze hielt er noch in der

Hand. Er machte gerade den Mund auf, um dem Wachmann etwas zu sagen, als eine weitere Salve ein Loch in die Tür riss.

Tödlich getroffen, brach der Wachmann zusammen.

Lenz warf sich auf den Boden.

Anna!

»Ben!«, rief sie, warf die Tür ins Schloss und drehte den Schlüssel um. »Alles in Ordnung?«

»Alles okay«, sagte Ben.

»Aufstehen!«, brüllte Anna, an Lenz gewandt. »Los, Sie gottverdammter Hurensohn.«

Während sie auf Lenz zuging, hielt sie die Maschinenpistole auf ihn gerichtet. Sie trug einen kurzen weißen Arztkittel.

Lenz stand auf. Sein Gesicht war rot, das weiße Haar durcheinander. »Die Wachen werden jede Sekunde da sein«, sagte er mit zitternder Stimme.

»Vergessen Sie die Wachen«, fauchte Anna. »Ich hab jede Tür abgeschlossen. Der ganze Flügel ist verrammelt. Bis die hier sind, das dauert noch ein Weilchen.«

»Sie haben den Wachmann getötet«, sagte Lenz, dessen Stimme schon wieder selbstbewusster klang. »Und ich hatte geglaubt, dass Agenten der USA nur zur Selbstverteidigung töten dürfen.«

»Ich bin nicht im Dienst«, erwiderte Anna trocken. »Hände weg von Ihrem Körper. Wo ist die Pistole?«

Lenz war pikiert. »Ich trage keine Waffe.«

»Sie erlauben, dass ich mich selbst davon überzeuge. Und halten Sie die Hände still!«

Anna trat auf ihn zu und griff mit der rechten Hand in die Innentasche seiner Anzugjacke. »Mal sehen, was wir da finden«, sagte sie. »Hoffentlich geht diese Scheißknarre nicht los. Ich kenn mich mit den Dingern nicht so aus.«

Lenz wurde blass.

Plötzlich fing sie an zu strahlen wie ein Zauberkünstler, der im nächsten Augenblick das Kaninchen aus dem Zylinder holt. Sie zog die Hand aus Lenz' Innentasche und hielt eine kleine Pistole hoch.

»Was haben wir denn da?«, sagte sie. »Ziemlich schickes Spielzeug für einen alten Knacker wie Sie. Meinen Sie nicht auch, Jürgen? Oder nennen Ihre Freunde Sie immer noch Gerhard?«

47. KAPITEL

»O Gott«, keuchte Ben.

Lenz schürzte die Lippen. Seltsamerweise lächelte er.

Anna steckte die Pistole in die Tasche ihres Arztkittels. »Ich hab's lange nicht kapiert«, sagte sie. »Das Labor in Washington hat die Fingerabdrücke auf dem Foto, das ich geschickt hatte, durch den Computer gejagt. Nichts. Egal mit welchen Datenbanken man sie verglichen hat. Sie haben es sogar beim militärischen Geheimdienst probiert. Nichts. Dann haben sie sich die Karteikarten aus der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit vorgenommen. Das ganze Zeug, das man nie digitalisiert hat. Warum auch. Und da hat man Ihre von der SS genommenen Fingerabdrücke gefunden - Herr Gerhard Lenz. In den Akten der amerikanischen Armee. Wahrscheinlich weil Sie damals geflohen sind.«

Lenz betrachtete sie grinsend.

»Eins ist den Technikern aber doch ziemlich komisch vorgekommen: Wenn die Fingerabdrücke auf dem Foto uralt sind, wie können dann die Schweißrückstände ganz frisch sein?«

Ben schaute Lenz an. Es stimmte, er sah dem Gerhard Lenz, der 1945 mit Max Hartman abgelichtet worden war, sehr ähnlich. Damals war Lenz etwa Mitte vierzig gewesen. Das hieß, dass er jetzt über hundert Jahre alt war.

Das *konnte einfach nicht sein!*

»Ich selbst war mein erstes erfolgreiches Versuchsobjekt«, sagte Lenz gelassen. »Vor knapp zwanzig Jahren war ich zum ersten Mal in der Lage, meinen Alterungsprozess zu stoppen und dann zurückzudrehen. Aber erst vor ein paar Jahren hatten wir eine Formel zur Hand, die bei jedem verlässlich funktionierte.«

Sein starrer Blick verlor sich in der Ferne. »Das bedeutete,

dass Sigmas Ziele nun endlich verwirklicht werden konnten.«

»Gut, gut«, unterbrach Anna ihn. »Geben Sie mir erst mal den Schlüssel für die Gurte.«

»Den hat der Krankenpfleger.«

»Schon gut.« Sie nahm die Maschinenpistole in die rechte Hand, holte mit der anderen eine geradegebogene Büroklammer aus der Kitteltasche und befreite Ben von seinen Fesseln. Dann gab sie ihm eine Plastikspritze, die Ben in die Tasche steckte.

»Rühr dich nicht vom Fleck«, sagte Anna und zielte mit der Uzi auf Lenz. »Nimm die Gurte, Ben, und schnall den Bastard an die Heizung da drüben. Wird Zeit, dass wir von hier verschwinden.«

»Nein«, sagte Ben bestimmt.

Sie drehte sich um und schaute ihn erstaunt an. »Was willst du?«

»Wir müssen erst die Kinder befreien - die draußen im Park in den Zelten. Hier drin hab ich auch welche gesehen, auf einer Station.«

Anna verstand und nickte. »Am besten, wir drehen dem gesamten Sicherheitssystem den Saft ab. Dann fließt kein Strom durch die Zäune, und die Türschlösser schließen nicht mehr.« Sie drehte sich zu Lenz um und umfasste die Uzi fester. »Auf geht's. Wir schauen uns mal die große Kontrolltafel in Ihrem Büro an. Von der aus kann man sicher alles wunderbar steuern.«

Lenz schaute sie gleichgültig an. »Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden. Das gesamte Sicherheitssystem der Klinik wird von der zentralen Wachstation im Erdgeschoss kontrolliert.«

»Geben Sie sich keine Mühe«, meinte Anna. »Ich hab mich von einem Ihrer Wachleute schlau machen lassen.« Dann deutete sie mit der Uzi auf eine geschlossene Tür, die gegenüber der Tür zum Korridor lag, und sagte: »Nach Ihnen.«

Lenz' Büro war riesengroß und dunkel. Man kam sich vor wie in einer Kathedrale.

Schwach schimmerte mattes Licht durch die Fensterschlitze, die hoch über ihren Köpfen in die Mauern eingelassen waren. Ein Großteil des Raumes lag im Schatten. Der kleine runde Lichtkegel einer Leselampe mit grünem Glasschirm, die auf dem gewaltigen Schreibtisch aus Walnussholz stand, war der einzige helle Fleck.

»Sie haben sicher nichts dagegen, wenn ich etwas mehr Licht mache«, sagte Lenz.

»Es wird auch ohne gehen«, erwiderte Anna. »Treten Sie einfach hinter den Schreibtisch und drücken Sie auf den Knopf, der die Tafel ausfährt. Das schaffen Sie auch ohne viel Licht.«

Lenz zögerte kurz und folgte dann ihren Anweisungen. »Das ist doch sinnlos«, sagte er. In seiner Stimme lagen Überdruss und Verachtung. Er ging um den Schreibtisch herum. Anna folgte ihm, und Ben blieb dicht hinter Anna. Vier Augen sahen mehr als zwei. Lenz würde sicher irgendeinen Trick versuchen.

Lenz drückte auf einen Knopf, der an der Rückseite des Schreibtischs in das Holz eingelassen war. Summend löste sich aus der Mitte der Platte eine große Schalttafel aus mattiertem Stahl, die aussah wie ein waagerechter Grabstein.

In die Stahlplatte war ein flacher Plasmabildschirm eingelassen, auf dem in drei Dreierreihen neun kleinere eisblaue Quadrate leuchteten. Jeder der kleineren Monitore zeigte einen anderen Bereich innerhalb oder außerhalb des Schlosses. Unter dem Bildschirm befand sich eine Reihe silberfarbener Kippschalter.

Auf einem Schirm sah man die Station, wo die Kinder durch Infusionsschläuche mit Metallzylindern verbunden waren, auf einem anderen die Flüchtlingskinder und die Zelte im Schnee des Schlossparks. Man sah diverse Eingänge, vor denen Wachen auf und ab gingen; man sah Patrouillen, die bestimmte Bereiche

des Grundstücks kontrollierten; man sah auf den mit Stacheldraht bewehrten Mauern blinkende rote Warnlampen, die offensichtlich signalisierten, dass das System noch funktionierte.

»Alles ausschalten«, befahl Anna.

Lenz nickte willfährig und legte dann von links nach rechts einen Kippschalter nach dem anderen um. Noch passierte nichts, was hätte erkennen lassen, dass das Sicherheitssystem abgeschaltet wurde. »Wir werden andere Kinder bekommen«, sagte Lenz, während er die Schalter betätigte. »Der Nachschub an Kindern und Jugendlichen, die vor irgendeinem Krieg fliehen und die niemand vermisst, ist unerschöpflich. Irgendwo auf der Welt ist immer Krieg.« Der Gedanke schien ihn zu belustigen.

Die roten Warnlampen blinkten jetzt nicht mehr. Eine Gruppe Kinder spielte in der Nähe eines der hohen Eisentore. Ein Kind zeigte mit dem Finger nach oben. Anscheinend hatte es bemerkt, dass die Lampen nicht mehr blinkten.

Ein anderes Kind rannte zum Tor und rüttelte daran. Langsam schwang es auf.

Zögernd ging das Kind durch das Tor, drehte sich dann um und winkte den anderen. Ein zweites Kind näherte sich dem Tor. Erst langsam, dann schneller. Schließlich drehte es sich um, rief den anderen Kindern etwas zu und verschwand in die Freiheit.

Mehr Kinder rannten auf das Tor zu. Ein verwahrlostes Mädchen mit stumpfen, lockigen Haaren. Ein Junge.

Immer mehr Kinder.

Der Bildschirm war voller Kinder, die hektisch nach draußen drängten.

Lenz schaute mit reglosem Gesicht auf den Monitor. Anna starrte ihn mit vorgehaltener Uzi gebannt an.

Auf einem anderen Monitor sah man, wie eine ängstlich um sich blickende Schwester mit hektischen Handbewegungen die Kinder durch die Tür der Krankenstation in den Gang scheuchte.

»Die Kinder entkommen«, sagte Lenz. »Aber für Sie beide wird es nicht so leicht werden. Gegen achtundvierzig Wachmänner, die darauf gedrillt sind, auf jeden Eindringling zu schießen, haben Sie keine Chance.« Er griff zum Fuß einer großen verschnörkelten Messinglampe, die auf dem Tisch stand, und tat so, als wollte er sie einschalten. Stattdessen zog er einen kleinen länglichen Gegenstand aus dem Lampenfuß, drehte sich blitzschnell um und zielte damit auf Ben. Der Lauf einer kleinen Pistole war auf Ben gerichtet.

»Fallen lassen!«, rief Anna.

Ben stand etwa einen Meter neben Anna. Lenz konnte sie nicht beide auf einmal in Schach halten. »Sie wollen doch nicht, dass einer von uns verletzt wird«, sagte Lenz. »Also schlage ich vor, dass Sie Ihre Waffe langsam auf den Boden legen.«

»Nein«, sagte Anna.

Lenz war die Ruhe selbst. Höflich erklärte er: »Wenn Sie auf mich schießen, Miss Navarro, wird auch Ihr Freund sterben. Das sehen Sie doch ein. Sie müssen sich fragen, ob es das wirklich wert ist.«

»Lassen Sie die verdammte Spielzeugpistole fallen!«, rief Anna.

»Durch meinen Tod würde sich nichts ändern. Andere werden meine Arbeit fortführen. Aber Ihr Freund Benjamin, der wäre auch tot.«

»Nein!« Die heisere, aber laute Stimme eines alten Mannes.

Lenz drehte sich ruckartig um.

»Lass meinen Sohn in Ruhe!«

Die Stimme kam aus einer im Schatten liegenden Ecke des großen Raumes. Lenz zielte dorthin. Dann änderte er seine Meinung und richtete die Waffe wieder auf Ben.

Wieder ertönte die laute Stimme: »Lass meinen Sohn in Ruhe!«

Ben erkannte nun die Umrisse einer in einem Sessel sitzenden Gestalt. Es war sein Vater. Er hielt eine Pistole in der Hand.

Ben war wie gelähmt.

Er starrte auf die Gestalt, als erwarte er, dass sie sich jeden Augenblick in Luft auflöse. Aber sie war real.

»Lass sie beide gehen«, sagte Max Hartman mit nun leiserer Stimme.

»Max, mein alter Freund, du hast mich vielleicht erschreckt«, sagte Lenz in jovialem Tonfall. »Vielleicht kannst ja du den beiden etwas Vernunft beibringen.«

»Es reicht«, sagte Max. »Es sind genug Menschen gestorben. Es ist genug Blut geflossen. Das Spiel ist aus.«

Lenz versteifte sich. »Du törichter alter Mann«, sagte er.

»Du hast Recht«, sagte Max. »Ich bin ein törichter alter Mann.« Er blieb still sitzen und hielt weiter die Waffe auf Lenz gerichtet. »Und ich war ein törichter junger Mann. Damals wie heute habe ich mich von dir täuschen lassen. Immer habe ich in Angst vor dir und deinen Leuten, in Angst vor deinen Drohungen und Erpressungen gelebt.« Seine Stimme bebte vor Zorn. »Was ich mir auch aufgebaut hatte, was ich auch erreicht hatte - deinen Schatten bin ich nie los geworden.«

»Du kannst die Waffe jetzt ruhig wieder wegstecken, mein Freund«, sagte Lenz milde. Seine Waffe zeigte im Moment zwar wieder in Bens Richtung, doch hatte er sie eben für den Bruchteil einer Sekunde in Richtung Max bewegt.

Das reicht, um ihn zu Boden zu reißen, dachte Ben. *Wenn er das nächste Mal abgelenkt wird.*

Max fuhr fort, als hätte er Lenz' Worte nicht gehört und als wäre außer ihnen beiden niemand im Raum. »Ich habe keine Angst mehr vor dir.« Die Stimme hallte von den Steinwänden wider. »Ich werde mir nie verzeihen, dass ich dir und deinen mörderischen Lakaien zu Diensten gewesen bin, dass ich diesen

Pakt mit dem Teufel eingegangen bin. Ich glaubte, das Richtige zu tun - für meine Familie, für meine Zukunft, für die ganze Welt. Alles Selbstbetrug. Was du meinem Sohn Peter angetan hast...« Er konnte nicht weitersprechen.

»Du weißt genau, dass das ein tragisches Versehen war«, protestierte Lenz. »Das Werk übereifriger Sicherheitsleute, die ihre Befugnisse überschritten hatten.«

»Es reicht!«, brüllte Max. »Ich kann deine gottverdammten Lügen nicht mehr ertragen.«

»Und was wird aus unserem Projekt? Herrgott noch mal, Max. Du scheinst nicht zu begreifen, dass...«

»Nein, du begreifst nicht. Glaubst du etwa, ich interessiere mich für deine Allmachtsfantasien? Glaubst du, das hat mich je interessiert?«

»Was soll das heißen? Ich habe dich hierher eingeladen, weil ich dir etwa Gutes tun wollte, weil ich das Gefühl hatte, etwas gutmachen zu müssen.« Lenz war um Haltung bemüht, konnte seine Erregung aber kaum mehr verbergen.

»Etwas gutmachen? Das ist nichts weiter als die nahtlose Fortsetzung des Horrors. Alles und jeder wurde und wird deinem Wahn vom ewigen Leben geopfert.« Er atmete schwer. »Und jetzt willst du mir auch noch meinen zweiten Sohn rauben. Nach allem, was du mir schon genommen hast.«

»Langsam begreife ich. Du bist mit dem Vorsatz ins Schloss gekommen, uns zu verraten. Deine Annäherungsversuche waren ein Trick.«

»Wie hätte ich sonst in diese Festung kommen sollen? Nur hier, in der Höhle des Löwen, konnte ich der Sache auf den Grund gehen.«

»Das ist schon immer mein Fehler gewesen.« Es hörte sich an, als redete Lenz mit sich selbst. »Anzunehmen, dass auch alle anderen so philanthropisch handeln wie ich, dass auch alle

anderen dem hehren Ziel alles unterordnen. Ich kann dir gar nicht sagen, Max, wie sehr du mich enttäuschst. Nach allem, was wir zusammen durchgemacht haben.«

»Ach? Du dienst also dem Wohle der Menschheit?«, brüllte Max ihn an. »Du behandelst alle anderen Menschen wie Tiere. Dabei bist du selbst eins.«

Lenz wandte kurz den Kopf zur Seite und schaute in die dunkle Ecke zu Max: das Signal für Ben, sich auf Lenz zu stürzen, doch plötzlich hörte er den scharfen Knall einer Kleinkaliberpistole. Lenz schaute mehr überrascht als entsetzt auf den kleinen roten Fleck, der sich unterhalb seiner rechten Schulter auf dem weißen Laborkittel ausbreitete. Dann feuerte er dreimal in kurzer Folge in Max' Ecke.

Sekunden später breitete sich ein zweiter roter Klecks auf Lenz' Brust aus. Der rechte Arm fiel schlaff herunter, die Pistole entglitt seiner Hand und fiel auf den Boden.

Anna ließ die Uzi etwas sinken, behielt Lenz aber im Auge.

Plötzlich stürzte sich Lenz auf Anna und riss sie zu Boden, wobei ihr die Uzi aus den Händen flog und klappernd über den Boden schlitterte.

Wie ein eiserner Schraubstock umklammerte Lenz ihren Hals und schlug ihren Kopf auf den Steinboden. Er riss den Kopf wieder hoch, doch bevor er den Schädel ein zweites Mal auf den harten Boden schlagen konnte, zerrte Ben die Plastikspritze aus der Jackentasche, stürzte sich brüllend auf ihn und jagte ihm mit aller Kraft die Nadel in den Nacken.

Lenz heulte vor Schmerz auf. Ben hatte den Bereich der inneren Drosselvene getroffen. Er drückte den Kolben ganz hinunter.

Lenz' Gesicht war verzerrt vor Entsetzen. Eine Hand schoss zum Nacken, packte die Spritze und riss sie heraus. Er starrte auf das Etikett und schrie: »O Gott! Nein!«

Schäumender Speichel quoll ihm aus dem Mund. Plötzlich kippte er nach hinten weg wie eine umgestoßene Statue. Sein Mund öffnete und schloss sich. Er schien schreien zu wollen, brachte aber keinen Ton heraus. Auf dem Rücken liegend, schnappte er verzweifelt nach Luft.

Dann bewegte er sich nicht mehr.

Die geweiteten Pupillen in den wilden Augen starrten sie schwarz und schweigend an.

»Ich glaube, er ist tot«, keuchte Ben.

»Er ist sicher tot«, sagte Anna. »Es gibt kein stärkeres Opioid. Ziemlich harter Stoff, den die hier in ihren Arztschränkchen haben. Und jetzt nichts wie weg hier.« Sie schaute zu Max Hartman. »Worauf warten Sie?«

»Beeilt euch«, flüsterte Bens Vater. »Los, haut ab, die Wachen werden gleich hier sein. Ich kann nicht mehr.«

»Nein«, sagte Ben. »Du kommst mit.«

»Der Hubschrauber ist schon weg«, sagte Anna zu Ben. »Den können wir vergessen. Wie bist du hier eigentlich reingekommen?«

»Durch Höhlen, die bis unters Schloss reichen. Aber den Eingang haben Lenz' Leute inzwischen entdeckt. Der ist sicher dicht.«

»Lenz hatte Recht. Wir haben keine Chance.«

»Es gibt einen Weg«, sagte Max mit schwacher Stimme.

Ben ging zu seinem Vater und schrak entsetzt zurück.

Max saß zusammengesackt im Sessel und umklammerte mit beiden Händen seinen Hals. Unter den zitternden Fingern quoll Blut auf die Brust. Anscheinend hatte ihn eine Kugel am Hals erwischt. Auf dem dünnen Baumwollstoff seines blassblauen OP-Hemdes stand in Schwarz die Zahl 18.

»Nein!«, rief Ben.

Um seinen einzigen noch lebenden Sohn zu beschützen, hatte er auf Lenz geschossen und war selbst getroffen worden.

»Lenz hat einen Privathubschrauber«, flüsterte Max. »Der Landeplatz liegt auf der Rückseite links.« Er beschrieb ihnen flüsternd den Weg. Schließlich keuchte er: »Hast du verstanden?« Max' Augen suchten in Bens Gesicht nach einer Antwort. Mit kaum noch hörbarer Stimme sagte er nochmals: »Hast du verstanden?«

»Ja«, erwiderte Ben, der dieses eine Wort kaum über die Lippen brachte. *Hast du verstanden?* Sein Vater meinte natürlich die Wegbeschreibung, aber Ben musste unweigerlich daran denken, dass er noch etwas anderes meinte, etwas Wichtigeres. *Hast du verstanden?* Hast du verstanden, warum ich diese schwierigen, wenn auch falschen Entscheidungen in meinem Leben getroffen habe?

Hast du verstanden? Hast du verstanden, wer ich wirklich bin?

Mit einem letzten Willensakt nahm Max die Hände vom Hals. Das Blut quoll mit den langsamen, regelmäßigen Pumpbewegungen des Herzens über die Brust.

Hast du verstanden?

»Ja«, sagte Ben. »Ich hab verstanden.« Wenigstens dieses eine Mal hatte er ihn verstanden.

Wenige Sekunden später sackte sein Vater in sich zusammen.

Ben wischte sich die Tränen aus den Augen. Selbst im Tod bot sein Vater ein Bild kräftiger Gesundheit. Er sah um Jahrzehnte jünger aus. Das Haar wieder glänzend und dunkel, die Haut glatt, fest und gesund.

Nie hatte Max Hartman lebendiger ausgesehen als im Tod.

48. KAPITEL

Semmering

Von überall war Gewehrfeuer zu hören, als Ben und Anna durch den Korridor rannten. Der Lauf von Annas Uzi schlug dumpf klappernd gegen den Gurt mit den Ersatzmagazinen. Jeden Augenblick konnten die Wachen über sie herfallen. Allerdings wussten sie, dass Ben und Anna bewaffnet waren, sie würden deshalb äußerst vorsichtig vorgehen. Als Söldner mussten sie sich zwar loyal verhalten, doch würden sie niemals leichtfertig ihr Leben aufs Spiel setzen.

Max' Wegbeschreibung war klar und präzise gewesen.

Nach der nächsten Ecke standen sie vor dem Eingang zum Treppenhaus.

Ben öffnete die schwere Stahltür, und Anna feuerte eine Salve in den Vorraum. Das verschaffte ihnen zumindest für kurze Zeit Luft, doch schon nach ein paar Schritten auf die Treppe zu gerieten sie unter Beschuss. Anscheinend feuerte ein Wachmann von der unteren Ebene auf die Stahlstufen der Treppe. Er brauchte nicht zu zielen, wirklich gefährlich waren die Querschläger.

»Lauf die Treppe hoch«, sagte Anna leise zu Ben.

»Max hat gesagt, dass der Hubschrauber auf der unteren Ebene steht«, erwiderte Ben.

»Los, lauf nach oben. Und mach viel Krach dabei.«

Ben kapierte. Er drehte sich um und trampelte die Stahlstufen hinauf. Seine Schritte hallten laut nach.

Anna drückte sich mit dem Rücken flach gegen die Wand und wartete. Von unten konnte man sie nicht sehen. Kurz darauf hörte sie, wie jemand die Treppe hochpolterte.

Die Sekunden kamen ihr wie Stunden vor. Anna stellte sich den Mann vor, der die Treppe hochrannte. Aufgrund der lauter werdenden Schritte musste sie abschätzen, wann er in ihr Sichtfeld kam. Vor allem musste sie den richtigen Moment abpassen, um in letzter Sekunde, bevor er sie sah, den Schritt nach vorn zur Treppe zu machen und zu schießen. Sie musste auf ihre Reflexe, auf ihren Instinkt vertrauen.

Die Schritte wurden lauter, er war jetzt ganz nah. Sein Kopf musste jeden Augenblick auftauchen. Sie hielt die Waffe nach unten, stieß sich von der Wand ab, machte einen Satz vorwärts und feuerte die Stufen hinunter.

Zwei Meter unter ihr riss der Wachmann die Arme mit der Maschinenpistole hoch, feuerte, nach hinten kippend, senkrecht in die Luft und stürzte rückwärts die Treppe hinunter. Die Vorderseite seines weißen Overalls leuchtete blutrot.

»Anna!«, schrie Ben.

»Komm runter!«, brüllte sie. Zusammen hasteten sie die Treppe zur unteren Ebene hinunter, stiegen über den toten Wachmann und stießen eine weitere grau gestrichene Stahltür auf.

Landeplatz sieben. Kalter Wind schlug ihnen ins Gesicht. Vor ihnen stand der Hubschrauber. Im schwachen Licht der Abenddämmerung glich er einem glänzenden Lebewesen aus Stahl. Eine italienische Agusta 109. Nagelneu, schwarz schimmernd, mit Rädern anstatt Kufen.

»Kannst du diese Dinger wirklich fliegen?«, fragte Anna, als sie im Cockpit saßen.

Ben brummte etwas Unverständliches, während er sich die Instrumente anschaute. Tatsächlich hatte er erst ein einziges Mal einen Hubschrauber geflogen. Und das war ein Übungshubschrauber gewesen, und neben ihm hatte ein ausgebildeter Pilot gesessen und hatte darauf geachtet, dass er keinen Mist baute. Sportflugzeuge konnte er fliegen, aber das

hier war etwas vollkommen anderes. Es war das genaue Gegenteil davon.

Für einen Augenblick verschwamm die verwirrende Menge der Kontrollinstrumente vor seinen Augen, und er sah den toten, zusammengekrümmten Körper seines Vaters vor sich. Bilderjagten in rasendem Tempo durch sein Hirn: das junge Finanzgenie Max Hartman, dessen Vaterland von einer tödlichen Welle des Hasses überrollt wird; der Mann, der sich auf widerliche Weise mit einem widerlichen Regime arrangiert, um das Leben seiner Familie und das vieler anderer Familien zu retten; der einst stolze Mann, der sich in eine Marionette verwandelt; der von seiner Vergangenheit gepeinigte Emigrant, der sich in eine Frau verliebt, heiratet und Familienvater wird: Max Hartman.

Ben schüttelte den Kopf. Er musste sich konzentrieren, oder sie würden beide sterben, und alles wäre vergeblich gewesen.

Der Wind zerrte an dem Hubschrauber. Das Gewehrfeuer wurde lauter.

»Wenn du eine der Wachen siehst, schieß sofort«, sagte Ben. »Nicht, dass sie uns noch ein Ding verpassen, wenn wir schon in der Luft sind.«

»Nicht nötig«, sagte Anna. »Die schießen sicher nicht auf Lenz' Privathubschrauber.«

»Exakt, meine Liebe.« Die kultivierte und präzise Stimme kam von hinten. »Nun, Miss Navarro, dass Lenz noch einen Fluggast hat, damit hatten Sie wohl nicht gerechnet?«

Erschrocken drehten sich Ben und Anna um. Der Passagier auf der Rückbank war ein weißhaariger, sehr agil wirkender Mann, der sie durch eine Brille mit großen Gläsern und fleischfarbenem Horngestell ansah. Seine Kleidung war makellos. Er trug einen dezenten Anzug, ein tadellos gebügeltes weißes Hemd und eine olivfarbene Seidenkrawatte mit engem Knoten.

Das kurzläufige Schnellfeuergewehr war das einzige Accessoire, das den eleganten Gesamteindruck trübte.

»Alan Bartlett«, murmelte Anna.

»Wie Sie vielleicht bemerkt haben, Miss Navarro, ist meine Waffe auf Sie gerichtet. Die Ihre zeigt ja nun - unglücklicherweise für Sie - nach draußen. Reichen Sie sie mir doch bitte nach hinten. Ich würde es bedauern, abdrücken zu müssen, zumal das die Windschutzscheibe und möglicherweise den Rumpf in Mitleidenschaft ziehen könnte. Schließlich soll uns dieses Transportgerät ja noch gute Dienste leisten.«

Langsam ließ Anna die Uzi zu Boden gleiten und kickte sie dann Richtung in Bartlett. Er hob sie nicht auf, sondern ließ sie am Boden liegen. Anscheinend war er damit zufrieden, dass sie sich außerhalb Annas Reichweite befand.

»Ich danke Ihnen, Miss Navarro«, sagte Bartlett. »Ich stehe immer mehr in Ihrer Schuld. Habe ich Ihnen eigentlich schon meinen Dank dafür ausgesprochen, dass Sie Gaston Rossignol so prompt für uns ausfindig gemacht haben? Der zähe alte Vogel war drauf und dran, uns jede Menge Ärger zu bereiten.«

»Sie Hurensohn«, sagte Anna leise. »Sie gottverdammter Hurensohn.«

»Zugegebenermaßen, Miss Navarro, Ort und Zeitpunkt für einen Zwischenbericht sind einigermaßen ungünstig, doch erlauben Sie mir eine Bemerkung. Nach den exzellenten Diensten, die Sie uns erwiesen haben, bedauere ich Ihr momentanes Verhalten außerordentlich. Ach, übrigens, was ist mit Dr. Lenz?«

»Er ist tot«, sagte Ben.

Bartlett war eine Sekunde lang sprachlos. Seine grauen, ausdruckslosen Augen zuckten kaum wahrnehmbar. »Tot?« Seine Hände verkrampften sich um das Gewehr, während das Hirn fieberhaft arbeitete. »Idioten!«, brüllte er plötzlich. »Hirnlose Idioten! Was seid ihr doch für dumme, grausame

Kinder. Sie werden nie verstehen, was Sie da zerstört haben. Wer gibt Ihnen das Recht zu so einer Schandtat? Was geht nur in Ihren armseligen Hirnen vor?« Er verfiel in Schweigen. Dann brüllte er vor Wut zitternd: »Fahrt zur Hölle!«

»Nach Ihnen, Bartlett«, blaffte Ben.

»Sie sind Benjamin Hartman, richtig?« Bartlett hatte sich offenbar wieder in der Gewalt. »Bedauerlich, dass wir uns unter diesen Umständen kennen lernen. Allerdings trage ich die Schuld daran. In die Anweisung, Ihren Bruder zu töten, hätte ich Sie gleich mit einschließen sollen: Der Mehraufwand wäre gleich null gewesen. Anscheinend werde ich auf meine alten Tage sentimental. Nun, meine Turteltäubchen, ich fürchte, Sie zwingen mich zu unangenehmen Maßnahmen.«

In der Windschutzscheibe des Cockpits spiegelte sich verschwommen Bartletts Gewehr. Ben ließ es nicht aus den Augen.

»Aber eins nach dem andern«, sagte Bartlett. »Ich werde mich wohl auf Ihre Flugkünste verlassen müssen, Hartman. Wir fliegen zu einer kleinen Piste außerhalb Wiens. Ich werde Sie dirigieren.«

Ben warf wieder einen Blick auf das Spiegelbild von Bartletts Waffe. Dann schnippte er den Kippschalter für die Zündung nach oben.

Er hörte das Klicken und dann das Jaulen des Anlassers, das schließlich in ein tiefes Brummen überging. Alles automatisch, stellte Ben erleichtert fest. Das würde die Aufgabe wesentlich erleichtern.

Zehn Sekunden später erwachte der Motor dröhnend zum Leben. Die Rotoren begannen sich zu drehen.

»Schnall dich fest an«, flüsterte Ben aus dem Mundwinkel Anna zu. Mit der linken Hand zog er den Kollektivhebel nach oben, worauf die Rotoren sich langsamer drehten.

Eine Sirene ertönte, und der Motor begann zu stottern.

»Scheiße«, sagte Ben.

»Ich hoffe, Sie wissen, was Sie da tun!«, rief Bartlett. »Andernfalls sind Sie für mich nur von begrenztem Nutzen. Sie verstehen, was ich meine.«

»Bin nur ein bisschen eingerostet«, erwiderte Ben. Er packte die beiden Hebel oberhalb der Windschutzscheibe und schob sie ganz nach vorn.

Die Maschine wurde lauter, Haupt- und Heckrotor drehten sich wieder schneller. Der Hubschrauber machte einen kleinen Satz vorwärts und schwankte hin und her.

Ben riss die beiden Hebel wieder zurück, worauf der Hubschrauber ruckartig stehen blieb. Ben und Anna wurden hart in die Sicherheitsgurte gedrückt, Bartlett dagegen wurde - wie von Ben erhofft - gegen das halbhohe Metallgitter geschleudert, das Cockpit und Passagierraum trennte.

Scheppernd knallte Bartletts Gewehr gegen das Trenngitter, Ben öffnete blitzschnell seinen Sicherheitsgurt und hangelte sich nach hinten.

Der überrumpelte Bartlett schaute ihn nur verdutzt an. Aus dem linken Nasenloch lief Blut. Ben packte ihn an den Schultern und riss ihn nach unten, knallte den Kopf hart auf den geriffelten Stahlboden und drückte ihm das Knie ins Kreuz.

Bartlett bewegte sich nicht mehr.

»Ich hab noch ein paar von den Plastikgurten in der Tasche«, sagte Anna. »Sicher ist sicher.«

Ein paar Minuten später war ihr ehemaliger Arbeitgeber verschnürt und lag wie ein zusammengerollter Teppich vor dem Rücksitz.

»Jetzt aber nichts wie weg hier«, sagte Anna. »Jede Sekunde können die Wachen auftauchen.«

Ben schob die beiden Hebel über der Windschutzscheibe nach

vorn, zog dann mit der Linken den Kollektivhebel nach oben und hielt mit der Rechten den Steuerknüppel fest. Der Kollektivhebel kontrollierte den Auftrieb, der Steuerknüppel die horizontalen Bewegungen. Die Nase des Hubschraubers bewegte sich nach rechts, das Heck nach links. Langsam rollten sie vom Landeplatz hinaus auf den schneebedeckten Rasen, der im mattem Mondlicht vor ihnen lag.

»Scheiße«, zischte Ben und drückte den Kollektivhebel wieder nach unten, um die Drehzahl zu drosseln und die unruhige Fahrt zu stabilisieren. Gleich darauf zog er den Kollektivhebel langsam wieder nach oben, erhöhte die Drehzahl und spürte, wie der Hubschrauber leichter voranrollte.

Er schob den Steuerknüppel vier, fünf Zentimeter vor, und die Nase senkte sich etwas. Dann erhöhte er die Drehzahl vorsichtig immer mehr.

Der Hubschrauber rollte durch den Schnee. Als sie etwa fünfundzwanzig Knoten schnell waren, hoben sie ab.

Er bewegte den Steuerknüppel, und die Nase zeigte nach rechts. Sie stiegen weiter.

Geschosse knallten gegen die Kabine. Mehrere Wachen rannten mit Maschinenpistolen durch den Schnee und nahmen den Hubschrauber unter Feuer.

»Anscheinend haben sie gemerkt, dass ihr Boss nicht mehr unter den Lebenden weilt«, sagte Anna. »Zeigen wir den Jungs doch mal, wie quicklebendig wir noch sind.« Sie schob den Lauf der Uzi aus dem Seitenfenster und feuerte eine Salve ab. Einer der Wachmänner stürzte zu Boden.

Sie ließ eine zweite, längere Salve folgen.

Wieder sank ein Mann in den Schnee.

»Okay«, sagte sie. »Schätze, sie werden jetzt etwas vorsichtiger sein.«

Sie gewannen immer mehr Höhe und konnten schließlich das

Schloss und den Park überblicken. Der Hubschrauber folgte jetzt jedem Steuerdruck, und Ben konnte ihn fast wie ein Flugzeug fliegen.

Plötzlich sah er aus dem Augenwinkel eine Bewegung. Er wollte sich gerade umdrehen, als er am Halsansatz im Nacken einen stechenden, brennenden Schmerz spürte. Als ob ein Nerv eingeklemmt würde, nur viel schmerzhafter.

Anna schrie auf.

Ben spürte feuchten, heißen Atem auf der Haut und wusste sofort Bescheid. Mit gefesselten Händen und Füßen hatte sich Bartlett von hinten auf ihn gestürzt und benutzte die einzige Waffe, die ihm geblieben war - seine Zähne. Er verbiss sich in Bens Fleisch und stieß dabei grunzende, tierische Laute aus.

Um sich wenigstens mit einer Hand zu wehren, musste Ben den Kollektivhebel loslassen, worauf sich der Hubschrauber gefährlich auf die Seite legte.

Anna packte mit beiden Händen Bartletts Kopf und riss mit aller Kraft an seinen glatten weißen Haaren. Büschelweise riss sie ihm das Haar vom blutigen Schädel, doch Bartlett gab nicht nach. Sein Kopf schien mit Bens Hals verwachsen zu sein. Es hatte den Anschein, als hätte Bartlett die gesamte Kraft seines Körpers im Kiefer konzentriert.

Er kämpfte wie ein verwundetes Tier ums Überleben. Oder zumindest darum, dass sein Gegner nicht am Leben blieb.

Bens Gesicht war schmerzverzerrt. Mit beiden Fäusten hieb er auf Bartletts Kopf ein. Ohne jede Wirkung.

Sollten sie wirklich so kurz vor dem Ziel noch scheitern? Nachdem sie allen Gefahren, allen Anschlägen getrotzt hatten? Zur Strecke gebracht von einem Wahnsinnigen?

Bartlett war wie von Sinnen, völlig unempfindlich gegen Schmerz. Wo waren seine Beherrschtheit, seine hochfliegenden Ambitionen geblieben... Er schien reduziert auf die

elementarsten Instinkte eines Wirbeltiers, hätte eine Hyäne in der Serengeti sein können. Ein wildes Tier, das seine Zähne ins Fleisch eines Widersachers schlägt.

Verbissen in Bens Nacken, war Bartlett außerdem noch in der Lage, mit seinen gefesselten Füßen wie wild um sich zu treten, Anna immer wieder aus ihrem Sitz zu stoßen und so zu zwingen, von ihm abzulassen. Plötzlich wehte ein kalter Wind durch das Cockpit. Bartletts hämmernde Beine hatten die Kabinentür an Annas Seite aufgestoßen.

Bei einer seiner unkontrollierten, wilden Bewegungen trat er auch noch auf die Pedale für die Heckrotoren. Der Hubschrauber trudelte nach links und begann sich erst langsam, dann immer schneller zu drehen. Die Zentrifugalkräfte waren so stark, dass Anna gefährlich auf die offene Kabinentür zurutschte. Sie versuchte sich an Bartlett festzukrallen und riss ihm dabei mit den Fingernägeln Fleischfetzen aus dem Gesicht. Schließlich fand sie Halt, indem sie ihm die Finger tief in die Augenhöhlen rammte.

»Du gottverdammter Hurensohn!«, schrie sie außer sich vor Wut. Sie riss und zerrte, bis Bartlett schließlich, Blut spuckend, von Ben abließ. Seines einzigen Halts beraubt, rutschte Bartlett auf die offene Kabinentür zu. Anna klammerte sich verzweifelt an ihm fest und kam der Tür ebenfalls gefährlich nahe, doch Bens Hand schoss nach rechts, packte Annas Handgelenk und riss sie zurück - während Bartlett unaufhaltsam über die Kante glitt und in die Tiefe stürzte.

Noch waren sie nicht gerettet, denn auch der Hubschrauber bewegte sich trudelnd abwärts. Anders als ein Flugzeug fällt ein Hubschrauber, hat er einen bestimmten Neigungswinkel überschritten, wie ein Stein senkrecht nach unten. Und der Hubschrauber trudelte weiter in bedrohlich steilem Winkel in die Tiefe.

Ben brachte sich wieder in die richtige Sitzposition und

begann hektisch, mit den Händen den Steuerknüppel und den Kollektivhebel und mit den Füßen die Pedale zu bearbeiten, um die exakte Koordination zwischen Haupt- und Heckrotor wieder herzustellen.

Anna hatte es mit letzter Kraft geschafft, die Kabinentür zu schließen, als der Hubschrauber plötzlich absackte. Annas Magen schoss in die Höhe, doch gleich darauf spürte sie, wie sich der Hubschrauber allmählich wieder fing und ausrichtete.

Ben hantierte unter Hochdruck an Hebeln und Pedalen. Instinktiv wusste er, dass ihm nur noch Sekunden blieben, bis die Sinkgeschwindigkeit zu groß wäre und sie unausweichlich abstürzen würden. Jeder falsche Handgriff, jede falsche Entscheidung konnte jetzt tödlich sein.

Anna spürte es, bevor sie es am Horizont sehen konnte: Der Hubschrauber hatte sich gefangen und flog wieder in der Horizontalen.

Zum ersten Mal seit längerer Zeit hatte sie das Gefühl, dass sie sich beruhigte, dass die Panik verebbte. Hastig riss sie ein Stück Stoff von ihrer Bluse und drückte es auf Bens blutenden Nacken. Es waren zwar tiefe Zahnabdrücke zu sehen, doch blutete die Wunde nicht sonderlich stark; anscheinend hatte Bartlett keine wichtige Ader erwischt. Natürlich brauchte Ben einen Arzt, aber zunächst würde die Verletzung wohl kein Problem bereiten.

Anna schaute aus dem Fenster nach unten. »Schau!«, rief sie. Direkt unter ihnen lag das von einer hohen Mauer umgebene Schloss. Es sah aus wie eine Sandburg. Am Fuß des Berges sah man eine dichte, wogende Menschenmenge.

»Die Kinder!«, rief sie. »Sieht ganz so aus, als hätten sie es geschafft.«

Dann hörten sie eine Explosion, und nahe beim Schloss tat sich plötzlich ein Krater auf.

Die direkt oberhalb der Explosionsstelle gelegenen Abschnitte

der Mauer und des Schlosses bröckelten ab, als wäre ein Windstoß in die Sandburg gefahren.

»Dynamit«, sagte Ben.

Sie flogen jetzt mit einhundertvierzig Knoten in etwa dreihundert Metern Höhe. »Die Idioten haben den Höhleneingang gesprengt. Viel zu nah am Schloss. Schau da drüben.«

Anna sah, dass sich unterhalb des Berggipfels eine weiße Wolke bildete, die sich langsam wie dichter Nebel den Hang hinunterwälzte.

Eine riesige Welle aus Schnee. Eins der grausamen Naturschauspiele der österreichischen Alpen. Eine Lawine.

Welch wunderschöner Anblick - der einen frösteln ließ.

*

Abgesehen von zahlreichen Kindern, die den Park und das Schloss noch rechtzeitig hatten verlassen können, gab es keine Überlebenden.

Siebenunddreißig herausragende Persönlichkeiten überall auf der Welt lasen schockiert die Nachrufe auf den Wiener Philanthropen Jürgen Lenz, dessen von seinem Vater ererbtes Schloss unter einer Lawine begraben worden war.

Siebenunddreißig Männer und Frauen, die sich allesamt bester Gesundheit erfreuten.

49. KAPITEL

New York

Der *Metropolis Club* verkörperte eine strahlende, elegantere Vergangenheit; er nahm das ganze Eckhaus eines vornehmen Blocks auf der East 68th Street in Manhattan ein. Das imposante, Ende des 19. Jahrhunderts von McKim, Mead & White erbaute Gebäude war mit Sandsteinbalustraden und raffinierten Stuckmedaillons verziert. Vorbei an Marmorpilastern und Wandskulpturen ging man durch die Halle und gelangte über eine geschwungene Doppeltreppe mit schmiedeeisernen Handläufen hinauf in die geräumige Schuyler Hall. Dreihundert Stühle hatte man auf dem in schwarzweißem Rautenmuster gefliesten Boden aufgestellt. Ben hatte das Schlimmste befürchtet, musste aber zugeben, dass der Ort für den Gedenkgottesdienst für seinen Vater nicht unpassend gewählt war: Marguerite, die zwanzig Jahre lang Max Hartmans Privatsekretärin gewesen war, hatte darauf bestanden, die Feierlichkeit zu organisieren, und hatte wie immer tadellose Arbeit geleistet. Er blinzelte und versuchte, sich auf die einzelnen Personen zu konzentrieren. Allmählich lösten sich aus der konturlosen Menge einzelne Gesichter - bekannte wie unbekannte.

Eine wirklich seltsame Versammlung von Trauergästen, dachte Ben. Er sah New Yorks verhärmte alte Bankierselite: ergraute, gebeugte Männer mit hohlen Wangen, die sich darüber im Klaren waren, dass der Beruf, dem sie ihr Leben gewidmet hatten, in Zukunft weniger von der Pflege persönlicher Beziehungen als von exzellenter Sachkenntnis geprägt würde. Die alten Bankiers hatten ihre größten Deals auf dem Golfplatz gemacht. Und diese Gentlemen der alten Schule mussten jetzt

mit ansehen, wie ihre Profession in die Hände von Milchbubis mit schlecht geschnittenen Haaren und Abschlüssen in Elektrotechnik überging, an Bürschchen, die einen Putter nicht von einem Neuner Eisen unterscheiden konnten.

Ben sah die elegant gekleideten Leiter bedeutender Wohltätigkeitsorganisationen. Für den Bruchteil einer Sekunde begegnete er dem Blick der Vorsitzenden der New York Historical Society. Sie hatte ihr volles Haar zu einem strengen Knoten zusammengebunden. Die Haut zwischen den Mundwinkeln und einer Stelle irgendwo hinter den Ohren sah etwas gespannt aus - ein untrügliches Zeichen dafür, dass sie sich erst kürzlich hatte liften lassen. In der Reihe dahinter erkannte Ben den weißhaarigen, in einen blauen Anzug gekleideten Leiter der Grolier Society. Daneben saßen der signierte Präsident des Metropolitan Museum und die eher an einen Hippie erinnernde Vorsitzende der Coalition for the Homeless. Hier und da erblickte Ben Rektoren und Dekane verschiedener bedeutender Bildungseinrichtungen. Die Herren achteten auf Abstand untereinander und betrachteten Ben mit düsteren Blicken. In der ersten Reihe saß der charismatische, etwas zerknittert aussehende Direktor der amerikanischen Sektion der Wohltätigkeitsorganisation United Way. Aus seinen braunen Bassetaugen sprach ehrliche Anteilnahme.

Zahllose Gesichter, die vor seinen Augen verschwammen und dann wieder Konturen annahmen. Ben sah drahtige Frauen und ihre schwabbeligen Ehemänner, die ihren Platz in der New Yorker Gesellschaft zahllosen Spendenpartys verdankten, auf denen sie Max Hartman zur Unterstützung wohltätiger Zwecke animiert hatten: für Bildung, Redefreiheit und Tierschutz oder die Bekämpfung von AIDS. Er sah Nachbarn aus Bedford: den Softball spielenden Zeitschriften-Mogul, dessen Markenzeichen Hemden mit aufdringlichem Streifenmuster waren; den etwas schmuddelig aussehenden Spross einer altehrwürdigen Familie, der mal ein Ägyptologie-Programm an einer der Top-Unis an

der Ostküste geleitet hatte; den immer noch jugendlich wirkenden Mann, der eine Firma für Kräutertees mit esoterischen Namen und progressiven Sinnsprüchen auf der Packung erst groß gemacht und dann an einen Multi verkauft hatte.

Ausgelaugte und frische Gesichter, vertraute und fremde.

Angestellte von Hartman Capital Management. Großkunden wie Fred McCallan, der sich ein- oder zweimal eine Träne aus dem Augenwinkel tupfte. Alte Kollegen von seiner Schule in East New York. Neue Kollegen von der ähnlich verkommenen Highschool in Mount Vernon, wo er seit kurzem unterrichtete. Leute, die ihm und Anna in dieser schwierigen Zeit zur Seite standen. Und natürlich Anna selbst - seine Partnerin, Freundin und Geliebte.

Ben stand an einem erhöhten Rednerpult am Kopfende der Halle und versuchte diesen Menschen etwas über seinen Vater zu erzählen. Zuvor hatten ein Streichquartett, das Max Hartman früher gesponsert hatte, das Adagietto aus Mahlers fünfter Symphonie gespielt und ehemalige Geschäftsfreunde ein paar persönliche Erinnerungen an den Menschen Max Hartman vorgetragen. Und jetzt sprach Ben zu der Trauergemeinde und fragte sich dabei unwillkürlich, ob seine Worte wirklich diesen Menschen galten oder nicht doch in erster Linie sich selbst.

Man erwartete Worte über den Max Hartman, den nur er kannte. Obwohl er sich fragte, wie gut er ihn überhaupt gekannt hatte und ob es ihm vielleicht nie richtig gelungen war, ihn kennen zu lernen. Sicher war nur, dass er jetzt eine Aufgabe zu erfüllen hatte. Er schluckte schwer und setzte seine Rede fort.

»Ein Kind glaubt immer, dass sein Vater alles kann. Es sieht die breiten Schultern, spürt den Stolz und die Überlegenheit. Der Gedanke dass diese Kraft Grenzen haben könnte, ist völlig undenkbar. Vielleicht ist es ein Zeichen von Reife, wenn man diesen Irrrum schließlich erkennt.« Bens Hals schnürte sich

zusammen. Er musste ein paar Sekunden innehalten, bevor er fortfahren konnte. »Mein Vater war ein starker Mensch, der stärkste, den ich gekannt habe. Doch auch die Welt ist mächtig, mächtiger manchmal, als ein Mann je sein kann. Und mag er sich noch so mutig und entschlossen der Umwelt zeigen. Max Hartman erlebte die dunkelsten Jahre des 20. Jahrhunderts. Er erlebte eine Zeit, die zum Vorschein brachte, wie schwarz das Herz des Menschen sein kann. In seinem Innern, das ist meine feste Überzeugung, hat ihn diese Erkenntnis tief verletzt. Er musste damit leben, musste mit diesem Wissen Kinder aufziehen und konnte nur beten, dass dieses Wissen das Leben seiner Kinder nicht so überschattete wie sein eigenes. ›Nach solcher Erkenntnis - welche Vergebung?‹« Wieder hielt Ben inne und atmete tief durch, bevor er fortfuhr.

»Mein Vater war auch der komplizierteste Mensch, den ich gekannt habe. Die geschichtliche Periode, die er durchlebte, war von atemberaubender Komplexität. Ein Dichter schrieb einmal: ›Bedenke jetzt; die Geschichte hat viele listige Wege, findige Flure und Ausgänge, täuscht mit flüsterndem Ehrgeiz, lenkt uns durch Nichtigkeiten.‹

Mein Vater hat immer betont, dass er nur nach vorn schauen würde, nie zurück. Das war eine Lüge, eine tapfere und trotzige Lüge. Die Geschichte hat meinem Vater ihren Stempel aufgedrückt. Sein Leben lang hat er dagegen angekämpft. Seine Geschichte war nie nur schwarz oder nur weiß. Kinder haben ein sehr scharfes Auge. Doch für etwas haben Kinder kein gutes Auge: für Zwischenfarben. Für Schatten, für Grauzonen. Das Herz der Jugend ist rein. Die Jugend ist unnachgiebig, beherzt, hitzig. Das ist das Privileg des Unerfahrenen. Das ist das Privileg des moralisch Unversehrten, den die reale Welt noch nicht geprüft, noch nicht bestürmt hat.

Manchmal hat man keine andere Wahl, als sich mit dem Bösen einzulassen, wenn man es bekämpfen will. Rettet man die Menschen, die man liebt, oder zieht man es vor, rein und

unbefleckt zu bleiben? Ich weiß sehr wohl, dass mir diese Wahl erspart blieb. Ich weiß aber auch, dass die Hände der Helden rissig, verschorft, wund und voller Schwielen sind. Nur sehr selten bleiben sie unversehrt. Die Hände meines Vaters blieben es nicht. Er hat seinen Kampf gegen den Feind als sinnvolle Arbeit betrachtet. Erst im hohen Alter konnten all die guten Taten seine Schuldgefühle nicht mehr verdrängen. Er konnte nie verwinden, dass er überlebt hatte, während so viele von ihm geliebte Menschen gestorben waren. Noch einmal: ›Nach solcher Erkenntnis - welche Vergebung?‹ Als Folge davon verdoppelte er seine Anstrengungen, das Richtige zu tun. Erst kürzlich habe ich begriffen, dass ich ihm gegenüber nie ehrlicher gewesen bin als zu jener Zeit, als ich gegen ihn und seine Erwartungen an mich rebelliert habe. Vor allen anderen Dingen will ein Vater dafür sorgen, dass seinen Kinder nichts zustößt. Genau das aber kann er nicht.«

Ben und Anna schauten sich an. Der feste Blick ihrer klaren braunen Augen spendete ihm Trost.

»Sollten mir eines Tages Kinder beschert werden, so werde ich diese Erfahrung sicher wieder vergessen haben. Ich werde sie neu machen müssen. Max Hartman war ein Philanthrop im ursprünglichsten Sinne des Wortes - er liebte die Menschen. Ihn zu lieben, war allerdings nicht einfach. Jeden Tag fragten sich seine Kinder, ob sie ihn stolz machten oder beschämten. Heute weiß ich, dass er sich die gleiche Frage auch stellte: Waren wir stolz auf ihn, oder schämten wir uns für ihn?

Mehr als alles andere wünschte ich mir, dass du, Peter, jetzt hier wärst, dass du mir zuhören, dass du selbst sprechen könntest.« Bens Augen wurden feucht. »Was ich jetzt sage, Peter, hättest du sicher mit deinem Lieblingsspruch ›Nicht zu fassen, aber wahr‹ kommentiert: Vater hat sich immer vor unserem Urteil gefürchtet.«

Ben senkte für einen Augenblick den Kopf. »Mein Vater hat immer mit der Furcht vor meinem Urteil gelebt. Das hört sich

unglaublich an, ich weiß. Warum sollte sich ein Mann, der die Zerstörung von allem, was ihm lieb war, ertragen hat, vor dem Urteil eines in Luxus und Sorglosigkeit aufgewachsenen Jungen fürchten?«

Ben straffte die Schultern und sprach mit heiserer, etwas lauterer Stimme weiter. »Er fürchtete sich davor, dass ich über ihn richte. Und das tue ich. Er war ein gewöhnlicher Sterblicher. Er hatte Fehler. Er war störrisch, kompliziert und unnahbar. Die Geschichte hatte ihm wie jedem anderen, der sie durchleben musste, Wunden geschlagen.

Und doch halte ich ihn für einen Helden und für einen guten Menschen.

Und weil es so schwer war, ihn zu lieben, liebte ich ihn umso mehr...«

Ben verstummte. Die Worte blieben ihm im Hals stecken. Er konnte nichts mehr sagen. Wahrscheinlich war ohnehin alles gesagt. Er schaute in Annas Gesicht und sah die glänzenden Tränen auf ihren Wangen. Langsam verließ er das Podium und ging zur Rückseite der Halle. Anna folgte ihm und stand an seiner Seite, während die Trauergäste, die in einer langen Reihe an ihnen vorbeizogen, ihm die Hand schüttelten. Beileidsbekundungen; kurze Anekdoten, die an den Verstorbenen erinnerten; Hände freundlicher alter Männer, die Ben auf die Schulter klopften - Männer, die ihn schon gekannt hatten, als er noch die eine Hälfte der entzückenden Hartman-Zwillinge gewesen war. Ben fing sich allmählich wieder. Er hatte sich wie ausgepresst gefühlt. Doch anscheinend war auch ein Teil des Kummers aus ihm herausgepresst worden.

Zehn Minuten später, als der Leiter der Steuerabteilung von Hartman Capital eine lustige Anekdote über seinen Vater erzählte, konnte Ben schon wieder lauthals lachen. Seit Wochen, vielleicht seit Jahren hatte er sich schon nicht mehr so unbeschwert gefühlt. Als ein Großteil der Gäste schon auf dem

Heimweg war, trat ein großer Mann mit scharf geschnittenem Kinn und rotblondem Haar auf ihn zu und drückte ihm die Hand.

»Wir sind uns noch nicht vorgestellt worden«, sagte der Mann und warf Anna einen kurzen Blick zu.

»Ben, darf ich dich mit einem guten Freund bekannt machen, der uns beiden schon sehr geholfen hat?«, sagte Anna. »Der neue Direktor der Internal Compliance Unit des Justizministeriums - David Denneen.«

Sie schüttelten sich ausgiebig die Hand. »Hab schon viel von Ihnen gehört«, sagte Ben. »Nochmals vielen Dank, dass Sie uns den Arsch gerettet haben. Oder gehört das zu Ihrem Job?«

Denneen war maßgeblich dafür verantwortlich gewesen, dass Anna wieder eine blütenweiße Weste hatte. Er hatte nach allen Regeln der Politkunst die Nachricht durchsickern lassen, dass sie undercover tätig gewesen sei und dass man die Berichte über ihre Verfehlungen getürkt habe, um einen wirklich üblen Bösewicht aus seinem Versteck zu locken. Anna war für ihren ›entschlossenen Einsatz zum Wohle des Vaterlandes‹ von der Regierung belobigt worden. Konkrete Einzelheiten im Zusammenhang mit dem Einsatz blieben unerwähnt. Immerhin hatte ihr das Belobigungsschreiben zu einem Job als Vize-Präsidentin bei Knapp Incorporated verholfen, wo sie mit dem Bereich ›Risikovermeidung‹ betraut worden war.

Denneen beugte sich vor, gab Anna einen Kuss auf die Wange und wandte sich dann an Ben. »Eher müsste ich mich bei Ihnen bedanken«, sagte er. »Und das wissen Sie auch. Egal, das ist Schnee von gestern. In der ICU hab ich im Augenblick nur eine Aufgabe: wieder Ordnung schaffen! Irgendwann will ich meiner Mutter sagen können, dass ich wirklich was tue für mein Geld.«

»Ben.« Anna stellte ihm den kleinen dunkelhäutigen Mann vor, der neben Denneen stand. »Ramón Perez, ebenfalls ein sehr lieber Freund.«

Wieder ausgiebiges Händeschütteln. Ramón lächelte und zeigte seine strahlend weißen Zähne. »Sehr erfreut«, sagte er und deutete ein Nicken an.

Anna hakte den immer noch lächelnden Ramón unter und führte ihn ein paar Schritte zur Seite.

»Du grinst wie ein Honigkuchenpferd«, sagte Anna lachend. »Was ist los? Was ist so lustig?«

Ramón schüttelte nur den Kopf. Dann wies er mit einer leichten Kopfbewegung erst in Bens Richtung und dann in die Annas. Die ganze Zeit hörte er nicht auf zu lächeln.

»Ach so«, sagte sie schließlich. »Jetzt hab ich's kapiert. Du denkst: ›Was für eine Verschwendung.‹ Stimmt's?«

Ramón zuckte nur mit den Schultern, widersprach jedoch nicht.

Anna schaute hinüber zu Ben, der ihren Blick erwiderte. »Tja, Ramón, da kann ich nur sagen - ganz im Gegenteil, ganz im Gegenteil.«

Nachdem alle gegangen waren, verließen auch Anna und Ben das Metropolis. Ein Lincoln Town Car von Hartman Capital wartete auf sie. Der Fahrer hatte sie kommen sehen, war aus dem Wagen gesprungen und stand bereit, um ihnen die Tür zu öffnen. Hand in Hand gingen Anna und Ben durch den leichten Nieselregen auf die Limousine zu. Die Straßen glänzten in der Abenddämmerung.

Plötzlich bekam Ben eine Gänsehaut. Der Fahrer war merkwürdig jung, er sah fast wie ein Halbwüchsiger aus. Er war zwar nicht sonderlich groß, aber sehr kräftig gebaut. Bilder rasten durch Bens Gehirn - Bilder eines Albtraums, aus dem er gerade erst erwacht war. Er umfasste Annas Hand fester.

Jetzt drehte der Fahrer den Kopf und schaute Ben an. Das durch die Bogenfenster des Metropolis auf den Gehweg fallende Licht beleuchtete das Gesicht des jungen Mannes. Es war

Gianni. Er hatte Max Hartman in den letzten beiden Jahren gefahren - ein jungenhafter, temperamentvoller Bursche. Schwungvoll nahm er seine braungraue Mütze ab.

»Mr. Hartman!«, rief er und zeigte seine Zahnlücken.

Ben und Anna stiegen ein, und Gianni warf die Tür zu. Dann lief er um den Wagen und setzte sich ans Steuer.

»Wohin, Mr. Hartman?«, fragte Gianni.

Ben schaute auf die Armbanduhr. Die Nacht war noch jung, und morgen hatte er keine Schule. »Wohin, Miss Navarro?«, fragte er.

»Wohin Sie wollen«, sagte sie. »So lange Sie mich begleiten, Mr. Hartman...« Sie nahm seine Hand und legte ihren Kopf an seine Schulter.

Ben atmete tief ein und spürte die Wärme ihrer Wangen. Er war mit sich im Frieden. Ein merkwürdiges, vollkommen ungewohntes Gefühl.

»Fahr einfach los, Gianni«, sagte Ben. »Irgendwohin, nirgendwohin. Egal. Fahr einfach.«

50. KAPITEL

USA TODAY

Richterin am Obersten Gerichtshof tritt zurück

Präsident Maxwell brachte sein ›außerordentliches Bedauern‹ und gleichzeitig sein ›vollstes Verständnis‹ für die Entscheidung von Richterin Miriam Bateman zum Ausdruck, die am Ende der laufenden Sitzungsperiode aus dem Obersten Gerichtshof ausscheiden will. Präsident Maxwell ließ verlauten, dass er und seine Berater in Kürze einen ›reiflich überlegten Vorschlag‹ für einen Nachfolger unterbreiten würden. ›Angesichts der von Richterin Bateman gesetzten Maßstäbe für Rechtschaffenheit und Weisheit liegt die Messlatte für jeden Kandidaten sehr hoch. Wir werden mit der gebotenen Bescheidenheit und Unvoreingenommenheit einen geeigneten Kandidaten auswählen‹, sagte der Präsident in einer Pressekonferenz. Dennoch wird in gut informierten Kreisen schon eine Namensliste gehandelt, die den Kreis der Anwärter...

THE FINANCIAL TIMES

Fusionsgespräche zwischen Armakon und Technocorp

Die ungewöhnliche Verbindung zweier Erfolgsunternehmen der New Economy wird immer wahrscheinlicher. Sprecher des in Wien ansässigen Agro- und Biotechnologie-Konzerns Armakon und des in Seattle beheimateten Software-Giganten Technocorp bestätigten erste Gespräche über eine Fusion. »Die Felder Bio- und Computer-Technologie überschneiden sich zunehmend, gleichzeitig wird die Software-Entwicklung immer anwendungsorientierter«, sagte der Vorstandvorsitzender Arnold Carr von Technocorps gegenüber Reportern. »Obwohl wir schon in der Vergangenheit als strategische Partner agiert haben,

sind wir der Meinung, dass ein formaler Zusammenschluss die Wachstumsperspektiven beider Unternehmen auf lange Sicht verbessert.« Ein prominentes Mitglied des Technicorps-Aufsichtsrats, der frühere Außenminister Dr. Walter Reisinger, ließ verlauten, dass die Aufsichtsräte beider Unternehmen die Entscheidung befürworteten. Laut Reinhard Wolff, dem leitenden Direktor von Armakon, würde die Fusion die Notwendigkeit kostenintensiver Ausgliederungen von Forschungsvorhaben überflüssig machen und somit zu Kostenersparnissen in Milliardenhöhe führen. Was die Details betreffe, vertraue er voll und ganz auf die »Sachkenntnis und Reputation« der die Verhandlungen führenden Vorstände der beiden Unternehmen.

Maßgebliche Anteilseigner begrüßen die Fusionsgespräche. »Der Zusammenschluss wird uns stärken«, heißt es in einer vorab veröffentlichten Stellungnahme von Ross Cameron, dessen Sante Fe Group 12,5 Prozent von Technocorps Aktien der Serie A hält. »Das neue Unternehmen wird zum Fortschritt der Welt einiges beizutragen haben.«

In einer gemeinsam herausgegebenen Presseerklärung heißt es, dass das neu formierte Unternehmen die Weltmarktführerschaft auf dem Sektor Gesundheitswissenschaft anstrebe.

»Armakons umfassende Forschungen auf dem Gebiet der Biotechnologie in Verbindung mit den gewaltigen Mitteln von Technocorps«, so Wolff, »wird das neue Unternehmen in die Lage versetzen, auf dem Gebiet der Biowissenschaft zu Erkenntnissen zu gelangen, die heute noch gar nicht zu ermessen sind.«

Bei den Analysten der Wall Street stieß die mögliche Fusion auf ein geteiltes Echo...